

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.
1835.

Viertes Quartal.



Herausgegeben von *Johann Schickl's sel. Witwe.*

Verantwortlicher Redacteur *Friedrich Wittbauer.*

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

1835

Band, Literatur, Theater

und

M. v. C.

1835

Wiener Zeitung

1835

Verlag des Verlags

Verlag des Verlags

Verlag des Verlags

Inhaltsverzeichnis

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Viertes Quartal 1835.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Kritische Anzeigen der auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

Im k. k. Hofburgtheater.

Das goldene Kreuz. Schauspiel in 2 Aufzügen. Nach la Croix d'or, frey bearbeitet von F. A. Kurländer. 953.

Die Tochter des Geizigen. Schauspiel in 3 Aufzügen nach dem Französischen des Bayard von F. A. Kurländer. 1043.

Gastspiele im k. k. Hoftheater nächst der Burg.

Des Herrn Kettich und der Madame Kettich, gebornen Gien, vom königlich-sächsischen Hoftheater. 1074. 1122.

Der Demoiselle Charlotte Hagn, königlich-preussischen Hofschauspielerinn. 1194. 1259.

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Die Ballnacht. Große Oper in 5 Acten. Nach dem Französischen des Scribe. Musik von Auber. Die scenarische Ausstattung nach den Zeichnungen des Herrn P. von Stubenrauch. 963.

Emma, oder die Übereilung. Singspiel in 3 Acten. Nach Planard, von Carl Freyherrn von Braun. Musik von Auber. 1051.

Die ausgeborgten Frauen. Posse in einem Acte. 1052.

Acht Monate in zwey Stunden, oder Lohn kindlicher Liebe. Historisches Ballet in 5 Acten und 2 Abtheilungen von T. Casati. Musik vom Capellmeister Pugnny. 1140.

Das Doppelduell. Komische Operette in einem Acte. Nach dem Französischen. 1243.

Gastspiele im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Der Demoiselle Henriette Carl, ersten Sängerinn der italienischen Oper zu Madrid. 1099.

Im k. k. priv. Theater an der Wien.

- Zu ebener Erde und erster Stock, oder die Launen des Glückes. Local-Posse mit Gesang in 3 Aufzügen von Herrn Nestroy. Musik von Herrn Adolph Müller. Die neue Decoration von H. H. Sachimovich und de Pian. 955.
- Belisar. Romantisches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Eduard v. Schenk, mit Musik von dem königlich-baierischen Hofmusik-Intendanten, Freyherrn v. Poissl. 1060.
- Jacopo, der Bandit von Venedig. Romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen, nebst einem Vorspiele: Der Wettkampf der Gondolieri. 1084.
- Der Königsstuhl am Rhein, oder die Brautwerbung. Großes Ritterchauspiel in 5 Aufzügen. 1108.
- Verrath aus Liebe, oder edle Rache und Weiblichkeit. Schauspiel in 3 Aufzügen nach dem Französischen (?) von Sigmund Gottlieb. 1131.
- König Eduard vor Calais. Schauspiel in 4 Aufzügen. 1147.
- Die Mißverständnisse. Local-Posse mit Gesang in 3 Aufzügen, mit Musik von Herrn Adolph Müller. 1164.
- Die Geopferten, oder die Ruinen von Anzur. Drama in 4 Aufzügen von Ritter Braun von Braunthal. Vom Verfasser für diese Bühne eingerichtet. 1170.
- Gottlieb Roke in Plymouth, oder das Herz von Rubinen. Schauspiel in 5 Aufzügen, für diese Bühne bearbeitet vom Beneficianten Herrn Spielberger 1204.
- Der gespenstige Schiffer. Melodramatisch-romantisches Zauberpiel in 3 Acten, nebst einem Vorspiele: Der Schicksalspruch. 1219.
- Hans Hasenkopf als Liebhaber, Farbenreiber und Mäler. Local-Posse mit Gesang in 3 Aufzügen, mit Musik von Herrn Ott. 1235.

Gastspiele im k. k. priv. Theater an der Wien.

- Des Herrn Wallner vom ständischen Theater zu Laibach. 1260.

Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

- Traumleben, oder die Zufriedenheit, die Quelle des Glückes. Romantisch-komisches Zauberpiel mit Gesang, Tanz und Tableau in 3 Aufzügen. Musik von Herrn Capellmeister Kreuzer, Tänze von Herrn Fabbi, Decorationen von Herrn Sachimovich. 1003.
- Erziehung macht den Menschen, Lustspiel in 3 Aufzügen, von Ayrenhoff. 1036.
- Die Einfalt vom Lande. Original-(?) Lustspiel in 4 Aufzügen von Dr. Carl Töpfer. 1068.
- Der Ziegeldecker. Posse mit Gesang in 2 Aufzügen, nach Angely. 1132.
- Pietro Metastasio. Historisches Lustspiel in 4 Aufzügen. Nach dem Italienischen des Federici von W. Blum. 1155.
- Capricciosa. Lustspiel in 3 Aufzügen. Nach Federici von Carl Blum. 1188.
- Der Krieg mit dem Onkel. Original-Posse in 4 Aufzügen von Dr. Carl Töpfer. 1220.

Gastspiele im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

Des Herrn Schunk und Akademie des Herrn L. Schwarzböck. 972.

Des Herrn und der Madame Rettich. 1116.

Sagen, Geschichten, Anekdoten, Erzählungen, Novellen.

Vaterländische Sagen. Ein Märchen vom Schneeberg. 965. 973.

Eine Alltagsgeschichte, von Max Löwenthal. 981. 989. 997. 1005. 1013. 1021.

Die Nacheschwestern, eine historische Anekdote von Moshammer. 1016.

Der Freyschütze, oder der 14. October 1582. Eine deutsche Sage von Joseph Ferdinand Weigl. 1045. 1053.

Die Hausgenossen, Erzählung von Carl Hanisch. 1061. 1070. 1078. 1085. 1093. 1101. 1109. 1117. 1125. 1133. 1141.

Der Weise und der Narr. Von Johann Gabriel Seidl. 1162.

Der Vampyr, eine Erzählung von F. S. Christmar. 1197. 1205.

Der Pudel, Novelle von Fr. Theodor Ehrlich. 1213. 1223. 1231. 1237. 1245.

Der Wahn. Eine wahre Begebenheit um das Jahr 1770. — 1261.

Gedichte, Sonnete, Lieder, Elegien, Romanzen.

Der Einsame am Clavier, von C. A. Kaltenbrunner. 953.

Die Gletscherleiche, von Ludwig Keland. 962.

Die Nachtigall und der Sperling, von C. Hanisch. 968.

Aus meiner Reisemappe, von Profesch. 976. 1233.

Freithoffage, von Tschabuschnigg. 985.

Die feindlichen Brüder des Euripides, von Budik. 1001.

Sucht! sucht! von Nicolaus Lenau. 1009.

Eithon, von Ernst Freyherrn v. Feuchtersleben. 1025.

Die Meeresrose, von H. Kletke. 1033.

Ein! von H. Kletke. 1057.

Chafelen, von Levitschnigg. 1065. 1129.

Medea, von Budik. 1072.

Kampf, von H. Kletke. 1081.

Chafel, von C. A. Kaltenbrunner. 1089.

Die Königswahl, von H. Kletke. 1105.

Sonnenblume, von Ernst Freyherrn v. Feuchtersleben. 1112.

Ermannung, von Ernst Freyherrn v. Feuchtersleben. 1136.

Meine Lieder. 1152.

Abschied, von Maximilian Löwenthal. 1162.

Bitte, von H. Kletke. 1168.

Genesung, von Dr. G. Ritter v. Frank. 1177.

Dorothea. 1192.

Geliebte! von H. Kletke. 1200.

An meine Lieder, von F. F. Lumaü. 1208.

An die Ferne, von H. Kletke. 1217.

Die Veitstentleiche, von Johann Gabriel Seidl. 1226.

Der Weihnachtsmorgen, von H. Kletke. 1241.
Winterblüthen 1835, von Julius Berboni di Spofetti. 1247.
Das Wunderschiff, von Braun v. Braunthal. 1256.
Am Sylvesterabende, von E. Straube. 1265.

Charaden.

Charade von M. Enk. 1097. Auflösung derselben. 1108.

Bildende Kunst.

Kunstanzeige. Der erschlagene Siegfried inmitten seiner Freunde und Feinde. Scene aus dem Nibelungenliede, dargestellt in einem historischen Bilde von Kahl dem Sohne. Von Fr. Wähler. 1249.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden. 1027. 1058. 1210. 1234. 1242.
Mittheilungen aus London. 1025. 1057. 1091. 1145. 1153. 1178. 1202.
München. 986. 994. 1066. 1073. 1081. 1121. 1129. 1137.
Paris. 977. 1163. 1169.
Prag. 969. 979. 1011. 1019. 1034. 1098. 1107. 1114. 1154. 1187. 1211. 1218. 1227.
1256. 1266.

Concert-Anzeige.

Concert des Herrn Carl v. Vocklet. 1148.
Concert der H. H. Joseph und Anton Khayll. 1172.
Concert des dreizehnjährigen Heinrich Ehrlich, Schüler des Herrn C. M. v. Vocklet. 1180.
Concert des Herrn Carl v. Vocklet. 1220.
Concert der Madame Anna Milder, königlich-preussischen Hoffängerinn. 1244.

Musicalische Beurtheilungen.

Das Oratorium: „David,“ von Bernhard Klein. 1083.
Concerte der dreizehnjährigen Violinspielerinn Therese Ottavo. 1139.
Concert der Brüder Joseph und Anton Khayll. 1242.
Concert des dreizehnjährigen Heinrich Ehrlich. 1243.
Concert des Herrn Heinrich Brod, ersten Oboisten des italienischen Theaters in Paris und der königlichen Akademie der Musil. 1244.
Concerte des Herrn Carl v. Vocklet. 1267.

Literatur.

Für Kalobotik, Kunst, das Leben zu verschönern, als neu tauggestecktes Ziel menschlichen Strebens. Winke zur Erhöhung und Beredlung des Lebensgenusses. Von Wilhelm Braun. Wien, Gerold, 1835. VI. und 257 S. Von — pp. — 988.

- Gutenstein. Novelle von Emanuel Straube. Leipzig, 1835, bey Christian Ernst Kollmann. Klein 8. 194 S. von F. v. F. 1035.
- Gemeinnütziger und erheiternder Haus-Kalender 2c. auf das Schaltjahr 1836. Redigirt von Joseph Ritter v. Seyfried. Wien. Druck und Verlag bey Anton Strauß's sel. Witwe. Von — pp. — 1084.
- Gedenke mein. Taschenbuch für 1836. Fünfter Jahrgang. Mit acht Kupfern und Stahlstichen. Wien und Leipzig. Verlag von Fr. W. Pfautsch. 320 S. 1131.
- Iduna. Taschenbuch für 1836. Sechzehnter Jahrgang. Ebendasselbst 127 Seiten. Von — pp. — 1131.
- Geschichts- und Erinnerungs-Kalender für das Jahr 1836. Ein nützliches Tagebuch für alle Stände 2c. Von R. A. Schimmer, mit Beiträgen von Dr. J. W. Fischer. Wien. Söllinger. Von — pp. — 1139.
- Aurora. Taschenbuch für 1836. Herausgegeben von Johann Gabriel Seidl. Zwölfter Jahrgang. Wien bey H. Buchholz. 1258.
- Das Weisheit. }
 Der Freund des schönen Geschlechts. } Taschenbücher für 1836. Eben da. 1258.

Literarische Beurtheilungen.

- über Littrou's Werk: Die Wunder des Himmels, oder gemeinschaftliche Darstellung des Weltsystems. Von Friedrich Wöhner. 1041. 1048.

Topographische und ethnographische Mittheilungen.

- Die Sensenberg-Klam, von Pichler. 1113.
- Bilder aus Salzburg und seiner nächsten Umgebung. Von Eduard Silesius. 1157. 1165. 1173. 1181. 1189.

Biographische Beyträge.

- Die Geschichte des Mohren von Venedig. Von A. v. B. 1144.
- Franz Ferg. Ein Beitrag zu Österreichs Kunstgeschichte. Von Budif. 1209.

Aphorismen und Denkprüche.

- Aphorismen von Jauper. 1066. 1106. 1129. 1227.
- Denkprüche. 1233. 1249.

M a n n i g f a l t i g e s.

- über die Wiederaufnahme der feyerlichen Dichterkrönungen. Von P. A. Budif, k. k. Bibliothekar. 949. 957.
- Das Bild des berühmten venetianischen Seefahrers, Marcus Martinovich zu Perasto in der Provinz Cattaro, mitgetheilt von Fedor Grafen v. Karaczay. 968.
- Elemente der künstlerischen Composition, von Ernst Freyherrn v. Feuchtersleben. 992.
- über die Dichterkrönungen in Deutschland. Von P. A. Budif, k. k. Bibliothekar. 1029. 1037.

Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1835. — 1002. 1009. 1017.
Das k. k. technische Cabinet in Wien. Von N. Fürst. 1089.
Die Pest in Wien im Jahre 1679. Ein Fragment aus dem Tagebuche eines schlesischen Edelmannes. 1149.
Zeitbilder aus Paris. Die Kaufläden, Restaurants und Kaffeehäuser. 1185. 1192. 1201.
Die Tapeten von Westmünster. 1253.

Vermischte Anzeigen.

Bekanntmachung. 1221.

Ankündigung. 1221.

Beilagen.

Allgemeines Notizenblatt. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52.

Bildniß des Herrn Johann Schich, Gründers des Institutes dieser Zeitschrift, lithographirt von Kriehuber. Nr. 125. Seite 1012.

Musikbeilage. Schiffslied, von N. Lenau, in Musik gesetzt von B. Randhartinger, zu Nr. 131. Seite 1044.

Ein Wagenbild Nr. IV. zu Nr. 143. Seite 1156.

Wiener Neubleformen Nr. IV. zu Nr. 149. Seite 1204.

Außerordentliche Beilage: Umriss von Herrn Rahl's Bild. 1252. (Siehe: Bildende Kunst. 1249.)

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 1. October 1835.

118

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl., 12 fr. halbe u. 26 fl., 24 fr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ueber die Wiederaufnahme der feyerlichen Dichterkrönungen.

Von P. A. Budif, k. k. Bibliothekar.

Als nach Roms gesunkenen Herrlichkeit auch die Sonne der Künste und Wissenschaften unter sank, und Italien durch den Einbruch wilder Völkerstämme ein gräuervoller Schauplatz der Zerstörung ward, verlor sich allmählig auch die Sitte der Dichterkrönung, weil man einerseits jede Erinnerung an die Feste und Spiele des Alterthums unterdrücken wollte, andererseits aber die heftigen Stürme, die damals ganz Europa erschütterten, den Musen keinen friedlichen Aufenthalt in ihrem Tempel mehr verstattet hatten.

Zwar gingen aus den Trümmern des umgestürzten Tempels noch einige Dichter hervor; aber es waren nur Schattenbilder, welche die Sonne des Augustus nicht mehr beschien, und vielleicht liegt eben darin, daß keiner dieser Dichter sich über die Mittelmäßigkeit erhob, auch der Grund des Verfalls der capitolinischen Krönung, da zu ihrer Erlangung früher nur das entschiedene Übergewicht des Talentes berechtigt hatte.

Martene behauptet, die Sitte der Dichterkrönung sey schon im 12. Jahrhundert wieder eingeführt worden; nennt aber keinen Dichter, dem die Ehre dieser Auszeichnung zu Theil geworden ist. Der heilige Bonaventura erzählt, der heilige Franciscus hätte einen jungen Mann für seinen Orden gewonnen, der von dem Kaiser Friedrich selbst zum Dichter gekrönt, und seit dieser Zeit König der Pieder genannt wurde. Es ist gewiß, daß im Beginnen des 13. Jahrhunderts die verschiedenen akademischen Titel Baccalaureus, Licentiat und Doctor ihre Aufnahme fanden, als man die bisher übliche Benennung „Magister“ abschaffte. Petrus Lombardus, der als Professor an der Universität zu Paris seiner vielumfassenden Kenntnisse wegen den Titel „Magister scientiarum“ führte, soll der erste, diese Benennung abgeschafft, und statt ihrer den Titel „Doctor“ eingeführt haben; in welcher Reform er einen Nachfolger an dem Professor zu Bologna, Gratianus, gefunden hat. Mit der ihrer Wissenschaft gebührenden Achtung wurde das Haupt der Doctoren mit dem Lorbeer bekränzt, weshalb sie Doctores laureati genannt wurden.

Man fing an, die Dichtkunst als eine vierte Facultät zu betrachten, allein sie war noch in der Wiege; alles, wodurch sie sich in der Zeit des Alterthums ein so gewaltiges Ansehen verschafft hatte, fehlte ihr, und so war es natürlich, daß ihr der Platz hinter der Medicin, Theologie und Rechtsgelehrsamkeit angewiesen wurde. Selbst der göttliche Dante hatte sich keiner förmlichen Krönung zu erfreuen. Villani sagt zwar: Dante wäre mit großem Pompe im Dichtergewande begraben worden (*fu sepolito a grande honore in habito di Poeta*); aber wie dieses Kleid beschaffen war, durch welchen Ausspruch es dem Dichter angelegt wurde, und ob man ihn deshalb unter die gekrönten Dichter zählen müsse, ist daraus mit Bestimmtheit nicht anzugeben. Vannetti, der Dante's Leben umständlich beschreibt, erwähnt nichts davon. Erst Bernardo Bembo ließ der verehrten Asche des Dichters ein Denkmal mit folgender Inschrift setzen:

Dante, in diesem niedrigen Grab' hier ruhet dein Staub; nicht
Einem Theile der Welt warst du im Leben bekannt;
Aber jetzt prangt dir ein Mal von Marmor über der Asche,
Und es umstrahlet dein Haupt herrlich verklärender Glanz:
Denn von heiliger Liebe durchglüht für Latiums Musen
Sahste dir Bembo dieß Mal, dir, der ihr Günstling du warst.

Über diesem Grabmale erscheint Dante's Porträt (ein herrliches Werk des Bildhauers Peter Lombardo) mit lorbeerumkränzter Stirne; allein die Gründung dieses Denkmals fällt erst in das J. 1483, wo die Sitte der förmlichen Dichterkrönung in den meisten europäischen Ländern bereits einheimisch geworden.

Einer der ersten, welche den Titel eines gekrönten Dichters führten, war Albertinus Mussatus (Muratus), der den Dante nur um vier Jahre überlebte. Dieser Mann war es, in dem sich ein nahe Wiederkehren der classischen Literatur angekündigt hatte. Nachdem er zu Florenz ausgezeichnete Ehrenstellen als Gesandter und Anwalt seines Vaterlandes begleitet hatte, kehrte er nach Padua, seinem Geburtsort, zurück, wo er bald wegen seiner Gelehrsamkeit und des reinen Styls in seinen lateinischen Gedichten so hoch in der Meinung seiner Mitbürger stieg, daß Albert, Herzog von Sachsen, damaliger Rector des Gymnasiums zu Padua, sich bewogen fand, ihm die Dichterkrone selbst aufzusetzen. Diese Auszeichnung wurde durch ein Decret der Akademie alle Jahre am Christtage wiederholt. Mit klingendem Spiel und brennenden Fackeln zogen die Studierenden aus dem Innern des akademischen Gebäudes in das Haus des gefeyerten Dichters, dem sie nach einer kurzen Anrede eine dreysache Krone reichten. Bey dieser Gelegenheit wurde sein ursprünglicher Familienname Mussius in Musaptus (*Musis aptus*) verändert, aus welchem später Mussatus entstand. Außer zwey geschägten Trauerspielen: „Achilleis“ und „Ecelinus“ und mehreren lateinischen Gedichten, hinterließ er auch zwey bedeutende historische Werke: *De gestis Henrici VII. Imper. Germ. libr. XVI.* und *de gestis Italarum post Henricum libr. XII.*, deren Drucklegung der venetianische Senator Molini besorgte.

Eine größere Ähnlichkeit mit den capitolinischen Spielen hatten die im Jahre 1323 in Frankreich gegründeten Blumenspiele (*Jeux floraux*). Sieben Männer, Freunde der schönen Redekünste, luden alle Meistersänger (*Troubadours*) der Provence ein, am 1. May des kommenden Jahres 1324 in Toulouse zu erscheinen und dort ihre Gedichte zu lesen. Das Vorzüglichste sollte den

Preis erhalten, der in einem goldenen Weilchen bestand. Die Einrichtung gefiel, und schon im folgenden Jahre 1325 wurde ein Kanzler und ein Secretär an dieser neuen Akademie ernannt. Die sieben Gründer derselben erhielten den Titel: *Mainteneurs*, um anzuzeigen, daß sie für die Erhaltung der aufblühenden Akademie sorgten. In der Folgezeit wurden noch zwey andere Preise dem goldenen Weilchen beygegeben, eine wilde Rose zum zweyten, eine Ringelblume zum dritten Preise. Wer den ersten Preis erhielt, hieß *Baccalaureus*; wem aber alle drey Preise zuerkannt wurden, der durfte sich *Doctor der Dichtkunst* (*gaie-science*) nennen. Das Diplom war in Versen geschrieben; in Versen wurde es von dem Bewerber (*aspirant*) begehrt, und eben so antwortete der Kanzler. *Clemence Isauze* vermachte um das Jahr 1540 den größten Theil ihres ansehnlichen Vermögens der Stadt *Toulouse*, und dieses Vermächtniß sollte zum Ankaufe der Preise, wozu sie goldene und silberne Blumen bestimmte, verwendet werden.

Je eifriger der Dichtkunst gehuldigt wurde, je glänzender ging diese Huldigung auf die Dichter selbst über, die in *Petrarca's* feyerlicher Krönung den höchsten Grad erreichte. Mit diesem Manne, dem *Camillus* der classischen Literatur, ging der Wissenschaft das herrlichste Morgenroth auf, dessen erwärmende Strahlen sich allmählig über ganz Europa verbreitet hatten. Nicht die Eitelkeit zu befriedigen, sondern gegen die vielfachen Verfolgungen, welchen er und seine Kunstgenossen ausgesetzt waren, einen starken Damm zu setzen, war sein Wunsch. Denn es war hinreichend, Verse zu machen, um eines Irreglaubens oder der Zauberey verdächtig zu werden. Man konnte sich keinen Dichter denken, der in den Stunden seiner Begeisterung nicht zugleich geheimen Umgang mit den Dämonen hätte. Diese Idee war in Bezug auf die Dichtkunst richtig, allein in Bezug auf den Dichter falsch. Unter diesen, die in der Dichtkunst etwas Dämonisches finden wollten, und daher die Dichter mit feindseliger Härte verfolgten, befand sich auch der *Dominicaner Solipidius*, der als *Großinquisitor* eine gefahrvolle Epoche für den freyeren Aufschwung der dichterischen Phantasie herbeigeführt hatte.

Als *Petrarca* eines Tages sowohl von dem Senate zu Rom als von der *Pariser Universität* schriftlich die Aufforderung erhielt, sein Haupt mit dem Dichterlorbeer krönen zu lassen, ward er auf das angenehmste überrascht, doch blieb er längere Zeit unentschieden, ob er Rom oder Paris zum Krönungsschauplatz wählen solle. Endlich siegte das Zureden des *Cardinals Colonna* über den Schwankenden und *Petrarca* entschied sich für Rom. Bevor er jedoch seine Reise dahin angetreten hatte, wollte er sich den Schutz (*Patrocinium*) des mächtigen Königs von Neapel, *Robert*, gewinnen. Er kam in Neapel an, und stellte sich dem König vor, der in ihm nicht so den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, als den Zauber seiner Sprache und seines Benehmens bewunderte; besonders aber war er von der Schönheit des Gedichtes „*Africa*“ so lebhaft durchdrungen, daß die Zueignung desselben einer seiner sehnlichsten Wünsche ward. Vor einer zahlreichen Versammlung wurden nun *Petrarca* von dem König schwierige Fragen aus allen Zweigen der schönen Redekünste, Geschichte, Philosophie und Philologie gestellt. Drey Tage dauerte die Prüfung, in welcher die Antworten des Geprüften Lob und Bewunderung erregten. Der König wollte sogleich mit eigener Hand die Krönung vornehmen; allein er änderte seinen Entschluß, weil es schon früher be-

stimmt war, dieses seit einem Jahrtausend nicht mehr gesehene Fest auf dem Capitol, dem Zeugen so vieler Triumphe, mit möglichstem Prachtaufwande zu feiern. Um aber doch dem Dichter einen glänzenden Beweis seiner Achtung zu geben, nahm der König seinen Mantel und hing ihn Petrarca mit dem Wunsche um, er möchte dieses Ehrenkleid auch bey der feyerlichen Krönungszeremonie tragen; gab ihm sodann ansehnliches Geleite mit dem Auftrage, Petrarca überall mit Verehrung zu begegnen. Diese Auszeichnung vergrößerte Robert noch durch das Schreiben vom April 1341, in welchem er Petrarca seinen geistlichen Rath, vertrauten Hausfreund, und seinen Gast (Presbyterum et familiarem suum domesticum ac de suo hospitio) nannte.

Endlich brach der denkwürdige Tag heran, es war der 8. April 1341, wo Petrarca in das Capitol geführt wurde. Achtzehn Jünglinge, Lorbeerkränze tragend, begleiteten ihn. Der Adel, der Magistrat von Rom, die Bürgerschaft, selbst das Volk aus den entferntesten Städten strömte herbey, an dem großen Schauspiel Theil zu nehmen. Nachdem Petrarca in einer kurzen Rede den Senat und das Volk begrüßt, und der ewigen Stadt Glück und Segen gewünscht hatte, empfing er den Lorbeerkranz; sodann las er ein italienisches Gedicht vor, in welchem er den Ruhm der alten Helden Roms besang, und das mit einem so stürmischen Beyfall aufgenommen wurde, daß der Name des Dichters tausendstimmig durch die Luft scholl. Darauf wurde ihm zum bleibenden Denkmal der Achtung das römische Bürgerrecht ertheilt. Vom Capitol ging der Zug in die vaticanische Basilica, wo Petrarca Gott für die Freuden dieses Tages dankte, und vom Gefühle der Frömmigkeit durchdrungen, den Lorbeerkranz auf den Altar legte. Ein prachtvolles Gastmahl, das der Cardinal Colonna gab, an welchem alle Theil nehmen durften, die nur das Mindeste zur Beherrschung der Krönung beytrugen, machte den Beschluß dieses interessanten Schauspiels.

Die Krönung Petrarca's hatte aber außer dem, daß die Unsterblichkeit seines Namens durch ganz Europa ertönte, noch den besonderen Vortheil, daß er unter dem Lorbeer dem Bannfluche gegen die Zauberer sich entziehen konnte. Und sollte der Dichter in der glücklichsten Stunde seines Lebens, bey dem Anblicke des Lorbeers, nicht an seine geliebte Laura gedacht haben? Welch eine schöne Bedeutung haben die Verse:

Mit diesen ich den Zweig des Ruhmes pflückte,
Womit ich, der Geliebten zum Gedächtniß,
Mir vor der Zeit vielleicht die Schläfe schmückte.

Übrigens machte diese Auszeichnung, deren nur ein römischer Triumphator sich erfreuen konnte, auf Petrarca in seinem Greisenalter keinen erhebenden Eindruck. „Diese Krone,“ schrieb er, „hat mich weder weiser noch bededter gemacht. Sie diente nur dazu, den Neid gegen mich zu entfesseln, und mich der Ruhe zu berauben, deren ich genoß.“ Diese gerechte und tiefempfundene Klage wurde ihm übel gedeutet, und Maffei selbst — Maffei, der in Hinsicht seiner Kenntnisse unter die seltenen Erscheinungen seines Jahrhunderts gehört, war der Mann, der gegen die ohnehin verwundete Brust des Dichters noch einen zweyten Pfeil abschoss, und in diesen Worten nur die Stimme versteckter Eitelkeit zu hören glaubte.

(Der Schluß folgt.)

Der Einsame am Clavier.

Wie tief in der Seele füllt mich dein Klang,
Du treugeliebtes Clavier!
Du bist Harmonie, dein Wort ist Gesang,
Es ruft mich so laut zu dir!

Du freundliche Muse, die d'rinnen wohnt,
Am Abend spiel' ich mit dir!
Die ruhende Welt beleuchtet der Mond, —
Du tönest — wie wohl ist mir!

Ich singe das Glück der Liebe vor dir,
Und nenne dir jedes Leid,
Und Alles beglücktest — erwiederst du mir,
Gefährte der Einsamkeit!

Oft, wenn es im Busen mich drängt und preßt,
Wie stürmest und rauschest du wild!
Und wenn mir die Sehnsucht das Auge näßt,
Wie klingst du dann wieder so mild!

Ob wohl oder weh mir im Herzen geschieht,
Ich sage und klag' es nur dir!
Du tröstender Freund, du fühlst es ja mit,
Du leidest und freust dich mit mir! —

E. A. Kattenbrenner.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 26. September zum ersten Male: „Das goldene Kreuz.“ Schauspiel in zwey Aufzügen, nach „la Croix d'or“ frey bearbeitet von F. A. von Kurländer.

Der junge Gastwirth Moriz Pilois hat bey der großen Recrutenaushebung in Frankreich 1812 das verhängnißvolle Loos der Trommel gezogen. Mit dieser Nachricht kehrt er zu den harrenden Angehörigen, seiner Braut Luise und seiner Schwester Katharine zurück. Beyde hängen mit ganzer Zärtlichkeit an ihm, sinnen also hin und her, wie der geliebte Moriz von seiner schrecklichen Bestimmung zu retten sey. Am eifrigsten zeigt sich hiebey die heitere aber entschlossene Katharine, welche im Enthusiasmus schwesterlicher Liebe demjenigen, der als Stellvertreter für ihren Bruder ins Feld ziehen will, alle ihre geringen Habseligkeiten, selbst das einzige Erbtheil ihres Vaters, ein goldenes Kreuz mit seinen Haaren, ja endlich sich selbst als Braut gelobt, wenn dieser Stellvertreter nach zwey Jahren zurückkehren und ihre Hand gegen das goldene Kreuz eintauschen werde. Die ganze Verhandlung hierüber wird, ohne daß die Familie es ahnet, im Nebenzimmer von einem Unbekannten belauscht, dem die mitleidige Katharine, während der Abwesenheit ihres Bruders, Obdach vor dem Unwetter gegeben hatte, und der, als man seiner wieder gedenkt, verschwunden ist. So kommt die Stunde heran, in der Moriz die Seinen verlassen soll, der Wachtmeister Remy erscheint, wie Moriz nach der Verabredung glaubt, um ihn abzuholen, bringt aber, statt der Marschordre, Morizens Befreiungsschein und einen Brief an Katharinen. In diesem heißt es, daß der zärtlichen Schwester Gelübde angenommen worden, und daß der Stellvertreter Morizens nach zwey Jahren sich zur Einforderung des von Katharinen versprochenen Preises stellen werde. Ungekannt von Allen, dem Namen wie der Person nach, zieht er mit seinen Kriegsgenossen dem Norden zu. — Die zwey Jahre sind vorübergegangen. Luise ist Morizens Frau und bereits Mutter geworden; Moriz, der gezwungen nicht Soldat werden wollte, ist seit einem Jahre als Freywilliger für sein Vaterland ins Feld gezogen, und kehrt nun, nach beendigtem Kriege, mit seinem Rittmeister, der sein Freund und zugleich Lebensretter ist, in die Heimat zurück, wo Katharine, treu ihrem Worte, des ungekannten Verlobten harret. Der Rittmeister, ein schwermüthiger, vom Unglück verfolgter Mann, wird von der Familie mit aller Herzlichkeit aufgenommen; Katharinen's Reize und Charakter fesseln ihn, er theilt ihr seine Lebensgeschichte mit und wirbt, von Moriz freudig unterstützt, um ihre Hand. Katha-

rine aber, obwohl heimlich zu dem Retter ihres Bruders hingezogen, bleibt ihres verpfändeten Wortes eingedenk; da gibt sich der Rittmeister als den Empfänger des goldenen Kreuzes, als Morizens Stellvertreter zu erkennen. Seine Beurlaubung aber, das Kreuz selber, vermag er nicht aufzuweisen, da es nicht mehr in seinem Besitze ist. Natürlich glaubt ihm also auch Katharine nicht und hält das Ganze für eine abgekartete List, sie ihrem Gelübde untreu zu machen. Da erscheint der alte Wachtmeister Remy und bringt das Kreuz zurück, das er dem sterbenden Besizer auf dem Schlachtfelde abgenommen hat. Wüthend über den Fremden, der sich für den in seinen Armen verschiedenen Stellvertreter ausgibt, tritt er dem Rittmeister entgegen und erkennt in ihm denselben, der ihm sterbend das Kreuz übergeben hat, der aber nur scheinodt gewesen, bald von seinen Wunden geheilt worden und als Rittmeister mit Ehren und Orden geschmückt in die Heimat und zum höchsten Glücke in Katharinens Arme zurückgekehrt ist.

Der Stoff zu dem vorliegenden Stücke gehört in die Gattung derjenigen, die man gleichsam geborne Sujets zu Schauspielen, Dramen, oder wie man häufig sagt, Bühnenspielen, nennen kann; so unfehlbar läßt sich auf die äußere Wirkung der hier dramatisch dargestellten Begebenheit rechnen. Der zunächst liegende Zweck ist also auf die schnellste und widerstandloseste Weise erreicht, ja die Einwendungen, die man allenfalls gegen eine solche Überrumpelung machen könnte, müssen sich vor dem factischen Resultate verkriechen, zumal da letzteres diesmal auf einem so rechtlichen, dem Sittlichkeitsgeföhle so zugagenden Wege erwirkt worden ist. Diese Unverwüßlichkeit des Stoffes beweist schon der Umstand, daß die Erzählung, nach welcher das Stück gearbeitet ist, von mehreren Pariser Schauspieldichtern zu gleicher Zeit als ein gefundener Schlag betrachtet, augenblicklich zu demselben Zwecke verwendet, und so auf mehr als einer Bühne zugleich ins dramatische Leben gerufen wurde. Der einmüthige Erfolg dieser verschiedenen Bearbeitungen in Paris kann uns, wenigstens in einer Beziehung, als ein erfreuliches und lehrreiches Beispiel gelten; denn er läßt uns vermuthen, daß unsere Nachbarn allmählig wieder anfangen, in ihren dramatischen Unterhaltungen auch an etwas Anderem Geschmack zu finden, als an dem Gräßlich-Abscheulichen oder an dem Fivol-Unsittlichen, das bisher zwar meistens von außen mit aller Eleganz überströmt, im Innern aber nur desto wurmstichiger war. — Dem Stoffe also läßt sich von Seite seiner Tauglichkeit und Wirkung nichts anhaben; dagegen wird man uns über die dramatische Behandlung desselben ein paar Bemerkungen wohl vergönnen, und das um so williger, da diese weniger den Verfasser und sein Werk, als das Genre überhaupt, dem legeres angehört, treffen. Bey einem Stücke von so geringem Umfange auf der einen, und einem so sarchreichen Inhalte auf der andern Seite, ist es eine beynähe natürliche Folge, daß die Charaktere dieses ungleiche Verhältniß entgelten müssen; das Interesse an der Begebenheit, an der Situation, an dem Ausgange überwiegt die Theilnahme an den Personen; die Dinge, die geschehen, drängen die Menschen, die handeln sollen, in den Hintergrund; kurz das äußere Leben erdrückt das innere, und das, glauben wir, ist für die dramatische Kunst kein vortheilhafter Tausch. So geschieht es denn, daß der Zuschauer am Schlusse von allen Begebenheiten überwältigt, gleichsam verblüfft, sich in Ursache und Wirkung nicht mehr zu finden weiß, daß er die Charaktere und ihre innerliche Entwicklung aufgibt und sich lediglich an die anekdotengleiche Reihenfolge der Thatfachen hält. Über diesem Prozeß aber geht das Stück als dramatisches Kunstwerk, seiner tieferen Bedeutung sowohl, als auch seiner Form nach, verloren; denn befriedigte Neugier entschädigt noch nicht für ein unbefriedigtes Kunstgeföhle. Was die Form betrifft, so deutet schon der Zwischenraum von zwey Jahren, den man sich zwischen dem ersten und zweyten Acte als verstrichen denken muß, jene Gattung an, die sich auf ihre eigene Gefahr von der strengen und ewigen Vorschrift des Drama's losgesagt und somit gleichsam hors de la loi gesetzt hat. Handelte es sich um diese geschlossene Form allein, so könnte man leicht darüber hinweggehen, allein die Verletzung der Form hat auch die Verletzung der Sache nach sich gezogen und diese finden wir keinen Grund zu verschweigen; denn wie stimmt der dreiste, lustige Soldat Pilois im zweyten Acte, mit dem muth- und charakterlosen, zwischen Wollen und Nichtwollen schwankenden Gastwirth Pilois im ersten Acte zusammen? Wie kommt die edle, begeisterte Katharine des ersten Actes mit einem Male zu dem hartberzigen Mißtrauen gegen ihren einst so geliebten Bruder und gegen den wackern Rittmeister, den sie nicht einmal zu Worte kommen läßt, um den Verlust des Kreuzes zu erklären? Freylich wäre es, wenn es dem Rittmeister einfiele, oder wenn es ihm erlaubt wäre, zur rechten Zeit den Mund aufzuthun, um die eine Hälfte des zweyten Actes, um das Wiedererscheinen des Wachtmeisters, und um die ganze Erkennungsscene geschehen; allein es ist doch nur ein dürftiger oder gar verzweifelter Nothbehelf, auf Kosten der

innern besseren Wahrheit die natürliche Entwicklung hintanzuhalten und das Stück um ein paar äußere Theatercoups zu verlängern. — Mit Ausnahme der vorstehenden Bemerkungen, deren wir uns bey aller Anerkennung des sonst Verdienstlichen in dem Stücke nicht erwehren konnten, läßt sich viel Gutes von demselben sagen, namentlich wird die durchweg redliche Gesinnung, die das Ganze belebt, und die hier auftretenden, an und für sich nicht bedeutenden Menschen zu einem künstlerisch und sittlich würdigen Standpunct erhebt, in hohem Grade befriedigen, und für andere Schwächen entschädigen. Jedenfalls gebührt Hr. v. Kurländer das Zeugniß einer recht glücklichen Wahl und einer in den meisten Einzelheiten sehr wirksamen und geschickten Übertragung.

Bei der in allen Beziehungen trefflichen Darstellung zeichnete sich besonders Ull. Pech durch die höchst gelungene Art aus, mit welcher sie den Charakter der Katharine ausführte. Wir gestehen, daß uns keine ihrer bisherigen Rollen der heutigen an Wahrheit und Wirkung gleich zu kommen scheint. So aufgefaßt wird die Rolle für das ganze Stück entscheidend. Der etwas negative Charakter der Luise verträgt wohl keine bestimmtere Färbung, als ihm Ull. Reichel zu ertheilen vermochte. Vortrefflich war Hr. Löwe in den beyderley Gestalten, in welchen er als Gastwirth im ersten und als Soldat im zweiten Acte zu erscheinen hat. Die zwey Hälften bilden zwar kein Ganzes, aber jede einzelne Hälfte war ein Ganzes werth. Hr. Fichtner gab die kleine Rolle des verschlossenen, unglücklichen Votin einfach, wahr, ergreifend, kurz so, wie sie gegeben werden muß. Hr. Wilhelm's Wachtmeister war ein kräftiges, ergötzliches Bild in dem Genre, in welchem dieser treffliche Künstler nicht leicht seines gleichen findet.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 24. September zum ersten Male: „Zu ebener Erde und erster Stock, oder: Die Launen des Glückes.“ Localposse mit Gesang in drey Aufzügen von Hr. Nestroy. Musik von Hr. Adolph Müller. Die neue Decoration von den Hh. Sachimovich und de Pian.

Wir haben uns oft in der Lage gesehen, die Arbeiten des Hr. Nestroy streng tadeln zu müssen; mit desto größerem Vergnügen benützen wir die durch sein neuestes Stück uns gebotene Gelegenheit, dem letzteren und dem Talente des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Idee ist zwar weder in Bezug auf den Inhalt noch auf das doppelte Theater neu; allein die Ausführung gestaltet sich so trefflich, zum Theile wirklich geistreich, daß wir die Novität unbedenklich zu dem Besten rechnen, was uns die letzten Jahre gebracht haben und sie ohne Vergleich den sämmtlichen, früheren Producten Nestroy's vorziehen. Im ersten Stocke wohnt ein Millionär, Hr. v. Goldsuchs, das Erdgeschos ist der Aufenthalt einer Trödlerfamilie, Schlucker; oben spukt die Verschwendung, der Übermuth, unten hat die Dürftigkeit und der Mangel seinen Sitz aufgeschlagen; Liebe, die allmächtige, zieht vermittelnd ihren goldenen Faden durch den Contrast, indem sie den Sohn des Armen das Herz der Tochter des Reichen gewinnen läßt und so die Ausgleichung vorbereitet; ergreifend schließt der erste Act mit dem Mahle der beyden Wohnparteyen; im ersten Stocke jubelt man zum Champagner, zu ebener Erde begnügt man sich mit trockenem Brod und der Hausvater bittet Gott, daß er ihnen dieß immer gewähren wolle. Der zweyte Act zeigt uns das Tableau noch unverändert, nur daß die Wege der Liebenden immer dorniger werden, das Unglück oben, das Glück unten anpocht und endlich in beyde Wohnungen einbricht; eine misslungene Speculation bringt den Millionär um sein Vermögen, eine Ferne in der Lotterie und Nachrichten von einem Verschollenen aus Ostindien, bescheeren den Armen Wohlhabenheit. Hier hat der Verfasser einen trefflichen psychologischen Wurf gethan, indem er den Millionär noch Alles anbieten läßt, um den Schein zu retten, der Armen ersten Gedanken aber mit Vratem und Wohlleben bezeichnet. Die im letzten Acte hervortretende Lösung ist nun leicht abzusehen; das Elend zieht in der bel étage ein, der Reichthum wandert nach dem Erdgeschos aus; das Bild hat sich umgekehrt und weist Licht und Schatten, nur über anderen Figuren, bis die versöhnende Liebe die Klust ebnet und die Disharmonie der Verhältnisse zum Einklange bringt. — Dieß ist im Allgemeinen der Umriß des Stückes, genügend, um zu zeigen, daß das Materiale, welches sich Hr. Nestroy zum Bearbeiten gewählt hatte, auf den Vorzug der Originalität nicht eben Anspruch zu machen habe; doch eben darum auch ist sein Verdienst desto größer, seine Leistung um so werthvoller. Es kam hier vorzugsweise darauf an,

den Contrast von Glanz und Elend wirksam herauszuheben, beyde Elemente sich so gegenüberzustellen, daß Eines dem Andern seine passende Fülle lieferte; Verstand und Gemüth wollten im gleichen Maße Anregung erhalten — der Verfasser hat dies auf eine, seinem Talente zur hohen Ehre gereichende Weise geleistet und wirklich musterhaft erscheint der Tact, mit welchem er die Übergänge von allem Grollen frey erhielt, zu welchem doch eine so reiche und naheliegende Gelegenheit vorhanden war. Die Mittelintention sind in dem Tableau ausgezeichnet und der Contrast, wie er sich hier herausstellt, ist von wahrhaft künstlerischem Werthe; es ist kein schreyender, verletzender Überprung, sondern motivirt, allmählig fortschreitend, deßhalb auch in keinem Momente widerlich — eine Schwierigkeit, an welcher so leicht gescheitert wird. Sehr consequent führte Hr. Nestroy den Contrast auch nach allen Seiten hin durch; nirgends zeigt sich Monotonie, die Figuren, Charaktere, Gruppen, Farben, contrastiren ganz vorzüglich und deßhalb ist auch die Befriedigung, welche erweckt wird, nach allen Richtungen hin vollkommen. Rechnet man hiezu noch, daß das Stück in Situationen und Dialog sich von aller Zweideutigkeit rein erhält, daß der Hintergrund desselben wirklich didactisch ist und der Witz nicht selten sich zu poetischer Bedeutung erhebt, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn man diese Neuigkeit zu den besten Leistungen in der Localposse rechnet und mit wahrer Freude sie willkommen heißt, vor Allem aber wünscht, daß sie recht viele Nachahmer von Beruf erwerbe und die Vorläuferin einer würdigeren Epoche des komischen Theaters seyn möge. Es gäbe ohne Zweifel manche einzelne Nuancen, an denen sich mäkeln ließe; doch das Niveau stellt sich so sehr zu Gunsten der Vorzüge, daß wir willig allem Mikrologisiren entsagen und nur die Bitte an den Autor aussprechen, auf der eingeschlagenen Bahn zu verharren, um sich und seinem Wirken die ehrenhafteste Würdigung zu versichern. Hr. Nestroy hat durch diese Arbeit die Kritik zu den größten Ansprüchen an sein Talent berechtigt und sie muß fortan die strengste Rechenschaft von demselben verlangen. Es gibt ja nichts Schöneres für den Schriftsteller als das Bewußtseyn, durch sein Streben zu nützen, und das locale Drama hat hiezu das üppigste Feld; so wie es wieder nichts Peinlicheres geben kann als den Gedanken, ein Verderber der Sitten, ein Ruin der Kunst, eine Schmach des Autorthums zu seyn — Urtheilssprüche, die über die meisten der neueren Scribenten in diesem Genre mit nur zu großem Rechte gefällt werden müssen.

Il s ne savent donc pas la sanglante torture,
De se dire à part soi: J'ai fait une oeuvre impure,
Et de voir ses enfans à la face du ciel
Baïsser l'oeil et rougir du titre paternel!

Der Beyfall, den das neue Stück erhielt, war besonders nach dem ersten Acte stürmisch; in den beyden folgenden mag Hr. Nestroy wohl zu sehr die Rücksicht für sich und seine Collegen, dann für den komischen Effect im Auge gehabt haben; denn noch sind sie sehr gelungen und die Novität wird ohne Zweifel selbst den „Lumpacivagabundus“ an Wirkung übertreffen, wie sie ihm an reellem Gehalt bey weitem vorzuziehen ist. — Die Aufführung durch den Verfasser, die H. Scholz und Hopp ließ nichts zu wünschen übrig, unter den Nebenrollen war nur der Chevalier verfehlt: dieser gestickte Rock entspricht weder der Zeit, noch das kreischende Herausstoßen der Kollie den Anforderungen der Kunst. Die Ausstattung gereicht der Direction zur Ehre.

Modellbild XL.

Kleider von gesticktem Mull und dergleichen Mantille-Kragen, nach einem Originale von Thomas Petko, bürgerl. Damenkleidmacher, Spengergasse Nr. 426.
Ein Crepp-Baret mit Federn und Blumen. Eine Blonden-Haube mit Blumen, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.
Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.
Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 3. October 1835.

119

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ueber die Wiederaufnahme der feyerlichen Dichterkrönungen.

(S c h l u ß.)

Sämi ch behauptet, daß auch Boccaccio, der das große Triumvirat der Wiederhersteller der classischen Cultur in Italien vollendete, den Dichterlorbeer erhielt; allein weder Villani noch Bayle in seiner kritischen Beleuchtung von Dante's Leben erwähnen etwas davon. Daß Dante eine solche Auszeichnung, die nach ihm so vielen Unwürdigen zu Theil geworden ist, verdient hatte, wird wohl Niemand bestreiten; und vielleicht wäre sie auch ihm zuerkannt worden, wenn nicht die heftigsten Stürme Italien zum traurigen Schauplatz des Kampfes und der Zerstörung gemacht hätten. Selbst der Dichter erwähnt in der kurzen Grabschrift, die er sich kurz vor seinem Tode verfaßt hatte, nichts davon.

Unter diesem Gesteine hier ruht der Staub des Johannes,
Gott umschwebet den Geist, mit dem Lohne der Arbeit geschmückt.
Vater Boccaccio gab ihm das Licht des sterblichen Lebens,
Heimat war ihm Certaldo, die Lust ihm liebliche Dichtkunst.

Was die Mittel dem großen Meister Boccaccio schuldig blieb, zahlte sie an Franciscus Philolophus, obgleich dieser weder an Talent noch Kenntnissen dem Verfasser des Decamerone ebenbürtig war. Philolophus's Glückstern ging am Hofe des Königs Alphons von Neapel auf, von dem er für die Uebersetzung eines satyrischen Gedichtes im Lager bey Capua mit dem Dichterlorbeer gekrönt, und zum Ritter geschlagen wurde. Diese Auszeichnung, die den überraschten Dichter zu der thörichtesten Eitelkeit verleitete, daß er sich zu Mailand als einen Ritter kleidete und sechs Pferde hielt, ohne jedoch die nöthigen Einkünfte zu haben, beurkundet aber mehr die Liebe des Königs zu den Wissenschaften, als wahres Verdienst; denn Philolophus war kein so glänzendes Dichtertalent, um auf eine Auszeichnung Ansprüche machen zu können, die nur dem wahren Dichter gebührte; zudem ist es entschieden, daß er nicht als Dichter, sondern als Grammatiker und Übersetzer mehrerer griechischen Schriftsteller, sich um die Wiederaufhebung der Wissenschaften we-

sentlich verdient gemacht hat. Sein Lorbeer trug keine so süßen Früchte, wie es bey andern Dichtern der Fall war; denn er, der übermüthig und stolz, immer nur sich und seine Vorzüge bewunderte, starb zu Bologna so verarmt, daß man alles verkaufen mußte, um die Leichenkosten zu bestreiten. So folgte, sagt Jovius, nicht die Bewunderung, sondern die Armuth dem Hochmuth in das Grab.

Die Hoffnung, mit den Gesängen seiner Muse in Frankreich, wo nicht ein glänzendes Glück zu machen, doch wenigstens eine glänzende Rolle zu spielen, bewog den Dichter Publius Faustus Andrelini, sich an den Hof König Carls VIII. zu begeben, wo derselbe eine gastfreundliche Aufnahme fand, und bald darauf zum Professor der Dichtkunst an der Universität zu Paris ernannt wurde. Mehr noch als Carl VIII. schätzte ihn dessen Nachfolger, Ludwig XII., der ihn nicht nur zu seinem Dichter machte, sondern auch mit dem Dichterlorbeer beehrte. Nach dem Zeugnisse des Erasmus soll Andrelini auch der Dichter der Königin gewesen seyn. Sein größtes Verdienst um die Dichtkunst bestand in einer reinen Sprache, und einem zierlichen, oft zu geschmückten Ausdruck; — die wahre Seele des Dichters, Reichthum an Ideen, fehlte ihm gänzlich, und Bossius nannte ihn sehr passend: „einen Strom von Worten, ohne einen Tropfen von Gedanken.“ — Er sagte, er kenne drey Schriftsteller, die ein großes Nichts durch einen großen Wortschwall ausdrücken, nemlich die Redner Anaximenes, Longelius und den Dichter Andrelini. Besser urtheilte Scaliger von ihm, der ihm zwar eine Leichtigkeit in dem Baue seiner Verse zugestehet, ihm aber offenbaren Mangel an ästhetischer Bildung vorwirft. Das Urtheil des von seiner Zeit so sehr gepriesenen Kunstrichters Erasmus erscheint nicht so gewichtig, da er über Andrelini's dichterischen Werth nur nach den Eingebungen seiner Laune geurtheilt hat, indem er ihn — freylich bey dessen Lebzeiten — nicht den bessern Dichtern beygesellen will, nach dessen Tode aber (et de mortuis lenius judicate) unter jene Männer setzt, die der Unsterblichkeit würdig wären.

Einige wollen behaupten, daß man auch den lateinischen Dichter Joh. Bapt. Mantuanus (eigentlich Spagnoli genannt) zu den gekrönten Dichtern zählen müsse; allein trotz meiner angestregten Bemühung war ich nicht so glücklich, diese Muthmaßung mit historischen Urkunden begründen zu können; überdieß ist der poetische Nachlaß dieses Dichters in jeder Hinsicht zu unbedeutend, als daß man ihn einer solchen Auszeichnung hätte würdig machen können. Gewiß aber ist es, daß ihm nach seinem Tode eine Ehrensäule gesetzt wurde — und zur Herabwürdigung des wahren Verdienstes steht sie neben der Statue des unsterblichen Maro, worüber Jovius seinen gerechten Unwillen laut geäußert hatte. Doch dürfte es wohl selbst dem bestochenen Lobredner seiner Muse nicht einfallen, ihn deßhalb mit Virgil zu vergleichen. Die Grabschrift, die ihm der Dichter Myrtäus verfaßte, sagt auch keineswegs, daß Mantuanus dem Range, sondern nur der Zeit nach der zweyte Dichter war, der Mantua seine Vaterstadt nannte.

Hier nach Maro der zweyte Dichter ruhet,
Der aus Mantua stammt; des Dichtertitels
Wär' auch er nicht unwerth, hätt' ihm nicht nach
Vielem Wissen der Sang den Schwung gelähmet,
Der die Liebe zur Muse schlummern machte.

Dennoch war er der erste, der nach Maro
Sich der Muse zu Mantua geweiht,
Und Andinischen Quell mit heiligem Munde trank.

Das Epigramm, das Latomus auf die Ehrensäule des Mantuanus verfaßte, ist ein zu übertriebener Lobspruch, als daß er nicht als solcher sich jedem unbefangenen Auge von selbst aufdringen sollte.

Seht ihr sie hier der Brücke nächst Gestellen,
Der Tugend und des Vaterlandes Ruhm? —
Sie waren beyde Dichter, Landesbürger;
Zwar schon bekannt, doch will ich euch sie nennen.
Der eine Maro, Mantuan der andre,
Den ich mit Recht auch Maro nennen könnte,
Wär sein Genie nicht größer als mein Urtheil.

Daß übrigens die Sonne seiner Unsterblichkeit nicht alle Nebel durchbrach, die sie umwölkten, beweist der Umstand, daß er in seinem achtzigsten Jahre eine kritische Vertheidigung seines Dichterrufes gegen den Angriff seiner Feinde zu schreiben genöthigt ward, der das Palladium seines Lebens, wie Crinitus seine Gedichte nennt, sehr empfindlich herabgesetzt hatte.

Während man der Mittelmäßigkeit huldigte und Ehrensäulen errichtete, blieb das göttliche Genie Ariosto's unbelohnt. Denkmäler mit stolzen Inschriften erhoben sich über den Gräbern lateinischer Verfemacher (wer wollte auch diese Dichter nennen?) und der Sänger einer neuen Odyssee mußte sich mit der prunklosen Grabchrift begnügen, die er sich selbst verfaßt hatte: „Hier liegen Ariosto's Gebeine!“ — Zwar wollten einige später den Tasso über ihn erheben, und wagten sogar die Behauptung, „der rasende Roland hätte im befreiten Jerusalem sein Grab gefunden!“ Allein dieses ist eben so abgeschmackt, als wenn man die Aeneis mit Don Quixotte, und Callo mit Correggio vergleichen wollte. Unbelohnt, sage ich, ließ das cultivirte Italien eines seiner herrlichsten Genies, und man kann ungeschweht sagen, daß der rohe Geist einer Räuberrotte seinen Werth besser erkannte und ehrte, als die Mäcenaten seines Vaterlandes. Denn als Ariosto von dem edlen und kunstliebenden Herzog, Alphons von Ferrara, als Gouverneur in die wilde und gebirgige Garfagnana geschickt wurde, die dort ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, und in die Hände der Räuber fiel, da erkannte ihn einer aus ihnen, daß er der Sänger des rasenden Rolands sey. Schnell theilte der Räuber diese Entdeckung seinen Spießgesellen mit, die sogleich dem Dichter zu Füßen fielen und ihn bis zu seiner Wohnung begleiteten, indem sie betheuerteten, daß ihnen nur der Dichter die Person des Gouverneurs ehrwürdig gemacht habe. So handelten rohe Menschen — und was sprach Hippolyt von Gste? — Ariosto erhielt den verdienten Lorbeer nicht, obgleich vor ihm ein Dichter Tom. Combattente als der erste gekrönt wurde, dem man diese Auszeichnung wegen seiner italienischen Gedichte zugestanden hatte; denn bekanntlich erhielt Petrarca selbst nicht wegen seiner unsterblichen Lieder an Laura, sondern für sein episches Gedicht „Africa“ den Lorbeerkranz. Jöcher spricht von einer Krönung Ariosto's, die der Kaiser Carl V. vorgenommen haben soll, allein er verbürgt seine Aussage nicht, die daher um so weniger glaubwürdig wird, als in den gleichzeitigen Schriftstellern sich darüber nichts auffinden läßt. Selbst Tiraboschi in seiner meisterhaften Geschichte der italienischen Literatur bezweifelt die vorgebliche Dichterkrönung Ariosto's, und gewiß hätte Jovius diesen Umstand

nicht mit Stillschweigen übergangen, wenn er im Leben des Dichters wirklich vorgefallen wäre.

Gyraldus klagt bitter darüber, daß die wohlthätige Tendenz dieser schönen Einrichtung so ganz vernachlässigt wurde. Er beschwert sich, daß diese wissenschaftliche Auszeichnung nicht mehr von den Kampfrichtern, wie solches bey den Griechen und Römern geschah, zuerkannt werde, sondern den Fürsten überlassen bliebe, und will eben darin den wahren Grund des Verfalls des ursprünglichen Ansehens der Dichterkrönung finden. Darin lag es aber nicht; denn Könige, die Wissenschaften ehrten, waren nur die Vollstrecker des öffentlichen Urtheils, und wollten bloß durch ihren Einfluß die Feyerlichkeit und den Ruhm des Gekrönten erhöhen. Doch es ist nicht ohne Interesse, Gyraldus's Epigramm hier beizufügen:

Als ein gelehrtes Jahrhundert erblüht' in greisender Vorwelt,
Sah man nur selten den Mann, welchen ein Lorbeer geziert.
Jetzt, wo die Zeit, unkundig, auch nur Unkundige zeuget,
Füllet mit Dichtern, gekrönt, jeglicher Winkel sich aus.
Wer erstaunte, zu seh'n an so vielen Schläfen den Lorbeer,
Wenn jetzt der König vergibt, was sonst der Richter nur that.

Allein gerade damals, als die Kaiser und Könige sich ihres Einflusses bey der Vornahme der Dichterkrönungen noch nicht gänzlich begeben hatten, stand diese Einrichtung in wünschenswerther Blüthe, und ich werde später zeigen, daß sie erst dann ihre Würde verlor, als das Recht der Dichterkrönung den gekrönten Dichtern selbst überlassen wurde. Doch Gyraldus's Klage ist nur ein Nachhall dessen, was mehr als tausend Jahre vor ihm Petronius klagte. „Ich bin ein Dichter, und, wie ich hoffe, nicht der geistloseste, wenn man den Kränzen trauen darf, die von der Gunst auch an Unwissende ertheilt zu werden pflegen.“

Nirgends ist jedoch dieser Mißbrauch auffallender, als in der Krönung des Improvisatore Camillo Guerno. Er kam nach Rom mit einem Helden-
gedicht, „Aerias,“ von zwanzigtausend Versen. Mit diesem tantae molis Verfe und einer Leyer erschien er in gelehrten Gesellschaften, und man sah, daß dieser sonderbare Mann einen reichen Stoff zur Unterhaltung liefern werde. Der Tag zur Ablefung des Gedichts war bestimmt. Der poetische Athlete erschien, wie Orpheus die Leyer schlagend, sang und trank so unvergleichlich, daß man ihm wegen seiner vorzüglichen Leistungen in diesen beyden Fächern den Kranz reichte, den man aber aus Wein-, Kohl- und Lorbeerblättern geflochten hatte. Man begrüßte ihn scherzend mit dem Titel: Archipoeta, und der eitle Dichter weinte vor Freuden.

Und diese Krönung, die eigentlich nur eine Parodie ihres ernstern Zweckes war, war die einzige, die unter dem Pontificate des hochgefeierten Beförderers alles Großen und Schönen, Leo's X., vorgenommen wurde. Vida, Graf Castiglione, Molza, Flaminio, Sannazaro, Fracastoro, die zu Leo's Zeit und größtentheils an seinem Hofe lebten, sie, die man als die besten Dichter ihrer Zeit schätzt, erhielten den Lorbeerkranz nicht!

Es ist traurig zu lesen, daß selbst der Sängere des befreiten Jerusalem um ein Almosen von zehn Scudi bettelte. Alles vereinigte sich das große Genie zu ersticken, mit welchem die Natur ihn ausgestattet hatte. Dieser zarte, scharfe Sinn, diese volle Seele, dieses allmächtige Gefühl, das in seinem Herzen lag, sein Riesengeist, der mit Adlerschwingen einer starken Phant-

tasse über Wolken flog, wie selten werden alle diese Gaben dem Menschen zu Theil, und welche Leiden haben sie dem Dichter bereitet! Erst wo die Welt beynahe alle Hoffnung aufgeben mußte, ihn länger zu besigen, suchte sie ihn auszuzeichnen, und gleichsam das Grab mit Trophäen auszuschnücken, das ihn bald aufnehmen sollte. Tasso wurde zwar zur feyerlichen Krönung auf dem Capitol nach Rom eingeladen, aber wer könnte sagen, daß er damals noch Tasso war? Zwar wallte in seinem Herzen die letzte, heftige Empfindung des Ruhmes auf; allein es war nur ein Licht, das auslöschten will, und noch den letzten Tropfen Nahrung auf allen Seiten ergreift. Ganz Rom strömte herbey, als man im Triumph den bewunderten Dichter in den Palaß des Papstes, Clemens VIII. brachte, der ihn mit dem schönen Lobe empfing: „Tasso! ihr werdet dem Lorbeer so viel Ehre ertheilen, als er andern gegeben hat.“ Schon wurden alle Anstalten zu diesem prachtvollen Feste gemacht, als Tasso den Tag vor demselben (am 25. April 1595) verschied. Spätere Zeit segnete die Asche dieses Dichters, dem das nöthige Licht, um seine Empfindungen niederzuschreiben, mangelte. Er schrieb deshalb ein Sonett, worin er eine Kage, die sich im Dunkel der Nacht vor dem Gitter seines Fensters zu ihm gesellte, bat, ihn öfter zu besuchen, und ihm mit ihren funkelnden Augen zu leuchten.

Die Liebe, welche der Papst Urban VIII. für die Dichtkunst hatte, die großmüthige Unterstützung, die er den Dichtern angedeihen ließ, machte, daß unter seinem Pontificate die liederreiche Zeit Leo's X. wieder aufblühte. Der Papst selbst versuchte sich nicht ohne glückliche Fortschritte in der lateinischen Dichtkunst, und setzte einen großen Ruhm darein, unter die Dichter seines Zeitalters gezählt zu werden. Unstreitig erwarb er sich jedoch einen größeren Ruhm durch seine Belohnung der Dichtertalente, als durch seine Gedichte selbst. Eine wahre Zierde seines Hofes war sein Liebling, der treffliche Dichter Gabriel Chiabrera, der in seinen Gedichten Anakreon's Reize mit Pindar's lyrischem Schwunge verband. Sein Ausdruck ist zwar nicht immer gefeilt, aber der Adel seiner Gedanken und die Lebendigkeit seiner Bilder herrschen überall vor. Urban wollte ihm seine Achtung bezeigen, und schrieb daher ein Breve, in welchem er ihm zu den glücklichen Versuchen seiner poetischen Muse Glück wünschte, eine Auszeichnung, die sonst von den Päpsten nur den Königen widerfuhr. Wenn ja ein Dichter des Lorbeers würdig war, war es Chiabrera; er erhielt ihn aber nicht; ein offener Beweis, daß in Urban's Zeiten die Sitte der Dichterkrönung gänzlich vernachlässigt wurde. Entzückt von dem Gedichte, das der Dichter Fr. Bracciolini auf die Erhebung Urbans auf den päpstlichen Thron gemacht hatte (*L'elezione di Urbano VIII.*) erlaubte derselbe dem Sänger zu seinem Familiennamen noch den *delle Api* zu setzen, wodurch er ihn um so glänzender zu belohnen glaubte, als er ihn dadurch gleichsam zu einem Verwandten seines Hauses machte, indem das Haus Barberini Bienen in seinem Wappen führte. Wenn gleich Tiraboschi Bracciolini's Gedichte: *La Croce racquistata*, den dritten Rang in der italienischen Poesie anweisen will, so ist es doch gewiß, daß ihm nicht die Ehre der Dichterkrönung zu Theil wurde, obgleich sie von einigen seiner Freunde bey dem Papste angesucht wurde. Unverbürgt ist die Behauptung, daß Urban VIII. dem sarmatischen Horaz (Mathias Casimir Sarbiewski) den Lorbeerkranz aufgesetzt hat. Die glaubwürdigsten Biogra-

phien *Sarbiewski's* sagen nur Folgendes: „Als er vor seiner Abreise von dem Papste Abschied nahm, erhielt er von demselben eine goldene Denkmünze von großem Werthe, die der Papst selbst ihm um den Hals hängte,“ und eben diese feyerliche Übergabe scheint das Mißverständniß veranlaßt zu haben, daß *Urban* selbst ihn mit dem Dichterkranze krönte. *Sarbiewski* war zu bescheiden, um über diese Auszeichnung viel zu sagen, und aus den Versen:

Im Vatican, nicht ohne den Lorbeerschmuck,
Will ich dich hängen, tönendes Barbiton —

läßt sich die Gewisheit der geschenehen Krönung eben so wenig entnehmen.

Nicht weniger befremdend erscheint es, daß selbst in der berühmten Dichterplejas, die unter dem Pontificate *Alexander's VII.* sich gebildet hatte, kein Dichter aufgefunden wird, dem die feyerliche Krönung mit dem Lorbeerkranze zuerkannt worden wäre.

Die Gletscherleiche.

Wenn des Frühlings Stürme wehen,
Erd' und Himmel glüh'n und beben,
Zuckt der alte Gletscher auch.
Ihn, der sonst ein eisig Grollen
Der Natur im lebensvollen
Herzen lag, weckt Frühlingshauch.

Hoch auf zuckt er, grüne Spalten
Schwanken auf, wie Riesenfalten,
Sieh, da glänzt es bunt empor;
Wie gedrängt von Geisterhänden
Schiebt sich zwischen Eiseswänden
Eines Waidmanns Leiche vor.

Fünzig Jahre sind verflohen,
Seit er auf die Jagd gezogen
Und nicht rückgekehrt in's Thal;
Jung und schön, wie beym Verschwinden,
Kehrt er aus der Urnacht Schlünden
Wieder zu des Tages Strahl.

Ach! in seine Dämmerungen
Selbst ist Frühlingshauch gedrungen,
Und der Todte ruhet nicht.
Jahre lang ist er gestiegen,
Bis er kann im Frühling liegen
Und vergeh'n im Sonnenlicht.

Wenn selbst in des Todes Klause,
In der Fröste dunklem Hause,
Frühling! waltet deine Nacht:
Ach! wer mag uns lebend höhnen,
Wenn sie uns unendlich sehnen
Und unendlich glücklich macht! —

Ludwig Kelland.

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 26. September zum ersten Male: „Die Ballnacht.“ Große Oper in fünf Acten nach dem Französischen des Scribe. Musik von Ueber. Die scenarische Ausstattung nach den Zeichnungen des Hrn. P. v. Stubenrauch.

Der dramatische Inhalt dieser Oper ist in Kürze folgender: Herzog Olaf, der Regent eines nordischen Reiches, wird von einer Verschwörung mißvergünstigter Edelleute bedroht, welche ihm nach dem Leben trachten, und vor deren Absichten er vergeblich, besonders von seinem treuesten Freunde, dem Grafen Reuterholm, gewarnt worden. Mit der Gattin des letzteren unterhält der Herzog ein heimliches Liebesverständnis, obwohl die Gräfinn mit ihrem Herzen und ihrer Pflicht noch im Kampfe liegt. In ihrer Bedrängniß wendet sie sich an eine alte Kartenschlägerinn, um sich Rath und ein Mittel gegen ihre geschwidrige Leidenschaft zu holen, wird aber in dieser Zusammenkunft von dem Herzoge belauscht, der sich ebenfalls verkleidet bey der Kartenschlägerinn eingefunden hat, um sich persönlich über das Treiben der wegen Zauberer) Angeklagten zu überzeugen. Bey dieser Gelegenheit wird der Herzog neuerdings gewarnt, ja er wird von den Verschwornen wirklich angegriffen, allein von seinen treuen Unterthanen geschützt und aller Gefahr entriß, denkt er nicht weiter an das Complot seiner Feinde und folgt nur seiner Leidenschaft für die Gräfinn. Diese hat von der Kartenschlägerinn den Rath erhalten, sich bey Nacht eine gewisse Wurzel auf der Nichtstätte zu suchen; dorthin geht sie also allein, und findet natürlich den liebeglühenden Herzog, der, wie wir wissen, bey dem Verschreiben des Receptes zugegen war. Aber auch hierher folgen ihm die Verschwornen, der treue Reuterholm warnt abermals den Herzog, der sich endlich zur Flucht entschließt, nachdem er die verschleierte Unbekannte, mit der ihn Reuterholm getroffen, diesem zur Seleitung nach der Stadt anvertraut hat. Die Verschwornen wollen aber den Schleyer der Schönen aus galanter Neugier lüften; Reuterholm vertheidigt sein ihm anvertrautes Gut, da stürzt sich Amalie zwischen die entblößten Schwerter und der Herzog erkennt in seinem Schützling und der Geliebten seines Herrn — die eigene Gemahlinn. Von den Verschwornen verlacht, wüthend über den erlittenen Schimpf, wird er aus des Herzogs Freund sein erbittertester Gegner, er schließt sich dem Bunde der Verschwornen an, und seine eigene Gemahlinn muß das Loos für ihn ziehen, der ihn zum Mörder des Herzogs bestimmt. Auf einem Maskenballe soll die große Mine springen. Der Herzog, ungeachtet aller Warnungen, erscheint dennoch bey dem verhängnißvollen Feste, zwar verumumt, aber doch von den Verschwornen erkannt. Reuterholm hat in dem schwarzen Domino seinen Mann gefunden, er legt die Pistole auf ihn an, da stürzt aus dem Gedränge die alte Kartenschlägerinn hervor und hebt den Arm des Mörders empor. Der Schuß geht in die Luft, der Herzog ist gerettet, und Reuterholm gibt sich selbst den Tod.

Über die wunderliche Behandlung und Gestaltung dieses Operntextes, besonders über die Rolle, welche der alten Kartenschlägerinn in den Eingangsscenen sowohl als bey der auffallenden Katastrophe zugetheilt wurde, müssen dem aufmerksamen Zuschauer Bedenklichkeiten seltsamer Art aufsteigen. Allein wir sind in neuester Zeit rücksichtlich der Operntexte so herabgestimmt, ja gleichsam so abgehärtet worden, daß es beynabe wie eine Lieblosigkeit herauskommen würde, wenn man bey der heutigen Gelegenheit mit aller ersinnlichen Strenge der Kritik ins Gericht gehen wollte, zumal da durch den Inhalt der Oper eigentlich mehr dem Verstande, als dem Gefühle zu nahe getreten, und somit dem Beurtheiler ein Grund mehr zur Milde dargeboten wird. Lassen wir es also mit dem Texte immerhin seine Bewandniß haben, und halten wir uns an die Musik, die ja doch bey einer Oper die Hauptsache bleibt. Das Werk war dem Wiener Publicum lange versprochen, daher denn auch lange vorher schon besprochen, und, wie es bey solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, im Vorhinein überschätzt, ja für Ueber's geistreichste und größte Arbeit ausgegeben worden. Mit dieser Meinung können wir uns keineswegs verständigen, und glauben sogar, daß „die Ballnacht“ an Eigenthümlichkeit, Charakter, Erfindung und Poesie mehr als Einem von Ueber's früheren Werken, namentlich seiner „Stimmen von Portici“ unbedenklich und weit nachstehe. Das Feld, auf das der Componist sich hier gewagt hat, ist ihm ein neues, aber nicht sein natürliches, heimisches; die heitere, gefällige, melodienreiche Klarheit, die ihn bisher charakterisirte und beynabe zum populärsten der modernen, wenigstens französischen, Soudichter machte, hat er mit dem Ernste und der Tiefe des tragischen Pathos vertauschen wollen, und bey diesem Tausche, glauben wir, hat er sein wahres, sein besseres Selbst eingebüßt. Statt ernst und tief scheint er uns oft schwerfällig, unklar und über-

laden, ja es kommt uns vor, als ob er selbst die Unfähigkeit, der neuen, ungewohnten Aufgabe zu genügen, gefühlt, und deswegen den Mangel der innern, geistigen Wirkung durch äußern, sinnlichen Effect zu ersetzen versucht habe, daher denn diese Oper an Geräusch und Überladung von seinen früheren Compositionen oft auf eine beynahe betrübende Weise abweicht. In vielen Stellen ist dieser Effect allerdings schlagend, ja unwiderstehlich, ein Instrumentalist, wie *Kuber*, wird ein solches Aufgebot von Mitteln gewiß nicht fruchtlos in Bewegung zu setzen wissen, allein die ursprüngliche Eigenthümlichkeit des Componisten, durch welche er sonst ohne Aufwand äußerer Mittel, die Herzen seiner Zuhörer gewann, ist verloren gegangen und ein übertäubtes Ohr ist ein schwacher Ersatz für ein leer ausgehendes Gefühl. — Von den einzelnen Stellen zeichnet sich besonders der zweyte Act in der Hütte der Kartenschlägerinn durch die *Barcarole* des Herzogs mit Chor und durch das unbeschreiblich effectvolle wenn gleich höchst lärmende Finale aus. Vielleicht ist dieser Act überhaupt der brillanteste; nur schade, daß er durch eine Reminiscenz an *Herold's* „Zampa“ gestört wird, die zu auffallend ist, um überhört werden zu können. Der dritte und vierte Act sind in musicalischer Hinsicht wohl die verdienstlichsten und durch Originalität ausgezeichneten; vorzüglich und von ungemeiner Wirkung ist das Finale des dritten, so wie das Schlussquintett des vierten. Der fünfte Act ist, bis auf die letzte Scene, fast ganz mit Langmusik ausgefüllt und so durch den gefälligen Charakter der Musik, vereint mit der Augenweide des glänzenden Maskenballes, für den größten Theil der Zuhörer gewiß der dankbarste. Der höchst unwirksame Schluß des Ganzen ist wohl lediglich dem dramatisch ungenügenden der Katastrophe zuzuschreiben. — So wie wir es in den vorstehenden Zeilen ausgesprochen, ist uns, als Tondichtung im Allgemeinen, diese neueste Oper *Kuber's* erschienen. Unsere Worte sollen nichts weniger, als für ein richtendes und erschöpfendes Urtheil gelten, sondern nur den Eindruck schildern, den das Werk bey der ersten Aufführung auf uns gemacht hat. Eine musicalische Schöpfung von solchem Umfange muß und kann sich nur durch öfteres Anhören zu einem geistigen Ganzen einen; erst wenn die Sänger sich ganz hineingelassen, und die Zuhörer sich ganz hineingehört haben, treten die Motive des Tondichters klar, faßlich und mit einander verbunden hervor, und erst dann spricht sich die Ewigkeit oder die Vergänglichkeit einer Oper auf unwiderstehliche Weise aus. — Unter den Darstellenden ragte *Hr. Breiting* als *Olaf* durch die Virtuosität, die ungemene Kraft und Ausdauer hervor, mit denen er eine Parthie ausführte, welche die genannten Eigenschaften in gleich hohem Grade voraussetzt. In dieser Hinsicht wird *Hr. Breiting* wohl von keinem deutschen Tenoristen übertroffen. Nur scheint es uns, bey einem solchen Reichthum von Mitteln, nicht unumgänglich nothwendig, den Contrast zwischen dem Piano und Forte, die Extreme vom Säuselnden bis zum Schmetternden, so scharf und ohne Übergang an einander zu stellen. Der Effect mag für Manche unfehlbar, doch mit dem wahren Geschmack nicht ganz verträglich seyn. *Die Löwe* hat als Amalthea eine musicalisch höchst undankbare Parthie, deren Charakter auch dem besten Willen und Fleiße die Reinheit der Intonation erschwert. Im dritten Acte zeigte sich die Bravour der Sängerin und die Gewandtheit der Schauspielerinn auf erfolgreiche Weise. Auch die Parthie des Grafen *Reuterholm* gab *Hrn. Staudigl* nicht viele Gelegenheit, seine herrliche Stimme in ihrem ganzen Umfange zu zeigen. Was er indessen zu singen hatte, sang er vortrefflich, auch sein Spiel hat auf eine erfreulich überraschende Weise gewonnen. *Mad. Waldmüller* als *Kartenschlägerinn* gab uns die noch immer schätzenswerthen Reste einer einst grandiosen Stimme und eines ausgebildeten Vortrages zu erkennen. Eine ganz im alten Geiste *Kuber's* geschriebene und zugleich die dankbarste Sopranparthie der Oper ist die des *Vagen*, welche Rolle von *Die Henkel* sehr artig gespielt und mit nicht unbedeutendem Erfolge gesungen ward. Unter den kleineren Parthien zeichnete sich *Hr. Just* im Gesange wie im Spiele aus. Die Ausstattung der Oper an Costumen und Decorationen, beydes nach der Angabe des verdienstvollen *Hrn. v. Strubenrauch*, fordert unbedingte Anerkennung. Der Ball im fünften Acte, der Maskenzug und die Tänze, von *Hrn. Stöl* nach dem Pariser Vorbilde eingerichtet, stellten ein eben so prachtvoll als ergötzliches Schauspiel dar, welches der Oper, auch wenn ihr musicalisch kein dauerndes Leben bevorstände, noch lange zum Stützpunkte dienen kann.

Herausgegeben von *Johann Schick's* sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: *Friedrich Witthauer*.

Gedruckt bey *A. Strauß's* sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 6. October 1835.

120

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den T. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Vaterländische Sagen.

Ein Märchen vom Schneeberg.

Genis nana in cavernis habitavit, legem habens et principem . . . Chron. ent. Leob. saec. XIV. ap. H. Pez.

Am einem finstern Augustmorgen gewährte das Fremdenzimmer in dem artigen Schweizerhause, das der Wirth in Buchberg zur größeren Bequemlichkeit seiner Gäste erbaut hat, ein höchst anziehendes Schauspiel. Eine bunte Gruppe von Lustreisenden hatte sich um den großen massiven Tisch gelagert, auf welchem der Kaffee dampfte, und es herrschte jener leichte ungezwungene Ton, der, durch eine stillschweigende Übereinkunft der Gesellschaft, alle störende Förmlichkeit aus derselben verbannt.

Vorzüglich war es Amalie, ein fröhliches blondgelocktes Mädchen, welches ein reges frisches Leben in den versammelten Kreis brachte, bald mit frohem Lächeln den Ihrigen Kaffee kredenzte, bald in den Hof hinabsah, wo die Kasse ungeduldig stampften, bald hinauseilte auf die Gallerie, um dem bunten Spiel der Nebel zuzusehen, die in langen Streifen dahin ziehend, das Haupt des mächtigen Schneeberges undurchdringlich verhüllten, während unten Wiese und Feld im Morgenstrahle glänzten.

„Mein Fräulein,“ fragte ein Mitglied der Gesellschaft, als Amalie eben von einer solchen Recognoscirung zurückkehrte, „welche Nachrichten bringen Sie? Werden wir noch lange hier im Thale den Launen des Berggeistes fröhnen, bis es ihm einmal gefällt, seine Nebellappe abzuziehen?“

„Die Nebel ziehen stark,“ bemerkte ein junger Waidmann, „ein gutes Zeichen.“

„Schweigen Sie doch von Ihrem Berggeist,“ entgegnete Amalie dem Fragenden, „in unserm Gebirge hat die Sage wohl nie ihr buntes Reich aufgeschlagen; die kargen Überlieferungen, die man hie und da im Munde des Landvolkes hört, sind zu roh und formlos, als daß sie einer Bearbeitung — viel weniger einer poetischen Behandlung fähig wären.“

„Sehr wahr,“ bemerkte ein Norddeutscher, der seine Cravate vor dem

Spiegel ordnend, dem Gespräch zugehört hatte, „fast jedes Gebirgsland hat seine schönen wunderbaren Sagen, seine unergründlichen Zauberwerke, die Phantastie bevölkert selbst die Klüfte des rauhen Nordens mit gespenstlichen Bewohnern, während Oesterreichs Gegenden dieses dichterischen Schmuckes ganz entbehren. In der sächsischen Schweiz...“

Ein alter Herr in einem schlichten grünen Rocke, der bis jetzt ohne Theilnahme an der Unterredung, auf seinen langen Stock gestützt, zum Fenster hinausgestarrt hatte, unterbrach die Tirade, die im Anzuge war.

„Und was ist wohl der Grund, daß von unserem Gebirge weniger Sagen und Märchen bekannt sind, als von dem Riesengebirge, den Gletschern der Schweiz, den Karpathen u. s. w.? Die Ursache mag wohl darin liegen, daß nur Wenige sich bis jetzt die Mühe genommen, in den Hütten der Holzknechte, in den Weilern der Köhler nach solchen Sagen zu forschen. Solche Forschungen erheischen aber einen längeren Aufenthalt, genaue Bekanntschaft mit alten Weibern, mit Kindern, mit Jägern, Schäfern und solchen Leuten, deren Beschäftigung ein einsames Leben mit sich bringt.“

„Auf diese Weise,“ fiel der Norddeutsche ein, „sammelte der unsterbliche Musäus seine herrlichen Märchen. Er saß oft stundenlang in einer Kinderstube und unter alten Weibern und ließ sich Ammenmärchen erzählen.“

„Eben so,“ fuhr der Grüne fort, „sah Washington Irving seine maurischen Sagen in den Hütten der spanischen Bauern. Aber auf geradem Wege und durch directes Nachfragen nach Märchen und Gespenstergeschichten gelangt man selten zu seinem Zwecke; die Landleute glauben, man spottet ihrer, schämen sich ihres Aberglaubens und schweigen. Ich kannte einen jungen Schriftsteller, der auf einer Reise nach dem Schneeberge in jede Hütte stürzte und mit glühendem Eifer fragte: „Habt Ihr hier keine Volksmärchen, keine Sagen?“ Er mußte mehr als einmal die lakonische Antwort hören: „a Hond-fog hätt' ma wohl, wonn's'n Herrn recht war“.“

Die Frauenzimmer lachten und der Erzähler fuhr fort: „Meine Urlaubsreisen, die mich seit einer Reihe von Jahren meist in die Grenzgebirge Oesterreichs und Steyermarks geführt, gaben mir Gelegenheit an die Hand, die Bewohner dieser Gegenden ziemlich genau kennen zu lernen; es ist ein derber, kräftiger Menschenschlag, nicht ohne Phantastie und Wis, an Wiederkeit und Offenherzigkeit den weit gepriesenen Schweizern unbedingt vorzuziehen. Ich habe unter diesen Leuten manche Sage von Bergmännlein und verborgenen Schätzen gehört, die zum Theil einen poetischen Werth hatten, und wohl eine Bearbeitung verdienen würden.“

„Ey, so erzählen Sie uns doch eine,“ bat Amalie lächelnd, „ich mag solche Märchen für mein Leben gern hören! Die Gesellschaft stimmte bey, der Grünrock räusperte sich und begann:

„Mir fällt so eben ein Märchen ein, das mir ein alter Gamsenjäger erzählt hat. Es werden nun wohl dreyßig Jahre seyn, als Schultes's und Embel's Schriften die Aufmerksamkeit der Wiener zuerst auf den Schneeberg lenkten; sie singen an zu ahnen, daß sie nicht mehr mit unsäglichen Unkosten in die Schweiz zu reisen brauchten, da sie doch daheim fast alle Ge-

*) Daß selbst Haller'sch in seinen „Erinnerungen an den Schneeberg“ keine Sage von ihm wußte, und ein Märchen von Rübezahl aufsuchte, beweist, wie wenig unsere einheimischen Schriftsteller den Sagenreichtum ihres Vaterlandes kennen.

nüsse der Alpenwelt mit weit geringeren Opfern sich schaffen konnten. Der Schneeberg wurde das Ziel zahlreicher Lustreisen und Fußwanderungen, und auch ich bestieg ihn öfter mit wechselndem Glücke, ohne daß es mir je gelang, den Gipfel ganz rein zu finden.“

Eines Tages hatte ich, am Gams übernachtend, neuerdings den Versuch gemacht, und war bis an das kalte Wasser vorgedrungen, als die undurchdringlichen Nebel mich jeder Hoffnung des Weiterkommens beraubten. Mein Begleiter, ein alter Jäger aus dem Höllenthal, rieth zur Rückkehr, die wir denn ungefäumt in der Richtung von Buchberg antraten. Dieser gute Greis schob die Ursache unseres Mißlingens im unterdrückten Grimm auf das Bergmännlein, von dem er indeß immer mit einer ehrfurchtsvollen Scheu zu sprechen schien, die mich ungemein belustigte.“

„Es ist eine auffallende Erscheinung,“ schaltete hier der Norddeutsche ein, „daß die Hauptpersonen der Gebirgsmythologie aller Länder durchaus nur Zwerge sind. Schon Bonstetten machte hierüber die richtige Bemerkung: die Idee der Größe bleibt immer klein neben den Alpen; die Fabel der Giganten wäre nie in der Schweiz erfunden worden.“

Der Grünrock nahm wieder das Wort: „Ich fragte den alten Jäger, ob denn das Bergmännlein immer zürne, und stets nur mit Wind und Nebel die armen Menschenkinder empfinde? „Man hat wohl Beispiele,“ sagte er, „daß es sich ihnen gewogen gezeigt und Freundlichkeit erbeuchelt hätte, aber nur, um sie in seine Schlingen zu locken, und nie weiß man, daß seine Gaben dem Empfänger genügt, vielmehr immer nur Schaden und Unglück herbeigeführt hätten. So ging es vor vielen, vielen Jahren einem Bauer aus der Gegend von Rohrbach. Dieser hieß Oswald und war zwar sehr arm, aber ein frommer, gottesfürchtiger Geselle. An einer einsamen Stelle des Waldes, von finstern Tannen umgeben, stand seine Hütte. Er war seines Gewerbes ein Kohlenbrenner und trotz der Einsamkeit und Abgeschlossenheit, die seine Lebensart forderte, war niemand lebenslustiger, froher als Oswald, und wenn er die Ausbeute seiner Bemühungen von den entfernten Weilern nach Hause geleitete, und neben dem rüstigen Stiergespann einherschritt, schallte sein Gesang weithin durch das Waldgebirge.“

Selten fügte es sich, daß Oswald von seinen Bergen hinauskam in die weite Ebene, und geschah es bisweilen, so wirkte der Anblick der unübersichtbaren Fläche drückend auf des Bergbewohners Gemüth, und er sehnte sich wieder zurück auf die Höhen, und ruhte nicht, bis die Felsenwände wieder um ihn emporgestiegen waren.

Manchmal traf es sich, daß ihn auf einsamen Wanderungen die Neugierde auf jene hohen Bergkuppen führte, wo das eifrige Aufstreben der Wälder sich in spärliche Kniegewächse verlor, wo nach alten Sagen das Reich des Berggeistes seinen Anfang nehmen sollte. Allein Oswald sah und hörte nichts Geisterähnliches, und wenn er ja an manchem Abend flimmernde Lichter in der Tiefe und kleine feurige Gestalten, die in den Büschen spielten, zu gewahren meinte, so schlug er muthig ein Kreuz, und eilte seiner Hütte zu.

(Der Schluß folgt.)

Die Nachtigall und der Sperling.

Ein Sperling, der mit seines Gleichen
 Sich wohlgefiel in losen Streichen,
 Und zu des Gärtners steter Quat
 Ihm Kirschen frech, und Erbsen stahl,
 Verkroch sich einst nach Schelmen Art
 In's Dickicht, als verfolgt er ward.
 Gesichert hier vor Überfall,
 Traf er auf eine Nachtigall,
 Die, folgend ihres Herzens Drang,
 Ein süßes Lied der Liebe sang.

„O Hebe! meide diesen Platz!“
 Rief ihr gar ängstlich zu der Spatz:
 „Merkst du in deiner Einsamkeit
 „Nicht, welches Ungemach uns dräut?
 „Mit Schlingen will der Vögel Schaar
 „Er fangen, tödten, der Barbar!“ —

„Ich wohne hier schon manches Jahr,“ —
 Sprach sie — „mir drohte nie Gefahr;
 „Der Gärtner selbst, zur Abendruh',
 „Hört meinem Sange freundlich zu
 „Und stört mich nicht in meinem Triebe;
 „Die Schlingen sind nur für Euch Diebe!“

E. Hanisch.

Das Bild des berühmten venetianischen Seefahrers Marcus Martinovich zu Perasto in der Provinz Cattaro.

(Mitgetheilt von Fedor Grafen von Karaczan.)

Einem Perastiner, dem gelehrten und berühmten venetianischen Seefahrer Marcus Martinovich, verdankt die russisch-kaiserliche Kriegsmarine ihre ersten wissenschaftlich gebildeten Seeofficiere.

Als Peter der Große, dieser höchst interessante Gründer der Größe und Wohlfahrt Rußlands, seine große Reise nach Europa's Hauptstädten antrat, wandte er sich an die venetianische Republik mit dem Ansuchen, mehreren Jünglingen der ersten Familien seines Reichs zu gestatten, sich in Venedig dem Studium jener verschiedenen Wissenschaften, die sie zu künftigen tüchtigen Seeofficieren ausbilden würden, widmen zu dürfen, um einst, vereint mit der Republik, dem Hauptfeinde der Christenheit in damaligen Zeiten mit besserem Erfolge auch zur See sich entgegenstellen zu können. Der Senat, stolz auf diese Auszeichnung, und geschmeichelt durch des Kaisers Wahl, ließ nicht nur ein eigenes Palais zur Aufnahme dieser Zöglinge herrichten, sondern bestimmte dazu eigens als Director der Studien den gelehrten und berühmten Seefahrer Marcus Martinovich. Die hohe Achtung und der gute Ruf des Meisters, verbunden mit wechselseitiger Zuneigung, hatte die Schüler zu großem Fleiße angespornt und der schönste Erfolg entsprach der Absicht der Republik, den Czar zu befriedigen. Nach Beendigung des theoretischen Unterrichts hatte der Senat, um denselben durch praktische Übungen zu vervollkommen, ein kleines Geschwader auszurüsten und zur Verfügung des Meisters stellen lassen, sogar das Commando desselben wurde ihm übertragen mit unumschränkter Vollmacht. Mit diesem Geschwader führte Martinovich seine ihm theuer gewordenen Zöglinge zuerst nach seiner Heimat, der kleinen Stadt

Perasto im Golfe von Cattaro, ertheilte ihnen daselbst noch einige Lectionen praktisch in dem Canale, und besuhr dann mit ihnen nach allen Richtungen das mittelländische Meer; nach Venedig zurückgelangt, erklärte er seine Zöglinge als vollkommen zum activen Seedienste geeignet, worüber er auch vom Senate auf die großmüthigste Art belohnt, und von Seite des Czars mit kaiserlicher Freygebigkeit beschenkt wurde.

Marcus Martynovich ward geboren den 15. July 1663, und starb bald nach Beendigung seiner unternommenen Bildung der ihm übergebenen russischen Zöglinge, den 28. October 1716.

Im Jahre 1711 ließ Martynovich in Venedig ein Bild malen, das ihn mit seinen Schülern vorstellt, die sämmtlich Porträts sind. Dieses Bild ist von einem guten Maler, vier und einen halben Schuh hoch und drey und einen halben breit. Oben befindet sich der ganze Titel des Czars, unten der russische Adler angebracht, und zur Seite der Flügel desselben liest man die Namen der sechzehn Zöglinge, nemlich: Boris Ivanovich Kurakin, Jacob Ivanovich Laban, Peter Galligin, Fedor Galligin, Mitar Galligin, Georg Iglokow, Michael Iglokow, Ivan Danielovich, Georg Buturlin, Andrea Ivanovich Reppin, Abraham Fedorovich (Bruder der Kaiserinn), Wladimir Scheremetjev, Ivan Bestschewski, Michael Urtisoff, Nikita Ivanovich, Michael Matuschkin.

Er, der Meister, ist sitzend und unbedeckten Hauptes dargestellt, in einem schwarzen Kleide, vor ihm sieht man auf dem Tische einen Erdglobus, eine hydrographische Karte und einen Compaß. Um seinen Tisch sind drey Schüler, die übrigen sind stehend, mit Studien beschäftigt, dargestellt; sowohl er als die Schüler tragen schwarze kleine Schnurbärte.

Als die Familie Martynovich ausstarb, schenkten die weiblichen Erben dieses Bild der Stadt Perasto zu Anfange dieses Jahrhunderts, und es wurde im Municipalitätssaale aufgestellt, wo es noch immer die Aufmerksamkeit jedes Fremden auf sich zieht.

Auch andere Perastiner haben sich bemerkbar und ihrem Geburtsorte Ehre gemacht. Mathias Zmajewich, 1740 in Petersburg gestorben, war Admiral und Commandant der Flotte im baltischen Meere. Zwey Brüder Vincenz und Johann Bujovich lebten in Venedig als berühmte Rechtsgelehrte. Ein geschätzter Maler der venetianischen Schule war Soçaglia, ein Perastiner, dessen Gemälde in der kleinen Kirche auf der nahen Insel Madonna del scoglio angesehen zu werden verdienen. Selbst in unserer Zeit befinden sich mehrere Perastiner und überhaupt Bochefesen (wie die Einwohner am Canale genannt werden) in der kaiserlich-russischen Marine als sehr geschätzte Seeofficiere, die gleich nach der Auflösung der venetianischen Republik und zum Theil auch früher in russische Dienste traten und dort ihr Glück machten.

Überhaupt ist Oesterreichisch-Albanien, die südlichste und entlegenste Provinz des oesterreichischen Kaiserstaates, in vieler Hinsicht sehr interessant, und wird es mit der Zeit immer mehr werden. Der Anblick des Canals mit seiner üppigen Vegetation und vielen hübschen Landhäusern ist wirklich überraschend, und die pittoresken Trachten mancher Ortschaften, als Misano, Ubli und Grivoschie vermehren das Anziehende der verschiedenen Naturscenen.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, August 1835.

Nachdem Hr. Stöger uns schon im Frühling und Anfang des Sommers mehrere der erfreulichsten Kunstgäste, unter ihnen vorzüglich die Dlle. Bauer und Heinesfetter vorgeführt, und dadurch bewiesen hatte, wie rege er befaßt sey, für das Vergnügen des Publicums zu sorgen, begann, noch während der Anwesenheit der letztern, ein neues sehr abwechselndes Gastspiel des Hrn. und Mad. Rettich (geb. Gien) und des Hrn. Pusch — insgesammt aus Dresden, welches uns diesen Sommer bereits ein halbes Duzend Gäste zugesandt hat. — „Ghret die Frauen!“ sagt Schiller, und wer

wollte nicht gern seinem Gebote folgen, zumal wo dies so leicht und so angenehm ist, und so beginne ich denn auch mit dem weiblichen Theile dieses dramatischen Trifoliums. Mad. Kettich verbindet mit einer edlen ausdrucksvollen Gestalt und sprechendem Auge, Adel und Reichthum der Geberden und Bewegungen, deren Verdienst dadurch noch erhöht wird, daß sie sich stets durch tiefe Bedeutsamkeit auszeichnen. Ihr Organ ist klangreich und von großem Umfange, den sie, ganz Herr über daselbe, in allen Chorden meisterhaft zu gebrauchen weiß. Dabey besitzet sie eine seltene tragische Kraft und große Gewalt der Phantasie, eine Charakterzeichnung, wie man sie nur bey den wenigen Auserwählten vorfindet, und bedeutende Vielseitigkeit, da sie, wenn gleich sich mehr zu dem Trauerspiel hinneigend — doch auch im Lustspiel ausgezeichnet erscheint.

Mad. Kettich ist überhaupt eine von jenen Künstlerinnen, die selbst, wenn man nicht ganz mit ihrer Ansicht der Rolle einverstanden ist, doch durch Kraft und Tiefe und eine unwiderstehliche Fülle des Gefühles hinreißen. So ging es mir in zwey Rollen, die mehr elegisch als tragisch sind, und daher eigentlich ihrer hochtragischen Natur nicht vollkommen zusagen: Julia in Shakespeare's „Romeo“ und das Gretchen im „Faust.“ Hier wie dort stammte nicht nur die Glut der reinsten Jugendliebe, sondern neben ihr jene der Heldinn mit auf, und doch ergriffen beyde Gestalten, in deren Entfaltung sich eine Welt tragischer Kunst offenbarte, und gleichsam ahnen ließ, was wir von ihr als Johanna d'Arc und ähnlichen poetisch-heroischen Charakteren, und dereinst als Medea, Lady Macbeth u. s. w. zu erwarten haben. Ein ganz vollendetes Bild der Zerrüttung eines edlen weiblichen Gemüthes stellte uns die Kerker Scene im „Faust“ dar, und Mad. Kettich dürfte in ähnlichen Situationen wohl kaum eine Nebenbuhlerin zu fürchten haben. Im „Romeo“ waren natürlich die letztern Acte die Glanzpunkte; doch schien uns die Künstlerinn in der berühmten Schlaftrunk Scene noch zu viel Seelenkraft übrig behalten zu haben, um das Entsetzen vor dem Tode in der Weise der Julie einzubehalten. Als „Donna Diana“ angekündigt wurde, erregte sie eine höchst gespannte Erwartung. Wir hatten bereits in der Julie die große tragische Künstlerinn kennen gelernt, weshalb man der Entfaltung dieses ächten Lustspielcharakters nicht unbedingt vertraute, und, ich gestehe es, ich kann mich nicht leicht einer angenehmen Überraschung erinnern, als mir die Art und Weise gewährte, wie Mad. Kettich diesen so complicirten als interessanten Charakter ihrer Individualität aneignete, und mit der zartesten Anmuth, mit dem glänzendsten Colorit wiedergab. In der leidenschaftlich bewegten Scene des dritten Actes, geschieht es den Dianen, selbst solchen, die nicht eigentliche tragische Künstlerinnen sind, nicht selten, daß sie aus ihrem eigentlichen Wirkungskreise in das Gebiet des Trauerspiels schweifen. Hier gewährte es ein ganz eigenes Interesse, zu sehen, wie die Intelligenz der Künstlerinn mit Sicherheit die tragische Natur bekämpfte, die sich hier und da mit Gewalt Luft machen zu wollen schien. Beynahe noch glänzender bewährte Mad. Kettich ihr Talent für das höhere und Charakterlustspiel als „Königinn von sechzehn Jahren,“ durch die wahrste Darstellung dieser wunderbaren Mischung von Laune und Gefühl, Wildheit und Kraft, von wahrhaft königlicher Würde umflossen. Auch Walburgis in „des Goldschmieds Tochterlein“ war ein höchst lebendig kräftiges Bild, doch bot ihr dieser Charakter so wie einige andere Rollen im Conversationslustspiel, die Frau im „häuslichen Zwist,“ Francisca in „Minna von Barnhelm,“ (wir hätten hier lieber die Minna von ihr gesehen) und Mirandolina, keinen hinlänglichen Spielraum für die Entfaltung ihrer reichen Gaben. Viel Interesse ertheilte sie der Camilla im „Bild,“ wenn es uns gleich leid thut, solche Fülle tragischer Kraft an diesen verzeichneten, krankhaft empfindenden Charakter verschwendet zu sehen. Sollte man unter den vielen interessanten Gestaltungen einer oder der andern einen Vorzug einräumen wollen, so waren wohl drey ihrer schönsten Darstellungen die Lucia im „König Enzo,“ Katharina im „Johann von Finnland,“ und die Fürsinn Eboli im „Don Carlos.“ Vorzüglich hinreißend war die Kraft und Wahrheit, womit sie die italienische, und doch enaekreine Liebesflamme der ersten wiedergab, und ich kann gestehen, mir kam das Ende des Trauerspiels noch nie so wenig anstößig vor, als in dieser Aufführung. Die Eboli erhielt durch diese Künstlerinn eine Wichtigkeit und ein Interesse, wie man kaum je geahnt hätte, und man wußte nicht, ob man die Glut der Freude, als sie sich von dem Prinzen geliebt glaubt, oder den unendlichen Schmerz der letztern Scene, die Vernichtung in ihrem Geständnisse, das ihre Darstellung erst gehörig motivirte, mehr bewundern sollte.

Hr. Kettich hat ein schönes und kräftiges Organ, eine vortheilhafte Heldenfigur, und zeigt überall durchdringenden Verstand in der Auffassung, Umsicht und Besonnenheit in der Durchführung seiner Charaktere. Er erschien zuerst auf unserer Bühne als

Philipp Brock in den „Mündeln“ und hier beschuldigten ihn manche, die Kraft und Fülle seiner Stimme bis zu einem Grade potenzirt zu haben, der in das Gebiet des Trauerspiels hinüberschweifte. Mir scheint hier nicht, daß er die Intention des Dichters überschritten habe, der für diesen dramatischen Fehlgriff einstehen sollte, welchen ich schon bey manchem Künstler in derselben Rolle bemerkte. Wir sind aber von Kindheit an von unsern Eltern dazu angeleitet worden, Iffland, wenn wir ihm gleich keine reiche Phantasie zugestehen, doch unter die ersten dramatischen Characteristiker aller Zeiten zu zählen, welcher die Consequenz und Wahrheit niemals einem Knalleffect zum Opfer bringt, und da er einerseits in der That oft, ja man kann sagen meist, mit großer Gewissenhaftigkeit zeichnete, überdies der Mensch in der Regel die Bequemlichkeit liebt, so finden wir es auch sehr commode, alle seine Gestalten in Bausch und Bogen als gelungen und tadellos anzunehmen, ohne uns erst in eine genaue Bergliederung derselben einzulassen, und wenn uns etwas in dieser Art Störendes entgegentritt, so geben wir voreilig dem Schauspieler die ganze Schuld, statt zu untersuchen, wo der characteristische Fehler eigentlich begründet ist. In diesem Schauspiel ist es dem ehrlichen alten Iffland aber wahrlich begegnet, daß er — eines Theils um seinem Philipp Brock einen oder ein paar tüchtige Abgänge zu verschaffen, anderentheils, um die Sache noch ein wenig verwickelter und gefährlicher zu machen, und die angstvolle Erwartung der theilnehmenden Zuschauer auf die Lösung noch einen fünften Act hindurch zu spannen — den Character, den er seinem Philipp früher gegeben, ein Bißchen aus den Augen gelassen, daß er den klugen, ruhigen, besonnenen jungen Mann, dessen Bekanntschaft er uns in den ersten Acten machen ließ, und von dem wir hätten hoffen können, er werde vernünftig und ruhig fortgehen, um die Sache anzuzeigen, auf eine eben so unvorsichtige als unnütze Weise gegen den Bösewicht declamiren — ja wüthen läßt, die ihn natürlich in seine Hände bringen muß. Im Ganzen kann die Durchführung dieser Rolle nur als höchst sorgfältig und gelungen bezeichnet werden. Leider kann ich von seinen Umgebungen nicht dasselbe behaupten. Wenn Hr. Schikaneder in Stücken dieser Art als Gast erscheint, so wird er der Wirkung nie sehr förderlich seyn; vortheilhafter wäre es gewesen, wenn Hr. Polawsky als engagirtes Mitglied den Kanzler Stessel, und Hr. Diez den Ludwig Brock gespielt hätte. Hr. Wolze gab den alten Mann mit einem wahren Luxus von Natürlichkeit, denn Leute von so hohem Alter pflegen wegen Überfluß an Zähnmangel unverständig zu werden, und das war er auch total.

Die zweite Rolle des Hrn. Kettich war Romeo, und hier schien er mir nicht so ganz an seinem Plaze zu stehen; vorzüglich vermiste ich im ersten Acte die verliebte Melancholie, in welche er vertieft seyn soll, und welche dann mit dem Glanz beglückter Liebe einen so interessanten Gegensatz bildet. Die gelungenste Scene der ganzen Vorstellung war jene bey Lorenzo, als er seine Verbannung vernimmt. Übrigens erschien hier Hr. Kettich zum ersten Male an der Seite seiner Gattinn, und, wie kein Ding auf Erden ohne Schattenseite ist, so hat auch das Glück eines Schauspielers, dem das Loos gefallen, eine Frau zu besitzen, die nicht mehr Talent, sondern — Genie ist, eine solche; und er kann wohl keinen gefährlicheren Nebenbuhler seines Talentes auf den verhängnißvollen Brettern finden, als eine Künstlerinn, welche das Interesse so gewaltsam fesselt, daß man leicht ihren Umgebungen das an Aufmerksamkeit entzieht, was man ihr in so reichem Maße als Tribut darzubringen gleichsam sich gezwungen fühlt. Von den Umgebungen des Gastpaares war vorzüglich Hr. Polawsky (Capulet) ausgezeichnet, bey manchen der Übrigen lief manches Störende mitunter. — Als Don César in „Donna Diana“ haben wir Hrn. Kettich schon während seiner ersten Anwesenheit mit Vergnügen gesehen, und auch seine letzte Darstellung dieser Rolle erregte gleiche Theilnahme. Als dritter in diesem dramatischen Bunde erschien diesmal Hr. Pusch (Perin), welchen wir gleichfalls schon vor mehreren Jahren als einen recht brauchbaren und verständigen Schauspieler kennen gelernt, und der überdies in dieser Rolle bewies, daß er nicht stehen geblieben, sondern dieselbe mit mehr Feinheit darstellte als ehemals; einige etwas zu grelle Scherze in den Geberden wünschten wir noch hinweg.

Hr. Pusch setzte seine Gastrollen mit dem Hörburg in der „Königin von sechzehn Jahren“ und dem Nachbar im „häuslichen Zwist“ fort, in welcher letztern Hr. Kettich den Mann recht wacker gab. Auch als Riccaut de la Martiniere in „Minna von Barnhelm“ und Crescendo im „Besuch im Irrenhause“ haben wir Hrn. Pusch abermals, und der Erfolg war, wie damals: in diesem, — in dem er zwar jetzt die Farbe etwas stark austrägt — glänzend, während jener nur wenig ansprach. Übrige

gens sind wir Prager durch die Feinheit der Darstellung des Hrn. Posauský so verwöhnt, daß hier diese kleine Rolle unter die schwierigsten Aufgaben gehört. Auch als Ritter Egbert in „des Goldschmieds Töchterlein“, Posa im „Carlos“, und Richers im „Johann von Finnland“ erwarb Hr. Kettich verdienten Beyfall, vorzüglich aber preiswürdig und gelungen war sein „Enzio“, dagegen die schwächste seiner Leistungen unstreitig Baron Abendstern in: „Nach Sonnenuntergang“, wie überhaupt edle und gefegte Charaktere seiner Individualität am meisten zuzufügen scheinen.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater in der Josepstadt.

Gastspiel des Hrn. Schunk und Akademie des Hrn. L. Schwarzböck.

Der Tenorist Hr. Schunk vom Theater in Linz hat nur in zwey Parten gastirt, als Georges in der „weißen Frau“ und als „Robert der Teufel.“ Dieser Sänger ist ein junger Mann von glücklicher Gestalt, sehr gutem Spiel und schöner Bruststimme, die unter zweckmäßiger Leitung viel Gutes erwarten läßt, deren Gebrauch aber vor der Hand noch den Mangel an Schule zeigt, so daß Hr. Schunk an einer Residenz-
bühne nur mäßigen Forderungen zu entsprechen vermag. Indessen gefiel er recht sehr und allerdings verdienen seine Mittel und sein unverkennbares Streben die aufrichtigste Anerkennung.

Am 29. September veranstaltete der Gesangslehrer Hr. L. Schwarzböck eine musikalische Akademie, welche ein recht zahlreiches Publicum versammelt hatte. Sie bestand aus elf Stücken, von denen mehrere hier noch nicht gehört worden waren, theils eigenen Compositionen des Hrn. Schwarzböck, theils fremder, geschätzter Meister und ward mit der Ouverture zu Marschner's (nicht Börschner's) „Hans Heiling“ eröffnet. Die Aufnahme dieser Piece war kalt, auch scheint sie keineswegs zu den gelungensten Nummern der anderwärts vielbesochten Oper zu gehören. Hierauf trugen die Solo-Sänger des Theaters und das männliche Chorpersonale einen großen Vocalchor „Dort in den Bergen“ und in der zweyten Abtheilung einen andern „Der Meister der Welt“, beyde von Hrn. Schwarzböck componirt, vor. Es sind dies dankbare Vortragstücke, die sehr gut ausgeführt wurden und von denen der zweyte wiederholt werden mußte. Mehrere weibliche Böglinge der Blinden-Versorgungsanstalt producirten außerdem noch zwey dreystimmige Gesänge mit Clavier- und Harfenbegleitung, recht freundliche Aufnahme von dem gerührten Publicum findend. Ob übrigens eine Production dieser Art sich zur Schaustellung an einem öffentlichen Vergnügungsorte eigne, lassen wir billigerweise dahingestellt seyn, glauben jedoch, daß das Unglück zu heilig seyn sollte, um es nicht durch — Speculation zu profaniren. — Ue. Schindelbeck betrat an diesem Abende zum ersten Male die Bühne und trug ein Duett von Kalivoda mit Ue. Walter, dann eine große Arie von Nicolini vor, auch wirkte sie in einem Quartett aus Rossini's „Elisabeth“ mit, dessen übrige Stimmen durch Ue. Jazedé, die H. Dobrowský und Kreipl besetzt waren. — Ebenfalls den ersten Versuch wagte Hr. Ed. Gramolini, in einem Duett aus der „Straniera“ mit Ue. Jazedé. Wahrscheinlich hemmte Befangenheit die freye Entwicklung der sonst recht hübschen Stimme; doch äußerte sich eine gewisse Anstelligkeit des Vortrags, der ganz correct war, und so zeigte sich das Publicum zufriedengestellt. Mozart's Ouverture zur „Zauberflöte“, für Vocalsstimmen (?) eingerichtet, als Versuch, die herrlichen Instrumentalklänge des Compositors mit Vocalsstimmen (?) auszuführen, wurde von den Sängern, Choristen und vierzig Sängerknaben executirt, ohne sonderliche Wirkung zu machen: ein Problem dieser Art dürfte vielleicht durch kolossale Mittel zu lösen seyn; in der Form aber, wie es hier zum Vorschein kam, glich es mehr einer musicalischen Caprice, die noch überdies an Mangel der Einübung laborirte. Zum Schlusse haben wir noch des von Hrn. Gehrig niedlich gesprochenen Herzenskrön'schen Scherzes „der Frauenadvocat“ zu erwähnen. Zu bemerken ist, daß alle Mitwirkenden nach ihren Nummern gerufen wurden, auch Ue. Schindelbeck.

(Mit Nr. 40 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittkau.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 8. October 1835.

121

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Waterländische Sagen.

(S c h l u ß.)

Da geschah es denn nach einiger Zeit, daß in den Thälern und auf dem flachen Lande eine verheerende Seuche ausbrach, die viele Menschen dahintraffte und besonders waren es die Reichen und Vornehmen, die dabey litten; das arme Volk floh die weite Ebene, die einem großen Leichenhofe gleich und siedelte sich auf den Bergen an, wo es unter Gottes freyem Himmel sich bettete. Und viele wurden gesund, so daß die Vornehmen auch hinausjogen auf die Berge und die Städte öde wurden und verlassen, denn Niemand wollte mehr im Pesthauche weilen.

Dswald aber sah, wie sich die benachbarten Höhen nach und nach mit Gästen füllten; der Adel des Landes und die Räte und Schöppen aus den Städten und die reichen Kaufherren, alle wohnten bey den Holzknechten und Köhlern zur Miethe; auch von Dswalds Hütte nahm ein angesehener Kaufmann aus Neustadt gegen reichlichen Entgelt Besitz und Dswald zog sich in ein Nebengebäude zurück.

Der kurze Aufenthalt des Kaufherrn und der Seinen hatte auf Dswalds Zukunft den entscheidendsten Einfluß.

Gertrude, des Kaufherrn einzige Tochter, ein liebreizend Wesen von sechzehn Jahren, war ihrem Vater auf den Berg gefolgt. Nie hatte der Gedanke an die Frauenliebe Dswalds kaltes Herz gerührt; ein neues Leben schien bey dem Anblick dieser holden Gestalt für ihn anzufangen und als im Herbst die ganze Schaar aus der Ebene auf den Gipfel des Schneeberges zog, dem Himmel seine Rettung zu danken und eine Säule daselbst aufzustellen, und dann jede Familie ihre Heimat suchte, blieb in Dswalds Herzen eine bis jetzt nie gefühlte Leere zurück.

Der Winter entschwand in der Ebene, da noch mächtige Schneelehnen um Dswalds Hütte lagen, und als im May auch in den Höhen das fröhliche Walten des Berges sichtbar ward, beschloß Dswald die nächste Ladung seiner Kohlen selbst nach Neustadt zu bringen. Er warf sich in seine schönste

Feyertracht und säumte nicht, in der Stadt angelangt, den Kaufherrn aufzusuchen. Den kalten förmlichen Empfang des Vaters ließen ihn bald die freundlichen Worte vergessen, womit die Tochter den Sohn des Gebirges begrüßte. Den Stachel hoffnungsloser Liebe noch tiefer in das Herz gedrückt, kehrte Oswald zurück in seine arme Hütte. Ich will den allmäligen Übergang nicht schildern, mit dem er, die frommen Gefühle seiner Jugend unterdrückend, zu dem Vorsatze gelangte, die Mächte der Unterwelt um Hülfe anzusehen. Tausend Sagen und Märchen, die schon in der Kinderstube die Phantasie des Gebirgsbewohners beschäftigt hatten, traten mit einem Male vor seine Seele; endlich gelang es ihm nach einiger Überwindung, einen Entschluß zu fassen und er machte sich alsbald an die Ausführung desselben.

Es war ein rauher unfreundlicher Abend, an dem Oswald die gewohnten Pfade verlassend sich in eine Gegend des Berges begab, die er bis jetzt nicht besucht hatte. Der hohle Ton des durch die Fichten rauschenden Windes harmonirte mit seiner düsteren Stimmung und glich dem Brausen eines fernen Donners. An dem Platze angelangt, den die Überlieferung als den Aufenthalt des Berggeistes angegeben hatte, sah sich Oswald von einer Reihe Felsen umgeben, die wie die Ruinen einer Welt in die Höhe starrten. Ein Theil dieser gigantischen Massen lief in die Tiefe hinab, und schien die Scheidewand zu bilden, welche die wirkliche Welt von dem Reiche der Geister trennte. Die bizarrsten Formen vervielfältigten sich in den umliegenden Felsen, und die letzte Spur der belebenden Pflanzenwelt war in diesem steinernen Labyrinth verschwunden.

Oswalds Gewerbe und zum Theile seine Neigung hatten ihn seit vielen Jahren mit den schrecklichsten und wildesten Gegenden des Gebirges bekannt gemacht, aber noch nie hatte er einen Anblick wie diesen geschaut. Er nahm seine ganze Kraft zusammen, und wälzte einen ungeheuern, schon auf seiner Grundlage schwankenden Felsblock in die Tiefe hinab; eine Aufforderung, die nach dem Ausspruche der Tradition das unsehnbare Erscheinen des Geistes herbeiführen sollte. Er hörte den Block von Felsen zu Felsen kollern, und in demselben Augenblicke zogen mächtige Nebelkappen herauf und füllten das Felsenamphitheater auf kurze Zeit.

Mit einem Male trat die blasse Mondessichel aus den Wolken hervor, und Oswald gewahrte die undeutlichen Umrisse eines menschlichen Wesens, das immer näher schwebte und näher, bis die gedrängte kräftige Gestalt eines bejahrten Mannes vor ihm stand. Diese Erscheinung war in ein faltenreiches, dem Schnitt nach einem früheren Jahrhundert angehöriges Gewand gehüllt, welches mit einer goldenen, mit kostbaren Steinen gezierten Spange um den Hals befestigt war. Eine Art Capuze ließ ein gutmüthiges, aber durch einen schielenden Blick entstelltes Gesicht sehen.

„Was willst du von mir?“ war die lakonische Anrede, mit der der Bergkönig den bestürzten Köhler empfing.

Oswald schilderte in wenig Worten seine mißliche Lage und seine hoffnungslose Liebe, und bat den Geist ihm zu großen Reichthümern zu verhelfen, denn nur so könnte er sein ersehntes Ziel, Gertrudens Hand, erreichen.

Ein sonderbares Lächeln flog über die bleichen Züge des Geisterfürsten, indem er die Spange, die sein Gewand hielt, ablöste, und dem Bittenden überreichte. Sein schnelles Verschwinden ersparte Oswald den Dank.

Wie betäubt eilte dieser nach Hause und der anbrechende Morgen sah ihn auf dem Wege nach der Hauptstadt. Er hatte sich kaum von seinem Zaumel erholt, als ihn Wiens Mauern umfingen. Ein reicher Jude, des Herzogs Mäkler, bewunderte den Glanz der unschätzbaren Juwelen, die an der Spange des Geisterkönigs prangten, und erhandelte das Kleinod um ungeheuren Preis.

Ein stattliches Ross trug den reich gewordenen Köhler zurück nach der Neustadt, wo ihm sein angeblich ererbter Reichtum freundliche Aufnahme von Seiten des reichen Kaufherrn sicherte. Oswalds Werbungen scheiterten beynah an dem Ahnenstolze der dem Hause Gertrudens verschwägerten Patrizier; ungern, aber vom Glanze des Geldes geblendet, gab ihr Vater seine zögernde Einwilligung. In wenig Wochen war Gertrud Oswalds geliebtes Weib. An der Stelle der ärmlichen Hütte im Gebirge stieg nun ein hohes Herrenhaus mit prunkenden Gemächern empor. Jubelnd zogen die Neuvermählten in ihren heiteren Landsitz ein, aber die Verwandten des Hauses alle zogen sich scheu zurück, und der Winter in Neustadt verfloß einsam und freudenleer. Dunkle Gerüchte verbreiteten sich über die geheimnißvolle Art, wie Oswald sein Vermögen erworben und Gertrudens Vater bedurfte seines ganzen Einflusses, diese Sagen zu unterdrücken, die indes die allgemeine Abneigung der adeligen Familien gegen Oswalds Person und seinen Umgang nur verstärken mußten.

Indes war der Winter dahin gegangen. Oswald kaufte verschiedene Güter in der Umgebung, und von seiner Frau bewogen, entschloß er sich, um den Adel anzusuchen. Die zufällige Gegenwart des Herzogs in Neustadt schien dieses Unternehmen begünstigen zu wollen.

Bei einem Bankett, welches die Patrizier der Neustadt dem Landesfürsten gaben, kam auch Oswald mit seiner Hausfrau an der Spitze eines stattlichen Zuges angeritten; der Rathsherr aber, der die Stelle des Ceremonienmeisters versah, wies ihn als einen Unadeligen ab, und ein heftiger Streit entspann sich im Borsaal, der durch den Unwillen der dazu kommenden Patrizier beynah zu einem Handgemenge geworden wäre. In diesem Augenblicke erschien der Herzog mit seinem Gefolge, und die Streitenden wichen ehrfürchtvoll zurück, als er nach der Ursache des Zwistes fragte.

„Es ist,“ sagte ein Patrizier, „dieser unverschämte Köhler, der trotz seiner niederen Geburt und Denkungsart die Versammlung ebenbürtiger Geschlechter mit seiner Gegenwart besetzt.“ Der Herzog ließ sich die Umstände vortragen, und war eben im Begriff auch Oswald zu hören, als aus seinem Gefolge derselbe Mäkler hervortrat, der die Spange des Bergkönigs gekauft hatte, und um die Erlaubniß bat zu reden. Hierauf begann er: „Voriges Jahr brachte mir eben dieser als Edelmann gekleidete Köhler eine Spange mit kostbaren Juwelen zum Kaufe, für die ich ihm eine große Summe zahlte, später aber fand, daß dieses Kleinod falsch gewesen sey. Seit diesem spüre ich dem Verkäufer fruchtlos nach. Erlaubt, gnädigster Herzog, daß ich mein Recht an diesem frechen Betrüger geltend mache.“

Ein furchtbares Geschrey ertönte im Saale; jubelnd ergriffen die gekränkten Patrizier die Gelegenheit zur lang ersehnten Rache und umgaben mit gezogenen Wehren den leiner Sylbe mächtigen Oswald.

Im Augenblicke gewann dieser seine Geistesgegenwart wieder, schleuder-

te den ihm zunächst Stehenden zu Boden und machte sich mit dem Schwerte Bahn in den Hof, wo er sich auf sein Ross schwang, und sah Zugbrücke und Fallgitter längst hinter sich, ehe seine Verfolger von ihrer Bestürzung sich erholt hatten. Im heimischen Thale angelangt, verließ er sein Pferd und eilte, als die Sonne schon tief am Himmel stand, den Aufenthalt des Geistes zu suchen. Mit keuchender Brust erreichte er die Stätte und donnernd fuhr von seiner Hand geschleudert ein Felsstück in die Tiefe. Oswald glaubte die höhnisch lächelnde Gestalt des Bergfürsten im Nebel wahrzunehmen und rief mit zornbewegter Stimme: „Verruchter Geist, aus dem Abgrund der Hölle emporgestiegen, arme Sterbliche zu täuschen, ich fluche dir und deinem unheilvollen Geschlecht! Verdammte sey meine wahnsinnige Liebe, verdammte mein blinder Ehrgeiz! Nimm deine Gaben zurück und gib mir die Ruhe meines Herzens und meine friedliche Köhlerhütte wieder.“

Die Gestalt des Berggeistes schien ins Thal hinabzuschweben und Oswald folgte ihr, die gräßlichsten Flüche auf sich und den Geist hervorrufend, bis er in die Nähe seines Schlosses gelangte. Als er aber aus dem Walde getreten, spähte sein Blick umsonst nach den Zinnen des mächtigen Gebäudes; in dem Bergkessel, wo einst die Burg gelegen, sah man keine Spur einer menschlichen Wohnung, und die letzten Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten einen kleinen grünen See an derselben Stelle, wo Oswalds Hütte und später sein stolzes Schloß gestanden. Tags darauf entdeckten die Bewohner der Gegend auf dem dunklen Wasserpiegel Oswalds Leiche. Kein Versuch gelang, seine Reste ans Land zu ziehen, ein wüthender, in des Sees Mitte kreisender Wirbel, schleuderte alle Fahrzeuge ans Ufer.

Nach Jahresfrist, als Gertrud längst in einem Kloster durch Andacht und fromme Werke den Himmel gelüht, konnte man erst dem noch unverwesten Leichnam Oswalds die letzte Pflicht erweisen. Man begrub ihn am Ufer des Sees.

Noch immer gilt bey dem gläubigen Landvolk der See für unergründlich. Von keinem lebenden Wesen belebt, konnte man auch vielfacher Versuche ungeachtet keine Fische dahin verpflanzen, und selten nur wagte es ein kühner Landmann, seine dunkle betrügerische Fläche zu befahren.“

„So weit,“ schloß hier der Grünrock, „die Sage meines alten Jägers. Ich muß nur noch bemerken, daß dieser kleine See in neuerer Zeit ausgetrocknet worden ist.“

Der Erzähler erntete aber den gewünschten Beyfall nicht ein, denn ein im Hofe erschallendes Geschrey: „Der Schneeberg ist rein!“ brachte alle Gruppen in freudige Bewegung und Jeder eilte, den seltenen günstigen Moment zur Ersteigung des Berges nach Möglichkeit zu benütze..

Aus meiner Reiseumapfe.

Cap Grabusa, Jänner 1830.

Ich hab' nicht Länder und Kronen,
Nicht Gold und Edelstein,
Doch einen Schatz, der größer,
Und dieser ist einzig mein.

Es mag ihn Niemand heben,
Es hat ihn auch Niemand geseh'n,
Sah' ihn ein frommes Auge
Es würd' in Kummer vergeh'n.

Meine Freuden mag ich theilen,
 Mein Leid, das theil' ich nicht,
 Ich trag' es und heg' es im Herzen,
 Bis daß es mit diesem bricht.

S ö ß e von Kovigo, Jänner 1830.

Sanftbewegt und klein
 Soll die Wiege seyn,
 Drin das Kindchen liegt,
 Das du eingewiegt.

Leg ein Kränzchen drauf,
 Lili' und Rosmarin —
 Wie die Well' im Lauf
 Fließt das Leben hin.

Hast im Arm geruht
 Mir, in Seel' und Leib;
 Warst mein Herz, mein Blut;
 Aber nicht mein Weib.

Nicht ein holdes Kind
 Ging zu Grab und Ruh —
 Was die Erd' verschlang,
 Waren ich und du.

Profes. h.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August 1835.

Wenn wir uns auch in einer sommerlichen Abspannung befinden, so bietet sich uns jedoch genug musicalischer und theatralischer Wechsel, als daß ich Ihnen nicht eine bunte Procession vorbeidestilliren lassen könnte. Seit langen Jahren haben wir zum ersten Male hier ein großartiges Requiem gehört. Mitunter bey Todtenmessen, bey den Osterfesten und großen kirchlichen Tagen hat man uns wohl auch schon früher ein Zifferleichen guter Kirchenmusik sehen lassen, aber das ganze, große, schöne Gewand der heiligen Musik, *musique sacrée*, wie man hier zu Lande sagt, ist mir, seit meiner Entfernung von London und von Deutschlands Oratorien, nur erst im letzten großen Requiem in der Invalidenkirche wieder zu Theil geworden. Es war ein wundervolles, gigantisch-schauerliches Fest, die schwermüthigen, herrlichen Accorde Cherubini's durch die stolzen Hallen der schwarzen, dunkeln Kirche und des ungeheuren Domes dahinwogen zu hören, während eine Todtenschau von 14 silber- und sammetgeschmückten Särgen sich zwischen einem Lichtmeer von glänzenden Lampen und flammenden Kerzen auf prächtigen Katafalken erhob. Diese Tausende in schwarze Gewänder gehüllten Zuschauer, dieses Gewimmel von schwarzen Gestalten auf schwarzen Gallerien, Federn, Fächer, Schleyer, alles todtenfarb, trauervoll, düster, wehmüthig, glauben Sie mir, es war einer der imposantesten Momente, die ich je erlebte. Die Menschen trauerten, die Wände der Kirche trauerten, die Töne der Musik klagten und dröhnten in dumpfen Accorden dahin.

Zwey Tage nachher ist uns in Notre Dame ein Te Deum von Lesueur geboten worden. Hier war alles licht und bunt, tausend Flaggen wehten von dem Portale der alten Kathedrale nieder, die Priester in goldenen, grün und gelb geschmückten Ornaten, der Erzbischof von Paris mit seinem Hirtenstabe und der Bischofsmütze, der Hof und die fremden Gesandtschaften außer der österreichischen, die noch in tiefer Trauer war, in den glänzend-besternten Uniformen ihrer Höfe, über 10,000 Menschen in der Kirche, alle Chöre besetzt, ein prächtiger Thronhimmel im Chore, kurz hier ein Fest der Freude und der Dankagung, eine lichte, gothische, herrliche Kathedrale, wo die Sonne durch die Scheiben bricht, durch die gemalten, mittelalterlichen Figuren, und gleichsam grüßend hinabschaut auf die bunte Menge. Als Musikstück aber hat das Te Deum von Lesueur nicht den Werth des Cherubini'schen Requiems. Es sind wenig großartige Sätze und Fugen darin, es ist viel Pautenlärm und Instrumentalpracht, aber wenig Beethoven'sche Harmonie und Händel'sche oder Haydn'sche Einfachheit. —

Als drittes katholisches Musikfest muß ich noch die Musikmesse in der St. Rochus-Kirche am Feste der Himmelfahrt der Jungfrau Maria erwähnen, wo einige schöne Motive von PELLEGRINI sehr angenehm vorgetragen wurden, der große Zudrang des gaffenden und neugierigen Publicums aber die Heiligkeit der Feyer vielfach unterbrach. Bekanntlich ist St. Rochus jetzt die Hofkirche und wird regelmäßig alle Sonntage von dem weiblichen Theile der königlichen Familie besucht. Die Kirche hat jetzt eine sehr reiche, zierliche Ausschmückung erhalten und hier predigt auch der berühmte Abbé COEUR, der mit dem jungen Abbé LACORDAIRE, dem non plus ultra der hiesigen Kanzelberedamtheit, und dem Abbé de GUERRY den meisten Zulauf hat.

Im übrigen bietet uns die Musik hier wenig Gutes, wenn auch viel Neues. Die komische Oper hat uns eine ganze Reihe mittelmäßiger Partituren von jungen Stämmern zum Besten oder vielmehr zum Schlechtesten gegeben, denn die Aufführung ist hier in der komischen Oper eben so schlecht wie die Composition. Man hat auch ANDREAS HOFER über die Breter schreiten lassen, jedoch mit veränderten Vornamen, der berühmte Held ist aber wieder in sein Grab zurückgekehrt, die Franzosen haben ihn also doppelt ermordet, einmal durch ihre Kugeln und das andere Mal durch ihre musicalischen Barbareyen. — Die einzige Oper, die ein Klein wenig gefallen hat, ist: „les deux Reines,“ Text von FRÉDÉRIC SOULIÉ und ARNOULD, Musik von dem jungen Componisten ARNOULD. Das Sujet ist die bekannte Zusammenkunft der Königin CHRISTINE von Schweden und der Königin von Dänemark, welche letztere kam, um die berühmte nordische Fürstin ungehindert sehen zu können. Beide Königinnen sind verkleidet und erleiden dort allerley abenteuerliche Schicksale, jedoch ohne alle tragische Endung. Wie immer sind auch hier die sehr geistreichen Dichter (Denn F. SOULIÉ ist jetzt sehr à la mode und sein neuester Roman (le conseiller d'état) ein Meisterstück auch wegen der Characteristik) wieder gar merkwürdig mit der Geschichte umgesprungen, und haben so z. B. den König CHRISTIAN IV. aus dem Grabe aufsteigen lassen, worin er schon seit 4 Jahren ruhte. Mit der Geschichte nimmt man es hier nicht so genau, wenn es nur gut geschrieben und amüsant ist. — Die Musik von MOUPOU hat viel Ideenreichtum, aber wenig ausgearbeitete Harmonie, und wenig Zusammenhang; Talent ist darin, Genie aber keineswegs. Für die deutsche Bühne würde diese fließende, bunte, schillernde Partitur gewiß willkommen seyn (?). Wenn sich übrigens die komische Oper in ein Leichentuch wickelt, so glaube ich, werden wenige Leute diese schwindelartige alte Cokette beklagen! — Außer dem bekannten guten Tenor CHOLLET, den mittelmäßigen Sängerinnen PREVOST und CASIMIR, die aber viel gelobhudelt werden, ist kaum ein anderer Name zu bemerken. — Die große Oper (l'Académie royale) ist auch nur als Panorama für Decorationen und Costume außerordentlich schön, das Personal aber nicht mit den italienischen Sängern zu vergleichen.

Die erste Sängerin Mad. CINTI-DAMOREAU, welche man nicht wieder engagiren wollte, weil man 35,000 Franken für sie zu theuer fand, was auch richtig ist, soll jedoch jetzt auf höheren Befehl bleiben und nur 2 Monate reisen, sodann aber wieder bey der Oper singen und keine Verminderung ihres Gehaltes erleiden. Man hatte ihr 25,000 Franken geboten, was sie ausschlug, und beschloffen hatte, in Italien zu singen. Mad. CINTI ist eine vollkommene kunstfertige Sängerin, die nie falsch und immer gleich singt, sie ist in kleinen zierlichen Rollen (Gräfin in „Comte Ory,“ im Singspiel „Nachtigall und Rabe“ u. s. w.) allerliebste, aber in großen Rollen singt sie ohne Gefühl, ohne Ausdruck, ohne Leidenschaft. Die FALCON ist bey weitem frischer und kräftiger, wenn auch weniger ausgebildet. DORUS-GRAS, die dritte Sängerin, gibt jetzt in Haag Gastrollen und macht furore. — MEYERBEER'S Oper: „die Bartholomäusnacht“ wird jetzt einstudirt, und während dessen ein neues Ballet: „die Pirateninsel“ (l'isle des Pirates) dem Publicum vorgeführt. — Das Sujet ist dumm, wie alle Ballets von HENRY, dem Schüler VIGANO'S; als Gruppierung, als Tanzstück, als Decoration und Consumirung aber ist das Ballet ein Meisterstück. Vier Acte sind aber für ein Ballet immer zu lang und die Musik von GIDE, aus Stücken von ROSSINI, BEETHOVEN und CARLINI zusammengestellt, keineswegs sehr geistvoll arrangirt. — FANNY ESLEER spielte die Hauptrolle und ward mit Enthusiasmus aufgenommen, Therese ESLEER soll viel für das Arrangement, die Pas de deux u. s. w. gethan haben, mehr aber noch wie beyde Wienerinnen, wurde eine Seeschlacht mit Enthusiasmus aufgenommen, wo mehrere Kriegsschiffe ein Fort angreifen, in die Luft springen, ins Wasser sinken u. s. w. Auch das Innere und das Verdeck eines Schiffes ist eine meisterhafte Decoration von DESPLECHIN, SECHAN u. s. w. gemalt. DUPONCHEL, der jetzt seit einigen Wochen an Hrn. VERON'S Stelle Operndirector geworden ist,

hat die Zeichnungen der Costume geliefert. Wir wünschen, daß seine Verwaltung eben so glücklich sey, wie die des gewandten Exdirectors, der sich jetzt mit 60,000 Franken jährlicher Einnahme zurückzieht.

Außer den Ihnen schon genannten Sängern Kubini, Tamburini, Lablache, Santini, Ivanof, Giulietta Grisi und Amigo sind auch Mad. Albertazzi und Raimbeaur für die Winteraison des italienischen Theaters engagirt, welche am 1. October beginnt und bis zum 31. März 1836 dauern wird. Außer einer Oper von Mercadante, die dieser geistreiche Componist eigens für die hiesige italienische Truppe componirt hat, werden wir auch eine von den neuen Opern hören, die jetzt in Italien am meisten Beyfall haben. — Der Text der „Paritani“ vom Grafen Pevoli ist jetzt auch im Buchhandel erschienen. Carafa hat eine Oper in 3 Acten für die französische komische Oper beendet, die aber erst nach der Composition eines jungen Menschen, Albert Guyar, gegeben werden wird.

Malibran ist kürzlich hier von London angekommen, jedoch sogleich nach Italien abgereist, wo sie am 3. August in Mailand angekommen, durch Lucca nach Süditalien pilgern wird, so daß wir leider die größte jetzt lebende Sängerin diesen Winter nicht hören werden. — Man sprach auch von dem Engagement der Giuditta Grisi, der Schwester Giulietta's, aber obgleich diese Sängerin jetzt in Brescia in der „Norma“ von Bellini ungeheures Glück macht, so würde ihr Genre hier in Paris jetzt eben so wenig gefallen, wie vor mehreren Jahren, da hier die exaltirte leidenschaftliche Methode der älteren Grisi nie Wurzel fassen wird, statt dessen die jüngere Grisi (Giulietta) jetzt schon zu den beliebtesten und belobtesten Sängern gehört.

Die französische Gesellschaft in London hat wenig Glück gemacht und dieß hat der italienischen Oper dort Gelegenheit gegeben, ihre Wohlthätigkeit in einer besondern Vorstellung für ihre französischen Kunstcameraden zu zeigen. So haben die Italiener gewissermaßen einen Tribut der Erkenntlichkeit für die Pariser Aufnahme abgetragen. Die glücklichen Italiener, die in London Guineen und Ruhm und in Paris Napoleonsdors und Ruhm ernten.

Wie sehr man hier noch die gute italienische Musik liebt, zeigt, daß Rossini's „Wilhelm Tell“ in 3 langen Acten vorige Woche in der größten Hitze noch 9000 Franken Einnahme in der großen Oper gebracht hat.

Ubrigens vagabondirt jetzt alle Welt in die Bäder. Chateaubriand, Mayerbeer, Ballanche, die berühmte Mad. Recamier u. m. a. sind in Dieppe, nur politische Berühmtheiten sind wegen des letzten Mordereignisses wieder in Paris in Menge eingetroffen; die musicalischen Sterne aber wandern in der Provinz umher, der junge Componist Labarre und Ue. Lambert, die liebliche Pianistin, in Boulogne, unser deutscher Landsmann Ernst in Anger, von Paganini hört man wenig, Rossini ist auf dem Lande.

Die Concerte in den Elfsäischn Feldern unter freiem Himmel sind bankerott geworden, und werden den armen Hrn. Masson de Puitneuf vollends zu Grunde richten. Warum hat er auch den thörichtesten Gedanken gehabt, in Lafitte's Hotel einen Saal für 30,000 Franken zu bauen? Eine Zeit war das Mode, jetzt ist die vorbei und das Publicum läuft zu Franconi's Circus, nahe der avenue de Marigny. Vorgestern sollte der erste französische Schauspieler, Frédéric Lemaitre, in „Othello“ auftreten, als ein Ministerialverbot der Porte St. Martin diese Vorstellung untersagte, weil sie gegen das Privilegium des Théâtre français sey. — Die Theaterzensur wird angenommen werden.

Prag, August 1835.

(Schluß.)

Mad. Kettich erschien nur einmal allein, und zwar als Fenella in der „Stimmen von Portici,“ und stattete auch diese Parthie — in der sich der Zuschauer schon deshalb nicht behaglich fühlt, weil er umsonst sich nach dem Reichthum ihrer wohlklingenden Stimme sehnt — mit all den Mitteln ihrer sprechenden Physiognomie, ihrer edlen Gestalt aus; doch ist diese „Stimme“ auf jeden Fall von dem Dichter, der sie gleichsam nur als Motiv — ja fast als überflüssiges Motiv — gebraucht, zu tiefgesinnt bedacht, um eine für eine solche Künstlerin würdige Aufgabe zu bilden.

Die beyden Beneficen des Hrn. und der Mad. Kettich brachten uns zwey neue Dramen: „Laffo's Tod,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. E. Raupach, und: „Der Schlaftrunk“ (Katharina Howard), romantisches Gemälde in fünf Aufzügen,

nebst einem Vorspiele, nach dem Französischen des Alexander Dumas, frey bearbeitet von Terrmann, welche jedoch beyde nicht lebhaft ansprachen, und auch, die Gäste ausgenommen, nicht eben sehr glücklich besetzt waren. Kennen die Leser dieser Blätter die Personen, welche mitunter in diesen Trauerspielen beschäftigt waren, ein Verzeichniß derselben müßte ihnen Grauen erregen! Dem bühengewandten Raupach ist es mit diesem „Tasso“ doch einmal begegnet, einen dramatischen Stoff zu erfassen, der auch seinem Talent zu spröde war, und durchaus, selbst trotz seiner schönen Diction, kein großes Interesse erregen kann. Was das zweyte betrifft: so ist dem Bearbeiter eine große Bühnenkenntniß und dramatisches Geschick nicht abzuspochen, doch ist es eine mißliche Sache mit den Übertragungen der heutigen französischen Dramen auf unsere Bühne, wo unerläßlich so viel geschnitten werden muß, bis es in Fleisch und Herz des Werkes geht. Eine dritte Novität, welche wir der Anwesenheit des Hrn. und der Mad. Kettich verdanken, war: „Die Braut aus der Residenz,“ Lustspiel in 2 Aufzügen, dessen Inhalt eine sehr alltägliche Mystification ist, nemlich ein reicher Fabrikant in einer Landstadt hat die Manie, eine Braut aus der Residenz zu wünschen, obchon er in seinem Hause eine recht annehmliche Parthie hat. Ein Rittmeister, sein Freund, läßt sich von ihm unumschränkte Vollmacht geben, für ihn zu werben, und bringt ihm dann seine eigene Frau als Braut mit, die ihn so ungeheuer mißhandelt, daß ihm endlich alle Lust zu den Residenzbräuten vergeht, und er froh ist, sein Mädchen, das ihn schon lange heimlich liebte, heirathen zu können. Daß der Rittmeister und die Witwe Mann und Frau sind, und daß München am Ende Jacob Währinger's Frau wird, weiß man in den ersten Scenen, und nichts spannt die Neugierde, als das Motiv dieser Täuschung. Wäre dieses komisch, so möchte das Ganze mitlaufen, da es aber kein anderes ist, als ihn für seinen Einfall zu strafen, so weiß man am Ende nicht, warum man sich zwey Acte lang geplagt hat, um etwas zu sehen, was ein erfahrner Theaterbesucher zur Noth aus dem Bettel herausbuchstabiren konnte. Da u kommt, daß die lebenswürdige Witwe beständig den Satan spielt, und wir von ihrer Lebenswürdigkeit nichts erfahren, als was uns Währinger erzählt. Hätte der Verfasser die Scene, welche jener beschreibt, uns vor die Augen geführt, so dürfte diese Rolle doch vielleicht einiges Interesse gewonnen haben; in ihrer gegenwärtigen Gestalt war es selbst der Kunst der Mad. Kettich nicht möglich, für dieselbe einzunehmen. Eine eben so mißliche Aufgabe ist der schwankend gezeichnete Jacob Währinger, der im Anfang beynabe als Dümmling erscheint, dann aber ein Mann von Verstand und feinem Ehrgefühl wird. Hr. Kettich gab ihn mit großer Sorgfalt, doch ohne viel damit wirken zu können.

Auch das *Venice* des Hrn. Pusch brachte etwas — wenigstens für die Bühne — Neues, nemlich: Scenische Fragmente aus Göthe's „Faust,“ (dieselben, welche Deinschardstein zu Göthe's Todtenfeier zusammenstellte) nebst einem recht wacker und mit Tiefe der Poesie ausgestatteten Prolog und Epilog, gedichtet von Ukko Horn, und sehr undeutlich vorgetragen von Hrn. Fischer, endlich aber einem Tableau, aus Fragmenten der Tragödie von Göthe, in tiefer Dunkelheit, arrangirt von Hrn. Frey.

Wenn gleich nicht geläugnet werden kann, daß diese Zusammenstellung so geistreich als möglich durchgeführt ist, so bleibt sie doch noch immer zu sehr Fragment, um auf der Bühne genügen zu können.

Modell XLI.

Ein Oberrock von façonnirtem Foulard mit gleicher Peterine, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Eine Füll-Blonden-Haube mit Blumen und Band geziert, nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stod.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 10. October 1835.

122

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine Alltagsgeschichte.

Eine Mischung von Schnee und Regen schlug, vom Sturmwind gejagt, an die Fenster der Residenz. Der nächtliche Himmel schien finster wie das ewige Chaos, und die schmutzigen Fluten, welche sich über die Straßen verbreiteten, machten selbst das sonst erträgliche Pflaster beynahc ungangbar. Man hätte meinen sollen, daß kein Sterblicher, wenn ihn nicht die bitterste Nothwendigkeit dazu gezwungen, in solchem Unwetter eines Decemberabends sich aus dem Hause hinausgewagt haben würde. Aber in der Königsstraße war alles licht und lebendig. Das pallasähnliche Haus des Commerzienrathes Monnychen flammte gleich einem Feenschloß. Pechpfannen und argandische Straßenlampen von neuester Erfindung deuteten dem Wanderer schon in weiter Entfernung an, was hier vorging. Kutsche an Kutsche fuhr an das Haus hin, muthige Pferde bäumten sich und schnaubten, Polizeywächter hielten schreyend Ordnung. Mancher arme Teufel, dem der Schnee ins Gesicht schlug, und der sich mühsam und mit Lebensgefahr an dem Hause vorüberdrängte, um seinem vielleicht ungeheizten Stübchen in der entlegenen Vorstadt zuzueilen, verspürte, so oft die hohe Glashüre der Treppe sich aufthat, einen warmen Lufthauch, der schon von dort den Aussteigenden entgegenströmte. Einigen Freunden oder Schülzlingen der Dienerschaft Monnychen's und der bewaffneten Priester der öffentlichen Ordnung, welche draußen mit schönem Erfolge, wenn gleich nicht ohne Geräusch, ihr schweres Amt übten, war es vergönnt, in der luftigen Einfahrt zu stehen und durch das Besehen der Ankommenden ihren Theil an dem Balle hinzunehmen. Es mochte mancher philosophische Beobachter unter diesen Zuschauern seyn. Das Anfahren der Kutschen währte zwey Stunden. Bediente und Jäger sprangen von ihren Tritten ab, und rissen die Schläge auf; die Wagentreyppchen stürzten polternd herab, und es war eine wunderbare und mannigfaltige Menschenwelt, welche von diesen Treppchen an dem ungeheuern vom Pelzwerk zweyer Eisbären starrenden Portier Monnychen's vorübersprang, hüpfte, schlich, ging, kollerte oder gravitätisch schritt auf die breite Haustreppe, die mit einem Lichtmeer übergoßen,

mit grünen Teppichen belegt und zu beyden Seiten mit den prächtigsten und wohlriechendsten Gewächsen der Tropenländer besetzt, dem Ankömmling würdig verkündete, was da seiner harrte. Entstieg der Kutsche ein Mann mit feinen Zügen, der Monnychen's Prachttreppe mit derselben Unbeweglichkeit der Physiognomie betrat, mit welcher ein anderes Menschenkind die schmutzige und dunkle Wendeltreppe seines Wohnhauses hinanzukletteren pflegt, so durfte der Philosoph unter den Zuschauern darauf rechnen, es sey ein vornehmer Herr, der schon in seiner mit Silber eingelegten Wiege den Lebensgrundsatz des Nil admirari in sich gesogen. Ein solcher schien gar nicht zu wissen, wo und wohin er ging, und der übergoldete und behaarte Portier, die Lampen, Palmen und Magnolien machten auf ihn denselben Eindruck, welchen auf uns ein angestrichener Laternenpfahl mit seinem dürftigen Lämpchen macht, an dem wir jeden Abend vorübergehen müssen. Stieg einer fest und sicher mit der Miene eines Triumphators von der Kutsche herab, und leuchtete sein Auge nur um so heller durch die mächtigen Goldbrillen hindurch, und blickte er lächelnd auf die vergnügten Zuschauer der Einfahrt, dann war es ein kürzlich ernannter junger geheimer Hofrath, dem das selige Bewußtseyn die Brust hob, heute durch drey neue bündige Rescripte dieses Volk, das ihn so zufrieden aussteigen gesehen hatte, mit regieren und beglücken geholfen zu haben; ihn beseele die nicht minder freudige Hoffnung, in der nächsten Rathsitzung sechs noch wirksamere und bündigere Rescripte in Antrag bringen zu können, die Resultate von Actenverhandlungen, deren aufgestülpte Päckle sein Schreibzimmer in der That zu einem unangreifbaren Plage machten. Sprang einer mit einer Art burschikoser Keckheit in Mienen und Bewegungen der lichten Treppe zu; so war es ein Künstler, der sich getrost auf der Eiskahn des Lebens herumtummelte, weil er wußte oder zu wissen glaubte, daß drey bis fünf von den leichtfüßigen Mäusen ihm stets zur Seite schritten, um ihn zu halten, wenn er straucheln würde. Stolperte eine verbogene Figur aus dem bescheidenen Miethswagen heraus, auf deren Angesicht sich Verblüfftheit und beynahe eine gewisse Angst malte vor den Dingen, die da kommen sollten, so war es sicher ein gründlicher Gelehrter, der seine anders duftende Studierstube nur sehr selten zu verlassen pflegte, und der heute bey Monnychen nur in derselben Absicht zur Schau ausgestellt werden sollte, in welcher man auch manche leere und nicht eben schöne Vase aus irgend einem modererfüllten Grabe der Pharaonen dahin gepflanzt hatte. Was das Publicum der Einfahrt am besten betrachten konnte, waren unstreitig die größeren und kleineren Füße der ankommenden Damen, mit den zart durchbrochenen Strümpfen und den weißen Atlaschuhen, welche bey dem ersten Hervorstrecken aus dem Kutschenschlage zuweilen sogar mehr sichtbar wurden, als sonst bey dem Wirbel des Walzers geschehen konnte. Schön war es auch zu sehen, wie oft aus einer benachbarten oder aus derselben Kutsche ein junger Herr windschnell herbey sprang und den Bedienten verdrängend, der herabschwebenden Dame die eigene mit dem weißen Glanzhandschuh bedeckte Hand darbot. Es waren diese eifrigen Helfer fast niemals die Ghemänner oder Brüder der Schönen, sondern befangene Dritte, welche mit solcher Dienstleistung an der Treppe den ersten Ring jener Kette von Artigkeiten und Aufmerksamkeiten festmachten, welche sie den ganzen langen Ball hindurch unermülich um ihre Angebetheten schlangen und diese dadurch zuletzt in einen solchen Zustand von Erschöpfung und Sclaverey zu versetzen drohten

daß manchem ungeschickten Gemüthe, das noch nicht wußte, wie leicht die Welt in ihrem Tanze über schwierige Verhältnisse hinauszuhüpfen vermag, dabey hätte hange werden können. Die Ghemänner konnten freylich ihrerseits des Aufstandes wegen nicht im Erdgeschoße schon, sondern erst im Saale selbst derley Kettenringe schmieden und an ihre Freundinnen anheften. Die Armen waren schon gewohnt, den Kürzeren zu ziehen, aber sie thaten ihr Möglichstes. Sonst sahen die vergnügten Laien im Thore von den schönen Tänzerinnen und den in ihrer Art gewiß auch schönen Begleiterinnen derselben, Müttern, Tanten, Schußfrauen, nichts als die wunderbar und oft fabelhaft behängten und besteckten Köpfe, von denen sehr viele schon am frühen Morgen aus den Händen des allzusehr beschäftigten Haarkräuslers Alphonse hervorgegangen waren. Dieser treffliche Mann hatte sich mit seinen kunstfertigen Händen an dem einen Valltage mehr Geld erworben, als der mit Lorbeern bekränzte Kopf Wunibald's, des Lieblingsdichters der Stadt, durch seine neueste Tragödie, das Resultat jahrelanger Studien und Anstrengungen, zu erringen vermögend gewesen war. Aber die armen Laien sahen es nicht, wie die Damen oben in dem mit Spiegeln bedeckten Garderobezimmer ihre mannigfaltigen Gehäuse gestickt, gewebt, eingelegt, gepreßt, geschmelzt, aufgelegt, angesteckt oder wie sonst der technische Ausdruck seyn mochte, und nun leuchtend dastanden im Glanze und Flitter von Crepe, Tüll, Gaze, Tibet, Atlas, Bändern, Blumen, Schmuck und Goldwerk von allen Farben und Formen. Mit einer leichten und flüchtigen Berührung der Fingerspizen wurde da noch manches an Haar und Anzug in Ordnung gebracht, was sich im Fahren, wenn auch noch so unmerklich, verschoben haben mochte. Wenn aber irdend eine Schleife, eine Garnirung ein bißchen auffallender zerknittert war, Himmel! welch ein Blick schoß da auf den Gheherrn, der immer so viel Platz im Wagen brauche, daß die Frau, die sich doch gewiß so schmal als möglich mache, ihren Anzug nicht unverdorben in die Gesellschaft zu bringen vermöge.

Im prächtigen Empfangsaale stand, der Thüre nah, der lange hagere Geber des Festes, Commerzienrath Monnychen, und legte, da die Eintretenden sich ihm mit leichter Verbeugung näherten, seinen breiten Mund, welcher noch nie gelacht hatte, in sonderbare Falten, wobey er seinem wie auf Stelzen erhöhten Leibe eine unmerkliche Krümmung gab. Was er von „erfreut“, „angenehm“, „schön“, „Besinden“ und dergleichen murmelte, verstand niemand, er selbst nicht; woran übrigens auch nicht das Mindeste gelegen war, denn die Ankömmlinge eilten weiter durch eine Reihe von Gemächern bis in jenes, wo die Frau Commerzienrätthin Monnychen auf dem Sofa Platz genommen hatte, an welches sich zu beyden Seiten vierfache Reihen von Stühlen, wie Seitenflügel an den Hauptkörper eines Gebäudes, anlehnten. Hier ließen sich die verheiratheten Damen, nachdem sie von der Frau des Hauses auf das holdseligste angelächelt und bewillkommt worden waren, nieder, während die Mädchen in ein anderes Zimmer schwebten, wo gleiche Veranstaltung für die noch zu verheirathenden Damen getroffen war.

Die Commerzienrätthin war eine Baroninn von Geburt, und ihren Gatten verdroß es nicht, er freute sich sogar darüber, daß sie ihm die einzige Mitgift ihres Adels nicht etwa in der Art hingab, daß sie in der Nullität seiner Bürgerlichkeit unterging, sondern daß sie sich nach wie vor Baroninn nennen ließ. Eine Baroninn Monnychen warf einen angenehmen Abglanz auf ihn, und die

Existenz eines solchen Wesens konnte den Ueingeweihten glauben machen, daß auch ein Baron dieses Namens existire. Nun hatte er zwar diese Würde längst erlehnt, durfte aber erst bey der nächsten Kriegsrüstung des Landes sie zu erlangen hoffen, wo ihm die Ochsen-, Leder- und Tuchlieferung nicht entgehen konnte. In dem Mädchenzimmer führte die schöne einzige Tochter des Hauses den Vorsitz. Flora Monnychen strahlte an Reiz und Anmuth aus allen ihren Gästen hervor, wie die ausgebildete Centifolie aus allen übrigen Blumen, so selten und kostbar sie auch seyn mögen. Sie war für die große Welt geboren und erzogen. Jedes Wort, das sie sprach, schien eine Grazie ihr eingehaucht zu haben, jede ihrer Bewegungen schien eine Grazie zu leiten. Aus ihrem dunklen Auge sprühte die Fülle des Weltgeistes, um ihren feinen Mund spielte und stimmerte reicher Wiß. Keine Leidenschaft zwang ihr Herz zu ungleichen Schlägen, schwellte ihre jungfräuliche Brust. Sie sang italienische Bravourarien mit der Kunstfertigkeit einer Prima-Donna; die von ihr in Oyl gemalten Blumenstücke fanden selbst den Beyfall der Kenner. Daß sie französisch mit allen Abstufungen und Feinheiten einer Dame von Orleans und italienisch mit dem Accente einer Pisanerinn sprach, war unter den Mädchen ihres Standes und Vermögens nichts so ganz Unerhörtes, aber sie sprach auch das Englische so, daß ein Dandy, welcher früher nie über das Gestade des lustigen Alt-England hinausgekommen, und nun plötzlich auf dem kürzesten Wege aus seinem West-Ende in diese Residenz geilt war, und bey dem die Unbehülflichkeit, seine Muttersprache in dem Munde eines Ausländers zu verstehen, nur seinem schlechten Willen dazu gleich kam, sie auf das erste Mal verstand, und sich fast beleidigt fand, daß es eine Deutsche gebe, die die Worte mit derselben Affectation kauen und aus dem Munde fallen lassen könne, wie er selbst. So war Flora Monnychen das Idol der jungen Männerwelt, deren begabtere Augen außer ihren Reizen und Talenten auch noch den ungeheuren und der übrigen Welt nicht gleich stark auffallenden Nimbus von holländischem und ungarischen Ducatengold gewahrten, in dem sie stets einherschwebte.

Immer voller und voller wurde das Haus von Gästen. Ältere Männer gruppirten sich stehend in den Zimmern und sprachen über Politik, jüngere vom Theater und den Unterhaltungen des bevorstehenden Carnevals; viele schwärmten in den Zimmern der Frauen und Mädchen umher, da und dort verbindliche Worte austreuend oder auflesend; viele warben mit mehr oder weniger Glück um Tänzerinnen für den heutigen Abend; viele machten die Rechte geltend, welche sie in dieser Beziehung vermöge feyerlicher und auf Elfenbeinfächern protokolirter Zusagen schon früher, wohl gar schon im verfloßenen Jahre erworben hatten. Es war ein buntes, frohes und doch dabey auch vornehmes und wichtig thundes Drängen und Treiben; es leuchtete, stimmerte, sprühte alles durch einander, was nur unter der allzuweit entfernten Sonne, in unmittelbarer Berührung der Erde zu glänzen und zu wärmen vermag, Caminflammen, Lampen, Wallrathkerzen, Diamanten, Ordenssterne und Mädchenaugen. Als nun die zahlreichen in die barockesten Farbenmischungen gehüllten Lakayen die Tränke von Mokka, Peking und Mailand umhergetragen, und Knoppel, der Stadtgeiger, seine helle Violine einige Male gewaltsam gestrichen hatte und nun die neuesten und eindringlichsten Wiener Walzer mit allem Feuer des ersten Anlaufes ertönen ließ, als Tänzer und Tänzerinnen

paarweise in den prächtigen Tanzsaal gezogen waren und jetzt über den glatten Estrich von Eschen- und Nußholz im Fluge hinwirbelten; da war in des ernsthaften Commerzienrathes Hause alles Lust und Leben und das Gefirn des Balles rollte seinem Culminationspuncte entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Freithofsage.

„Schlechte Arbeit, Meister Küster!
Baut ihr so der Todten Haus?
Aus dem Grab' dort hebt sich düster
Eine Todtenhand heraus.“

„Hm! manch Jahr ist doch vergangen,
Seit ich bett' der Todten Schrein,
Aber die herauszubringen,
Wahrlich, fiel noch keinem ein!“

„Aber warte, toller Junge!
Ist die Hülle dir zu leicht?
Spaten hilft im raschen Schwunge,
Daß kein Lichtstrahl dich erreicht.“

Und er gräbt und schaufelt wieder
Zwanzig Spannen niedertwärts,
Legt dann Rasen auf die Glieder,
Einen schweren Stein auf's Herz.

— Abend ist's, in trauter Runde
Drängt sich's froh um Tisches Rand,
Niemand denkt im heit'ren Bunde
Mehr des Herzens, das entschwand.

Einsam liegen und verwesen,
Die des Hauses Lust und Zier! —
Neues Leben! — Was gewesen,
Erübt kein Auge mehr hierfür.

Bollmond schimmert; — ha! und leise
Langt's dort aus dem Grab' empor,
Reckt und streckt sich, — eine weiße,
Schöne Hand wächst weit hervor.

„Ach! hier ist sie, dir versprochen,
Nimm sie, und vergiß es nur,
Wie ich einmal dir gebrochen,
Einmal Treu' und heil'gen Schwur!“

Aber still bleibe's, und im Laube
Lönt kein Wort gewährend nach,
Längst zerfiel ihr Herz zu Staube,
Seit er ihr die Treue brach.

Blumen blühen, fromme Gabe
Um ihr Mahl, — doch jede Nacht
Wächst die Hand auf aus dem Grabe,
Die einst falschen Schwur gebracht.

München, im August 1835.

Unsere Königsstadt bietet fortwährend das Bild einer ununterbrochenen, feurigen Regsamkeit dar. Wir vermiffen zwar seit geraumer Zeit die höchsten Zierden des gesellschaftlichen Lebens, indem die allerhöchsten Herrschaften in Brückenau und Kissingen die wohlthätig wärmenden Strahlen der Hoheit und Milde in die fröhlichen Kreise ausbreiten, wo selbst deutsche Dichter, wie Jedlich, Stieglich und Adelsheid Stolterfoth, wie schöne, farbige Zwiefalter an den Gesundbrunnen und Heilquellen nachsingend flattern. Viele pilgern nach Hohenschwangau, wo Künstlerhände die romantischen Tage der Vorzeit, die Thaten der erhabenen Hohenstauffen und manche sinnige Sage auf die Wände der majestätischen Burg hinaubern, um dereinst den Thronerben Bayerns, der nun fern vom heimatlichen Boden fremde Länder besucht, bey seiner Rückkehr zu überraschen und mit der Vollendung des großen Werkes zu erfreuen, das er ihnen aufgetragen hatte.

Der Sternbergersee, dessen malerische Situationen von Allen bewundert werden, der Schliersee, der Wallersee, der Tegernsee und mit diesem das nahe gelegene, vielbesuchte Kreuz mit seinen Ulmen sind immer belebt, und gewähren die reichste Fülle abwechselnder Unterhaltungen, an denen immer viele Fremde aus Norddeutschland und aus Britannien Theil nehmen.

Inzwischen gehen die großartigen Bauten geflügelt vorwärts. Die neue Hof- und Staatsbibliothek in der Ludwigstraße überrascht mit ihren kolossalen Massen, die Ludwigskirche regt sich wieder in ihrem innern und äußern Bau, weil der gefeyerte Meister Cornelius mit dem für sie bestimmten Carton aus Rom zurück ist, und der Postpallast auf dem Max-Joseph-Platz tritt Ihnen schon mit seiner weißen Colonnade entgegen.

Leider ist nun auf diesem Platze des Nivellements kein Ende. An den Stufen des königl. Hoftheaters, von dem genialen Hofarchitekten Fischer aus seiner Asche wieder neu aufgebaut, wird abgegraben, um die Stufen, des nothwendig gewordenen neuen Niveaus wegen, zu vermehren; sogar die riesenhaften Candelaber müssen Concessionen machen und werden in ihrer Ruhe, in ihren Grundlagen gestört, denn auch sie müssen sich, wie die beyden Seitenanfänge, den neuen Verhältnissen fügen. — Der prachtvolle Königsneubau, des geistreichen Klenze bewundertes Werk, muß sich herausheben, um seiner grandiosen, architektonischen Würde nichts zu vergeben. Es erhoben sich durch die Aufführung des Postpallastes natürlich unvorhergesehene, architektonische Conflicte, die jetzt mit Einsicht ausgeglichen werden müssen, um nicht ein Gebäude durch das andere zu beeinträchtigen und ihre angestammten Verhältnisse nachtheilig zu verrücken. Wenn Sie in Erwägung ziehen, daß das Monument des Königs Max sich in der Mitte dieses schönen Platzes bis October erhebt, so werden Sie bey dem ersten Blicke die Nothwendigkeit dieser Reformen zugestehen. Das Monument, das kolossale Standbild des vereinigten Monarchen, wird einen bedeutenden Raum in Anspruch nehmen und auf diese Weise dürfte dem Architekten eine Aufgabe gestellt seyn, die, wenn sie mit Erfolg gelöst wird, seinem Talente die Bewunderung der Mit- und Nachwelt sichert. — Mancher bedauert, daß von nun an die Fassade des Münzgebäudes ganz verdeckt wird. Welcher Sterbliche, und besitzt er auch die fernschauende Voraussicht eines Themistokles, kann ermessen in unsern Tagen, was das nächste Decennium bringen und welche Anforderungen es machen werde?

Die Fremden finden sich in München immer zahlreich ein. Die neue Künsterschule, die sich unter dem wohlthätigen Einflusse des Königs zur schönsten Blüthe entwickelt, zieht das Ausland an, das über die glänzenden Fortschritte in Architektur, Sculptur und besonders in der Malerey staunt. Nichts fehlt uns zur höchsten Vollendung als eine Dichterschule, wie sie gegenwärtig in Wien und in Stuttgart in ihrer schönsten Blüthe steht. Die Stelle des Referenten, der in Leipzig seinen großen Bericht über die dortige Ostermesse in merkantilisch-literarisch-poetisch-kritischer Hinsicht liefert, verbrüderet sich auffallend mit einem Lewald, der die Schriftsteller Münchens wie Creti und Plefi mit wegwerfendem Hohne behandelt — vielleicht nur deshalb, weil sie das Banner des literarischen Sansculotismus nicht schwingen. Ich träumte zwar schon sehr oft von einer süddeutschen Dichterschule, die längs dem Donauströme hinauf und hinab ihre Blumengärten anlegt und alle an sich zieht, die links und rechts, am Main und Rhein, bis an den Thüringerwald, so lange süddeutsches Leben athmet, Liedergaben entfalten! — Leider ist die jüngste, literarische Ausbeute für den Leipziger Großmarkt sehr unbedeutend ausgefallen, da nur Hr. v. Pleh seine gesammelten Lust-

siele in einem geschmackvoll ausgestatteten Bande bey Franz — und der Stadtgerichtsrath Gregor, der unermüdlige Vorkämpfer warmer Patrioten, auf eigene Kosten das vierte Bändchen seiner Sonettenslese herausgab. Anders könnte es in München allerdings seyn — hierüber stimmen die Besseren überein. Als Florenz große Maler und Architekten hatte, erschollen auch herrliche Lieder am Arno. Verständigt man sich einmal in Bayern über den großen Werth eines wahren Dichters, dann werden wir mit Wien und Stuttgart wetteifern können. Ist doch nicht einmal Schenk von den Bayern so geehrt, wie er es seyn sollte. Gäben ihm nicht hohe Amtsprivilegien einen Nimbus — die Dichterkrone vermöchte es nie!

Reicher Stoff läge für die Bayern aufgespeichert, wenn sie ihn benützen wollten. Er liegt in der Vergangenheit und in der Zukunft. In letzter Beziehung dürfte sie das junge, mit ihnen verbrüderete Griechenland zum Liede begeistern und sie auffordern mit Bedlich zu wetteifern, der „das Kreuz von Hellas“ uns nicht lange entziehen wird. Ein junger, heraufblühender König, voll Talent, voll Gemüth und Kraft, seinen Ehren errichtend über den Trümmern der ewigen Athene, wo einst Themistokles, Perikles, Phidias, Sophokles und Euris sich die Kronen der Unsterblichkeit um glorreiche Sitzen wanden, jene Olympiaden der Herrlichkeit, wo selbst die unheißvollen Mißverständnisse und leidenschaftlichen Befehdungen den Menschen auf seiner höchsten Höhe fernen Jahrhunderten zur Bewunderung hinstellten: solche Momente aus dem später eintretenden Umsturze, mit dem zauberischen Halbdunkel des Mittelalters, seiner markigen Größe, edlen und stolzen Mannheit und dem hingebenden Glauben wären doch Momente, die ein dichterisches Gemüth entflammen können! — Hr. Hofrath Thirsch gab dem diplomatischen Europa ein sehr schätzbares Werk in französischer Sprache: Sur l'Etat actuel de la Grèce — wie Ihnen bereits lange bekannt ist. Thirsch macht Sie in diesem Werke mit der Beschaffenheit des hellenischen Pfluges der Urzeit eben so vertraut wie mit dem Hebel, mit welchem sie einst die riesigen Massen auf der Akropolis für das Parthenon in Bewegung setzten, um sie zu jenem Wunderbau zu fügen, den der moderne Europäer noch heut zu Tage für ein Götterwerk hält, — aber auch mit jeder häuslichen Einrichtung der Gegenwart bis zum kleinften Bedürfnisse des Lebens. Er führt Ihnen die ganze Physiognomie Griechenlands, das er bereist hatte, mit der Unbefangenen eines Herodotus vor das Auge; kein Berg, kein Wald, kein Hain, kein Fluß und keine Quelle bleibt unberührt, sobald ihn die Geschichte der großen Vorzeit dort zu verweilen mahnt. Überall war sein beobachtendes Auge, überall sein praktischer Blick, überall seine Begeisterung, die ihm von Jugend auf das Studium der Hellenen eingehaucht. Er saß im Rathe der Amphiktyonen wie im Congresse der emancipirten Hellenen des 19. Jahrhunderts; er vergleicht mit glücklichem Scharfsinne den Nationalcharakter der Gegenwart mit jenem der Vergangenheit, und drang sinnend und vergleichend in alle Perioden jenes Volkes ein, dem wir auch in seinem demoralisirten Zustande, wie er in Folge schwerer Bedrückung nothwendig seyn mußte, unsere Huldigung nicht versagen, weil wir von ihren gefeyerten Ahnen unsere gegenwärtige Bildung überkamen. Thirsch kostete den Wein im Schlauche und oft das Brot, das in Pathmos gegessen wird und für das schmachhafteste, das beste in ganz Europa gilt. Thirsch und Fallmeyer sind zwey sich abstoßende Pole. Jener macht Sie lästern am Ilyssus und Cepheissus Wohnsitze aufzuschlagen, um das wohlklingende Idiom gierig mit den Ohren einzuschürfen; dieser läßt — wehmüthig Sie enttäuschend — Slaven als Erben einer versunkenen Herrlichkeit theilnahmlos die große Vergangenheit mit Vandalenfüßen treten.

Hofrath Thirsch beschenkte seine Zeitgenossen mit einem Werke, dessen sie nie entbehren können, wollen sie in Griechenland regieren oder als Staatsbürger leben; Fallmeyer macht Sie zum historischen Skeptiker, der in der Asche der Gräber nach ächten Hellenen zweifelnd wühlt! — Thirsch begeistert Sie beynähe auf jeder Seite, weil sich sein vortreffliches Buch immer an die glorreiche Vorzeit anlehnt, Fallmeyer macht Sie — gleichgültig. Dieser historisch-statistische Vandalismus, der durch Thirsch's ganzes Werk voll Umficht und tiefer Forschung läuft, macht mit vollem Rechte Anspruch auf Würdigung und Anerkennung. Selten verbinden Gelehrte unserer Zeit — und am wenigsten die Philologen, wie sie in Deutschland so häufig zu Markte gehen mit ihrem Sylben- und Wortframe — den Welt- und Kennerblick eines Staatsmannes, der ein Volk regieren und lenken will; allein Thirsch bewährte den Mann, vor dessen Sinnen ein ganzes Völkerleben klar ausgebreitet liegt. Wohl denen, die ihn verstehen wollen!

(Der Schluß folgt.)

„Für Kalobiotik, Kunst, das Leben zu verschönern, als neuausgestecktes Ziel menschlichen Strebens. Winke zur Erhöhung und Bereicherung des Lebensgenusses.“ Von Wilhelm Braun. Wien, Gerold, 1835. VI und 257 S.

Hufeland schrieb eine Macrobiotik oder Lebensverlängerungskunst — hier haben wir nun Materialien zu einer Kalobiotik oder Lebensverschönerung. Der Gedanke ist preiswürdig und insofern man nicht ein systematisches Lehrgebäude erwartet, mit einem Hauptprincip, von welchem alle Theile der Darstellung ausgehen, oder auf das sie zurückgeführt werden, kann man das vorliegende Buch als ein sehr gutgemeintes und zweckdienliches bezeichnen. Der uns bisher unbekannt gebliebene Verfasser besitzt unverkennbar eine schöne Bildung, hat Vieles gesehen, verglichen, überdacht und es stellte sich vielleicht in ihm die Überzeugung fest, daß es einer Anregung bedürfe, den Sinn für Kalobiotik allgemein zu machen: er sammelte Materialien zu diesem Behufe und bringt sie nun zur öffentlichen Kenntniß, frey von der Prätension, als hätte er ein erschöpfendes Ganze geschaffen — ein solches will er seiner Zeit an den Tag zu fördern bemüht seyn. Dem Verfasser wohnt ferner ein warmes Gefühl für das Schöne und für Tugend inne, er weiß, daß nur ächte Bildung, welche vorzugsweise das Herz umfassen muß, reinen, kalobiotischen Lebensgenuß gewähre, und in diesem Sinne gilt ihm die harmonische Ausbildung des Geistes und Gemüthes mit Recht als Hauptbedingung zur Lebensverschönerungskunde. Natur, Geschichte, öffentliche Anstalten, Stiftungen, Volksfeste, nimmt er als Quellen und Förderungsmittel der Kalobiotik an, stellt in einer Art von Parabel die Folgen dar, wenn das Verhältniß der körperlichen und geistigen Potenzen nicht gleichmäßig entwickelt ist, schildert den Nutzen des Schönen für das tägliche Leben und schließt mit einer Darstellung der Vortheile einer Reise nach und in Italien für gebildete Menschen. — Wie schon gesagt, darf man nur nicht regelrechte Dogmen erwarten, sich von dem Buche kein Compendium der Kalobiotik versprechen, um durch dasselbe recht sehr angezogen und zufrieden gestellt zu werden. In theoretischer Hinsicht dürfte Manches zu erinnern seyn, Manches auch wohl einer andern Wissenschaft angehören; allein als praktische Anleitung darf das Werk mit gutem Gewissen empfohlen werden, wenn schon wir das Ziel, wie der Titel des Buches besagt, nicht eben für ein dem menschlichen Streben neuausgestecktes halten können; Lebensverschönerung ist ja ein angeborener, gleichsam instinctmäßiger Drang, der nur rohen oder einseitig gebildeten Naturen fremd seyn kann. Zu bedauern ist theilweise wohl auch, daß die von dem achtbaren Verfasser bezeichneten Mittel größtentheils nur den Begüterten zugänglich sind, während der Unbemittelte ziemlich leer ausgeht und aus diesem Grunde vorzüglich müssen daher viele hier ange deuteten Hebel der Kalobiotik unbenützt bleiben oder wird doch deren Benützung wahrscheinlich immer unter die frommen Wünsche gehören. Indessen verdient ein so ehrenwertes, gutgemeintes, von den richtigsten Ansichten ausgehendes Streben volle Beachtung und mit Vergnügen sehen wir den Früchten des Fleißes entgegen, welchen der Verfasser seinem Gegenstande ferner zu widmen gedenkt; es dürfte dann Manches, was jetzt noch unter dem Einflusse jugendlicherer Ideale, mindergereifter Anschauungen steht, abgerundeter, dem Zwecke entsprechender und praktisch-anwendbarer erscheinen, auch in der Darstellung, welche sich in fließender, gefälliger, nur etwas kalter Diction bewegt, mehr Einklang und Schlich hervortreten. Übrigens wünschen wir recht aufrichtig, daß das Buch viele Leser und viel Beherzigung finde; die darin gegebenen Andeutungen, ungeachtet sie sich etwas aphoristisch gestalten, sind von der Art, um recht viel Gutes zu stiften. Leider nur, daß man in diesem Anbetrachte von dem Wirken des Schriftstellers allzuhäufig sagen kann:

Facesti come quei, che va di notte
E porta il lume dietro e se non giova,
Ma dopo se fa le persone dotte;

Die Auflage ist gefällig und sehr correct.

—pp—

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.
Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wirthauer.
Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 13. October 1835.

123

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modedild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine Alltagsgeschichte.

(F o r t s e t z u n g.)

„Nein, nun hab' ich es satt, heute kann ich nicht weiter,“ sagte der junge Rheinberg, indem er den Horatius, der eben bey der Ode Beatus ille aufgeschlagen war, zuschlug, „und überhaupt was soll mir auch der ganze Plunder? procul negotiis, das lasse ich mir noch gefallen, aber paterna rura und Pflügeochsen sind gar nicht nach meinem Geschmacke. Ich mag auch den ganzen Lateiner gar nicht. Philosophen, die zu seiner Schule gehören, ohne jemals eine Zeile von ihm gelesen zu haben, findet man heutzutage auf allen Straßen, und ich bin ganz überzeugt, daß, wenn er seine Verse jetzt geschrieben hätte, er kaum einen Verleger dafür gefunden haben würde. Wie können einem aber auch derley Plattheiten noch gefallen, wenn man Bücher gelesen hat, wie das, welches mir der Buchhändler vorgestern geschickt und das ich in einem Tage und einer halben Nacht verschlungen habe? Sehen Sie nur, Herr Greipe, es ist der neueste Roman aus Paris von dem Pseudonymen Jacobus Cannibalar und heißt: „Kröte und Tausendfuß oder das Haus der Leichname.“ Legen Sie nun daneben: Horatii Carmina, und wählen Sie selbst. Oh, es ist zum Lachen!“

„Lieber Gustav,“ entgegnete Greipe, einst Rheinberg's Hofmeister und nunmehr nur dessen Gesellschafter, „der Rausch des Vergnügens, das Sie sich von dem heutigen Valle versprechen, steckt Ihnen schon im Kopfe und da wagen Sie sich denn an das Heiligste.“

„Ja, Greipechen, ja! es ist die höchste Zeit. Seit mehr als einer Stunde höre ich schon die Wagen die Straße hinabrasseln. Es ist zwar fein, recht spät zu kommen, ich bin aber schon seit dreyviertel Jahren für den ersten Walzer mit Flora versagt, und da darf ich denn doch nicht fehlen. Also schnell an den Fuß.“

Und damit hüpfte Rheinberg davon und warf sich in den zierlichsten Staat, der sein einnehmendes Äußere nur noch vortheilhafter hervorhob, und es war nicht zu wundern, daß er, schön, reich, gewandt, unabhängig wie er war, nicht wenig vergnügten, und nicht wenig neidischen Blicken begegnete, als er bey Monnychen eintrat; denn es ist nun einmal nicht zu läugnen, daß selbst in einem

nicht zu weit gesteigerten Grade von Seckenhaftigkeit eine gewisse Anmuth und ein gewisser Reiz liegt. Hinter *Gustav* schritt in ziemlich steifer und mehr als halb verlegener Haltung Herr *Greipe* einher, der sich denn auch nach Kräften herausgeschmückt hatte. Herr *Greipe* war nicht unglücklich. Während sein Zögling mit der schönen *Flora* dahin flog, durfte er mit den anwesenden Erziehern und Ephoren anderer junger Herren sich über die Ungezogenheiten ihrer verschiedenen Pflegebefohlenen, über die neuesten pädagogischen Erscheinungen, Schulbücher, Studienleitungsangelegenheiten, oder was er sonst wollte, besprechen, er durfte mit Bescheidenheit manche Rede erwiedern, welche diese oder jene herablassende Mutter an ihn zu richten so gütig war; er durfte die schönsten Mädchen in anständiger Entfernung sogar mit Beystand seiner scharfen Brillen beschauen; er durfte sich ein Herz fassen, und an manches minder schöne und minder junge Mädchen oder Weibchen, dem des Schicksals Loose keinen Tänzer zugeworfen, die Leiter eines verwegenen Gespräches anlegen, ja sie wohl gar zum Tanze auffordern, was denn freylich mit ziemlich ernster, wo nicht saurer Miene, von der Bestürmten gewährt wurde. Aber ein Mädchen befand sich auf dem Ballo, welches auch an Herrn *Greipe* sich öfter mit aufmunternder Huld wendete, ihn zum Tanze wählte, ihn auf das freundlichste in's Gespräch zu ziehen suchte. Es war dieß *Pauline* von *Rosenu*, die Tochter des geheimen Justizraths von *Rosenu*, dessen Vormundschaft der junge *Rheinberg* im Testamente seines früh und bald nach seiner Mutter verstorbenen Vaters anvertraut worden war. *Pauline*, nicht eben schön zu nennen, aber von bezaubernder Anmuth in ihrem geistvollen blauen Auge, von blendender Weiße, feinen Zügen, unwiderstehlichem Wohlklang der Stimme, war gegen alle mild und nachsichtig, am meisten gegen die, welche ihr zurückgesetzt und verlassen schienen. Überdieß war sie auch eine dankbare Schülerinn *Greipe's*, der ihr einige Stunden in der Woche Vorlesungen über Geschichte gab; und sie erkannte mit Wärme den Werth mancher nützlichen Kenntnisse, welche dieser nur ein bischen pedantische junge Mann sich erworben hatte. *Greipe* fühlte eine sonderbare Erhebung und Beruhigung des Gemüthes, wenn *Pauline* mit ihm sprach oder tanzte, und es gar nicht zu bemerken schien, daß er mehr verlegen und minder leicht war, als alle Übrigen. Es wandelte ihn in solchen Augenblicken wie Stolz und Übermuth an, und er ließ, wenn sie vorüber waren, seine Augen triumphirend im Saale umherirren, gleichsam fragend, ob er denn auch, wie sich's gebührte, der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung gewesen sey; er wunderte und ärgerte sich, als er gewahrte, daß niemand ihn angesehen hatte noch ansah; denn daß mehrere ihn mit ihren Blicken verfolgten, um sich über ihn lustig zu machen, gewahrte er gar nicht. *Pauline* war aber unter allen Mädchen des Balles auch dasjenige, mit welchem *Rheinberg* die vertrauteste Bekanntschaft hatte, da sie die Tochter seines Vormundes war. Das holde Kind, so still bescheiden bey so vielem Wissen, so häuslich zurückgezogen bey tiefem Gefühl für alles Große und Schöne, hatte ihn nicht ungerührt gelassen. Da sie noch überdieß sein erster und längere Zeit hindurch auch sein einziger weiblicher Umgang war, wie hätte er gegen sie gleichgültig bleiben sollen? Er wurde ihr herzlich gut, und sie ihm auch. Es war ein wohlthuendes Verhältniß der Vertraulichkeit und Neigung zwischen ihnen, ohne Sturm und Leidenschaft von seiner Seite, bewegter wohl und inniger von der ihrigen.

Aber das feine Antlit Paulinens und ihre Worte blieben mild und ruhig, wenn auch das Gemüth in seiner Tiefe aufwogte. Die Frau geheime Justizräthinn sah als sorgliche, in die Zukunft blickende Hausmutter mit dem innigsten Vergnügen solche Fäden sich anspinnen, und hütete sich wohl, zerreisend oder auch nur störend in das Gewebe einzugreifen, denn Gustav war eine der besten Parthien der Stadt und wurde, abgesehen von seinen glänzenden äußern Verhältnissen, auch um Geist und Herz von den Unbefangenen gerühmt. Der geheime Justizrath Rosenau aber war nicht gewohnt, etwas ungerne zu sehen, was die Justizräthinn gerne sah, am wenigsten einer abweichenden Ansicht, wenn er sich ja zu ihr erheben mochte, Worte zu geben. Er war vielleicht der größte Feinschmecker in der Residenz, und liebte es viel zu sehr, seinen Lebensnachen, mit gutem Mundvorrathe versehen, wie auf einem Teiche behaglich hingeleiten zu lassen, als daß er selber mit unheimlichem Ruse irgend einen Sturm heraufbeschworen, und dadurch seine Reise gefahrvoll oder wenigstens unangenehm gemacht hätte. Indessen war Rheinberg seit einiger Zeit in Monnyhen's Haus geladen worden, und so wenig Paulinens sanfter Liebreiz ihn hatte unbewegt lassen können, so unmöglich war es, daß die allbesiegende Schönheit und Lebhaftigkeit Flora's keinen Anklang in seinem jungen Herzen hätte finden sollen. Auf dem heutigen Valle vollends war Flora die Götter und Menschen überwältigende Cythere neben der schüchternen blaffen Beherrscherinn des nächtlichen Himmels. Gustav erhob sehnsüchtig seine Blick zu dieser, um sie in jene wonnetrunken zu versenken. Zum ersten Male schien es wie eine leise Ahnung von Qual und Zweifel in seine Seele zu fallen. Er glaubte es sich bewußt zu werden, daß eine Zeit kommen könne, wo er hier werde wählen und entscheiden müssen, er fühlte sich unstät von der einen zur andern getrieben, halb verlegen bey beyden; sein Frohsinn schien bald erzwungen, seine Reden wurden holperig, seine Augen schweiften in der Irre umher. Es bedurfte nicht des Scharfblicks eines Mädchens, welches liebt, und eines andern, welches einen Mann erobern will, um zu bemerken, was in Gustav vorging.

Eine Stunde nach Mitternacht schritt man zum Nachessen. Es war die Einrichtung getroffen, daß alle Tänzerinnen sich an zwey große Tische zusammensetzten, während es den jungen Herren überlassen blieb, an reich besetzten Büffets die Gelüste ihres Magens zu stillen. Was dieser Anstalt an Bequemlichkeit für die Männer fehlte, wog sie dadurch auf, daß sie dieselben aus der passiven Rolle des Bedientwerdens in die active und dankbarere des Bedienens versetzte, und ihnen Gelegenheit verschaffte, indem sie hinter den Stühlen der schönen Esserinnen umherschwärzten, sich zu ihnen herabbeugten, ihren Wünschen lauschten, und diese mit Aufopferung ihrer eigenen besten Wissen erfüllten, anmuthige Bekanntschaften schicklich anzuknüpfen, oder die schon früher angeknüpften wirksam fortzuführen. Flora und Pauline saßen neben einander. Gustav theilte seine Aufmerksamkeit zwischen beyden; beyde sahen aber bald, welcher von ihnen der größere Theil zufiel. Immer stiller und ernster wurde Pauline, Flora immer lauter und leuchtender, und Rheinberg wendete immer lieber und öfter seinen Blick von dem erbleichenden Gestirne ab, um ihn auf dem eben am hellsten flammenden haften zu lassen.

Indessen begab sich an dem großen Tische, an welchem die älteren Herren und Frauen saßen, ein denkwürdiges Ereigniß. Hier waren in sinnig symme-

trischer Anordnung, in silbernen Schüsseln und Körben, auf Tellern von dem kostbarsten Porzellan aus Sevres und Meissen, Leckerbissen aufgestellt, welche allen Zonen, allen Naturreichen, man konnte sagen, allen Künsten und Wissenschaften angehörten. Hier lebte, waltete, herrschte der geheime Justizrath Rosenau in seinem Elemente. Sein richtiger, durch nichts zu zerstreuernder Blick, seine treffende Wahl oder vielmehr sein polyhistorisches, encyclopädisches Zusammenfassen, seine salbungsvolle Ruhe bey aller angemessenen Wärme der Begeisterung verdienten bewundert zu werden. Aber es war ihm eine Demüthigung ganz neuer Art vorbehalten. Die Polspitzen der Tafel bildeten zwey riesige Gänseleberpasteten. Beyde wurden von den Lakleyen herumgetragen, von beyden aß der Justizrath anständige Massen. „Nun, Herr Justizrath,“ schnarrte Monnychen mit erhobener Stimme, „und finden Sie denn gar nichts über meine Pasteten zu bemerken?“ „Nichts,“ entgegnete Rosenau, indem er die fetten Lippen eben hinter einer köstlichen Trüffel schloß, „nichts, Herr Commerzienrath, als daß ich mein Lebtage keine besseren gegessen habe, und daß sie nothwendig erst diesen Abend von Straßburg angekommen seyn können, so frisch sind sie.“ „Recht,“ erwiderte der Hausherr, „die eine habe ich mir durch meinen Courier von Straßburg bringen lassen, und sie ist vor wenigen Stunden eingetroffen — die andere aber, Freundchen, wissen Sie's, die andere hat unser Hofpatissier Trulkow selbst verfertigt. O, Sie brauchen sich deßhalb nicht zu schämen; es ist unmöglich, sie von einander zu unterscheiden, davon ist uns Ihre eigene Erfahrung der entscheidendste Beweis. Aber es hat mich auch manchen schönen Thaler gekostet. Ich habe wohl ein Duzend Straßburger Pasteten nach und nach verschrieben, und dem Trulkow unentgeltlich überlassen, um sie zu zerlegen, zu zerreiben, zu zersehen, mit dem Mikroskope zu untersuchen, kurz, aus dem Grunde zu studieren. Lange war alle Bemühung vergebens, der ächte Geschmack konnte nicht erreicht werden; endlich aber ist es gelungen, und Trulkow hat das Werk geliefert, von dessen Unübertrefflichkeit Sie sich so eben überzeugt haben, und so,“ hier lächelte Monnychen triumphirend, „habe ich denn auch mein Scherlein zur Emporbringung der inländischen Industrie beygetragen, und für Leberpasteten wird, denke ich, künftig kein Groschen mehr in das Ausland gehen. Ich glaube,“ setzte er, dem Justizrath in's Ohr flüsternd, hinzu, „ich werde das wohl mit Recht als ein Verdienst geltend machen können, wenn ich nächstens um die Verleihung des Baronsitels einschreite.“

Der geheime Justizrath von Rosenau schlug beschämt die Augen nieder, er erwiderte nichts, sondern bat nur lispelnd noch um ein kleines Stückchen von der Trulkow'schen, um nun erst mit vollem Bewußtseyn und erneuertem Zusichaufnehmen dem Triumphe des vaterländischen Gewerbleißes und seines großmüthigen Beförderers zu huldigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elemente der künstlerischen Composition.

In der bildenden Kunst steht der Gegenstand fest wie der Glaube; der Geist des Menschen unwandelt ihn wie der Begriff. Wettin a.

Das Wort Composition drückt den Begriff eines aus Einzelheiten erschaffenen Ganzen aus. In diesem Begriffe ist eigentlich schon das höchste

Gesetz der Composition enthalten; aus ihm lassen sich alle Forderungen, die man an ein Ganzes zu machen berechtigt ist, ableiten. In einem Ganzen muß nirgends zu viel noch zu wenig seyn, — alle Theile müssen nothwendig seyn, und sich wechselseitig auf einander beziehen. Jeder Theil muß nur mit Rücksicht auf den andern da seyn und verstanden werden. Nur ist dieß nicht so gemeint, daß alle Theile sich coordinirt seyen; vielmehr müssen einige herrschen, andere dienen, und alle sich einem Mittelpuncte unterordnen, der sie hebt, indem er von ihnen gehoben wird. Diese Erscheinung bemerken wir in den Gebilden der Schöpfung, und nennen sie Organismus; wir wünschen sie in den Gebilden der Kunst gleichfalls ausgesprochen, und verlangen demgemäß, daß diese organisch seyen. Das gilt von der einfachen Composition so wie von der zusammengesetzten, welche, als eine Composition aus Compositionen, zwar mehrere Ganze darstellt, die aber wieder nur erst im Bezug auf einander ihren völligen Werth behaupten. — Alles dieß wird, wenn auch von Jenen, die sich Künstler nennen, nicht immer befolgt, doch mindestens so ziemlich eingestanden. Weniger anerkannt, aber nicht weniger fruchtbar, dürfte das Folgende seyn.

Jede Composition besteht aus drey Elementen, deren einseitiges Vorkommen bey Malern und Kunstschreibern drey Schulen des Irrthums bedingt; deren inniges Zusammenwirken allein das Werk zu einem lebendigen Ganzen macht, und ihm das verleiht, was das lateinische Wort als Nebenbegriff enthält: Die Wirkung, zu beruhigen, zu befriedigen.

Das erste dieser Elemente liefert der Gegenstand, den der Künstler zu seiner Aufgabe gemacht hat. Jeder Gegenstand nemlich, sobald er Vorwurf bildender Kunst wird, trägt das Gesetz seiner Darstellung in sich; der Künstler, wenn er das treue Bild desselben auf die Leinwand zaubern will, muß ihn vor allem rein auffassen; dieß wird nur dadurch möglich, daß er sich, wenigstens für diese Periode des Schaffens, selbst vergiftet, sich dem Objecte unterordnet. Das Vermögen, die Geübtheit, dieß zu leisten, ist es, was man in der dichtenden Kunst unter der Benennung Objectivität mit Recht so hoch schätzt, und an den Alten, an Goethe, so sehr bewundert. Denn die höchsten Gesetze gelten gleich in allen Künsten. So wird in der bildenden das wahr, was, paradox klingend, von der Musik gesagt ward: daß nicht der Tonkünstler den Satz, sondern eigentlich der Satz den Musicus durchführe. Durch diese allseitige, ungetrübte Aufnahme des Gegenstandes wird der Künstler zum herrlichen Organe, durch das die Natur wie die Geschichte zu dem genießenden, fühlenden Menschen spricht; durch sie festgebant, stellt Roms Majestät in Rubens, die zauberische Heiterkeit der lächelnden Natur in Claude's Gemälden sich einer späten Nachwelt dar. Der Künstler wird also trachten, den ganzen Gegenstand, sey er Natur oder Geschichte, nach all seinen Motiven zu erschöpfen; damit der Beschauer durch die Klarheit, womit er ihn übersehen kann, eines freyern Urtheils, eines tiefern Eindrucks fähig werde. Doch wird er nicht außer Acht lassen, daß Vollständigkeit und Breite zweyerley sind; und daß ein Gegenstand erschöpft ist, sobald sein Wesen klar wird. Das Wesentliche aber einer Begebenheit, eines Gedichtes u. s. w. zu finden und in Eine pittoreske Handlung zu concentriren, hat freylich seine Schwierigkeiten, die hier zu erörtern nicht der Ort ist. Diejenigen, bey denen dieß Element des Gegenstandes vorwaltet, verkennen die Grenze ihrer Kunst; sie wollen auf der Leinwand den Dichter oder die Geschichte ganz ersetzen, oder, wenn sie Kunstcritiker sind, ganz ersetzt sehen. Ein Beyspiel dieser Einseitigkeit ist die alterthümliche Weise, zwey auf einander folgende Handlungen in Einem Raume darzustellen: ein Verfahren, welches, indem es schreibt statt zu malen, doch das Bedürfnis nach vollständiger Übertragung des Gegenstandes unverkennbar andeutet.

Das zweyte Element der Composition bestimmt der gegebene Raum, der, nach den Gesetzen der Kunst, vom Künstler mit einer anmuthigen Harmonie von Formen, Farben und Beleuchtung auszuschnücken ist. Denn dadurch, daß eine Geschichte Schmuck eines Raumes werden soll, wird sie erst Eigenthum der Kunst. Die Alten beweisen in allem was sie hinterließen, daß sie diese Maxime erkannt und geübt haben; und Goethe, dem sie, als Triumph

der Kunst, besonders zusagte, war sogar bemüht, im Laokoon ihr Walten nachzuweisen, und diese schmerzlich ergreifende Gruppe als herrlichen Zierrath darzustellen. Gewiß bleibt es, daß die bedeutendste, gefühlteste, klarste Handlung von der Leinwand nicht zu uns spricht, so lange sie nicht malerisch verarbeitet, so lange sie nicht Bild geworden ist; gewiß bleibt es anderer Seits, daß auch beym Element des Raumes ein Extrem möglich, ja wirklich ist; nemlich: zu Gunsten einer dem Auge (zumal dem durch akademische Phantome verwöhnten) schmeichelnden Symmetrie oder Farbenharmonie, das Wesentliche des Gegenstandes aufzuopfern, und Charaktere zu Arabesken zu erniedrigen.

Das dritte Element endlich liegt in der Brust des Künstlers. Wie, nach Lenau's schönem Ausdrucke, das Weib etwas von ihrer Liebe in das Gericht mischt, das sie dem Manne vorsetzt, — so wird jener Maler die Tafel nur beflecken, nicht beleben, der nicht einen Theil seines Selbst abzulösen und auf sie zu übertragen vermag. Denn wenn auch jedes ächte Künstlerthema das Gesetz seiner Darstellung dictirt und sich in diesem Sinne selbst componirt, so sieht doch jeder gebildete Mensch jedes Object auf seine eigene Weise; und Keiner darf sagen, daß Er allein es recht sehe. Was von der gesetzgebenden Macht einfach ausgeht, vermännigfaltigt sich unter den Händen der vollziehenden. Tausend Dichter haben die Lirde besungen, unter deren sanft bewegtem Schattensie glücklich waren: jeder hat sie anders besungen; wollt ihr es nun dem Künstler verdenken, der das stille, heilige Gedächtniß seiner besten Stunden über die Gestalten hinhaucht, die sein warmer Pinsel schuf? der den Farbenton seines Herzens über das Werk seiner Hände zieht? Nur wer gerührt ist, rührt; und was nicht vom Leben kommt, wie soll es Leben erzeugen? Wer seinen Bildern dieses Etwas nicht zu geben weiß, wodurch sie, nicht der Manier, sondern dem Gehalte nach, seine Bilder werden, der nenne sich nicht Künstler; er bleibt Copist, und wenn er im Stande wäre, Phidias und Skopas bis zur Täuschung zu copiren. Das Übermaß dieses Elements des Individuellen ist es, wenn der Componist sich statt des Objectes hinstellt, wenn er das Wesentliche des Letztern einer geliebten Grille opfert, wenn er eigene Träume und Erlebnisse, zur Verwirrung der Handlung wie des Beschauers, in sein Bild hinein allegorisiert.

Hat aber ein Künstler eine Handlung allseitig dargestellt, zu malerischer Wirkung verarbeitet, und mit dem Namenszug seiner Liebe bezeichnet, so hat er componirt. Sein Werk ist abgeschlossen, und genügt den Forderungen, die am Eingange dieser Zeilen gemacht wurden. —

In einer zweyten Skizze werde ich zu erörtern versuchen, daß der einzelne Künstler, so wie ganze Kunstschulen nur dann auf dem rechten Wege sind, wenn sie von der Natur, von der häuslichen Sphäre des sie umgebenden Lebens ausgehen, und sich durch Ausbildung zur Freyheit und Allgemeinheit steigern, — nicht aber, wenn sie, ohne eigenes Leben, sprungweise durch Nachahmung des Vollkommenen die Vollendung ertrogen wollen. Wenn wir die Antike erreichen, ja überbieten wollen, so müssen wir nicht nachahmen, was die Griechen gemacht haben, sondern fragen, wie sie dazu gekommen sind, es zu machen. Fragen wir aber: wie sind sie dazu gekommen? so erhalten wir zur Antwort: Dadurch, daß sie von der Natur ausgingen, und sie nie aus den Augen verloren.

Ernst Freyherr von Feuchtersleben.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im August 1835.

(Schluß.)

Ich sprach jetzt beynabe à perte d'haleine! Nun gehe ich zu einem andern Thema über, und schmiege mich wieder in das Correspondenzkleid — in die Correspondenzlehen, wie sie der Mann nennt, der in Leipzig über Wollkauf, Literatur, Häute und Poesie, wie über Kunkelrübenbau und Theologie mit großer Feder schreibt, sobald die Messe vorüber ist. Cuique suum! Ein junges Künstlerpaar aus Wien sentte im July der Kö-

nigsstadt an der Nar zu, nachdem wir kurz zuvor Hrn. Löwe und Hrn. Wild gesehen und gehört — ich meine Hrn. Fichtner mit seiner Frau.

Da uns in München „dramaturgische Blätter“ fehlen, und sowohl Hrn. v. Caspers als Lewald's Theaterzeitung schon längst aus Letzter tranken, so müssen wir gegen die Absicht des Wollmarktreferenten in Correspondenzform die Leistungen des bereits erwähnten Paares mittheilen. Wir sahen beyde Künstler in verschiedenen Darstellungen entweder in Verbindung oder einzeln auftreten. Sie debutirten in „Don Carlos,“ „Dienstpflicht,“ „Kabale und Liebe,“ „Donna Diana,“ im neuesten Stücke Kapach's: „der Müller und sein Kind,“ in der „Chestandsscene,“ in der „Königin von sechzehn Jahren,“ in den „Bekennnissen“ und in mehreren kleinen Lustspielen. Mad. Fichtner gab ihr erstes Debut in der „Königin von sechzehn Jahren“ mit glänzendem Erfolge. In dieser Rolle glänzte früher Ull. von Hagn, und Mad. Dahn wird gerne gesehen. Mad. Fichtner schaute in der ihr übertragenen Rolle zugleich die regierende, ihrer Hoheit bewusste, junge Königin an, die sich nie zu sehr den mächtigen Aufwallungen der leicht zu entflammenden Jugend überläßt, und die überall, sobald der rasche Ungestüm sich ihrer bemächtigen will, die Majestät dazwischen treten läßt. Diese Rolle, an sich schon sehr dankbar, wird, von einer Künstlerin richtig aufgefaßt, bis zum Schlusse des Drama's das Interesse progressiv steigern und ihr die vollste Anerkennung sichern.

Blickt bey Mad. Dahn großentheils mehr das Naive einer geistreichen Jugend durch, so findet der Beobachter, daß Mad. Fichtner fortwährend, selbst bey dem Ersusse eines schönen Gemüthes, voll Grazie die Höhe des erhabenen Standes der mächtigen Herrscherin, mit dem klaren Bewußtsein der besonnenen Künstlerin inne hält und diejenigen zu sich hinaufzieht, die eine Scheidewand von ihr trennt. In der Königin, von Mad. Dahn dargestellt, sehen wir mehr das heitere, königliche Kind, das sich das Diadem wie einen schmunzenden Blumenkranz um die Stirne schiebt, in Mad. Fichtner die königliche Jungfrau, die schon ganz den Werth der Myrthe kennt, und sie mit der geheimen, glühenden Sehnsucht der ersten Liebe in die Krone der Herrscherin winden möchte. Jede dieser beyden Künstlerinnen hat Recht, denn jede theilt der Rolle ihre Individualität mit, die ihnen vortheilhaft zur Seite steht.

Mad. Fichtner dürfte Einiges voraus haben, da sie eine glückliche Figur besitzt, die immer dem Zuschauer, der sich bey ähnlichen Rollen auch in Beziehung des Außerlichen, der Gestalt, ein Ideal schafft und mit demselben vor den Vorhang tritt, das selbe in schönen Formen und Umrissen versinnlicht. Mad. Fichtner meidet jede Überladung, jeden Auswuchs, jede zu üppige Ausschmückung nicht nur in der so eben erwähnten Rolle, sondern in jeder, in welcher sie spielte; sie bewies uns, daß sie, wie ihr Gemahl, die Weihe der Kunst empfing. Letzterer gab sein erstes Debut am nemlichen Abend in dem Lustspiele: „der junge Ehemann,“ nach dem Französischen von J. Maitath, als Chevalier Oskar von Beaufort. Dieser Abend reichte schon hin, die schönsten Erwartungen von dem talentvollen Paare zu hegen.

Beide wählten das kufenweise Hinanschreiten aus der Sphäre des Leichtem, scherzenden Conversationstebens zur Höhe des Schauspiels und der Tragödie. Der Deutsche stellt sich keine geringe Aufgabe, seine ganze Individualität so zu metamorphosiren, daß jene des geschmeidigen, biegsamen und von einem Extreme zum andern überspringenden Franzosen wie in einem treuen Spiegel sich darstellt. Hr. Fichtner dringt mit Leichtigkeit in den Charakter ein und macht sich denselben zum Eigenthum. Daher hatte sein Oskar auch in jeder Situation den eigenthümlichen Ton und die ganze Originalfarbe des über alle Lebensverhältnisse dahingleitenden, lebensfrohen Franzosen. Das Verdienst, den darzustellenden Charakter nach allen seinen moralischen Dimensionen, nach seiner Nationalspecialität genau aufzufassen, gehört beyden an. Dieser Vorzug setzt eine tiefere Bildung voraus und gründet sich auf vorausgegangene Studien des innern Menschen. Der wahre Schauspieler muß in gewisser Beziehung der erste, moralische Anatomiker seyn; er muß, wie der bildende Künstler die äußern Formen des Menschen, vielmehr seines Leibes, beobachtet und treu nachbildet, das ganze, geheime Uhrwerk der menschlichen Psyche, den unendlichen Mikrokosmos der Innenwelt menschlicher Naturen bis in sein feinstes Gezwänge durchschauen und in seiner Darstellung mit dem Aufwande der wahrhaftesten Mimik, mit Hülfe aller Organe, als ein vollendetes Bild zur Anschauung bringen. — Hr. Fichtner gab uns den Don Carlos, seine Gemahlinn die Fürstin Eboli. Wir sahen lange keinen Don Carlos mehr in München, wie er den Anforderungen der Kunst entspricht; wir hatten daher einen gesungenen Abend, als der ausgezeichnete Gast diese Rolle in ganzer, künstlerischer Voll-

endung vor unseren Augen durchführte. Der Spanier, der Königssohn, der liebende Schwärmer; der für hohe Ideale begeisterte Prinz, der zärtliche Freund, der sich mit dem großen Freunde auf die Höhe der Menschheit schwingt und die edelsten Thaten in stolzer Brust bewahrt: alle diese interessanten Nuancen eines schönen Charakters verschmolz Hr. Fichtner in ein großartiges Bild mit der Meisterschaft seines Spieles. Mad. Fichtner stand ihm würdig zur Seite, besonders in jener berühmten Situation, wo sie als Eboli, als die gewandteste Kennerinn des menschlichen Herzens, den getäuschten Carlos wie einen Spielball von einer Hand in die andere wirft, bis sie ihm die Geheimnisse seiner Liebe ganz entlockt.

Hr. Esclair stand als König Philipp auf seiner gewohnten Höhe. Wir sehen den misstrauischen König, der selbst lichte Momente hat und durch die Entwicklung der hohen Ideen eines Marquis Posa aus seinem Cabinet in die Mitte der Völker beruhigt und wohlwollend herauszuzaubern wäre. Esclair gab seinem König alle Schattirungen, wie sie der große Dichter zeichnete, mit tief eindringender Kunst. Mad. Fries versteht sich noch immer darauf, eine Königin Elisabeth mit der angestammten Hoheit, mit Wärme und Grazie darzustellen. Hr. Höfken vergriff sich leider in jener interessantesten Scene, wo er den König mit seinen weltbürgerlichen, philosophischen Ansichten mit dem Zauber einer hinreißenden Suade vertraut macht, indem er den gemessenen, wiewohl immer lebhaften Ton des Vortrags (denn ohne Feuer kann ein Posa nie seyn) in eine hochtrabende Declamation hinüberstimmte. Posa ist Westmann und Staatsmann; er bindet beyde Charaktere durch das Medium seiner erhabenen Philosophie; er verschmilzt sie in einen einzigen. Seine Begeisterung für die Menschheit durchglüht ihn wie eine sanfte Flamme die Heldenbrust, aber sie schlägt nicht in die Höhe wie eine wild aufstodernde vulkanische Flamme. Einen höchst unangenehmen Eindruck machte es, als Hr. Höfken jene Stelle aufschrie: „Geben Sie Gedankenfreyheit!“ Wie ein so würdiger Künstler, wie Hr. Höfken, den Posa vergreift, bleibt dem Referenten unbegreiflich. Hr. Höfken vergaß offenbar, als er diese Stelle vortrug, daß er nur unter vier Augen und mit einem König spricht, dessen augenblickliche Zugänglichkeit für völkerebeglückende Ideen für ihn die Welt gewinnen möchte.

In einem der für uns neuesten Stücke Kaupach's: „der Müller und sein Kind,“ nach einer ziemlich antichristlichen Volksfage, sahen wir das verdienstvolle Künstlerpaar in den zwey Rollen Konrad und Marie. Hr. Fichtner bewegt sich in jeder Lebenssphäre, wie seine Gemahlinn, mit künstlerischer Gewandtheit. Er fesselt im Prunkschmucke des Königssohnes wie im schlichten Rocke der Müllerjungen, und Mad. Fichtner vertauscht mit demselben Geschicke eine Eboli, eine Donna Diana mit der anspruchstosen, naiven Müllerstöchter, mit der dem Wahne geopfert Marie. Bey solchen Talenten ist kein Stillstand zu befürchten. Der ununterbrochene Beyfall wird sie nur bestimmen, muthvoll vorzuschreiten und die ganze Fülle ihrer Kraft auf die höchste Vollendung zu verwenden, die bey dem blühenden Stande des dortigen Schauspiels und bey den strengen Anforderungen an den darstellenden Künstler erreichbar wird.

Wir wissen es unserer thätigen Intendantz Dank, daß sie die Bühnenkünstler der deutschen Kaiserstadt gastlich aufnimmt und sie dadurch veranlaßt, gern in unserer Mitte zu weilen. Wir gewinnen durch diesen Wechsel und, wofern es nicht übel gedeutet wird, selbst unsere jüngeren Künstler. — Allem Anscheine nach kommt die Darstellung der neuen Oper Chelard's: „die Herrmannschlacht“ bis Mitte September zu Stande. Da alle Hoffnungen schwinden, die classische Sängerin Mad. Schechner-Waagen noch einmal zu hören, so wird Ue. von Hasselt die Parthie der Thuntsda, allen Versicherungen zufolge, übernehmen. Die Ausstattung soll alle Erwartung übertreffen. Seit dem 1. August erfreute uns der königl. württembergische Hoffchauspieler, Hr. Seydlmann, in mehreren Gastrollen. Dieser ausgezeichnete Gast kam uns außerst willkommen und wir haben Gelegenheit, eine bekannte Schrift: „Seydlmann und das deutsche Schauspiel,“ mit seinen Kunstleistungen im nächsten Berichte zu vergleichen. Hr. Seydlmann spielt heute wieder den Mephisto in Goethe's „Faust,“ und der 23. August soll mir einen schönen Kunstabend gewähren!

(Mit Nr. 41 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 15. October 1835.

124

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine Alltagsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nach diesem Falle saß Paulinens Vater in seinem Schreibzimmer und ergab sich einer seit einem Jahre hinausgeschobenen, nun aber mit empfindlichem Nachdruck von dem Präsidenten geforderten Actenrelation mit einer Anstrengung, die jene sichtlich überwog, welche er bey Monnychen's Abendessen anzuwenden genöthigt gewesen war; da trat sein Bündel zu ihm ein, und eröffnete ihm nach einigen gewöhnlichen Einleitungsformeln, daß er ihm eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen habe. Er fühle sich nemlich nachgerade alt und besonnen genug, um die Verwaltung seines Vermögens selbst zu übernehmen, und überhaupt auf der Bahn des Lebens die Begleitung des immer mahnenden und zurechtweisenden Führers entbehren zu können; er wolle daher bey der Behörde um seine Großjährigkeitserklärung einkommen, und erbitte sich zu diesem Schritte den Beyfall und die Unterstützung seines verehrten Herrn Vormunds. — Die Stirne des Justizraths zog sich in unzählige Runzeln zusammen; sein Mund blieb halb geöffnet, und zu der Angst, welche ihm die Acten eingeblüht, gesellte sich sichtbarlich eine neue, unerwartete. „Wie, was?“ stotterte er endlich „warum denn das? Ich will nicht hoffen, mein Herr, daß Sie mit der Vormundschaft“ —

„Nicht doch, Herr Justizrath“ —

„Welche ich seit so vielen Jahren zu führen die Ehre habe, und deren Verwaltung nach Pflicht und Gewissen ich mir so eifrig angelegen seyn ließ, unzufrieden sind?“

„Wo denken Sie hin, Herr von Rosenau? Der bloße Gedanke wäre frevelhafte Undankbarkeit; aber Sie wissen ja selbst, es ist denn doch annehmen, endlich einmal sein eigener Herr seyn zu können.“

„Ey, ey, mein junger Freund, das wird schwerlich angehen.“

„Es wird sehr leicht, wenn Sie nur wollen, liebster Justizrath. Und daß ich Ihnen alles kurz und klar sage, Sie sollen dabey für Ihre Person nichts verlieren, sondern im Gegentheil gewinnen. Drey Jahre hätte ich noch min-

derjährig zu seyn; Ihre Remuneration für die Vormundschaft beträgt jährlich 2000 Thaler, das macht zusammen 6000 Thaler, und diese bekommen Sie von mir drey Tage nach der ertheilten venia baar ausbezahlt. Außerdem habe ich Ihnen ein kleines Ehrengeschenk zgedacht: fünfzig Flaschen Champagner, fünfzig Bordeaux, fünfzig Johannisberger und fünfzig Moseler; endlich gebe ich von dem Augenblicke meiner Emancipation an jede Woche ein großes Diner, bey welchem keine Kostbarkeit der saison fehlen soll, und wozu ich Sie, mein unvergeßlicher Vormund, hiemit ein für allemal einlade.“

Die Runzeln verschwanden von Rosenau's Stirne, eine wunderbare Heiterkeit lagerte sich auf seinem lächelnden Antlitz: „I, Freundchen, nicht doch! wofür halten Sie mich? So war es nicht gemeint. Meine Mühewaltung ist bey einem so soliden jungen Manne wie Sie zu gering, als daß ich auf so übermäßige Belohnung Anspruch zu machen hätte. Ich weiß allerdings, daß Sie Kenntnisse und Erfahrung, Besonnenheit und Reife genug besitzen, um sich selbst zu leiten; an mir soll es daher nicht fehlen, Ihrem billigen Wunsche Gewährung zu verschaffen. Sie können sich darauf verlassen, daß ich das Meinige dazu thun werde.“

Wenige Wochen nach dieser Unterredung saß Rosenau an der Tafel des großjährig gesprochenen Rheinberg, welcher sein Haus auf das glänzendste eingerichtet hatte, und schlürfte mit seligem Behagen einige Duzend so kleiner, grüner, feiner Auster in sich, als man sie in den eleganten Zimmern des Rocher de Cancale nur immer haben kann.

Gustav's Besuche im Hause des Justizraths wurden aber selten und seltener, seine frühere freundliche Vertraulichkeit wurde mehr und mehr von den Formen einer kalten Höflichkeit verdrängt; manche Base oder Freundin, welche früher mit neidischem Lächeln ihre Bemerkungen gemacht hatte, machte sie jetzt mit schadenfrohem; die Justizräthin ergoß sich in Schimpfreden gegen den treulosen, hochmüthigen, undankbaren jungen Mann; der Justizrath hörte und sah dieß alles, und stimmte Allem bey, nur verfäumte er nicht, bey Gustav's prächtigem Mittagessen jedesmal zu erscheinen; denn dieß war ein Gegenstand, welcher über die, wenn auch noch so weiten Grenzen seines ehelichen Gehorsams hinauslag. Paulinen indessen schnitt das frivole Benehmen Rheinberg's tief in's Herz, Stundenlang weinte sie des Tages, in ihr Stübchen eingeschlossen, und in den langen stillen Nächten wachte sie oft allein im Hause, und das Bettkissen wurde naß von den bitteren Thränen ihrer ersten und getäuschten Liebe. Erst nach Jahren begann dieser Schmerz zu verglücken, erst nach Jahren glich die schöne Liebe dieses Mädchens der Rose, von welcher der rauhe Herbststurm ein Blatt nach dem andern heruntergeworfen hat auf die kalte Erde. Kaum daß jemals ein Gedanke in Gustav aufblühte, welcher ihn an das von seinem Leichtsinne geschaffene Unheil gemahnt hätte. Ihn hatte der Taumel der Verliebtheit, der befriedigten Eitelkeit ergriffen und hielt ihn in einer Art von Betäubung fest. Die Erfahrung, daß das schönste und eines der reichsten Mädchen der Stadt, von Hunderten vergeblich umschwärmt, eben ihm auf halbem Wege entgegenkam, sich ein Geschäft daraus machte, ihm zu gefallen, ihn zu fesseln, — diese Erfahrung steigerte seinen Stolz zu seligem Übermuth und immer tiefer und freudiger verstrickte und verlor er sich in das Netz, mit welchem man ihn umstellt hatte. Fast täglich war er in Donnycen's Hause. Als der Frühling gekommen war, und Gustav an einem seiner hellsten

und duftendsten Abende Flora allein in dem Garten der schönen Villa angetroffen hatte, welche sie mit ihrer Familie bewohnte, als er an ihrer Seite traulich durch die Gänge wandelte, die mit den erlesensten Blumenrabatten und Gesträuchen besetzt, durch das Grün der mit brittischer Sorgfalt gepflegten Rasengründe sich hinschlängelten, als Flora's körperliche Reize und der ihrer Conversation wie eine Zauberflut über ihn hereinbrach, als er zu bemerken glaubte, daß ein leiser Hauch der Wehmuth und sehnächtigen Hoffnung ihre Stimmung zu trüben schien, wodurch sie aber nur noch interessanter, unwiderstehlicher wurde, da schwand der letzte Rest von Besinnung, den er vielleicht noch behauptet hatte; überwältigt, seiner selbst nicht mächtig, stürzte er ihr zu Füßen, faßte bebend ihre Hand, gestand mit klaren Worten seine Liebe, bat deutlich um ihre Gegenliebe, ihre Hand. Und sie beugte sich, bis unter die Stirne erröthend, auf ihn herab, ein unaussprechliches Lächeln spielte um ihren Mund, und der schüchterne Kuß, welchen Gustav auf ihre Lippen drücken durfte, war ein Zeichen ihrer Einwilligung, das keinen weiteren Zweifel zuließ. Gustav schwamm in einem Meere von Seligkeit, und es war eine mächtige Welle dieses Meeres, welche ihn, nachdem er noch einen zweyten, minder schüchternen Kuß gewagt hatte, faßte und zum Garten hinaus schleuderte. Den spät nach Hause kehrenden Eltern trat Flora triumphstrahlend entgegen. Ihre leuchtenden Blicke wurden gleich verstanden. „War er da?“ fragte die Mutter. „Er war.“ — „Er hat sich erklärt?“ — „Er hat.“ — „Nun so macht denn einmal Verlobung und Hochzeit und seht, daß ihr zu Ende kommt,“ sagte Nonnychen mit dem stärksten Ausdrucke von Zufriedenheit und Heiterkeit, dessen sein ledernes Gesicht fähig war. „Rheinberg!“ kispelte die Commerzienrätthin, „nun, er kann ja vielleicht doch einmal den Adel bekommen!“

Gustav betrachtete sich von nun an als einen Verlobten, und er mußte es auch. Er hatte Flora's Hand von ihr selbst begehrt, er beehrte sie Tags darauf auch von ihren Eltern, welche mit der Zusage nicht zauderten. Noch denselben Tag mußte die eine Hälfte des weiten Kreises von Bekannten, in welchem Gustav und Flora sich bewegten, um die beschlossene Verbindung, am nächsten Tage mußte auch die andere Hälfte darum. Bey dem ersten Mittagessen, das Gustav seit Verbreitung des Gerüchtes in der Stadt gab, erschien der geheime Justizrath von Rosenau nicht. Das war aber auch die einzige Wirkung seines Schrittes auf die Familie seines Vormunds, welche ihm bekannt wurde; denn einer gewissen Schuld bewußt, von welcher er sich aber selbst Rechenschaft zu geben vermeiden wollte, setzte er den Fuß nicht mehr in Rosenau's Wohnung. Beym zweyten Mittagessen ermangelte der Justizrath nicht, sich wieder einzufinden, und hauchte sogar die höflichste Versicherung seiner aufrichtigen Freude und Theilnahme in den Sturm von Glückwünschen und Antheilsbezeugungen hinein, welcher die Verlobten in den ersten Tagen zu betäuben drohte, und jetzt erst allmählig der gewöhnlichen Gleichgültigkeit einer großen Stadt Platz machte. Gustav's Entzücken währte fort, aber es wurde nicht mehr gesteigert; vielmehr war es, als wollte ein Schatten, eine Ahnung, eine leise, fast unmerkliche Andeutung von Bangigkeit sich darein mischen, sey es nun wegen des Geschehenen, oder wegen der Dinge, die noch kommen sollten. Die Gewißheit seiner Verbindung war ein erreichtes Ziel,

eine Art von Besitz und, wie immer, mußte auch hier die Glut und Lust des Strebens weichen vor einem kühleren Zustande der Mäßigung. In einer solchen, den Stürmen der Empfindungen nach und nach sich entfremdenden Gemüthsstimmung lag Rheinberg im Fenster seines Hauses, als ein lustiges Posthorn die Straße herabtönte, und ein leichter eleganter Reisewagen rasch an das Haus anfuhr. Ein junger Mann springt heraus, Gustav erkennt ihn, stürzt die Treppe hinab, und liegt nach wenigen Secunden in den Armen seines frühesten Jugendfreundes, des Barons Werningen. Dieser kehrte eben von einer großen Reise zurück, welche ihn zwey Jahre lang zwischen Hamburg und Neapel, Wien und Bordeaux herumgetrieben hatte. Er hatte es sich vorzüglich angelegen seyn lassen, von der Menschheit ihren schöneren Theil, die Frauen, und von den menschlichen Dingen die flüchtigsten, Wein und Würfel, kennen zu lernen. Durch vielfältige Übung hatte er die wunderbarste Abhärtung in Abenteuern aller Art erlangt, und sein Herz war so glatt geworden, daß die Krallen des Gewissens nicht das feinste Fältchen darin fand, an das sie sich hätte anhalten können, ob er nun ein schuldloses Mädchen verführt, oder einen Menschen, den er selbst beleidigt, im Duell getödtet hatte. „Freund Gustav,“ rief er jetzt begeistert aus, „Reisen geht denn doch über Alles! Wer sich nicht nach Herzenslust in der Welt umsieht, wer in seiner Stube bleibt und stirbt, ohne die Pforten der europäischen Civilisation, die Triumphpläze aller menschlichen Verfeinerung gesehen zu haben, der hat gar nicht gelebt. Du mußt auch fort, und das je eher desto besser, weil es noch Zeit ist, und deine Jugend noch schäumt; man schlürfe sie, ehe sie verraucht. Du mußt nach Paris; ich begleite dich selbst dahin, ich führe dich selbst in das große Leben dieser Stadt ein, welche auf Erden nicht ihres Gleichen hat.“

Der Ausdruck von Verlegenheit auf Gustavs Gesicht entging dem Baron nicht. „Nun,“ sagte er, „du hast doch wohl nicht Einwendungen zu machen?“ — „Nein — aber —“ — „Wie?“ — „Ich bin vielleicht nicht mehr so ganz mein eigener Herr.“ — „Ich bin des Todes! — nicht mehr dein eigener Herr? — du bist doch nicht etwa verheirathet?“ — „Nein — noch nicht — aber“ — „Verlobt?“ — „Ja — so ungefähr —“

„Da haben wir's! Unglückseliges Menschenkind! was hast du gethan? Welch ein Satan hat dir den Gedanken eingegeben! Sich verloben, verheirathen! So muß denn der Mensch sich zu seinem eigenen Verhängniß aufwerfen, wenn auch alle Schicksalsmächte ihm lächeln! Was zum Henker trieb dich, deiner Freyheit zu entsagen, da du ihren Werth noch gar nicht schätzen gelernt hast? Wurde dir die Last deines Glückes jetzt schon zu schwer, um sie tragen zu können? Heirathen! Heirathen! Weißt du denn auch, was das heißt, unbefonnener Knabe, und weißt du, was es heißt ein épouseur zu seyn, der aber nicht heirathet? Welch ein Leben bot sich dir dar! Jung, hübsch, unabhängiger Herr eines großen Vermögens, gewandt und für die Geselligkeit erzogen, konntest du überall auftreten, konntest dir deinen Kreis in der hohen Region der Gesellschaft oder in der mittleren suchen, wie es dir gefiel. Die ganze Welt war dir eine Gotttheit, welche ihre Arme aus einander breitete, um dich an ihr Herz zu drücken. Wenn du im Salon erschienenest, mußten die Blicke aller Mütter mit der holdseligsten Freundslichkeit auf dich gerichtet seyn, die Väter kamen mit Herablassung und Vertraulichkeit dir entgegen, die Brü-

der schlossen mit dir die cordialsten Freundschaften, die schönsten Mädchen waren von deinem Gespräche, deinem Tanze entzückt. Du bist verheirathet, und alle deine Herrlichkeit hat ein Ende, wie durch den Zauberschlag eines mächtigen Unhold's hat sich die mit Rosen besäete Landschaft um dich in ein von Eis starrendes Gefilde verwandelt. Hunderte glaubten eben so gute Ansprüche auf dich zu haben, als die, welche du wähltest, du hast Hunderte durch deine Wahl beleidigt, ohne daran zu denken. Nun ist auch nicht das kleinste Plätzchen Ankergrund für die Hoffnung mehr an dir; du bist unbeliebt und im besten Falle gleichgültig. Die Mütter werfen ihre Netze in anderen Richtungen aus, die Väter lassen dich stehen, die Brüder brauchen keinen Ehekrüppel zu ihrem Gesellen, den Mädchen ist nichts lächerlicher und uninteressanter als ein Ehemann, welcher den Jüngling spielt. Und auch verheirathete Frauen, welche aus eigener Erfahrung nur zu gut wissen, was sie an ihren Männern haben, und wie wenig diesen die Gewalt der Umstände auswärts gestattet, richten, wenn sie Zerstreuung suchen, ihre Blicke aus tausend Gründen lieber auf freye Leute als auf ihre männlichen Collegen. So bist du, wenn nicht moralisch und bürgerlich, doch erotisch todt, was mir als der widerwärtigste Todesgrad erscheint. Und nun kommen die Freuden des Interieur. Du kannst nicht aufstehen, dich nicht zu Bette legen, nicht allein und nicht in Gesellschaft seyn, wie es dir beliebt; wenn du ausgehst, wirst du gefragt, wohin? und wenn du nach Hause kömmt, woher? oder du wirst gar nicht gefragt, und dann ist es der A. oder B., welcher deiner Frau zehnmal besser gefällt als du, und der deine Abwesenheiten ganz gut auszufüllen versteht. Dazu kommen Krankheiten, Wochenbetten, Verwirrungen aller Art, von denen du jetzt keine Ahnung hast. Die Stube füllt sich mit Kindern; kümmerst sich deine Frau um sie, so bist du der Gemahl und Helfer der Kindswärterinn; überläßt du ihr allein das Geschäft, so bist du ein Treulofer, ein Egoist, der sie vernachlässiget; bleiben die Sprößlinge den Mägden anvertraut, so werden es so un-erzogene wilde Rangen, daß sich bey ihrem bloßen Anblicke die Haare auf deinem Kopfe sträuben, und du mußt dann doch für ihre Erziehung sorgen, dich um ihretwillen mit Hofmeistern und Professoren herumwalgen, sie schließlich placiren, ausstatten, versorgen! Mit einem Worte, du schwebst, wie du jetzt bist, in einem unermesslichen Äther von Freyheit und Lust, und stürzest dich aus dem Elemente kopfüber in einen Pfuhl der Qual und Unbehaglichkeit, ohne daß du oder irgend jemand einen Grund dafür anzugeben vermöchte!¹⁴

(Die Fortsetzung folgt.)

Die feindlichen Brüder des Euripides.

Traurig bedenk' ich den Zwist am Sarge der feindlichen Brüder,

Die sich tödtlich gehaßt, tödtlich umarmet im Kampf.

Bende gestreckt auf dem blutigen Feld' erblicket die Mutter,

Sinnlos stürzt sie hin, bohrt in das Herz sich den Dolch.

Geister des Mordes durchschauern des Nachts die fürstliche Halle, —

Blut war, o Mutter, die Milch, die du den Söhnen gereicht!

Ende.

Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1835.

Dieses Jahr bietet uns die Kunstausstellung recht gelungene und interessante Werke, mit Freuden kehrt man öfter dahin zurück und immer findet man wieder etwas Neues, da diesmal, wo der Kunstverein sich nicht mehr darauf beschränkt, nur von vaterländischen Künstlern zu kaufen, auch von vielen andern Orten her uns Gemälde zugesandt wurden. Es sind dieß Jahr so viele wahrhaft schöne Werke von dem Kunstverein gekauft worden, daß die gegen Weihnacht erfolgende Verloosung manches höchst erfreuliche große Loos enthalten wird. Lassen Sie mich versuchen, Ihnen einen raschen Überblick zu geben von dem Bedeutendsten, was unsere Ausstellung bietet. „Hans Sachs“ von Theodor von Der, erregt allgemeines Interesse, und ist ein mit Fleiß und Liebe erfundenes, herrlich ausgeführtes Gemälde in Lebensgröße. Im vorgeückten Mannesalter und schlichter Bürgertracht sitzt der sinnig heitere Meisterfänger unter blühenden Büschen und übershattenden Bäumen vor seiner Werkstätte, drin an dem niedrigen Fensterlein lauschen die rohen Handwerksgefelln; von dem freundlich klaren Auge des Meisters, welches so treuherzig unter der schöngewölbten Stirne hervorblickt, scheinen Phantasiegebilde vorüberzuziehen, das Buch der Wissenschaft, im gothisch zierlichen Einband, liegt geschlossen zu seinen Füßen, das Buch der Natur offen in Frühlingspracht vor seinem kindlich frommen Blick. Im fernen Hintergrunde sieht man die Thürme von Nürnberg, weit zurück am Eingange des Gartens spielen Kinder; diese kleine Gruppe ist ganz allerliebste, ein kleines Mädchen bindet Blumen an, emsig bezieht sie der eine Knabe, während der andere stillbetrachtend gegenübersteht, so träumerisch und doch so seelenvoll, als erblickte man in ihm den Hans Sachs in seiner Kindheit, wie er still und in sich gekehrt das thätige Treiben der Andern betrachtet. Schöne Behandlung, Wahrheit des Colorits und lebensvolle Ausführung selbst aller Nebendinge zeichnen dieß treffliche Bild aus.

Unser Lindau, in Rom, der die südliche Volksthümlichkeit so treffend aufzufassen versteht, sendete wieder ein sehr gelungenes Genrebild von ziemlicher Größe: „römische Pilger und Pilgerinnen“ bereiten sich durch einen Bach zu gehen, die mannigfaltigen Gruppen der sonnegebräunten Landeute in südlich phantastischer Tracht sind köstlich geordnet, stolz blickt das erste, blasse Mädchen herab, welches der rüstige Pilger auf seinen Armen emporhebt, um sie durch das Wasser zu tragen, die junge Mutter, die auf die Erde hinkniet, um ihrem schon auf seinen Füßchen stehenden Kindchen noch die Brust zu reichen, winkt ihr freundlich zu, das holde Mädchen mit der Sonnenglut im dunkeln Auge, welches am Ufer sitzt und ihre Gefährtin, die ihre Fußbetteilung ablegt, scheinen eigener Kraft trauen zu wollen, ängstlich klammern sich andere an das Gesellein an, das sie durch den Bach trägt, ein schon am jenseitigen Ufer stehender Pilger reicht helfend der Pilgerin die Hand, die hochgeschürzt glücklich bis an das steile Ufer gelangte, andere ihre geringe Habe und Spindel auf dem Kopfe tragend, eilen herbey, um sich den übrigen Wallfahrern anzuschließen. Sehr zart behandelt ist das liebliche Bildchen von Kensch: „die Wahrsagerin“, ein edles Fräulein scheint hier die Wahrsagerin in deren Dachstübchen aufgesucht zu haben, sie sitzt auf dem Lehnstuhl, ein schwarzes Sammtgewand umschließt die liebliche Gestalt, blonde Locken ringeln sich um das sanfte Köpchen und bang erwartungsvoll horcht sie auf das, was die Alte in ihrer dargereichten Hand wohl lesen wird. Zufällig behandelten noch zwey Künstler sehr ähnliche Gegenstände: Müller in seiner „Kartenspielerin“, wo das Ganze zwar recht hübsch gemalt ist, aber eine unangenehme moderne Gemeinheit hat, die jeden poetischen Anklang verschleucht, und Kaltenmose in München in einer sehr naiven und hübschen ländlichen Scene, wo die Zigeunerin in ein Dorfstübchen tritt und der Kleinen, blonden Spinnerin wahr sagt, welche kindlich staunend kaum begreift, was die Alte meint, die Schwester lauscht und drängt sich neugierig dazwischen, während der kleinere Bruder unbekümmert spielt. Dieß Bildchen ist voll Natur, Wärme und Leben. Es ist stets höchst interessant, denselben Gegenstand so verschiedenartig behandelt zu sehen; so ist auch zweymal die Darstellung hier, wie Christus bey Maria und Martha ist, einmal von Dallery und einmal von Vary, beyde recht hübsch gemalt, aber im Ausdruck nicht ganz genügend. Ganz allerliebste ist der „Dorfschulmeister“ von Hansch; die köstlichste Laune herrscht in diesem ziemlich großen Bilde; es wird Abend, der freundliche alte Schulmeister ist nach mühsamen Tagwerk in die Laube neben den Bienensöcken vor seiner Wohnung gegangen, wo ein Täschchen Kaffee, ein Zeitungsblatt und ein Pfeifchen Tabak ihn erquicken soll; da ist indes ein muthwilliger Schelm von den kleinen Buben an das Fenster der niedern Schulstube getreten, hat die große Brille und

Nachtmühe des Schulmeisters aufgesetzt, die Ruthe ergriffen und hält zum Fenster heraus eine gar pathetische Strafrede an die muntere Dorfsjugend, welche gaffend und ihn verhöhrend vor der Thüre steht; ein schlaues, kleines Mädchen bemerkt, daß der Schulmeister durch die Blätter der Laube sie alle lächelnd belauscht, sie winkt dem ältern Bruder, dieser will sich schnell umwenden, erschrickt aber dermaßen, daß er die Länge lang hinfällt, Schulbücher, Schiefertafel, Mühe, alles liegt da, und der Kleine weiß kaum, ob er lachen oder weinen soll, während Schulmeisters Hündchen ihn anbellt; ein stiller Knabe geht ganz wohlgemuth nach Hause, ohne auf die Poffen zu achten, und vorn spielen junge Enten eben so lustig um einen kleinen Born herum; das Ganze ist so treu und wahr aus der Natur aufgegriffen, daß man mitlachen muß, wenn man es ansieht. Ausgezeichnet schön ist die große Landschaft unsers fleißigen *Sparmann*, eine Parthie aus dem Rabenauer Grunde darstellend; wohl möchte man diesen Künstler den Liebhaber der Waldnymphen nennen, denn keinem geräth der Baumschlag so vortreflich wie ihm! hier zieht sich ein dichter Föhrenwald eine Anhöhe hinauf, Baum drängt sich an Baum, doch wie eigenthümlich und wahr hebt sich jeder heraus, wie köstlich ist in der Ferne links das lichtere Wäldchen, durch welches der Himmel und die Gegend durchschimmert; rasch und klar stürzt sich in der Mitte der brausende Waldstrom hervor und üppige Farrenkräuter tauchen über die Ufer hinab in die einsamen Fluten. Ein würdiges Seitenstück zu diesem trefflichen Gemälde war eine große, vorzüglich schön ausgeführte Landschaft von *Erola* in München, die er „Waldestiefe“ nennt, und wo, umringt von dichtem Walde, unter alten, vollbelaubten herrlichen Bäumen, Hirsche und Rehe sich eines sonnigen Plätzchens und der tiefen Einsamkeit erfreuen; leider war uns dieß Meisterwerk nur kurze Zeit gegönnt, da es der Künstler sehr zeitig wieder wegnahm. So gründlich diese beyden Künstler die Natur der Wälder studierten, so beherrscht unser Professor *Dahl* jede Eigenthümlichkeit des Wassers, es zeige sich brausend, schäumend und sprudelnd wie hier in seinem Wasserfall „Högefossen in Norwegen“, oder großartig, in grünlichen, sturmbewegten Meeresfluten, die dort brandend an nordischer Küste das Schiff verschlingen. Beyde Werke sind ausgezeichnet schön und bewähren den Ruhm des Meisters. So wie hier die Wellen, und dort das geheimnißvolle Waldesdunkel Sprache und Seele gewinnen, so gestaltet sich bey Professor *Friedrich* die Eigenthümlichkeit der von leichten Dünsten umschleierten Bergesgipfel auf seiner „Erinnerung an das Riesengebirge.“ Der südlich glühende Himmel, vereint mit der bunten märchenhaften Pracht der Gebäude und Monumente, ist auf der Piazzetta mit dem Dogenpalast von *Otto Wagner* ganz vortreflich ausgeführt, in dem reinsten Farbenglanz ohne an Buntheit zu streifen; von demselben Künstler sind zwey kleinere Gemälde, die Ansicht der Stadtkirche von Capri und die Ruinen des Schlosses Piers im Innthale, ganz allerliebste.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 10. October zum ersten Male: „Traumleben, oder Zufriedenheit, die Quelle des Glückes.“ Romantisch-komisches Zauberspiel mit Gesang, Tanz und Tableau in drey Aufzügen. Musik von Hrn. Capellmeister *Kreuzer*, Tänze von Hrn. *Fabbri*, Decorationen von Hrn. *Jachimovich*.

Die Erfindung dieses Zauberspiels hat dem ungenannten Verfasser wenig Kopfbrechen gekostet, denn die Einleitung und der Schluß gehören dem neuesten Meisterwerke unseres *Grillparzer*, die Traumbhandlung aber einer Erzählung „der Alchimist“ von *J. E. Wocel* an, die vor einigen Jahren in *Schumacher's* „Wiener Gesellschaft“ abgedruckt war, und deren geistreicher Inhalt so treu benützt erscheint, daß die Nennung der Quelle billig und redlicher gewesen wäre. Unter diesen Umständen entfällt daher die Nothwendigkeit einer Inhaltsanzeige und wir können sogleich zur Beurtheilung der Ausführung schreiten, von welcher sich einiges Gute sagen läßt. Es ist eine Aufgabe von Bedeutung, die Elemente des Romantischen und des Komischen, im Sinne unserer Vorstadt Bühnen, so innig zu gesellen, daß eines dem andern nicht Eintrag thut, und es ist immer schon verdienstlich, wenn der Scherz, dem man so gerne die Prärogative zugesteht, nicht vollends der ernsteren Tendenz über den Kopf wächst, oder wenn die letztere, gegenüber der komischen Parthie, die Aufmerksamkeit des Publicums in genügendem Grade anspricht, um nicht von jener ganz in den Schatten gestellt zu

werden, oft hat man dem Autor schon zu gratuliren, wenn er dießfalls auch nur mit einem blauen Auge davon kömmt. Gut hat der Verfasser in dem vorliegenden Falle gethan, daß er sich von der Lockung in das Gebiet der Allegorie nicht verleiten ließ, deren spröde Marmorgestalten oft selbst an dem Hauche eines Talentes von Beruf nur für Augenblicke erwärmen und deren Schächten in der neuesten Zeit nach allen Richtungen hin so erschrecklich ausgebeutet worden sind, daß weder für den Dichter noch für das Publicum viel Dankenswerthes daraus zu holen seyn dürfte. Dieß hat der Verfasser mit richtigem Tacte erkannt und ist dem romantischen Effecte auf einfacheren Wegen nachgegangen, was wir ihm zum Lobe anrechnen, wiewohl nicht verhehlt werden mag, daß das Metaphysische des Stoffes noch immer mit seinen Mitteln, es zu versinnlichen, in ungenügendem Verhältnisse stand. Asemi heischt von Erasmus, als er ihm den Besitz der Goldinctur einräumt, daß er ihm seiner Zeit, wenn er desselben überdrüssig seyn würde, seinen abgetragenen Verstand cedire — nun läßt zwar unser Autor, der Angabe des Novellisten getreu, seinen Helden die Stufenleiter des Glückes hinaufwärts und wieder herab durchmachen, bis er zulezt das Geschenk des Wahnsinns als eine willkommene Gabe erseht; allein es ist Alles ziemlich farblos geschildert, die Gegenätze zu wenig ins Keltief gearbeitet und der zu Grunde liegende, tiefere Sinn unbegreiflicher Weise vernachlässigt. Auch in Anbetracht der Individualisirung der Personen ist das Stück dürftig ausgestattet, die Thatenglut des Erasmus mußte fortschreitend gezeigt werden, Stillstand vereint sich nicht mit einer strebenden Natur und der Held wird von dem Momente, wo er Herr von Reichthum und Ansehen geworden, völlig passiv, ein willenloser Fangball in der Hand seines Dämons, eben dadurch aber un-dramatisch. Sicher nur aus diesem Grunde nahm der Beyfall nach dem ersten, sehr günstig empfangenen Acte, merklich ab und wollte nicht mehr so recht zum Durchbruche kommen, zumal, da die Nebenfiguren sämtlich unbedeutend sind und ihr gegenseitiges Verhältniß am Mangel des innern Zusammenhanges kränkelt. Erwägt man indessen die Misslichkeit der Aufgabe, den schweren Stand, welcher für den Verfasser aus einer nicht wohl zu vermeidenden, ja fast selbst herausgeforderten Parallele entstehen mußte, die unverkennbare Absicht, ein pomphaftes Schauspiel zu liefern, dann die beschränkten Mittel der Bühne, auf die es berechnet war, so kann man immerhin der Novität mit Aufmunterung erwähnen und sie zu den erträglicheren Erscheinungen seit längerer Zeit rechnen, wie dieß schon die fließende Diction verdient, in welcher sie sich bewegt. Zweckmäßig gekürzt wird sie auch wahrscheinlich dem Repertoire Nutzen bringen, was bey den Opfern, die der Ausstattung gebracht wurden, herzlich zu wünschen wäre. Den ersten Platz unter dem Beyweck der Piece nimmt die Musik des Hrn. Kreuzher ein, welche, zumal in den ersten Nummern, gediegen und melodisch, ganz des Componisten des „Nachtlagers“ würdig ist. Die Quartetten gehören zu dem Besten, was wir von dem wackern Meister kennen, auch wurden sie sehr gelungen executirt, namentlich durch Mlle. Jazedé, die H. Kreipl und Mellinger. Nicht minder verdienstlich waren die Tänze des Hrn. Fabri und die Decorationen des Hrn. Jachimovich, besonders das Zaubercabinet, welches von lautem Beyfall begrüßt wurde. Hinsichtlich der Darstellenden muß des fleißigen Dietrich und des drolligen Kott gedacht werden, denen es an Würdigung nicht fehlte, auch Hr. Koll sprach sein Weniges recht gut. Im Ganzen war die Aufnahme entsprechend und es fanden mehrere Borrufungen Statt.

Modestbild XLII.

Ein Kleid von modefarbem moirirten Gros de Naples mit doppeltem Peterin-Kragen und Gaze-Irisband, nach einem Originale von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Eine Gros-Grain-Capote mit Band und schmalen Blonden, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 17. October 1835.

125

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auktwärtsige ober durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine Alltagsgeschichte.

(F o r t s e h u n g.)

Gustav besaß zu wenig Erfahrung und vor Allem zu wenig Tiefe der Empfindung, um den Sophismen dieser Philippica die Blige der ewigen Wahrheit entgegenzuschleudern. Er erröthete und verstummte. In seinem Innersten begann ein Chaos von Gedanken und Gefühlen, die theils völlig neu waren, theils bis jetzt nur da geschlummert hatten, durch einander zu gähren und unsaubere Blasen aufzuwerfen.

„Und wer ist die Auserkorne?“ fragte Werningen nach einer längern Pause.

„Flora Monnychen,“ stammelte Gustav.

„Ich entsinne mich ihrer. Sie versprach das schönste Mädchen in Deutschland zu werden. Aber Narr! dreifacher Narr! Konntest du denn nicht warten, bis ein anderer sie geheirathet hätte? — Aber es schadet am Ende denn doch nicht so viel, als ich fürchtete. Du mußt nach Paris, und ich reise mit.“

Die Freunde gingen zusammen zu Monnychen. Baron Werningen knüpfte die frühere Bekanntschaft an. Er erschöpfte sich in verbindlichen Reden, welche Beziehung auf Flora's und noch mehr auf Gustav's künftiges Glück enthielten. Seine Äußerungen enthielten auch nicht die leiseste Spur seiner wahren Ansicht über den Gegenstand. Er erzählte manch lustiges und freyes Abenteuer, doch nichts, was nicht in den Schleyer zarter Decenz gehüllt gewesen wäre. Man konnte sich nichts Unterhaltenderes, Lebendigeres und Witzigeres denken als sein Gespräch; Flora und die ganze Familie war davon entzückt. Es konnte nicht fehlen, daß Gustav unter einem solchen Lehrmeister schnelle und bedeutende Fortschritte in der Kunst zu leben machen mußte. Eben so natürlich war es, daß der pensionirte, steife Herr Greipe, welcher bisher zuweilen noch eine ernste Miene und einen wohlgemeinten Rath in das Haus seines ehemaligen Pfleglings gebracht hatte, sich in Gesellschaft der beyden gewandten Herren, die nachgerade sich laut über ihn lustig machten, immer unbehaglicher fand. Er zog sich gänzlich von Rheinberg zurück, und warf sich

mit jenem ungetheilten Eifer, jener erpichten Begeisterung in den Beruf des Staatsdienstes, welche ihres endlichen Erfolges gewiß seyn darf. Der frühe Morgen traf den Auditor *Greipe* am Amtstische, und wenn am späten Abend die ganze übrige Einwohnerschaft den verschiedenartigsten Zerstreuungen nachjagte, bestand die Erholung des Auditors *Greipe* darin: daß er wohlgefällig und sich selber Beyfall nickend den Zuwachs an Actenmasse revidirte, welchen er den Tag über geliefert, und der auf 15 bis 20 gebrochene Bogen täglich angeschlagen werden konnte.

Ohne zu stocken oder zu erröthen äußerte *Reinberg* in Gegenwart seiner Braut und ihrer Familie, es schein ihm angemessen und vortheilhaft, ehe er sich völlig häuslich niederlasse sich ein wenig in der Welt umzusehen, und er gedenke daher vor seiner Vermählung ein Jährchen in Paris zuzubringen, um dann um so sicherer auf immer in den Armen seiner geliebten *Flora* gefesselt zu bleiben. Bey diesen Worten war es *Floren*, als ob eine Schlange den glattfeuchten Leib um sie schlänge, daß die Empfindung der Kälte sie bis in das tiefste Mark durchschauerte. Wenn auch nur ein Hauch von Neigung gegen *Gustav* in ihr gelebt hatte, jetzt war er hinweggeweht. Aber keine Miene, kein leises Zucken der Lippe verrieth was in ihr vorging, sie lächelte freundlich wie immer, sie gab ihrem reiseflustigen Bräutigam vollkommen Recht, drückte ihm zärtlich die Hand, und erklärte, sich im Voraus auf die vielen lustigen und interessanten Geschichten zu freuen, welche er ihr nach seiner Rückkehr zu erzählen wissen würde. Auch das gelbe Angesicht des Commerzienrathes zeigte keinen Schatten von Veränderung; nur erhob er sich und bat *Gustav*, ihn einen Augenblick in sein Schreibzimmer zu begleiten; dort lud er den jungen Mann mit eben so viel Höflichkeit als Bestimmtheit ein, ihm nur ein paar Zeilen aufzuschreiben und mit seinem Namen zu unterfertigen, worin er sich verbindlich mache, längstens binnen achtzehn Monaten seiner Tochter *Flora* am Altare die Hand zu reichen. *Gustav* weigerte sich nicht, eine solche Anweisung auf sich selbst auszustellen, und nahm Abschied, um die nöthigen Anstalten zu seiner Reise zu treffen. An einem frischen und klaren Herbstmorgen saß er mit dem Baron *Werningen* in einem mit vier Postpferden bespannten Reisewagen, in dessen Ausstattung sich die Phantasie des erfindsamsten Wagenbauers zu Birmingham erschöpft hatte. Der Postillon blies und klatschte, *Gustav* warf die letzten Grüße mit den Händen zu den Fenstern des Commerzienrathes hinauf, fort rasselte es im scharfen Trabe in der Richtung der Weltstadt an der Seine. *Flora* sah dem Geschiedenen mit einem Blicke nach, in dem sich weder Schmerz noch Bitterkeit ausdrückte.

Die mit bunten chinesischen Figuren bemalte Glaslampe warf ein reizendes, zweifelhaftes Licht in das Boudoir, dessen Wände mit Spiegeln bedeckt waren, und dessen Fußboden ein prächtiger persischer Teppich bekleidete. Die kostbare Bronze-Uhr auf dem marmornen Camintische, zwischen zwey den Lazurstein nachahmenden Vasen von Sevres aufgestellt, schlug drey Uhr. Madame *Dubois* erhob sich nachlässig von der mit scharlachrothem Cachemire überzogenen Ottomane, auf welcher sie geruht hatte, und stand nun in der ganzen Fülle ihrer reizenden Gestalt da, welche das geschmackvollste Negligé

von weißem Gaze und weißen Seidenstoffe nur verhüllte, um sie noch bezaubernder zu machen. Ihre dunklen Locken fielen unordentlich auf den breiten vollen, blendendweißen Nacken herab, und sie strich sie mit der feinsten und weißesten Hand, welche jemals ein Männerauge trunken gemacht hat, aus der Stirne. Sie stand da wie eine triumphirende Königin, oder wie die göttliche Beherrscherin des Olymps. Von solcher Schönheit muß Semiramis, die Königin des Ostens, gewesen seyn, oder jene stolze und demüthige Cleopatra, welche den Besieger einer Welt in ihre Fesseln schlug. Auch saß Paris, in seinem Theaterparterre repräsentirt, mit weit aufgerissenen Augen und Munde da, wenn die erste Tänzerin und Mime der königlichen Musikakademie, Madame Du bois, in der Rolle einer Königin auftrat; und wenn sie im Spiele der Augen, der Arme, der Geberden, die tragische Kunst eines Talma und einer Georges wiederholte, schien ein tobender Wahnsinn die beypfallstürmende Menge ergriffen zu haben. Dabey besaß sie auch außer ihrer Kunst alle gefellige Bildung, deren eine französische Dame nur immer fähig seyn kann. Sie hatte so viel Sentiment, als ein Mann von Ton eben wünschen und verwenden kann, die Feinheit ihrer Beobachtungsgabe war bewundernswerth, die Fülle ihres Witzes, die lebendige Leichtigkeit ihres Gespräches unwiderstehlich, und die anmuthigen leichten Briefe, welche sie ihren Verehrern schrieb, verdienten eben so sehr auf die Nachwelt zu kommen, als die der berühmten Frau von Sevigné. Auch war sie seit lange damit beschäftigt, die mannigfaltigen Ereignisse ihres Lebens in der Form von Memoiren niederzuschreiben, deren öffentliche Herausgabe sie sich für jene Zeit aussparte, wo ihr nur die Erinnerung mehr übrig bleiben würde. Was die Männerwelt von Paris Elegantes und Bornehmeres besaß, bewarb sich um die Gunst der Madame Du bois, der Auserwählten waren sehr wenige.

„Gehen Sie, Marschall,“ sagte sie jetzt zu ihrem Gesellschafter, als sie sich von dem Sofa erhoben hatte, „es ist spät; gewiß kommt diesen Morgen noch mein ausgelassener deutscher Junge, und ob ich ihm gleich nicht eben mehr Rechte eingeräumt habe, als irgend einem andern, so wissen Sie doch, diese phantastischen, überspannten Deutschen haben öfter sonderbare Launen, und er ist in der That der lebenswürdigste junge Mensch aus dem Norden, den ich, selbst die Zeit der Invasion eingerechnet, jemals gekannt habe, und dabey von einem lächerlichen Reichthum. Ich schone ihn ein bisschen. Also Adieu, Marschall! auf Wiedersehen!“

Der Marschall ging, nachdem er noch ein paar Küsse auf die schönen Hände dieser neuen Armida gedrückt hatte, und ehe eine Viertelstunde verging, bog ein von der Straße Grange-Batelière kommendes Cabriolet um die Ecke in die Straße Artois ein, und hielt vor dem Hotel der Tänzerin. Rheinberg stürzte in das Zimmer und warf sich erschöpft auf die Ottomane. Sein Antlitz war verstört, die Wangen bleich und jeder Jugendfrische beraubt, die Augen etwas eingesunken und matt, die Lippe im rechten Winkel ein bisschen in die Höhe gezogen, wie zum Hohne, der ihm selbst oder der Welt gelten sollte.

„Schon wieder aus der Straße Grange-Batelière?“ fragte die Du bois mit süßer Stimme.

„Ich komme aus dem Salon, es war eine meiner unglücklichsten Nächte, ob ich deren gleich schon so viele gehabt habe.“

„Wie viel haben Sie verloren?“

„Fünfzehntausend Francs.“

„Ungeheuer.“

„Und gestern zehntausend, und vorgestern siebentausend fünfhundert.“

„Sie sind allzu unbesonnen, mein Freund, Sie werden sich noch ganz zu Grunde richten.“

„O über den ehrwürdigen Mentor!“ rief Gustav. „Was mich am meisten zu ärgern anfängt,“ fuhr er nach einer Pause fort, „ist das abscheuliche Glück, das Werningen hat, während mich das Unglück mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt. Von den siebenhundert und fünfzig schönen Napoleons, die man mir heute abnahm, habe ich wenigstens fünfhundert zu ihm hinüber wandern sehen.“

„Der Verräther! Aber warum sind Sie nicht nach der Oper zu mir gekommen und bey mir geblieben, Sie hätten Ihnen doch wenigstens die Zerstörung erspart, welche die Leidenschaft des Spiels in Ihnen anrichtet. Daß Sie Ihr Geld viel mehr geschont haben würden, will ich freylich nicht behaupten.“

„Wie so? mein angebethetes Kleinod?“

„Sehen Sie diese Robe von Blonden mit orientalischen Perlen gesickt; man bietet sie mir um zwölftausend Francs“ —

„Sie sollen sie haben! So lange es in der Chaussée d'Antin noch gefüllte Cassen gibt, wird auch die meinige nicht leer seyn. Noch diesen Morgen erhalten Sie das Geld.“ — — —

So war Gustav am grünen Tische des Salon des Etrangers, in dem bezaubernden Boudoir der Madame Dubois, in den Cabinets particuliers der Freres Provençaux, in der Loge der großen Oper, im Wagenmagazin, bey dem Pferdehändler, im Hotel-garni, bey dem Bijoutier, bey dem Marchand de comestibles, kurz an allen den hundert und abermal hundert Versuchungspuncten, welche die herrliche Kothe Stadt für den leichtfertigen Fremden in Bereitschaft hält, eines beträchtlichen Theiles seines Stammvermögens los, und was noch schlimmer war, der Genüsse, welche er sich damit verschaffte, bey nahe schon überdrüssig geworden. Es verletzte ihn daher gar nicht und verursachte ihm keinerley bittere Empfindung, als ein höflicher, natürlich zärtlicher Brief des Commerzienrathes Monnychen ihm bemerklich machte, daß die zu seiner Vermählung anberaumte Frist sich nunmehr ihrem Ende nahe. Er machte sich alsbald auf den Weg und warf einen erstorbenen Blick auf alle Freuden, die er zurückließ, und die ihm vor nicht viel mehr als einem Jahre als das höchste Erdenglück erschienen waren. Baron Werningen begleitete ihn getreulich. Dieser Weltmann hatte nun nichts mehr vor seinem Schüler voraus, als eine festere Gesundheit, welche den Stößen eines wild zerstreuten Lebens kräftigeren Widerstand zu leisten vermochte. Gustav's und Floras Wiedersehen war von solchen Formen der Zärtlichkeit und feinen Empfindung begleitet, daß selbst ein empfindsamer Zeuge dadurch getäuscht werden konnte; auch vergoß die Baroninn Monnychen einige Thränen mütterlicher Nührung.

(Die Fortsetzung folgt.)

S u c h t ! s u c h t !

Die Wahrheit hat die Kunde
 Vom tiefen Lebensgrunde
 Als wing'gen Bettel
 In eine Nuß gethan,
 Und warf den Bettel
 In den Ocean.
 Das Meer ist groß, die Nuß ist klein;
 Hat wohl am kleinen Wunderschrein
 Schon ein Pilot vorbeugesucht? —
 Sucht! sucht! — —

Die Wahrheit schrieb die Kunde
 Vom tiefen Lebensgrunde
 Einß einem Vogel auf den Kopf,
 Unter'n Schopf,
 Auf des Hirnes glatte Schale.
 Das Vöglein flog in alle Welt,
 Ihm ward durch Berg und Thale
 Bis jetzt vergebens nachgestellt.
 Nur zugeforscht! wer weiß es auch,
 Ob nicht der Vogel meinen Strauch
 Zu seinem Sitze auserkieset,
 Und, frohgelaut, bey Frühlingswetter
 Von seinen Schopfgeborg'nen Lettern
 Mir singend was herunterliest? —
 Ist auch der Vogel auf der Flucht,
 Sucht! sucht!

Nicolaus Lenau.

Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1835.

(F o r t s e t z u n g.)

Mit grenzenlosem Fleiße ausgeführt und dabey, trotz der zahlreichen Figuren und farbigen Zierrathen, doch in schöner Haltung und Wahrheit dargestellt, ist der „Dom von Orvieto“ von Hauschild gemalt, im Moment, wo eine prachtvolle Procession zu den Pforten der reichgeschmückten Kirche einzieht, deren bunte Scheiben und zierlich gothische Fenster im reinen Sonnenlichte schimmern. Der Pracht der Kirchen scheint sich dieser Künstler mit besonderer Liebe zu widmen, denn auch seine Darstellung des Innern der Kirche zu Viterbo und sein Kreuzgang in Viterbo sind trefflich ausgeführt. In die Glut des Südens getaucht und mit treffender Wahrheit die Natur des dortigen Bodens und jener Pflanzenwelt darstellend, ist das große Gemälde von Edmund Hottentrot, die „Wasserleitung Nero's“ unweit Tivoli. Wie contrastirt damit jene stille Gebirgsgegend aus unserm sächsischen Erzgebirge von Dehme so treu und schön gemalt, über welche noch nächtliches Dunkel verbreitet ist, ein schmaler Streif kühlen Morgenrothes am Horizont verkündet den noch fernen Sonnenaufgang, aber in den tief liegenden Hütten schimmert schon munter das Feuer, die fleißigen Bergleute genießen ihr Morgenbrot, und Vater und Sohn nach den Bergen wandernd zur gefahrvoll schweren Arbeit, hethen fromm vor dem Crucifix am Wege. Erota aus München schenkte uns statt der ersten „Waldeinsamkeit,“ die er so schnell uns wieder entzog, ein zweites Waldgemälde, wo auf einem sonnigen Plage am Rande des dichten Laubwaldes, dessen Wipfel sich eng verzweigen, eine muntere Ziegenherde weidet, deren kleine Hirtin unter den hohen Bäumen sitzt, ein lieblich stilles Bild ächt deutscher Natur. Trefflich beleuchtet ist eine „Waldparthie“ von Kühne, ein Gewitter zog vorüber, schwer und

tief hängen noch die dunkeln Wolken herab, mit mattem Schimmer vergoldet sie die Abendsonne; der dichtbelaubte Baum in den bräunlich warmen Farbentönen, die über sein saftiges Grün hinspielen, ist ausgezeichnet schön. Sehr anziehend ist jene „Abendphantasie“ uners geistvollen Hofraths Dr. Carus, es ist ein warmer Sommerabend am Meeresufer, Lust und Wellen verschmelzen in jenes sanfte röthliche Grau, welches dem Aufgang des Mondes vorauszugehen pflegt, schon schwimmen in diesem stillen Äther hell glänzende Wölkchen, die von dem reinsten Mondlicht schimmern, doch noch taucht der Mond selbst nicht herauf am Horizont, der junge Fischer, der auf dem Vorsprung der Küste vorn stehend, hinausblickt in die Ferne, scheint ihn sehnlich zu erwarten, während seine Gefährten träge schlummernd zwischen ihren Netzen und Ankern ausgestreckt liegen, nur die glühenden Kohlen, auf denen das einfache Mahl gekocht wird, beleuchten das geheimnißvolle Dunkel des Vordergrundes; die Farbenharmonie ist in diesem Bilde von magischer Schönheit. Desfelsen, in der Kunst eben so wie im Wissen höchst ausgezeichneten Mannes zweyte Gabe ist die „Erinnerung“ an eine bewaldete Insel, hier waltet keine pflegende Menschenhand, die uralten knotigen Baumstämme sind zum Theil abgestorben, das üppige Unkraut wuchert über die alten Runensteine hin, die unser Blick hier mehr ahnet als entdeckt; dieß Gemälde hat etwas recht Grandioses. Zu der edelsten und interessantesten Art von Genremälden gehört das längst erwartete „Atelier“ des Professors Vogel von Vogelstein, welches die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt, denn hier sind die interessantesten Porträts geistvoll und glücklich zusammengestellt. Der französische Bildhauer David arbeitet hier an Tieck's kolossaler Büste, welche erhöht stehend, den Mittelpunkt des Ganzen bildet, Tieck selbst sitzt ihm dazu, seine älteste Tochter hat ihm vorgelesen und steht hinter seinem Stuhle, Professor Vogel benützt diese Scene in seiner schön beleuchteten Kunstwerkstätte und arbeitet zugleich an dem lebensgroßen Porträt des Dichters, doch sehen wir dieß nur von der Rückseite, aber der Künstler tritt eben hervor, um scharf hinblickend der Natur die Züge abzulauschen, das von oben einströmende Licht spielt nur auf seiner denkenden Stirne, die ganze übrige Gestalt, so wie ein hinter ihm stehender Kunstfreund, sind ganz im Helldunkel. Zwey geistvolle, der Wissenschaft wie der Kunst gleich vertraute Freunde, Hofrath Carus und Baron von Stackelberg treten herein, die Gestaltungen der Künstler betrachtend, der kleine liebliche Sohn Vogel's reicht traulich dem Dichter die Hand und verbindet so das Ganze zur gefälligsten Einheit; große Cartons bilden, im Atelier aufgestellt, den Hintergrund, Raphael's Porträt hängt über der Thüre, vor dem auf die Elbe hinausgehenden Fenster zieht das Segel mit flatterndem Wimpel eines Rahnes hin, still und flüchtig, wie dieser interessante Moment im Leben des Künstlers. Die Personen sind alle sprechend ähnlich, die Haltung des Ganzen ist vortreflich. Professor Hartmann gab uns eine Art von antikem Genremälde, „die Wette des Sertus Tarquinius mit Collatinus;“ er wählte den Moment, wo beyde in ziemlich vorgerückter Nacht die Frauen überraschen, und bey Lucretia eintretend, diese fleißig beschäftigt und umringt von ihren Dienerinnen finden, deren Arbeiten sie durchsieht und ordnet; alles ist von Lampenlicht beleuchtet, die Schönheit und Sittsamkeit Lucretiens entflammen hier die Leidenschaft des Sertus; es ist ein reiches, sinnig durchdachtes Gemälde. Ein sehr liebliches Bild ist jenes Landmädchen aus dem Hinterlande der Provinz Oberhessen, von Aug. van der Emde zu Cassel gemalt; ohne gerade schön zu seyn, spricht eine so rührende Unschuld, ein so inniges Gemüth bey kindlicher Klarheit und Einfachheit aus den Zügen dieses holden Mädchens, daß sie den Blick unwiderstehlich fesselt; sie sitzt auf einem blumigen Nasenhügel und scheint eben einen Brief gelesen zu haben, dessen Inhalt ihre ganze Seele erfüllt, nicht leidenschaftlich aber still und innig, für Zeit und Ewigkeit! die Nationaltracht ist sehr kleidsam, die schwarze Stirnbinde, unter welcher sich nur einzelne blonde Löckchen hervoringeln, umschließt sanft die klare Stirn, Nieder, Rock und Schürze sind schwarz, der bunte geschnürte Brustflaz, die weiten, zierlichen weißen Ärmel, unter denen enganschließende farbige bis an die Hand reichen, das um den Hals leicht geschlungene bunte Tuch, alles ist so anspruchslos und sittsam; fleißig, gart und seelenvoll ist die Ausführung des Ganzen. Ein anderes, heftiges Bauernmädchen von demselben Künstler gemalt, die zu einem Fenster heraussieht, ist weit entfernt von dieser Holdseligkeit. Die „Schaumburgischen Hauerinnen,“ welche zwischen der Arbeit bey dem Vesperbrot ausruhen, sind eine anmuthige ländliche Scene vom Professor Tischbein in Bückeburg. Der „Hasenhandel in der Küche“ von Pistorius in Berlin ist ein mit so ungemeinem Fleiße ausgeführtes Gemälde, daß man es mit den Werken eines Meieris vergleichen kann; der schlaue Wildprethändler ist eine Gestalt voll

Laune und Leben. Sehr ansprechend ist ein Bildchen von Knauth, wo eine Familie zu einem steinernen Madonnenbild wallfahrtet, ein Greis mit weißem Haar und weißen Mantel steigt rüstig voran, das jugendliche Paar folgt mit freundlich sinniger Rede, das kleine Kind pflückt noch die Blume am Wege. Ein Bildchen von Kähler, den „kleinen Bacchus“ vorstellend, von den Nymphen gepflegt, ist mit Geist erfunden, besonders ist der Muthwille, womit der Götterknabe den Saft einer Traube einer vor ihm knienden lästernen Nymphe in den Mund spritzt, ganz allerliebste, so wie ein alter seitwärts lauschender Faun; die Nymphen sind minder gelungen.

(Der Schuß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, September 1835.

Zum Vortheile des Orchesterdirectors, Hrn. F. W. Piris, sahen wir nach Jahre langer Ruhe wieder einmal Rossini's „Fräulein am See,“ neu in die Scene gesetzt, welche Oper ein erhöhtes Interesse dadurch erhielt, daß Dlle. Francilla Piris, Sängerin aus Paris, als Gast den Malcolm gab. Wir hörten sie bereits vor zwey Jahren als sechzehnjähriges Mädchen in einem Concerte, und, wenn gleich damals eine große Befangenheit ihrer Leistung hemmend entgegentrat, so wurden doch schon die herrlichen Mittel erkannt, welche die Natur ihr gegeben, und die sie unter der Leitung ihres Pflégvaters, Hrn. J. P. Piris, und bey dem Unterrichte der besten Meister in Paris, als Paer, Mad. Sodor und Rossini, so glücklich war, ausbilden zu können. Wir sagten schon damals, daß dieses junge Mädchen uns berufen erschien, einst eine hohe Stufe der dramatischen Singkunst zu erreichen, und sahen mit Vergnügen durch die großen Fortschritte, welche Dlle. Piris in dieser Zeit gemacht, unsre Erwartung schon theilweise erfüllt. Sie besitzt eine volle klingende und reine Mezzo-Sopran-Stimme vom kleinen A bis zum zweyten gestrichenen H, welche besonders in der Tiefe von einem rührenden Wohlklang ist; ihre Methode ist die neueste italienische, das Recitativ schön declamirt, alles Getragene trefflich ausgeführt; und, wenn sie auch noch nicht die Geläufigkeit einer hohen Sopranstimme besitzt, so macht sie doch so schöne und neue Verzierungen, daß man auf die oft gehörten vielen Läufe und Schnörkel gerne verzichtet. Das „Fräulein am See“ wurde überdies hier zum ersten Male nach der neuesten Veränderung Rossini's gegeben, in welcher der zweyte Act durch Einschaltung eines brillanten Duetts und Quartetts sehr gewonnen hat. Dlle. Piris sang und spielte die eigentlich nicht sehr dramatische Rolle dieses jungen Schotten sehr ausgezeichnet; besonders trefflich war die Ausführung der beyden Arien und des neuen Duetts mit Dlle. Lucher, welche ihr glänzend zur Seite stand. Allgemeiner Beyfall und ein viermaliges Hervorrufen belohnte die gelungene Leistung. Die zweyte Gastrolle der Dlle. Piris war Romeo in den „Montecchi und Capuletti,“ auf welche Parthie die Erwartung um so gespannter war, als Dlle. Sabine Heinemann ihre schönsten Lorbeern in derselben geerntet hatte; da aber Dlle. Piris an diesem Tage mit ganz besonderm Muth und Lust zu singen schien, so war man in der That durch die Energie einer Darstellung überrascht, die man dem zarten jugendlichen Wesen durchaus nicht zugetraut hätte. Schon ihr erstes Auftreten war edel und kräftig, und die schöne, sehr beliebte Arie wurde mit so viel Glanz und ganz neuen Verzierungen vorgetragen, daß sie wirklich neu schien, und einen mehrmaligen Beyfallsturm und ein zweymaliges Hervorrufen bewirkte. Nicht minder ausgezeichnet war sie im Finale, welches wir jetzt zum ersten Male mit einer wahrhaft dramatischen Anordnung sahen. Sonst pflegten Romeo und Julie; das brillante Jodlerduett Hand in Hand zu singen, so daß einst eine Frau auf der Gallerie ihre Freundin sehr gemüthlich versicherte, es freue sie in der ganzen Oper nichts so sehr, als das Glück der beyden Liebenden. Dlle. Heinemann, die schon bey der vorigen Direction diese Rolle eben so friedlich gesungen hatte, wollte wahrscheinlich nicht gegen den Strom schwimmen, und so war es der Dlle. Piris vorbehalten, das Finale des ersten Actes in sein Recht einzusetzen. Im dritten Acte, neu für uns, von Vaccari, sahen wir viele Augen naß. — Den Schluß sollte jedoch Romeo's Tod machen; das übrige wirkt störend; die Musik von Vaccari scheint uns vorzüglicher als jene Bellini's; auch soll Mad. Malibran sie seit mehreren Jahren stets dem Schlusse von Bellini vorziehen. Dlle. Piris ward siebenmal geru-

fen. Ute. Luher sang die Julie mit vorzüglicher Lieblichkeit und Bravour und theilte den Lorbeer mit Romeo. Hr. Demmer sang seine Arie und das Duett mit Romeo sehr ausgezeichnet; die übrigen Rollen waren genügend, und einige kleine Fehler abgerechnet, ging die Oper gut zusammen *).

Mad. Sonntag, schon in früheren Zeiten eine — und zwar sehr beliebte Schauspielerinn unserer Bühne, debutirte als neu engagirtes Mitglied als Amalie von Bredow in dem Koheue'schen Drama: „die Unvermählte,“ und zeigte uns, wie immer, die fleißige und denkende Schauspielerinn; doch war es ihr eben so wenig möglich, eine große Menge von Zuschauern in dieses Räuberstück zu locken, als das kleine Auditorium mit einem Stücke zu versöhnen, bey welchem es das Ansehen hat, als habe sich irgend eine diebische Elster den Spaß gemacht, ein Manuscript aus Iffland's Pult zu stehlen, und auf Koheue's Schreibtisch niederzulegen, der es dann in der Zerstreuung oder Eile dem Copisten übergeben, und an alle deutsche Bühnen verhandte. Sogar die Iffland'sche Eigenheit finden sich darin, daß mehrere Personen, die lebhaft in die Handlung eingreifen, gar nicht auf die Bühne kommen, und uns nur durch Tradition bekannt werden; die einzige wahrhaft Koheue'sche Figur ist die Hofdame von Gissen, alle übrigen sind rein Iffland'sche Gestalten, zumal Amalie, der Graf und Professor Busch.

Ute. Wellen, eine Pflanztochter des k. k. Hofschauspielers, Hrn. Löwe, wagte ihren ersten theatralischen Versuch als Elise Walberg, und machte — so viel sich auch gegen diese Wahl einwenden ließe — ihrem Lehrer keine Schande. Ute. Wellen hat eine äußerst günstige, jugendlich schlankte Gestalt, angenehme Physiognomie, und ein zwar etwas hochliegendes, doch recht wohlklingendes Organ, und entfaltet, trotz der Befangenheit des ersten Auftretens, recht viel Gefühl, und ein jungfräulich anständiges Benehmen. Ihr erster Versuch (in Folge dessen sie sogleich engagirt wurde) kann nur ein recht glücklicher genannt werden, und wenn sie ihr Talent mit Fleiß und Liebe ausbildet, dürfte sie bald ein recht brauchbares Mitglied unserer Bühne werden. Ausgezeichnet gab Ute. Herbst die Fürstin, das Spiel der übrigen Mitwirkenden wollen wir mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken! Auch die „Erscheinung am Grabe“ wurde in der letztern Zeit einmal wiederholt, und Ute. Herbst lieferte in der Rolle der Gaarinn ein höchst interessantes Charakterbild. Vorzüglich war das Doppelspiel in der Scene meisterhaft, wo sie Jerdanoff's Verrath bereits weiß, und ihren Zorn vor den beyden Liebenden noch verbirgt.

Eine neue Localsängerinn Ute. Maria Böckner betrat die Bühne zuerst als Snyhilde, und setzte ihre Gastrollen mit der „Fee aus Frankreich,“ Fisperl in „Gisperl und Fisperl“ und Fee in den „Zauberrüthchen“ fort, und erschien zum ersten Male als neuengagirtes Mitglied in der kleinen Rolle der Christel im „Zauberer Februar.“ Ute. Böckner hat eine recht artige Theaterfigur, ziemlich viel dröllige Laune, muntere und doch anständige Beweglichkeit, einen ächt österreichischen Dialect, und eine recht gute Stimme, und wenn sie sich besonders einer reinern Intonation und größern Deutlichkeit der Aussprache bestreift, so kann es ihr nicht fehlen, sich die Gunst des Publicums im Localstück in hohem Grade zu erwerben. Ein paar Versuche im Lustspiele gaben weniger Hoffnung, und es dürfte überhaupt für sie besser seyn, bey Einem Genre zu bleiben.

*) Wir sollten Ute. Piris noch als Amina in der „Nachtwandlerinn“ sehen; aber Theaterhindernisse, Krankheitsfälle u. s. w. berauben uns dieses Vergnügens.

Beylage.

In der Voraussetzung, den Freunden und Abnehmern der Wiener Zeitschrift eine willkommene Erinnerung an den Gründer dieses Institutes darzubieten, legt die Witwe des Verewigten dem heutigen Blatte ein durch Kriehuber's Meisterhand ausgeführtes lithographirtes Bildniß ihres Gatten bey.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 20. October 1835.

126

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl., und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine Alltagsgeschichte.

(F o r t s e t z u n g.)

Nun kam das Geräusch der Antritts-, Vorstellungs- und Glückwunsch-Besuchen. Braut und Bräutigam ließen sich wechselweise als solche bey denen einführen, die sie längst schon kannten; wobey denn nichts interessanter erschien, als die wundervolle, jeden Tag neue Toilette, in welcher Flora prangte. Ihre laute und doch kalte Lustigkeit war Niemanden etwas Neues. Dagegen fiel Gustav's um zwanzig Jahre gealtertes Ansehen und sein höhnischer Zug um den Mund auf, und gab willkommenen Stoff zu Bemerkungen. Den Commentaren dienten die Thatfachen des Pariser Lebens zum Belege, welche hier nicht unbekannt bleiben konnten, und von denen man auch Flora zu unterrichten nicht versäumte. Aber in diesen Kreisen und Dingen gilt der Grundsatz: Sey auch Alles verloren, wenn es nur die in der Erfüllung eines gegebenen Eheversprechens liegende Ehre nicht ist; und so wurde denn von allen Seiten muthig vorgeschritten. Aus einem unbegreiflichen Reste von Schamgefühl wollte Gustav den geheimen Justizrath von Rosenau bey seinen Besuchen übergehen; er that es aber nicht, als er hörte, daß vor wenigen Tagen Pauline die Gattinn des Herrn Greipe geworden war, welcher in einem entfernten Landstädtchen als Rath bey einem Untergerichte eine bescheidene aber eben ausreichende Anstellung gefunden hatte. Rosenau schwelgte im Vorgenusse der Feten, welche ihn bey dem jungen Ehepaare erwarteten. Es versteht sich, daß die Residenz eine Woche lang von nichts sprach, als von Flora's Trousseau, der in einem eigenen Saale der Schaulust des Publicums ausgestellt war, und von dem bevorstehenden Hochzeitsfeste, einem der glänzendsten, das die Stadt jemals gesehen haben würde. Alle Erwartungen wurden übertroffen; denn die Prunksucht des Commerzienraths übertraf sich selbst. Auch der Neid fand nicht das kleinste dunkle Fleckchen an dem ganzen langen Feste bemerklich zu machen, und Herr von Rosenau war bey der Hochzeit seiner eigenen Tochter nicht die Hälfte so vergnügt gewesen, als bey dieser, denn ein Souper, wie dieses, vermochten seine Finanzen freylich nicht

zu erschwingen. Einige wollten beobachtet haben, daß, als das Brautpaar vor dem Altare stand, und Flora in allem Glanze der Schönheit und der Diamanten leuchtete, Gustav noch bleicher als gewöhnlich war, und der Zug um seinen Mund einen noch auffallenderen Ausdruck gewann.

Die Hochzeit war vorüber, aber sie bildete nur das erste Glied einer langen Reihe geräuschvoller und glänzender Feste, bey welchen die jungen Eheleute bald Haupt- bald Nebenrollen spielten. Es gehörte die ganze Leerheit der Beschäftigungen, welche ein solches Zerstreungsleben mit sich führt, dazu, um Gustav und Flora auch nicht einen Augenblick die Leere ihrer eigenen Herzen gewahren zu lassen. Anfangs hielten die Sinne, gar bald aber nur Gewohnheit, Indolenz, Meinung der Andern, die Bande dieser Ehe zusammen. Rheinberg hatte aus den Stürmen des Pariser Lebens so viel gerettet, und die Mitgift seiner Frau war so bedeutend, daß sie höchst anständig, bequem und vergnüglich davon leben konnten; allein nach dem gesteigerten Gradmesser, welchen sein bisheriges Leben ihn an die Freuden desselben anzulegen gewöhnt hatte, erschien ihm eben anständig, was der Bescheidene als höchst verschwenderisch erkennen mußte. Es wurde daher die Lebensart von der Chaussée d'Antin fortgesetzt, nur mit dem Unterschiede, daß was dort nur für Einen erforderlich gewesen, jetzt in demselben Style für zwey eingerichtet und im Gange gehalten werden mußte: Appartements, Wagen, Pferde, Dienerschaft für beyde. Flora Rheinberg gab glänzende Soirée's, bey denen Gustav Rheinberg der Gast, sein Freund Baron Werningen aber der eigentliche Hausherr schien. Dieser spielte seine neue Rolle vor einem feinen Publicum, welches zu einem Urtheil über solche Leistungen allerdings berufen war, mit so natürlicher Ungezwungenheit, daß es offenbar war, er mußte sie früher vor weniger oder gar keinen Zeugen mit Flora eingeübt haben. Gustav war es zufrieden, hatte er ja doch auch in der Vaterstadt bald einen grünen Tisch und eine allerliebste französische Operntänzerinn gefunden.

So entschwanden die Tage der kinderlosen Familie Rheinberg in Eintracht und Wohlleben. Es war in der That eine so gute Ehe, als die Welt sie nur wünschen mochte, und über welche die Stadt, nachdem das Capitel vom Baron Werningen einmal zur Genüge abgehandelt war, nichts mehr zu sagen wußte. Man hörte von keinem Zanke, keiner Gemeinheit, ja sogar keiner Unhöflichkeit unter den Eheleuten, oder zwischen Rheinberg und dem Baron; es zeigte sich vielmehr ein erhabener Wettstreit zwischen den drey Personen, welche von ihnen es im Hause wie in Gesellschaft der andern an Aufmerksamkeiten aller Art zuvorthun würde. Manche Mutter sendete ein Stoßgebeth zum Himmel: ach, wenn meine Tochter doch auch solch einen Mann bekäme! Mancher Vater wünschte sich keine bessere Schwiegertochter, und mancher Ehemann, dem die Zärtlichkeit seiner Gattinn zur Last war, beneidete Rheinberg um nichts mehr als um seinen Busenfreund.

Etwa zwey Jahre nach der Vermählung durchlief eines Morgens die Schreckensbothschaft die Stadt, daß der Commerzienrath Monnychen vermißt werde. Die halbe Einwohnerschaft kam in Bewegung; die Polizey sendete ihre Diener in alle Weltgegenden aus, den Verlorenen zu erspähen; aber ein in seinem Schreibkasten gefundener Zettel gab bald den Aufschluß, daß er sich in der löblichen Absicht, sein wiewohl ansehnliches Vermögen mit einem

Streiche zu verdoppeln, tief in die südamerikanischen Staatsansichten eingelassen habe, nunmehr aber bey der fast gänzlichen Entwerthung dieser Papiere sich außer Stande sehe, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen und, unfähig eine solche Schande zu überleben, den Entschluß gefaßt habe, sein Daseyn zu enden. Die Leiche, welche der Fluß nach ein paar Tagen an das Ufer spülte, bestätigte nur zu laut den Inhalt des Briefes. Die Witwe Monnychen warf der Gram auf das Krankenlager, von dem sie nie wieder aufstand. Nun ging im Monnychen'schen Hause ein tolles Leben ganz anderer Art an, als früher oft darin sich breit gemacht hatte. Kleine und große Capitalisten, Gewerbsleute, Vormünder, Mütter, Waisen, Advocaten, Gerichtspersonen reichten eines dem andern die Thüre. Handelsfreunde kamen von Ost und West herangereiset, die alten Bücher des Hauses wurden mit solcher Begierde und Genauigkeit durchforscht, daß sich der gelehrte und eifrige Angelo Majo schwerlich rühmen können, seine Palimpsesten mit größerer Gewissenhaftigkeit durchforscht zu haben. Neue Bücher wurden angelegt, Gläubigerconvente zusammengerufen, Curatoren und Ganntmassenvertreter aufgestellt — es war die Theilung des Löwen, bey welcher Themis im Namen ihrer Tempeldiener die Löwenrolle übernahm. Der Schlag, welcher Monnychen getroffen hatte, fiel mit seiner ganzen Schwere auch auf den Schwiegersohn. Panischer Schrecken ergriff Handwerks- und Kaufleute, rechtliche und wucherische Gläubiger, und da vermöge einer sonderbaren Anomalie in solchen Fällen eben die Furcht es ist, welche den Geängsteten den meisten Muth gibt, so fielen sie rüstig mit vereinten Kräften den Schuldner an. Gustav erlag. Seine Barschaft reichte kaum hin, den fünften Theil der Forderungen zu decken, drey Fünftheile verschlangen sein bewegliches und unbewegliches Eigenthum, ein Fünftheil mußte leer ausgehen. War es nicht das Schwert, welches über seinem Haupte hing, so war es doch der Hammer des Auctionators. Er stand an der Schwelle jenes Utopiens, welches, wie man behauptet, das Erbtheil der Bettler seyn soll. Er sah weder lächelnde Angesichter, noch gebogene Rücken, noch weitausscharrrende Beine mehr vor sich; die Herren am grünen Tische machten scheele Gesichter und erklärten, ihre Zusammenkünfte vorerst auf einige Wochen suspendiren zu wollen. Die allerliebste Tänzerinn war gar nicht mehr zu Hause anzutreffen. Gustav schauerte in sich zusammen; der Gifthauch des Grames durchdrang ihn, daß finsterner Ernst an die Stelle des Schmerzes, und Nachdenken an die Stelle unmaßigen Leichtsinnes trat. Flora ergab sich einer wüthenden Verzweiflung, an welcher freylich Kindes- und Gattenliebe den geringsten Antheil hatten. Ein heftiges Fieber ergriff sie und bedrohte ihr Leben. Gustav erschrak auf das heftigste, dieß Ereigniß bohrte unter allen den giftigsten Stachel in seine Brust und weckte ihn aus einer Art dumpfer Betäubung, in welche der übrige Jammer dieser Tage ihn gestürzt hatte. Er begann zu fühlen, daß, wenn ihm ein Freund auf Erden geblieben sey, dieß zuletzt doch nur seine Gattinn seyn könne. Auch Baron Werningen schien von Flora's Krankheit tief ergriffen, er verließ selten ihr Zimmer, und seiner Bürgschaft bedurfte es, um den Apotheker zur Verabreichung der für sie verordneten Arzneyen zu bewegen. Sie genas und ging schöner und reizender als jemals aus dem Krankenzimmer hervor. Gustav wagte kaum sein mattes Auge aufzuheben, um in das ihrige zu schauen, das in verjüngtem Glanze leuchtete. Nach langem Kampfe hatte er einen Entschluß gefaßt, er wollte sich vertrauend und offen an sie wenden,

um Verzeihung bitten und Verzeihung gewähren, die Vergangenheit mit Ruhe überschauen und würdigen, die Zukunft mit Liebe verabreden und ausschmücken. Mit einem nie gefühlten Bewußtseyn des Besserwerdens, der Erhebung, trat er in Flora's Zimmer. Es war leer. Auf ihrem Arbeitstischchen lag ein offener Brief, der so lautete: „Herr Rheinberg! Ich habe Sie nie geliebt. Zufall, Convenienz und ein falscher Ehrbegriff haben unsere Verbindung geschlossen. Von dem Augenblicke an, wo Sie sich nicht scheuten, mir zu erklären, daß Sie lieber in Paris als in meinen Armen wären, habe ich Sie aus allen Kräften meiner Seele verachtet. Ein Schicksal, das ich am Ende noch vielmehr preisen als anklagen muß, hat mich zur Bettlerin und Sie zum Bettler gemacht. Ich habe von nun an nichts mehr mit Ihnen zu schaffen. Sie werden mich niemals wiedersehen. Flora.“ —

Flora Rheinberg und Baron Werningen waren aus der Stadt verschwunden.

(Der Schluß folgt.)

Die Racheschwester.

(Historische Anekdote.)

Der französische Schriftsteller Brantome erzählt uns in seinem Werke: Femmes galantes, disc. I. daß sich noch zu seiner Zeit im Louvre zu Paris eine große schöngestickte Tapete befunden habe, welche sechs weibliche Figuren mit langen Ruthen bewaffnet vorstellte, und in ihrer Mitte einen Mann mit entblößtem Rücken, als sollte er eben hart gezüchtigt werden. Diesem Bilde lag nun folgende Begebenheit zu Grunde, die mir nicht unwerth einiger Federzüge dünkt, da sie einst für würdig gehalten ward, viele hundert Nadeln im Stückerahmen zu beschäftigen, und endlich im königlichen Pallaste zu prangen. —

Jean de Meun, der sich auf dem gallischen Pindus schöne Lorbeern des Ruhmes gepflückt, und den die Franzosen noch jetzt ihren ehrwürdigen Vater der Beredsamkeit nennen, da er zuerst die französische Sprache zu verbessern und zu veredeln anfing, schrieb nebst vielen poetischen und rhetorischen Werken einen Roman (de la Rose), der zu seiner Zeit mit Recht sehr viel Aufsehen gemacht hat. Mit Laune, Wig und Satyre geißelte er in dieser Schrift die verderbten Sitten seiner Zeitgenossen und vorzüglich den Luxus und die zügellose Uppigkeit der Damen, auf die er seine Stachel und Dornen mit so vollen Händen auswarf, als hätte er hundert Körbe zu leeren (die er sich etwa auch, sub rosa gesagt, von ihnen geholt haben mochte).

Man zweifelte gleich anfangs nicht, daß die sechs weiblichen Charaktere, die in diesem Roman trefflich gezeichnet waren, Porträte seyen, und der Argwohn war im Bunde mit der Kühnheit bald so geschäftig, daß er selbst die Namen zu diesen Bildern lieferte, und man endlich mit Fingern auf die Frauen hinwies, die der Dichter so sprechend nach dem Leben gemalt habe.

Jean de Meun bekam bald darauf eine Einladungskarte, die seinem Ehrgeize, seiner Eigenliebe schmeicheln mußte, die er aber gewiß nicht angenommen hätte, wenn sein Ahnungsvermögen stärker als seine beauschte Eitelkeit gewesen wäre. Denn als er zur festgesetzten Zeit an dem bezeichneten Orte erschienen war, wurde er plötzlich von drey Männerarmen umsanft gepackt, und anstatt in eine glänzende Assemblée, wie er vermeinte, in einen schwarz verhüllten unheimlichen Saal gezerrt, als gälte es, vor das Tribunal der drey Höllenrichter hingeschleppt und sodann den tobenden Furien überliefert zu werden. Man entblößte ihm hier gewaltsam den Rücken, und band ihm die Hände fest, ohne sich an seine Vorstellungen und Drohungen zu kehren, ohne seinen Fragen Bescheid zu geben. Endlich ließen ihn die Männer in der Mitte des geräumigen Saales allein stehen, bestiegen eine

erhöhte Tribune und schellten drey mal die Glocke. Da traten langsamen Schrittes sechs Frauen herein, verumumt, in dunklen Hüllen, und mit langen Ruthen bewaffnet, die sie zischend durch die Luft schwingen. Nachdem sie um den Delinquenten pathetisch im Kreise geschritten, blieben sie in abgemessener Entfernung vor ihm stehen. Einer der Männer erhob sich auf der Tribune, und begann mit nachdrucksvoller Rede: „Wir sind ehrbare Zeugen eines gerechten Gerichtes, welches nur darum zwischen dunklen Wänden gehalten wird, weil der beleidigte Theil großmüthig den Leumund des Beleidigers schonen will. Wisse uns also Dank für diese unverdiente Schonung und nimm in Demuth und Stillschweigen deine Strafe hin, denn du hast dich an diesen edlen Frauen schwer verschuldet, da du sie mit freyer Hand gezeichnet, verunglimpft und mit deinem Werke dem Hohne der Welt öffentlich preisgegeben!“

Der arme Inquisit bot nunmehr alle seine gewohnte Beredsamkeit auf, um sein Unschuld zu beweisen, und die Rachlust der Damen zu entwaffnen; allein so fertig auch der bedrängte Cicero sprach, diesmal schien ihm doch die gewandte Zunge nichts helfen, und die tausenden Ruthen der weiblichen Victoren abwenden zu können.

Ein lichter Gedanke aber, den ihm Furcht und Bedrängniß plötzlich eingaben, ermutigte ihn zu neuen Unterhandlungen, und er sprach: „Wohlan, ich unterziehe mich in aller Demuth der verhängten Züchtigung, wenn ihr mir, o gerechte Richter! nur diese einzige Bedingung als Vergunst auswirkt, daß ich diejenige der Frauen auswählen darf, welche mich zuerst bestrafen soll.“ Die Richter vermutheten nichts Aeges unter diesem Gesuche, und baten selbst die Racheschwester um diese Vergunst, wie sich jener ausdrückte, und als die Frauen ohne Bedenken diese anspruchlose Bitte gewährten, sprach der Delinquent mit fester Stimme: „Es schwinde demnach die Flatterhafteste aus euch zuerst die Ruthen, und streiche meinen Rücken!“

Die Damen, welche schon alle rachgierig die bewehrten Arme erhoben hatten, senkten sie erschüttert wieder zu Boden, und blickten wechselseitig bald sich, bald die erbetenen Richter und Zeugen, bald den neuen Freyler an. Keine wollte die Flatterhafteste seyn, und unter dieser Beschuldigung die Rache an dem Kühnen Verbrecher beginnen.

Als Jean de Meun ihre peinliche Verlegenheit bemerkte, wandte er sich zu den Männern und sprach: „Laßt nun das Gericht aufgehoben seyn, denn die Bedingung, die mir einstimmig zugesichert ward, müßte nothwendig erfüllt werden, und gäbe mir also neuen Stoff zu einer beißenden Satyre, welche nun ungeschrieben bleiben muß, wenn sich mir keine Heldin zeigt.“ Und zu den Frauen gewendet, fuhr er fort: „Meine Feder wird zwar nicht ruhen können, allein statt benannter Satyre wird ihr ein Panegyricus entfließen, und dessen Thema wird seyn: „Sanftmuth ist die schönste Zierde der Frauen!“

Auf diese Worte wichen die Damen zurück, und öffneten dem Dichter die Bahn zu entfliehen, und nach Hause — an sein Schreibpult zu eilen.

M o s h a m m e r.

Über die Dresdner Kunstausstellung im Herbst 1835.

(S c h l u ß.)

Ein kleines Gemälde von Rolle auf die Worte der Schrift: „Bleib' bey uns, es will Abend werden“ ist sehr hübsch, die Abendbeleuchtung ist warm und klar, der Abraham kräftig und patriarchalisch. An einer „Findung Moses“ scheint es schwierig, die Schönheiten zu finden, die sie haben muß, da der Kunstverein sie hier, wo unter so vielen braven Arbeiten zu wählen war, doch wählte und kaufte! wir fanden mit dem besten Willen, nichts als eine form- und geistlose Gruppe langbeiniger, häßlicher Gestalten, Köpfe ohne Ausdruck, Gewänder ohne Faltenwurf, Farben ohne Kraft, welche nur in Harmonie sind, weil jede verblichen und verschossen aussieht, eine Malerey, die so flüchtig und vernachlässigt erscheint, daß wir sie nur für eine erste Skizze halten würden! — Sehr glücklich und treffend wußte Pollack die ganz südliche Natur und glühende Beleuchtung aufzufassen, seine italienische „Gärtnerfamilie“ und sein „Sicilia“

nisches Ständchen“ sind mit Geist und Talent behandelt und ziehen an, trotz der flüchtigen Behandlung. Eine sehr interessante Gabe machte uns die geniale lebenswürdige Gräfinn Julie von Egloffstein dadurch, daß sie eine ganze Abtheilung mit ihren Arbeiten schmückte, indem sie 2 Ölgemälde, 45 in Öhl gemalte Skizzen und 15 leicht entworfene Zeichnungen hieher schickte. Um die Eigenthümlichkeit dieser Künstlerinn richtig zu beurtheilen, muß man viel von ihr sehen; sie besitzt eine überaus glückliche Gabe, alles aus der Natur treu und lebendig aufzufassen und mit wenig Strichen geistvoll hinzuwerfen; ihre Skizzen haben Wahrheit, Geist und Glut, sie mag nun einen Charakterkopf oder eine Kindergruppe, eine südliche Gegend oder ein Gebäude, Pallast oder Hütte darstellen, alles ist flüchtig, aber wie abgeschrieben aus der Natur. Das südliche Leben und die Eigenthümlichkeit des italienischen Volkes zog sie mächtig an und sie stellt dies mit besonderer Vorliebe dar; ihre spielenden Lazzaroniknaben sind köstlich, wir wollen es aber gern nur als Scherz betrachten, wenn sie im Gegensatz uns ein paar der unbehoffensten einfältigsten Kinder mit der Unterschrift: „sarte Pflanzen deutscher Art“ hinstellt! — Ihr großes ausgeführtes Öhlgemälde hat ausgezeichnetes Verdienst, es stellt eine Familie römischer Hirten vor, ziemlich in der Mitte der sonnig warmen Campagna sitzt der alte Vater, auf seiner Zampogna spielend, der große, treue Hund liegt zu seinen Füßen, ganz seitwärts vorn sitzt seine Tochter, die Frau des jungen Hirten, die ihr Kind nach der Melodie des Alten auf ihren Knien tanzen läßt, das seelenvolle Auge der glücklichen Mutter ist selig versenkt in den Anblick ihres kleinen Lieblings, das Kind spielt mit den langen glänzend schwarzen Zöpfen der wunderhöhen Mutter; diese herrliche Gruppe steht ganz im Hellsdunkel, sie ist meisterhaft gedacht und ausgeführt, unwiderstehlich zieht sie Herz und Auge an, wahrlich, wer diese römische Hirteinn malte, hat ächten Künstlerberuf; vor dem Strohzelt steht der frohe Gatte, dessen jüngerer Bruder unter dem niedern Strohdache liegt, mit seinem Hunde spielend. Das andere kleinere Öhlgemälde stellt einen neapolitanischen Fischer vor, Gitarre spielend, ein holdes Mädchen lauscht auf seinen Gesang, mehrere Kinder umher machen das Ganze zu einer anmuthigen kleinen Scene, doch gestehen wir, daß wir dasselbe nur ein wenig veränderte Gemälde von derselben Künstlerinn früher weit schöner ausgeführt sahen. Daß ein weiblicher Kopf von ihr in Lebensgröße recht brav gemalt, „Gretchen,“ aus Goethe's Faust benannt ist, weil sie ihre Haarlocken löst, will uns nicht recht in den Sinn! diese Mädchen ist ganz Niederländerinn, sie könnte eher van Dyk's Lenchen seyn, aber nimmermehr Fauß's „Gretchen,“ doch nimmt dieß dem Werth des Bildes nichts. Ein lebensgroßes Porträt unsers guten Königs ist vom Professor Kößler gemalt und ist recht ähnlich. Sehr viele Porträts zeigen, auf wie mannigfaltige Weise man die Natur auffassen kann und wie oft sie auch der Hand des Künstlers zu entschlüpfen versteht! Das Porträt einer ältern Dame von Grünewald, ein weibliches sehr brav ausgeführtes Porträt von Auguste von Buttlar, das Porträt Thorwaldsen's von Grünler, ein Kopf von Dietrich und ein militärisches Porträt von Ransky sind vorzüglich gut auf ganz verschiedene Weisen. Unter den Landschaften und Genrebildern wäre noch manches sehr hübsche zu bemerken, wenn der Raum dieser Blätter es gestattete; ganz ausgezeichnet schön ist ein „Eckflügelstück“ von Michael Schnigler in München, dieß ist meisterhaft ausgeführt mit dem höchsten Fleiß. Die Rosen sowohl als die Trauben mit dem Spinnengewebe von Wenzel sind herrlich gemalt; auch die Blumen unsers Friedrich, so wie die Blumenstudien von Wendisch sind zart und schön. Das Rosenbouquet von Starke in Paris ist schön und mit vielem Fleiß ausgeführt, doch ist die Leichtigkeit und luftige Zartheit, womit Wenzel diese Blumen darstellt, noch reizender und naturgemäßer. Jenen schickte uns aus Sorrent ein Blumen- und Fruchtstück, so üppig, so überschwenglich an Größe und Glut und Farbenpracht, daß es uns Nordländern schön, aber fast märchenhaft erscheint. Die Arbeiten des jungen Lucas Arnold, besonders sein Mädchen mit der Lüste, berechtigten zu freundlichen Hoffnungen; von dessen wackern Vater, dem Professor und Inspector Arnold, sind mehrere sehr ähnliche Porträts und eine seiner stets gern gesehnen kleinen Familienscenen. Unter den plastischen Arbeiten zeichnen sich die allegorische Figur der Weisheit, zum Monumente unsers Königs Friedrich August gehörig, in Gyps ausgegossen vom Prof. Kiesel, besonders durch den edlen Styl und sanfte Harmonie aus. Viele architektonische und akademische Zeichnungen, kalligraphische Arbeiten etc. etc. bewähren ernstern Kunstfleiß in allen Fächern. Unter den Kupferstichen ist das treffliche Blatt: die Madonna des heiligen Franciscus, nach Correggio, von Peter Luz ausgezeichnet. Unter den Copien nach berühmten Originalgemälden ist eine Madonna mit dem Kinde nach Alori von Auguste von Buttlar vortrefflich ausge-

führt, mit dem zartesten Fleiße und treuer Wahrheit des Charakters und Styls; ein Christus, das Kreuz tragend, nach Ludovico Caracci von Mad. Neuther aus Moskau gemalt, ist gleichfalls recht brav. Bey den Künstlerinnen müssen wir noch Mathilde Schelcher erwähnen, die mehrere recht gute Porträts gab; ihre Rebecca aus dem „Tempel und die Jüdin“ ist hübsch gemalt, aber solche Darstellungen sind immer gewagt, weil sie gar zu leicht etwas Theatralisches bekommen und das Costume bey ihnen zur Hauptsache wird. Unter den aus München geschickten Landschaften sind besonders die von Bürkel sehr brav; sein Gebirgsmorgen und seine Winterlandschaft gefielen allgemein.

Correspondenz = Nachrichten.

Prag, September 1835.

Von Producten der Wiener Vorstadttheater sahen wir in der letzteren Zeit drey, nemlich: „Mina, oder: die Wanderung nach einem Manne,“ Zauberspiel in zwey Aufzügen; „die Entführung vom Maskenball, oder: die ungleichen Brautwerber,“ Posse in drey Acten und „Eulenspiegel, oder: Schabernack über Schabernack,“ Posse mit Gesang in vier Aufzügen von Johann Nestrov. Musik von Adolph Müller. — Am ersten war der Komödiensettel das Unterhaltendste, welcher uns im Vorspiel eine wahrhaft ungeheure Ironie des Olymps darbot. Vorzüglich ergötlich besetzt waren Diana, Minerva, Apollo und Bacchus. Die drey Wanderungen sahen ähnlichen Wanderungen ganz so ähnlich wie — die Copie dem Originale. Das zweyte enthält manchen drolligen Einfall, wenn gleich der Plan weder neu noch geistreich erfunden ist, und sowohl Herr von Stieglitz als Frau von Ananas und Mosie Harel doch nur wohlfeile Ausgaben des Schnifflinsky, der Mad. Herz (Kammerdiener) und des Herrn von Blümlein („welche ist die Braut“) sind. Die komischste Gestalt ist der alte Marelhuber, den auch Hr. Schikaneder (als Gast) recht wacker gab. Mad. Altram und die H. Feistmantel und Dietrich machten aus den obenerwähnten Doppeltgängern, was daraus zu gestalten war. Das dritte hat nicht allein — zumal in den ersten Acten — einen sehr betebten und witzigen Dialog, sondern auch ein paar höchst ergötliche Possengestalten, Nagg und Dori, welche auch von Hrn. Spiro und Ute. Böllner vortrefflich vorgestellt wurden. Eine minder dankbare Aufgabe hatte Hr. Feistmantel an dem Bagabunden Eulenspiegel, und die Handlung fränkelt sehr an Platitude und Verwirrenheit. Besonders verunglückt sind die letzten Scenen.

Endlich haben auch wir Meyer's „Robert der Teufel“ gehört, da aber Ihr Blatt schon längst so manches Detail der Vorzüge und Fehler dieser Oper — Flecken hat ja auch die Sonne, warum nicht dieser dramatisch-musicalische Firster — enthalten hat, so will ich mich bloß auf einen rein historischen Bericht über die Aufführung und Annahme derselben beschränken. Was die erstere betrifft, so waren die beyden Damen (Ute. Luzer Isabella und Mad. Podhorsky Alice) ausgezeichnet, wenn gleich bey einem Tausche beyder Parthien die letztere, und vielleicht das Ganze gewinnen dürfte. Unverbesserlich singt Ute. Luzer die große Bravourarie im zweyten Acte, man könnte fast sagen, die Prinzessin singe den ganzen Act allein, so unbedeutend ist der Antheil der übrigen Personen an allen Nummern desselben, vorzüglich aber hinreichend ist die Arie im vierten Acte, in der sie wohl wenige Nebenbuhlerinnen zu fürchten haben dürfte. Hr. Demmer kann den Robert unter seine besten Leistungen zählen und besetzt sich hier wieder als denkender und fleißiger Künstler; auch Hr. Emminger war noch nie so brav als im Raimbaut, dagegen eignet sich Hr. Strakaty durchaus nicht zum Vertram, welchen er in den ersten Productionen gab, und man sollte ihm Rollen gar nicht zutheilen, die seiner Individualität so ganz fremd sind, welche sich mehr zu sanften und ruhigen Charakteren eignen. Die Männerchöre gingen gut, der weibliche lieh, zumal im zweyten Acte, manches zu wünschen übrig! Merkwürdig aber ist die äußere Ausstattung, die im vollen Sinne des Wortes ausgezeichnet genannt werden muß. Eine glänzende ganz neue Garderobe bis auf die letzten Comparfen herab, mehrere sehr schöne Decorationen, welche aber alle durch den romantischen Zauber der letzten, das Innere eines gothischen Domes von Sacetti, die ich für die schönste erkenne, die ich jemals sah, und welche Personen, die die Decorationenwunder von Paris und Mailand kennen, nicht minder überraschte — überboten werden, ein paar sehr hübsch angeordnete Tänze, zumal jener der in Bajaderen verwandelten Geistergestalten, vereinigen sich, um allen Forderungen des Gesichtsinnes zu entsprechen, und

das Auge nicht minder als das Ohr zu ergöhen. In den ersten Aufführungen wurde sowohl Hr. Stöger als die Sänger, der Regisseur, Balletmeister, Mäler und Maschinist wiederholt hervorgerufen, in den spätern Wiederholungen war jedoch der Beifall nichts weniger als stürmisch, dagegen bleibt der Besuch bey jeder Wiederholung gleich zahlreich, und wer ein gutes Benefice haben will, gibt den „Robert,“ der noch lange ein tüchtiger Cassenmagnet bleiben zu wollen scheint.

Hr. Wild, welcher uns, dem Vernehmen nach, auf längere Zeit heimgesucht, hat bisher eifrig Gastrollen gegeben, nemlich: „Zampa“ (zweymal), „Othello,“ Tapezierer Fritz in der „Braut,“ Sever in der „Norma“ (zweymal), Arthur in der „Unbekannten,“ „Fra Diavolo,“ „Don Juan“ und Masaniello in der „Stimmen von Portici,“ und spricht diesmal das Publicum nicht mehr in so hohem Grade an, als während seiner vorigen Anwesenheit. Daß eine Stimme, welche der Zeit durch mehr als ein Viertelsjahrhundert trotzte, sich endlich ihren Gesetzen unterwerfen muß, ist natürlich, doch tadelt man an dem vielseitig gebildeten Sänger, daß er, statt in bescheidener Selbstkenntniß dasjenige zu vermeiden, was ihm nicht mehr zusagt, manchmal ohne Nothwendigkeit in die hohen, ihm oft ganz verunglückenden höhern Chorden hinaufsteigt und, statt zu singen, nicht selten musicalisch spricht — wohl auch schreyt; wie z. B. im Champagnerliede des „Don Juan,“ der ihm, nebst der „Braut“ am wenigsten gelang. Vorzüglich hat er aber das Publicum erzürnt, daß er ihm so wenig Geschmac zutraute, um glauben zu können, sich durch einen Pistolenschuß im ersten Finale der ersten Oper einen Abgang zu machen! Am meisten gefiel er als Othello, Sever, Masaniello und Arthur. Im „Zampa“ ist seine Anstrengung zu sichtbar, um ansprechen zu können. Ich behalte mir übrigens bis zum Schlusse seiner Gastdarstellungen noch einige Worte über seine Leistungen vor.

Hr. Pöck, welcher zum großen Vergnügen aller Opernfreunde wieder der unsere bleibt, ist von seiner Kunstreise zurückgekommen, und hat bereits als Orovisi, Bertram, Waldeburg und Figaro neue Triumphe gefeyert. Im „Barbier von Sevilla“ gab Ullrich zum ersten Male die Rosine mit eben so viel Anmuth als Kunst; doch war sie vielleicht etwas gar zu freygebig mit dem Schmucke des Gesanges. Die Verzierungen waren alle neu und schön, fast durchaus für den Charakter der Cavatine passend, nur — mehr als gerade nothwendig. Es ist übrigens gewiß, daß man nur diese einzige Rolle von ihr hören darf, um den Reichthum und die Mannigfaltigkeit, wie den Geschmac ihrer Coloraturen kennen zu lernen, und die außerordentliche Virtuosität und Sicherheit ihrer Ausführung bewundern zu müssen.

In der letztern Zeit sind mehrere militärische Dramen auf unserm Repertoire aufmarschirt, und wir mußten nicht allein einen „Pansalvyn, oder: der Überfall im Grenzgebirge,“ großes militärisches Schauspiel in 5 Acten von G. Treuholtz, sondern auch den altergrauen „Graf Waltron,“ und sogar noch den „General Schlenzheim sammt Familie“ (von Spieß und nicht von Blümel, wie der Theaterzettel fälschlich berichtet, welcher dem Dichter der „zwölf schlafenden Jungfrauen,“ — o theures, undankbares Vaterland! — diesen Lorbeer vom Haupte reißen will) wieder mit ansehen, nemlich — wer gerade hincinging. Pansalvyn erschien im schönsten Feyerkleide bey Decorirung des Schauplatzes mit grünen Bäumen und Eröffnung des großen Thores, und unter Mitwirkung der Musikbande des löbl. k. k. Infanterie-Regiments Baron Trapp; ferner mit Tanz von Hrn. Balletmeister Raab, und auf dem Anschlagzetteln, welcher „Dragoner zu Pferde und feindliche Vorposten zu Pferde“ anmeldete, stand noch ferner in großen Charakteren: „Die Decorirung und die Einrichtung des Biergartens mit wirklichen Springbrunnen“ ist nach Angabe des Theatermeisters Hrn. Gebauer. Auch hieß es hier nicht: „Tant de bruit pour une omelette!“ sondern: „Alle diese Anstrengungen zum Vortheile des Hrn. W. L. Grabinger,“ der sich eines vollen Hauses erfreute. Also hatte doch ein Mensch eine Freude an dieser Vorstellung, und der Tag war nicht verloren.

(Mit Nr. 42 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.
Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.
Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 22. October 1835.

127

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modembild, welche hier gegen Voranbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorothergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine Alltagsgeschichte.

(S c h l u ß.)

Gustav's Empfindung war die eines Träumenden, welcher fort und fort in einem unaufhaltsamen und endlosen Sturze hinabtaumelt in einen dunklen Raum, der keinen Boden hat; nur mit dem kläglichen Unterschiede, daß hier Pein der Wirklichkeit war, was dort nur die wesenlose Ausgeburt nächtlicher Phantasten ist. Ihm schien kaum etwas übrig zu bleiben als Verzweiflung. Eigentliche Berufs- oder Brockenntnisse hatte er sich nicht zu eigen gemacht, und was er selbst von angenehmen Kenntnissen, die auf dieser profaischen Erde selten oder nie etwas Klingendes einbringen, erworben hatte, war zu wenig gründlich, um Andern darin Unterricht geben zu können. Er besaß zu viel Ehrgefühl, wahr oder falsch, um einen Justizrath Rosenau etwa vergeblich um seine Protection zur Erlangung einer Schreiberstelle anzusehen. Nichts war ihm unter solchen Umständen dringender, als seinen Mitbürgern, die ihn in seinem größten Glanze gesehen, den Anblick seines Elendes und seiner Schande zu entziehen. Er ergriff den Wanderstab des Bettlers, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf schleppte er sich, die Milde der Menschen in Anspruch nehmend, tödtlichen Gram im Herzen, und die Weihe frühzeitigen Todes auf der gerunzelten Stirne. In manchem Städtchen ward es ihm so wohl, daß er durch Abschreiben, durch die Besorgung kleiner Gänge und Geschäfte sich ein ansehnlicheres Stück Geld verdienen konnte. Aber die Qual der Erinnerung, die Angst erkannt und durchschaut zu werden, das immer neu und immer wieder brennend erwachende Gefühl seiner Schande ließen ihm nirgends Ruhe. Stets hoffte er wieder in einer andern Freystatt Vergessenheit seines früheren Zustandes zu finden, oder das Bewußtseyn seines gegenwärtigen zu verlieren, und er irrte aufs Neue in die schöne Welt hinaus, welche ihm zur Wüste geworden war. Beynahe zwey Jahre waren ihm so hingeschlichen und sein inneres und äußeres Glend ihm schon so zur Gewohnheit geworden, daß sogar darin wieder ein zartes Blümchen des Trostes emporkieimen begann.

In einer deutschen Stadt zweyten Ranges stand er eines Abends in der erleuchteten Vorhalle des Schauspielhauses, eine Parthie Theaterzettel auf dem Arme tragend, welche er an die herbeyströmenden Schaulustigen absetzte, wofür er dann eine Provision von einigen Groschen von dem Verleger der Zettel erhielt. Die halbe Bevölkerung der Stadt drängte sich diesen Abend in das Theater. Man gab Fletcher's und Schröder's vortreffliches Lustspiel: „Stille Wasser sind tief,“ und eine junge auf einer Kunstreise begriffene Schauspielerinn, Madame Rhinier, welcher ein großer Ruf vorausgegangen war, gab die Kokette Baroninn. Der Jubel des Beyfalls schallte schon von den ersten Scenen an aus dem überfüllten Saale in die Vorhalle heraus. Er weckte in Gustav kaum mehr die Erinnerung, daß er in Paris solchen Theaterfesten jede Woche ein paar Mal beygewohnt hatte. In dumpfem Hinbrüten versunken stand er da, oder trieb sich auf- und niedergehend vor dem Hause herum, nachdem er seinen Vorrath an Theaterzetteln längst verkauft hatte. Er wußte noch nicht, wo er diese Nacht sein Haupt hinlegen würde; denn sein Miethsherr in einem Hause der entlegensten Vorstadt hatte ihn hinausgewiesen, nachdem er das Schlafgeld für die drey letzten Nächte hatte schuldig bleiben müssen.

Das Schauspiel ging zu Ende. Die Woge befriedigter Neugieriger wälzte sich aus den geöffneten Thüren. „Elle est charmante — sie ist wahrhaftig allerliebst — sie hat den Charakter bis in die leifesten Nuancen glücklich aufgefaßt und zur Anschauung gebracht — mir kommt sie denn doch ein bißchen gar zu kokett vor — schön ist sie zum Entzücken — und diese ausgefuchte Toilette — sie ist unwiderstehlich — ach, wer da so glücklich seyn könnte, Bekanntschaft zu machen! aber man sagt, sie hat ein festes Engagement, einen Begleiter, der sie nicht aus den Augen läßt,“ — so tönte es in dem Gedränge von allen Seiten, von Frauen- und Männerlippen. Die Wagen rasselten dahin, die Menschen verliefen sich; eine schwerfällige Theaterkutsche fuhr an der Seitenpforte vor, die Treppe herab schallten ein Lachen, eine Stimme, welche Gustav bekannt schienen und ihn plötzlich aus seiner Betäubung weckten; wie automatisch bewegte er sich gegen die Kutsche hin und half der gefeyerten Madame Rhinier in den Wagen. Himmel! es war Flora und der Begleiter, der ihr auf dem Fuße folgte, Baron Werdingen. Mit der Wuth des Wahnsinns packte Gustav diesen beym Rocks und brüllte ihm in die Ohren. „Halt, schändlicher, verfluchter Räuber!“ Aber eine kräftige Faust stieß den Ermatteten zurück: „Was ist das? Heda! Wache! Wache! ein Betrunkener! Nehmt ihn fest!“ rief der Baron mit bebender Stimme. Einige Menschen liefen herbey; die eben im Abmarsche begriffene Theaterpferde trachten in ungewohnter Hast davon.

Gustav brachte die Nacht in einem dunklen wohlverriegelten Gewölbe, auf einer hölzernen Bank und in zahlreicher Gesellschaft eben aufgegriffener Gauner, Diebe, vielleicht Mörder zu. Zur nicht geringen Belustigung seiner Leidensgefährten tobte er eine Stunde hindurch mit der ganzen Gewalt der Fieberglut, die ihn durchwühlte. Dann aber wurde er nach und nach wieder ruhig. Das Bewußtseyn seiner Gemüthsverfassung und seiner Stellung im bürgerlichen Leben erwachte wieder mit seiner ganzen Kraft, und als er am nächsten Morgen auf die Polizeystube zum Verhör geführt wurde, verschloß

die Scham ihm den Mund. Er vermochte nicht die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu entdecken; er erklärte sein Benehmen als die Folge eines convulsivischen Krankheitsanfalles, dem er zuweilen unterworfen sey. „Danke er es meiner Milde und Schonung,“ so endete hierauf die Anekdote des Polizeyamtmanns Fintrieh an Gustav, „daß ich ihn nicht in ein Irren- oder Arbeitshaus sperren lasse, sondern ihm nur aufgabe, sich allsogleich aus dem Weichbilde unserer Stadt fortzupacken. Wir brauchen kein solches Gesindel hier, das die öffentliche Ruhe stört, und sich vollends beygehen läßt, sich an reisenden Künstlern zu vergreifen, welche zur Erheiterung und Zerstreuung des Publicums dienen. Also mache er, daß er fortkommt, und lasse er sich hier nicht wieder betreten, sonst soll er nicht so leicht ent schlüpfen, und an seinem Leibe erfahren, daß es hier zu Lande gegen solches Lumpenpack eine Gerechtigkeit gibt.“

Es war ein rauher Abend im Spätherbste. Die Sonne hatte den Tag über nur auf Minuten die graue Decke des Himmels zerrissen; jetzt ballten sich dunkle Wolkenmassen am Horizont auf, und drohten die fahlen Gefilde mit den flockigen Erstlingen des Winters zu beschenken. Ein schneidend kalter Nordwestwind pfiß durch die entblätterten Äste der Bäume. Aber das stattliche Landhaus des Tribunalpräsidenten von Greipe war noch von ihm und seiner ganzen Familie bewohnt, obwohl die übrigen Städter längst, den Unbilden der Herbstwitterung zu entfliehen, die Winterwohnungen bezogen hatten. Pauline mochte sich immer nur so spät als möglich dem geliebten Landleben entreißen, das ihre eigene und ihrer Kinder Körper- und Geistesgesundheit so sehr förderte, und Herr von Greipe, überhaupt der schätzbarste und gefälligste Gatte, fügte sich um so lieber in diesen Wunsch, als auch seine eigene Neigung ihm nicht widersprach, die Abgeschiedenheit der Villa in dieser Jahreszeit ungestörtes anhaltendes Arbeiten begünstigte, und die Geschäfte des Tribunals, das seiner Leitung anvertraut worden war, nur an zwey Tagen in der Woche, wo Rathssitzungen gehalten wurden, seine persönliche Anwesenheit in der nahen Provinzhauptstadt nothwendig machten. Ein lustiges Kaminfeuer brannte in dem Familienaale des Erdgeschosses, und Pauline saß in der Nähe desselben mit ihren Kleinen an einem Tische, bald mit ihnen spielend, bald mit ihrer Arbeit beschäftigt, als der kleine Ernst, ein munterer vierjähriger Knabe mit den frischesten braunen Augen und derben rosigen Wangen, zur Glashüre, welche nach dem Garten führte, hereinpolkerte. Er hatte sich im Freyen umgetrieben, wenig bekümmert um Schneegewölk und Norwestwind. „Mutter, Mutter,“ rief er eilig „hörst du nicht die schöne, lustige Musik draußen? Es ist ein Mann mit einer Tragorgel, und die allerliebsten Kleinen Männerchen und Mädchen mußt du sehen, welche sich inwendig herumdrehen. Es ist prächtig. Und dabey macht der arme Mann ein so trauriges Gesicht. Er dauert mich recht. Komm nur, liebe Mutter, und sieh selbst — und gib mir ein paar Groschen für den Mann oder etwas zu essen — komm doch!“ —

Paulinens Auge glänzte vor Freude über den werdenden Menschenfreund, sie widerstand den Bitten des Knaben nicht, zog ein warmes Tuch über ihr noch immer höchst anmuthiges Lockenhaupt, und ließ sich von Ernst auf die Straße führen, über welche die schon einzeln fallenden Schneeflocken

einen leichten Schimmer verbreiteten. Da stand ein Mann in zerrissenen Kleidern, frierend; seine gelben Wangen waren tief eingefallen, die Augen hohl; der Wind fuhr durch seine dünnen, grauen Haare, und der Mann drehte fort und fort an der Orgel, welche lustige Walzer spielte, nach deren Melodie einige Püppchen sich im Kreise bewegten. Jetzt sah der Mann empor, die Orgel verstummte und er stürzte mit dem Schrey: „Pauline!“ wie leblos zusammen.

Auch Pauline hatte an der Stimme Gustav Rheinberg erkannt. Ein ungeheurer Schmerz durchzuckte sie. Die Vergangenheit zog wie ein süßer und banger Traum mit Gedankenschnelle an ihr vorüber. Wenig fehlte, und sie wäre selbst ohnmächtig hingefunken, so heftig war ihre Erschütterung. Aber Frauen bleiben immer stark und aufrecht, wenn es gilt, Hülfe zu leisten, und wenn auch ihr Herz dabey zerreißen sollte. So eilte auch Pauline in das Haus, rief ihre Leute, und brachte mit Hülfe derselben Gustav in ein freundliches, geheiztes Zimmer und ein gutes Bette, wo er allmählig zu sich kam.

Der Präsident eilte herbey und weinte bey dem jammervollen Anblicke seines Jünglings. Als dieser nach und nach völlig erwachte und sich von Greipe, Paulinen und ihren Kindern, von Menschen umgeben sah, welche sich unter einander liebten und, was er nimmermehr zu hoffen gewagt hatte, auch ihm selbst mit Antheil und Liebe zugewendet schienen, da ergoß sich aller Schmerz, aller Jammer, alle Bitterkeit seines bisherigen Lebens in einem einzigen unaufhaltbaren, reichen, warmen Strome von Thränen; und als er lange, sehr lange geweint, und dann seine Augen getrocknet hatte, da drückte ihm Pauline freundlich die Hand, sein alter Lehrer sprach freundliche Worte zu ihm; und er athmete tief auf, und fühlte sich frey und wohl, und lächelte so aus dem Innersten heraus, wie er es seit seiner frühesten Jugend nicht wieder gekonnt hatte. Er war glücklich. Der aus der Stadt herbeigerufene Arzt untersuchte den Armen, der nun plötzlich reicher als je geworden war. Er erklärte, daß die Lebenskraft des Kranken durch psychische und körperliche Leiden gebrochen, und kaum irgend eine Hoffnung vorhanden sey, ihn zu retten.

Gustav lebte noch zwey Wochen, und diese letzten Tage waren die schönsten seines Lebens. Er befand sich öfter so wohl, daß er Stunden lang mit Klarheit und vollem Gefühle über die Verirrung seines Lebens sprechen konnte. Kein bitteres Wort über Andere entschlüpfte ihm mehr. Der Balsam der Veröhnung war über alle Wunden seiner Seele ausgegossen; und wenn seine treue Pflegerinn Pauline ihm die Hand drückte, durchwehte es ihn wie das Vorgefühl von der Berührung und dem Hauche eines Engels. So schloß er sanft das müde Auge zum ewigen Schlafe; und Pauline streifte mit der zarten Hand leise darüber hin. Ihre Thränen flossen wie um einen theuren Bruder. Sie pflanzte schöne Blumen um das Kreuz auf Gustav's Grabe, pflegte sie selbst, so lange sie nur vermochte, und empfahl noch ihren Kindern und Enkeln, sie eben so treu zu pflegen.

Mar. Löwenthal.

E i t h o n.

Des holden Schäfers frühe Flöte
Klang Sehnsucht in das stille Thal;
Ihm lauschte nur der Morgenröthe
Verschwieg'ner, liebevoller Strahl!

Die schöne Göttinn sandt' ihn nieder,
Vom Reiz des Sterblichen gerührt, —
Auf seinem purpurnen Gefieder
Ward Eithon in ihr Reich entführt.

Hier durfte der Beglückte wohnen
Im seligsten Genuß der Liebe,
Den Göttern gleich, wenn durch Nonen
Sein Schicksal ohne Wandel bliebe!

Das war's, was Göttinn! dich betrübte:
Daß Hades auf den Schönen laure,
Du batest Zeus, daß der Geliebte,
Wie seine Göttinn, ewig daure.

Ach! was erstehst du, Aurora,
Für deinen Freund ein rastlos Leben,
In das die Wandlungen der Hore
Des Alters graue Fäden weben?

Du wirst sie zu erweichen suchen —
Umsonst! sie nah'n mit strengen Händen;
Der Arme muß dem Segen suchen,
Er wünscht das schale Loos zu enden.

Und so geschah's. Die Jahre geben,
Die Jahre nehmen, wie sie zieh'n;
Das Alter naht; das matte Leben
Schleicht zwischen Seyn und Nichtseyn hin.

Der Unglücksel'ge! nicht genießen,
Nicht schaffen kann er; er vergeht!
Nie soll die Jammercene enden,
Das hat die Liebe ihm erseht!

Zeus! — ruft er — nimm' von mir das Schaumbild
Der höh'nenden Unsterblichkeit!
Gieß' über meines Lebens Traumbild
Die Schale der Vergessenheit!

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Mittheilungen von London.

Obgleich schon einige Jahre vorübergegangen sind, seit Edmund Ke an von der großen Breterwelt abgerufen und in das kleine, nur aus fünf Bretern und zwey Bretchen bestehende Bett eingesargt worden ist, so lebt doch die Erinnerung an ihn im Gedächtnisse seiner Zeitgenossen noch zu frisch und jugendlich fort, als daß nicht seine so eben im Druck erschienene Lebensgeschichte mit Dank willkommen geheißen werden sollte. Der Dank gebührt dem Verfasser, der in Deutschland vielleicht besser unter seinem nom de guerre Barry Cornwall, als unter seinem eigentlichen Namen Proctor bekannt ist. Ihm wurden die Materialien zur Biographie des berühmten Schauspielers anvertraut und er hat das Vertrauen so vollkommen gerechtfertigt, die ihm gestellte Aufgabe mit so richtigem Tact und mit so glücklichem Geschick gelöst, daß die Wahl,

wie für den Geschilderten, so für die Lesenden keine günstigere hätte seyn können. Proctor's Styl ist einfach, abgerundet und deutlich. Mancher Andere, hätte er Kea'n's Memoiren zu schreiben gehabt, würde dem Leser lange und weinerliche Klagen über die Verirrungen des Mimen vorgewinselt haben. Proctor hat dieser Versuchung widerstanden und die Gefahr drohende Klippe kluger Weise umschifft. Er gibt sich nicht vergeblichem Lamentiren hin, hält nicht eine einzige moralische Vorlesung. Er zeichnet den Mann, wie er war, stellt ihn lebend dem Leser vor und überläßt es diesem, aus den erzählten Thatsachen einen Schluß auf Kea'n's Charakter zu ziehen. Das aber, meine ich, ist die rechte Weise eines Biographen. In der Einleitung, die zugleich einen gedrängten Überblick der Bühne oder vielmehr der vorzüglichsten Männer gibt, welche von Vetterton an bis zu Kea'n's Tode die Breter geschmückt haben, drückt er sich in jener Beziehung, meines Erachtens, sehr gut und nachahmungwerth folgender Maßen aus.

„Was Kea'n's Privatcharakter betrifft, der möge für sich selbst sprechen. Wir sind nicht die Censoren seiner Moralität. Einige seiner Lebensverhältnisse bedürfen weder Zusatz noch Commentar. Andere sind entweder als Thatsachen zweifelhaft oder in ihren Beweggründen ungewiß. Über diese scheint es uns klüger zu schweigen. Man urtheilt oft falsch, wenn man den Menschen nur nach seinen Handlungen beurtheilt. Lebten wir in seiner innersten Brust, so könnten wir unsere Ansicht ohne Rückhalt aussprechen. Da das nicht der Fall ist, so seyen wir mild und zügeln unser Urtheil. Vor Allen aber wollen wir weder uns, noch unsere Leser mit nutzlosen Fragen peinigen, was unser tragischer Mime hätte seyn können, wenn er in gewisser Beziehung aus reinerem Stoffe gebildet gewesen wäre. Seine Eigenschaften, die guten, wie die schlechten, machten den Mann. Aus ihnen entsprang sein Genie, seine Kraft, seine Eigenthümlichkeit, sein Charakter. Wahrscheinlich war es die Reibung beyder, welche jene glänzenden, von der Welt so lange mit Bewunderung angestaunten Funken erzeugte. Hätte ihm eine Eigenschaft gemangelt, die wir von ihm wegwünschten, so hätte er vielleicht eine andere besessen, die auf die Entwicklung seines Talents minder günstig eingewirkt haben würde. Anstatt ein eitler, heftiger und sorgloser Mensch zu seyn, wäre er vielleicht ein schmußiger, gefälliger und aufmerksamer Schmaroher gewesen. Was halsstarre Leidenschaft bey ihm war, hätte kalte, überlegte Vüberey seyn können. Seine Unmäßigkeit hätte er vielleicht gegen nüchternen Haß, seinen Ehrgeiz gegen Despotismus, seine tolle Verschwendung gegen irgend ein unnütziges, im Dunkeln schleichendes Laster vertauscht.“

Daß doch alle Biographen dieses Glaubens wären, alle diesem Musterbilde folgten! Dann hätte, um nur Eins zu erwähnen, Professor Schüh, indem er ungerufen das Leben seines „Freundes“ Müllner schrieb, sich nicht mit Roth befudelt.

Der erste Theil, meines Dafürhaltens der interessantere, enthält die Geschichte von Kea'n's verlassener Kindheit und seinen schmerzvollen Wanderungen als ein armer, freundloser, umherziehender Schauspieler. Es muß jedoch in dem Leben eines wandernden Mimen etwas außerordentlich Anziehendes und Aufregendes liegen, da wir Menschen, die einmal diesem Berufe folgen, ihm durch alle Leiden und Entbehrungen mit romantischer Liebe anhängen sehen. Und von dem Elende, welches das Erbtheil dieses ungewissen und schwankenden Lebensunterhaltes ist, hat Kea'n sein volles Maß bekommen. Aber sein von Natur feuriger und elastischer Geist und eine warm gepflegte Ahnung, daß er eines Tages an der Spitze seiner Kunst stehen werde, ließen ihn jedem Ungemache mit Festigkeit und allen jenen erbärmlichen Schmähungen, welchen das geduldige Verdienst preisgegeben ist,

the spurns

that patient merit of the unworthy takes,

mit stolzer Verachtung begegnen. Seiner Erziehung in dieser harten Schule des Ungemachs müssen wir, wie die Flecken, die seinen Charakter überschatten, so die guten Eigenschaften bemessen, die ihn schmücken. Manches, was der junge Schauspieler auf dieser mühseligen Station seiner künstlerischen Laufbahn erlebte, ist belustigend und komisch. Anderes erweckt trübe und traurige Gefühle. Aber nichts wird ohne rege Theilnahme gelesen werden.

Der zweyte Theil eröffnet mit Kea'n's Anstellung bey'm Drury-Lane-Theater, erzählt jeden, auf seinen außerordentlichen Erfolg Bezug habenden Umstand, berührt wehmüthig das vorschnelle und frühe Sinken seiner körperlichen und geistigen Kraft und schließt mit seinem Todtenbette. Hier gab es — für England — nichts Neues zu berichten, nichts zu erwähnen, womit die Theilnahme des englischen Publicums an

seinem gestorbenen Lieblich nicht schon vorläufig bekannt gewesen wäre. Wenn jedoch selbst in England diejenigen, die an einer gesunden, in reine Sprache gekleideten Kritik Gefallen finden, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden, so dürfte das in Deutschland, wo zu dem Interessanten der Erzählung, wenigstens theilweise, auch die Neuheit kommt, solches natürlich in noch weit höherem Grade der Fall seyn. Daher frisch auf, meine Herren Übersetzer; denn da Übersetzer in der literarischen Welt nur Götter zweiten Ranges, Frauen aber in jeder Welt Gottheiten ersten Ranges sind, so darf ich nicht sagen, frisch auf, schöne Übersetzerinnen.

Proctor's erläuternde Analyse der vorzüglichsten, von Ke an über die Dreier geführten Rollen und seine Bemerkungen über die Art der Darstellung sind mit Umsicht und Kenntniß geschrieben, und dürften nicht etwa bloß für englische Schauspieler von Nutzen seyn; auch die deutschen bedürfen der Belehrung, Schade nur, daß sie sich so selten empfänglich dafür zeigen. Zum Schlusse sey es erlaubt, die Stelle mitzutheilen, in welcher der Verfasser Ke an's Verdienste als Schauspieler und seinen Charakter als Mensch treu und unparteiisch zusammengefaßt hat. „So,“ sagt er, „so starb Edmund Ke an, ein Schauspieler von großem Talent und eigenthümlichem Gepräge. Seine Fehler sind im Laufe der Erzählung hinreichend besprochen worden, wir wollen nun auch kürzlich seine Verdienste überblicken. In der Tragödie nahm er unstreitig den ersten Rang ein. Seine Kraft, sein Pathos, sein Spott und seine unerreichte Kunst, Schrecken einzusüßen, standen auf der höchsten Stufe. Bey allem Unvortheilhaften seiner Figur besaß er viel Grazie und, so viel wir wissen, ist es keinem gelungen, sich auch nur einiger Maßen der räthselhaften Gewalt zu bemächtigen, mit welcher er jede Leidenschaft aufsaßte, durchdrang und in's Leben rief. Daß er zu abgebrochen sprach und bisweilen statt des Ganzen eines Charakters nur dessen Glanzpunkte sehen ließ, mag wahr seyn. Doch selbst dieser Vorwurf darf seinem „Richard dem Dritten,“ seinem „Shylock,“ seinem „Sir Giles Overreach“ und vor Allem seinem „Othello“ nicht gemacht werden. Wer seine leidenschaftlichen Klagen in „Shylock“ gehört oder in „Hamlet“ seine Reue und seine Hingebung an Ophelia, oder in „Richard“ seine Schlacht, oder die letzte Scene seines „Sir Giles,“ oder den 3. Act seines „Othello“ gesehen hat, — nein, der kann ihn nie vergessen. Die rührende Zärtlichkeit, welche er in den Charakter des Mohren legte, zittert noch vor unserm Ohr, und wie er die einzige Zeile sprach: „O Desdemona! fort — fort — fort!“ das konnte nicht übertroffen werden, das ist nie übertroffen worden. Darin lag Alles, was der Liebe, was dem Schmerze, was dem Mitleid angehört. Es war der Geist der Liebe, der sichtbar ihn umschwebt, wie er sein Unrecht beweint und nur einen halben Vorwurf wagt. In sanftem Falle sanken seine Worte vom Tadel zum Mitleid, vom Mitleid zu einem schwachen, zarten, undeutlichen Laute und dieser Laut erstarb wie der Nachhall eines trauernden Echo. — Als Mensch besaß Ke an bey allen seinen Fehlern einige veröhnende Eigenschaften. Sein Sinn war frey und unabhängig — stolz ging er seine Bahn — an seine Mitschauspieler, wenn sie in Noth waren, gab er bedeutende Summen — er spielte zu wohlthätigen Zwecken und er stand auf als Vertheidiger seiner Kunst. Macht man uns seine Fehler zum Einwurf, so können wir antworten, daß in seiner ungezügeltsten Kindheit die Minderung mancher seiner Verirrungen liegt, daß man die Jahre der Armuth und des Leidens ihm auch zu seinen Gunsten in Rechnung stellen sollte, und daß das plötzliche, fast unerhörte Glück, welches ihn traf, und ihn in einem Augenblicke aus Dunkelheit und Mangel zum Gipfel des Wohlstandes und des Ruhmes erhob, wohl Keinen hätte treffen können, der, mit den gewöhnlichen Schwächen der Menschheit angethan, fähig gewesen wäre, von jedem Makel, von jedem Vorwurf sich rein zu erhalten.“

Correspondenz = Nachrichten.

Dresden, Ende September 1835.

Unser Theaterpublicum erfreuet sich jetzt sehr an zwey holden Erscheinungen, Olla Bauer, die wir nun mit inniger Freude als Mitglied unserer Bühne begrüßen, und in welcher wir immer mehr die vielseitige Künstlerin bewundern, die regen Enthusiasmus für ihr Fach mit der holdesten Weiblichkeit und dem ächten Ton der feinsten Bildung lieblich zu verbinden weiß, und die ganz jugendliche Francilla Piris, welche durch ihre schöne, wohlklingende, in der trefflichsten Schule gebildete Stimme alle Musikfreunde hinreißt; die Genialität und glühende Leidenschaftlichkeit ihres Vortrags zeigt, mit wie glücklichem Erfolg sie ihr Vorbild, die berühmte Malibran, studierte,

und wach ein schönes, reiches Talent ihr selbst von der Natur geschenkt wurde, nur zittert man wohl bey solcher Kraftanstrengung für das zarte, noch sehr junge Mädchen! Sie sang hier zweymal den Malcolm in Rossini's „Donna del Lago,“ zweymal den Romeo in Bellini's „Capuleti und Montechi;“ zu dieser Rolle gehörte hier viel Muth, da es die Lieblingsrolle unserer gefeyerten Schröder-Devrient ist, doch die junge Künstlerinn bestand ehrenvoll, und erwarb sich besonders bey der zweyten Vorstellung die innigste Bewunderung und den lautesten Beyfall. Sie gab den letzten Act mit der Musik von Vaccini, so wie die Malibran es gleichfalls thut; obgleich diese Composition auch Verdienst hat, und besonders durch eine hübsche Einleitung sich auszeichnet; so ist sie doch weit schwächer als die von Bellini. Auch ist der Theaters effect viel geringer, und das Ganze zu monoton. In der „Sonnambula“ entzückte die liebliche Piris besonders auch durch ihr köstliches Spiel. Als Rosine im „Barbier von Sevilla“ gefiel sie weniger, doch dieser wird auch hier, ganz gegen seine Natur, deutsch gegeben. Allgemein ist der Wunsch, daß ihr Pflegevater, der berühmte Piris, selbst hier noch ein Concert geben möge. Leider versagt uns auch der geniale Chopin, der jetzt hier weilt, die Freude, ihn öffentlich zu hören! Unsere Pianofortespielder sind trostlos darüber. Er ist an die schönen englischen Pianos von Erard gewöhnt, deren Ton, wenn man ihn aushalten will, selbst ein Anschwellen gewährt; kein solches Instrument ist hier zu finden, dieß ist der Grund, warum er kein Concert gibt; da es hier schon viele Verehrer der neuen romantischen Schule gibt, deren Haupt er ist, so wird dieß doppelt bedauert.

Beym deutschen Theater trat Die. Bauer zuerst wieder als Donna Diana, Käthchen von Heilbronn und Maria Stuart auf. Sie ist eben so Meisterinn im rührenden gefühlvollen Spiel wie im feinen Conversationston; Auge, Ohr und Herz folgen ihr in den tiefempfundenen zarten Nuancen ihres Vortrags. Diese Meisterinn gerade jetzt zu besitzen, hat doppelt hohen Werth, denn das Vorbild eines solchen wahrhaft schönen Spieles bewahrt vor der Klippe der Modesthetie eines übertrieben leidenschaftlichen Spieles. Diese grellen Übergänge, dieser zu oft angewendete Schrey der überspannten Brust ist ein Abweg, der weit entfernt von der Bahn der ächten Kunst ist, der erst erschüttert und bewundert wird, bald aber fast läßt und zur Karrikatur herabsinkt. Mit großer Freude sahen wir vorige Woche unsere liebliche Doris Devrient wieder auf der Bühne erscheinen, und ihr feines reizendes Spiel mit dem ihres in jedem Fache unübertrefflichen Gatten vereint, in den anmuthigen Lustspielen: „das Anekdotenbüchlein“ und „die Scheidung.“ Bey der Aufführung des Raupach'schen Trauerspiels: „Kaiser Friedrich und sein Sohn,“ bewunderten wir wieder das durchdachte treffliche Spiel des Hrn. Porth als Friedrich und unsers Pauli als Spina; wo solche Künstler, wie Emil Devrient und die genannten den Ton angeben, da ist die Bühne gesichert. Eine ganz neue Oper unsers fleißigen und geschickten Musikdirectors Ritter Raffelli: „Bertha von Bretagne“ gefiel recht sehr.

Die schön ausgeführten und sehr vortheilhaft beleuchteten Modelle und Nachbildungen des Tunnels in London und der Steinsalzbergwerke zu Riesizka in Galizien, von Koyelent vortrefflich gearbeitet, waren längere Zeit hier aufgestellt und verdienstlich wahre Bewunderung.

Die Hinrichtung der drey Raubmörder, Gähler, Krause und Backof, erfolgte endlich am 16. September, unser Publicum bewies sich dabei höchst gesittet und verständig, denn ungeachtet der ungeheuern Volksmenge fiel auch nicht die kleinste Unordnung vor. Alle Gutgesinnten dankten es der Gerechtigkeit, daß ein warnendes Beispiel aufgestellt wurde; würdige Geistliche hatten die Verbrecher zu Einsicht und Reue gebracht, und theilen uns sehr interessante psychologische Bemerkungen über diese so verwilderten und von Stufe zu Stufe gesunkenen Gemüther mit.

Modell XLIII.

Ein mit Plüsch ausgelegter, mit gedrehter Seide gestickter Ternaurs-Widler, nach einem Originale von Hrn. Th. Petto, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.
Ein Hut von Gros de Lyon mit einem Blondenschleier und einer Feder geziert, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 24. October 1835.

128

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Ueber die Dichterkrönungen in Deutschland *).

Von P. A. Budif, k. k. Bibliothekar.

Der aufschimmernde Lichtstrahl, der unter Carl's des Großen Regierung den Wissenschaften erglänzte, war bald wieder verschwunden. Niemand wird läugnen, daß Carl, dessen großer und fester Wille den Riesenbau seines Staates zusammenhielt, für die erste Bildung des deutschen Geschmacks unsterblichen Nachruhm verdient; — allein die Zeit hat auch das kleinste Denkmal seines Geistes vernichtet, und erst mit den Kreuzzügen weckte ein neues allerhellendes Licht das deutsche Volk aus seinem Seelenschlase. Wie sehr Carl die Dichtkunst liebte, ist bekannt, dennoch findet sich kein einziger Dichter aus seiner Zeit, der von ihm mit dem Dichterkränze gekrönt worden wäre. Erst im zwölften Jahrhunderte wurde in Deutschland die Sitte der Dichterkrönung einheimisch; und David Scotus, Historiograph Kaiser Heinrich's V. war der erste, dem die Ehre der feyerlichen Dichterkrönung widerfuhr**).

Kaiser Friedrich der Rothbart, der die Dichter an seinen Hof zog, hatte entschiedenen Hang zur Dichtkunst, wodurch er derselben bald ein so großes Ansehen verschaffte, daß sich an seinem Hofe eine Art poetischer Turniere bildete, bey denen die Sieger ihre Belohnungen aus der Hand des edelsten Fräuleins empfangen. Von Friedrich's großmüthiger Unterstützung der Wissenschaften ermuntert schrieb der Dichter Gunther ein episches Gedicht, in welchem er die Thaten des Kaisers besang***). Wenn auch dieses Werk keine glänzenden Fortschritte der lateinischen Dichter beurkundet, so ward es doch von Friedrich mit einem so großen Beyfalle aufgenommen, daß er den Verfasser nicht nur kaiserlich belohnte, sondern ihn auch mit dem Dichterkränze beehrte.

*) Siehe Wiener Zeitschrift Nr. 118 u. 119.

***) Fabricius.

***) Er schrieb ein carmen heroicum de rebus a Friderico Barbarossa gestis libr. X. unter dem Titel: Ligurinus. Das Gedicht befindet sich in Reuberi Script. rer. german.

Höher als unter Friedrich stieg unter seinem Enkel Friedrich II. der Enthusiasmus für Dichter und Dichtkunst. Die finstere Scholastik, die in früherer Zeit die besten Geister drückte und den Sinn für das Schöne abstumpfte, war jetzt in die Zellen der Klöster verbannt; frey entwickelte die Dichtkunst ihre Kräfte, und so thaten sich poetische Genies hervor, deren Schöpfungen größtentheils aufbehalten sind*). — Aber schon mit dem vierzehnten Jahrhundert war der Geist des Ritterwesens und Minnegefanges zu Ende. Der alte schwäbische Stamm war mit dem jungen unglücklichen Conradin erloschen, die berühmtesten Musageten aus dem österreichischen und thüringischen Hause waren dahin! Faustrecht und Räuberey hatten das halb aufgeklärte Deutschland zerrüttet, und die Poesie kam aus den Händen der in blutige Fehden verwickelten Großen und Edlen in die Hände des gemeinen Volkes, und aus dem ehrwürdigen Orden der Minnesänger entstand die Meisterfängerzunft.

Während die deutsche Dichtkunst in ihrem innern Werthe sank, strahlte aus Italien die Morgenröthe der neuerwachten classischen Literatur nach Deutschland herüber. Eine neue Epoche begann, und Deutschland wollte nicht unthätiger seyn als seine Nachbarländer, an dem großen, herrlichen Werke der Umbildung Theil zu nehmen. Für die neuen Musen aus Hellas und Rom mußten neue Tempel, neue Priester und ein neuer Dienst hergeschafft werden. Auf das Volk, das diese Sprachen nicht verstand, konnte die Dichtkunst nicht mehr wirken; ihr ganzes Verdienst bestand in der Nachahmung classischer Muster.

Wie früher den deutschen, so wurde jetzt den lateinischen Dichtern gehuldigt. Kaiser Friedrich III. selbst ging hierin mit einem großen Beyspiel voran, der mit allem Recht ein Augustus genannt zu werden verdient, wenn auch seine Zeit keine so herrlichen Früchte trug, durch welche das augustische sich unsterblich machte. Keineswegs aber hat Deutschland ihm die eingeführte Sitte der Dichterkrönung zu verdanken, wie Einige behaupten, sondern nur die Erneuerung derselben. Man hielt allgemein Conrad Celtes (auch Protucius oder Meisel genannt) für den ersten gekrönten Dichter in Deutschland**), und diesen Irrthum hat der Dichter selbst durch zwey Verse***) veranlaßt. Er war es aber nicht; denn es ist entschieden, daß lange vor ihm diese Ehre dem eben so gelehrten als geistreichen Aneas Silvius Piccolomini, der als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, von Kaiser Friedrich III. zu Frankfurt zuerkannt wurde. Aneas Silvius selbst schreibt von diesem Acte in einem bescheidenen Tone: „Ich selbst habe einmal Verse, Elegien, Eclogen und sogar eine Satyre gemacht. Dennoch habe ich

*) Sammlung von Minnesängern aus dem schwäbischen Zeitpuncte, 140 Dichter enthaltend. Durch Rüdiger Manessen, weiland des Rathes der uralten Stadt Zürich. 2 Theile. Zürich 1758—59. Vor dieser Sammlung hatte Bodmer schon herausgegeben: „Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts.“ Aus der Maness'schen Sammlung. Zürich 1748.

**) Jänich (Meletem. p. 303) nennt Celtes den ersten gekrönten Dichter; diesen Irrthum bequie aber vor ihm selbst Melchior Adam: Coronam poeticam a Caesare obtinuit aetatis suae anno trigesimo secundo: primusque ejus dignitatis titulum et insignia apud Germanos gessit.

Melch. Adami Vitae Germanor. philosophicis et humanioribus literis clarorum. Francofurti, 1615. 8. Vol. I. p. 30.

***) Primus ego titulum gessi nomenque poetæ,
Caesareis manibus laurea nexa mihi.

mir nie den Titel eines Dichters beygelegt. Ich führte diesen Namen erst, als Kaiser Friedrich, der meine Verse las, mich zu Frankfurt mit dem Dichterfranze beehrte.“ Wenn auch C e l t e s nicht der erste gekrönte Dichter in Deutschland war — denn er erhielt erst im J. 1491 zu Nürnberg von Kaiser Friedrich III. den Lorbeerfranz *) — so war er doch der erste, der den Geist römischer Dichtkunst und Beredsamkeit in seiner Nation belebte, und sie mit den Meisterwerken der griechischen Literatur bekannt gemacht hat. Groß war sein Eifer, sich den Geist der Alten anzueignen, kein Opfer ihm zu schwer, das weitgestellte Ziel zu erreichen. Er durchzog ganz Italien, hörte die Vorlesungen der größten Meister, zu Ferrara den Guarini, zu Bologna den Phil. Beroaldus, zu Florenz den Geistverwandten des Plato, Marsilius Ficinus, zu Venedig den Sabellicus, zu Rom den Pomponius Lätus **). Seine Achtung für wahres Verdienst war unbestechlich. Als man in ihn drang, einen ungelehrten Höfling mit dem Doctortitel zu begrüßen, antwortete C e l t e s mit edler Freymüthigkeit: „Wir suchen Gelehrte, Lehrer haben wir genug.“

Ihm zunächst steht Ritter Ulrich von Hutten, ein Mann, der mit Wort und That die Sache der Wissenschaft unterstützte, und dessen rastlosen Forschungen im Gebiete der Literatur das nördliche Deutschland viel zu danken hat. Wenn auch W a c h l e r mit Recht sagt, daß Hutten's Gedichte keinen ästhetischen Werth haben, sondern nur als Stimme des Zeitgeistes bemerkenswerth sind **), so war er doch des Dichterfranzes nicht unwerth, der ihm, wie wir es aus dem ihm gesetzten Denkmale ***) ersehen, vom Kaiser Maximi-

*) Melch. Adam (Vitae German. philos. et human. p. 30) will behaupten, der Lorbeerfranz des C e l t e s werde noch in Wien aufbewahrt: Laurea ejus adhuc hodie Viennae, ubi docuit, asservari dicitur. Ich fann aber mit Zuversicht entgegen, daß dieses nur eine leere Sage ist. — Möglich indessen ist es, daß zu den Zeiten des Berichterstatters der Lorbeerfranz des C e l t e s noch aufzufinden war.

**) Melch. Adami Vitae ibid. p. 30.

**) Ludw. Wachler: „Handbuch der Geschichte der Literatur.“ Frankfurt a. Main. 1822. 8. Thl. 4. S. 29.

****) Huldricus Huttenus Equ.
Francus, natus anno M. CCCCXIIIC.
Optimis eruditus artibus omnibus: Minerva duce ac magistra:
Literarum pariter, ac armorum praestans gloria:
A Divo Maxaemyliano I.
Caes. Aug.
Ob excellentis ingenii vim
Ac probatae virtutis in bello Veneto
Laudem singularem:
Et Poëta lauro, et Eques auro coronatus:
Acerrimus propugnator
Communis libertatis:
Religionis vindex, fidei rectae constantiss:
Partium semper studiosus
Ac defensor honorum:
Musarum et Gratiarum
Hierophantes incomparabilis:
Obiit anno Christi MDXXIII. M. Sextil.
Sepultus in lacus Tigrurini Insula
Ushavia, a se Huttenica
Hodie denominata.

Reusner.

Selbst aus dieser Inschrift erhellet, daß der Kaiser Maximilian I. in Hutten nicht den Dichter, sondern den Mann mit dem Lorbeerfranze schmückte, der sich durch die glänzenden Vorzüge seines Geistes, und seinen in dem Kriege gegen die Republik Venedig erprobten Heldenmuth einer besonderen Auszeichnung wür-

lian I. ertheilt wurde. Gyraldus hat ein hartes Urtheil über ihn gefällt, und ihm einen unerträglichen Stolz vorgeworfen, den er doch nicht hatte, wenn Stolz und Festigkeit des Charakters nicht gleichbedeutend sind.

Mit der Kaiserkrone Friedrich's III. erbte Maximilian I. auch dessen Liebe zu den Wissenschaften, doch war er in Auszeichnungen der Talente nicht so vorschnell, und gewiß mäßiger als sein Vater. Von einem Fürsten, wie Friedrich III., der mit leidenschaftlicher Liebe jedem Zweige der Wissenschaft zugethan war, und jedes auch noch so mittelmäßige Talent um sich versammelte, stand es zu erwarten, daß, wie Marius Philadelphus sagt, mancher Ungeweihte (*vulgus profanum*) sich zu seinem Throne drängen und seine Gunst erschleichen durfte. Und so war es wirklich; denn die Zahl der von ihm gekrönten Dichter war so groß, daß ihre Namen und Werke längst vergessen sind, und Marius Philadelphus in einer beißenden Satyre seinen Unwillen darüber aussprach:

Streuet Weihrauch dem Zeus! ihr Knaben! in jeglichem Hause
Streuet den Lorbeer, er wachse fortan nicht so häufig, und ohne
Murren sey jegliches Thor mit dem festlichen Zweige bekränzt.
Seht, ein neues Jahrhundert beginnt; der Könige keinem
Ward noch ein solches vergönnt; es folgen Gelehrte
Dichtern, in Schaaren gereiht, sie folgen den Rittern, den Grafen,
Die der Kaiser ernannt, und ein Lustkumzeugt Heere von ihnen.

Obgleich nicht weniger thätig für die Literatur, als Friedrich, wollte Maximilian I. nur das wahre Verdienst belohnt und ausgezeichnet wissen. Zu diesem Ende — und zugleich um Talente aufzumuntern, gründete er im J. 1504 ein poetisches Collegium in Wien. Es bestand aus vier Professoren, von denen einer die Dichtkunst, einer die Beredsamkeit, und die zwey andern die mathematischen Wissenschaften erklärten. Poetisches Collegium wurde es genannt, weil der Professor der Dichtkunst den Vorzug vor den andern Professoren hatte. Conrad Seltes hatte sich als Lehrer der schönen Redekünste ein bleibendes Verdienst erworben, das vom Kaiser Maximilian I. in einem so hohen Grade anerkannt wurde, daß er ihm sowohl als seinen Nachfolgern das Recht ertheilte, allen, die sie für tüchtig hielten, den Lorbeerkranz im Namen des Kaisers aufzusetzen. Diesem widerspricht zwar der Rechtsgelehrte Ziegler*), und glaubt, die Professoren hätten nur das Recht gehabt, ausgezeichnete Dichter zur Krönung vorzuschlagen, der Krönungsact selbst wäre nur von dem Kaiser gültig vorgenommen worden. Diese Behauptung Ziegler's ist aber falsch; denn es ist gewiß, daß Melissus (auch Schede genannt), der in Wien zum Dichter gekrönt und in den Adelsstand erhoben wurde, dem durch seine witzreichen Einfälle**) berühmt gewordenen Professor Taubmann den Dichterkranz aufsetzte, und Niemand glaubte dagegen murren zu dürfen, weil der Kaiser diese Ceremonie nicht selbst verrichtet hatte. Und der Rechtsgelehrte Georg Schönborner ging als Pfalz- und Reichs-

dig gemacht hatte. Lauterbach in seinem Epigramm, in welchem er den Ritter von Hutten redend anführt, drückt dieses sehr schön und treffend aus:

Nobilitas multum mihi conciliavit honoris:
Mars multum, et Pallas, plus Pietatis amor.

*) Ziegler: Disputat. de jure majestatis. s. 35, 37, 38.

**) Diese Sammlung ist zu Leipzig im Jahre 1703 unter dem Titel: „Taubmanniana,“ erschienen.

hofgraf (comes palatinus)*) in der Ausdehnung seiner Rechte so weit, daß er seinem Hauslehrer, dem Dichter Andr. Gryph, nicht nur den Lorbeerkranz, sondern sogar den Adel ertheilte, wovon aber Gryph keinen Gebrauch machte.

*) Diese Pfalz- oder Reichshofgrafen (comites palatini) waren diejenigen, welche vom Kaiser das Recht erhielten, Notare, Doctoren (bullatos) zu ernennen, Dichter zu krönen, und andere unbedeutende Freiheiten auszuüben. Rebdorff gibt hierüber eine genügende Aufklärung: Sequente anno circa festum B. Michaelis Dux Rudolphus et Comes Palatinus praesatus ab Electoribus Imperii Moguntinensi, Coloniensi et Treviriensi Archiepiscopis vocatus fuit ad Rhenum, contra praesatum Regem Albertum; unde iidem Principes contra ipsum Albertum conspiraverunt eligentes ipsum Rudolphum pro iudice, et asserentes ad Comitum Palatinum pertinere, quod sit officium Palatinae dignitatis ex quadam consuetudine de causis cognoscere, quae ipsi Regi movebantur. (Rebdorff ad ann. 1300.) Dasselbe findet sich auch in Burcardi Goth. Struvii Corp. Historiae germanicae. Dresdae 1755. 4. T. I. p. 639. Auch die Päpste waren Pfalz- oder Reichshofgrafen, hatten aber, so wie die übrigen, mit den Pfalzgrafen am Rhein nichts gemein.

(Der Schluß folgt.)

Die Meeresrose.

Aus feuchtem Meeresgrunde
Zur mittlernächt'gen Stunde
Blüht eine Rose auf,
Glänzende Fluten schäumen,
Wie aus enthüllten Träumen
Athmet sie duftig auf.

„O, daß in feuchter Tiefe
An deiner Brust ich schlief,
An deinem Rosenmund!
Thaten der Wogen leise
Tönende Zauberkreise
Dir meine Liebe kund?“

Mein Herz, so voll, so bange,
Es hat mit wildem Klange
Gedacht so schmerzlich dein!
Laß mich im Meeresgrunde,
Aber an deinem Munde,
Ewig begraben seyn!“ —

Und wie er stand und lauschte,
Da ein Gesang entrauschte
Den Wässern, wundermild,
Über den Wogen schwebend,
Über dem Schaume bebend,
Neigte ein holdes Bild.

„Mich hat dein stilles Sehnen,
Mich hat dein wildes Tönen
Gelockt empor zu dir.
Träumend in dunklem Grunde,
Raunte die leise Stunde
Schmerzliche Klagen mir.

Du hast die kalten Fluten,
Du hast mit mächt'gen Gluten
Mein stilles Herz bewegt.
Ach! wie so tief erschüttert,
Ach! wie mein Herz erzittert,
Mensch, dir entgegenschlägt!

Und wie ich glühend wähne,
 Und wie ich träumend sehne,
 Dir bleib' ich ewig weit!
 Ach! daß in tiefster Tief-
 Ewig mein Leiden schliefe,
 Ewig bleib' ich dir weit!"

D. Klett.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September 1835.

Auf unserer Bühne ist Schiller's „Jungfrau von Orleans“ neu, und mit vielem äußern Glanz in die Scene gesetzt worden. Die Garderobe war fleidlich und costummäßig, Decorationen und Comparserie passend und gut, bis auf das Volk von Rheims beim Krönungszuge, das sich ohne Noth in einem Klumpen drängte und lachenerregend auf das Publicum wirkte, wozu es freylich hier nicht viel bedarf! Leider war die Besetzung und Ausführung nicht in allen Theilen so unbedingt lobenswerth, als die äußere Ausstattung. Ue. Herbst hatte die Johanna sinnig aufgefaßt und wacker durchgeführt, und wurde mehrmals hervorgerufen. Vorzüglich gelungen war nebst den Monologen die Versöhnungsscene mit Dunois und Burgund, wenn gleich diese Herren minder Lob verdienen, da beyde ihre Lungen so gewaltig anstregten, als glaubten sie, das ganze Auditorium wäre plötzlich taub geworden, und uns überhaupt eine schwache Meinung von der Würde der Ritterschaft gaben, welche Carl's VII. Lilien beschützte. Ein höchst interessantes Bild eines betagten, würdigen Kriegshelden bot uns Hr. Bayer als Talbot, und eigentlich war er, nächst Johanna, der zweyte Held des Abends. Leider können wir dem sonst ausgezeichneten Darsteller des Bertrand diesmal nicht nachrühmen, daß er dem unsterblichen Dichter und dem Publicum die gebührende Achtung gezollt hätte. Er recitirte seine kleine Rolle so hastig herab, wie ein Knabe seine Lection, und erhielt — zum ersten Male auf einer mehr als dreißigjährigen Künstlerbahn — Zeichen des Mißfallens vom Publicum. Die „Bohemia,“ welche sein Benehmen streng und gerecht rügte, lieferte nachträglich die Kunde: er sey krank gewesen. Obshon man in der Regel, wenn man krank ist, eher zu langsam als zu schnell spricht, so mag diese Entschuldigung gelten; doch sollte das auf jeden Fall annoncirt werden.

Die letzten Gastrollen des Hrn. Wild waren Kleomenes in der „Belagerung von Korinth,“ „Robert der Teufel“ (den er auf all gemeines Verlangen wiederholen mußte) und Nadori in „Jessonda.“ Den Robert und Kleomenes sang Hr. Wild kräftig und ausdrucksvoll in seiner jezigen Art und Weise, wo er oft die Kühnheit etwas zu weit treibt; aber Nadori war unstreitig die ausgezeichnetste Leistung in dem ganzen heurigen Gastrollencyclus dieses Künstlers, die man ohne Scheu den besten Darstellungen aus der Zeit seiner Blüthe an die Seite stellen konnte. Er sang diese Parthie mit so hinreißend poetischem Ausdruck und Gefühl, mit einer so wahrhaft orientalischen Glut, setzte die einzelnen Elemente so meisterhaft aus einander, daß man mit Recht sagen kann, er habe seine Vorgänger nicht allein weit übertroffen, sondern wir lernten diesen musicalischen Charakter erst durch Wild's Darstellung in seiner ganzen Schönheit kennen. Hr. Wild konnte sich in Wien keinen größeren Triumph bereiten, als wenn er die „Jessonda“ auf das Theater nächst dem Kärnthnerthore einführte, wo er vielleicht noch mehr wirken mußte, da die Oper dort noch unbekannt, folglich auch die Änderungen nicht bemerkt würden, die seine Stimmlage nothwendig machte.

Ue. Henriette Carl sahen wir nur in zwey Gastrollen: Desdemona im „Othello“ und Donna Anna im „Don Juan.“ Dieser Künstlerinn war aus dem Norden und Westen Europa's ein so guter Ruhm vorausgegangen, daß zu erwarten stand, ihre erste Erscheinung werde ein sehr volles Haus zeigen, leider aber kann die Wahl des „Othello“ nicht glücklich genannt werden, da das Publicum im heurigen Jahre in den Gastrollen der Ue. Heinefetter und des Hrn. Wild diese Oper so oft sehen mußte, daß man sich an ihr im vollen Sinne des Wortes überfättigt hatte. Dazu kam noch, daß man einen ganzen Gastrollencyclus von Ue. Carl erwartete, dessen Fortsetzung wahrscheinlich der Umstand verhinderte, daß unsere Oper nach Teplitz berufen wurde, um die Festlichkeiten während der Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers und seiner hohen Gäste durch den Reiz der Kunst zu erhöhen. Man hoffte insbesondere Ue. Carl noch als Anna Bolena zu sehen, welche Rolle, nach allen Berichten, einer ihrer schönsten Triumphe seyn soll. Ue. Carl hat ihre sehr umfangreiche Stimme durch

ernstes und systematisches Studium gebildet, und ist eben so sehr im getragenen als im brillanten Gesange ausgezeichnet; besonders aber zeigte sie eine seltene künstlerische Bescheidenheit und Achtung vor dem großen Tondichter, indem sie die ganze Partbie der Donna Anna Note für Note sang, wie sie geschrieben ist, ohne sich auch die kleinste Ausschmückung zu erlauben, die jener nicht angedeutet hatte. Vorzüglich schön und ausdrucksvoll trug sie das Maskenterzett vor. Die Besetzung beyder Opern war übrigens die gewöhnliche. Im „Don Juan“ darf jedoch nicht vergessen werden, daß Hr. Pöck die Titelpartbie vorzüglich sang und spielte, als je vorher.

L i t e r a t u r.

„Gutenstein.“ Novelle von Emanuel Straube. Leipzig 1835, bey Christian Ernst Kollmann. Kl. 8. 194 S.

Zum ersten Male sehen wir hier Hrn. Straube, der sich der Lesewelt bereits durch mehrere, in verschiedenen Zeitschriften erschienene, und mit vielem Beyfall aufgenommene kleine Romane, Erzählungen, Gedichte u. dgl. vortheilhaft bekannt machte, mit einem größeren Werke hervortreten, das er jedoch bey seiner Bescheidenheit nur als einen Versuch in einem Fache ankündigt, welches in unsern Tagen von den ausgezeichnetsten Schriftstellern bearbeitet wird, deren Leistungen demnach zu den höchsten Anforderungen berechtigen. Indessen hätte der talentvolle Verfasser einer solchen *captatio benevolentiae* zur Entwaffnung einer strengeren Kritik wahrlich nicht bedurft. Denn dieses neueste Gasteserzeugniß desselben darf in der That, um mit Horaz zu reden,

„Auch den schärferen Blick nicht scheu'n urtheilender Kenner“.

Der Titel ist zwar nichts weniger als anlockend. Man sollte unter der Firma „Gutenstein“ eher eine Naturschilderung, eine topographische Skizze oder Ähnliches vermuthen, als eine Novelle, wenn uns nicht der Beysatz „Novelle“ von Emanuel Straube darauf hinwiese. Wir können auch hiefür gerade keine besondere Veranlassung finden. Denn daß die Handlung im romantischen Gutenstein beginnt, und daselbst endet, kann doch wohl kein hinreichendes Motiv abgeben. Der nicht unrühmlich bekannte Name des Verfassers machte indeß, daß Referent diese Novelle mit ziemlich gespannter Erwartung zur Hand nahm; und wirklich war bereits der Anfang vollkommen geeignet, dessen Erwartung in Hoffnung zu verwandeln. Denn gleich durch die ersten Blätter wird das Interesse des Lesers unbedingt in Anspruch genommen, und das wunderhübsche Gedicht S. 7—9 kann nur dazu beitragen, es zu steigern. Man befindet sich sogleich mitten in der Handlung, die rasch vorwärts schreitet, nirgends erlahmt, nirgends unbefriedigt läßt, sondern bis zum Schlusse hin in steigender Progression an Anziehungskraft gewinnt, wo sich die wahre Tendenz des Verfassers als Reflex des innigen Zusammenhanges der Begebenheiten erst recht klar herausstellt, der uns durch Sonderberg's Jammergehich und Olbrandi's schreckliches Ende auf lebendige und ergreifende Weise zur Anschauung bringen will, daß Laster und Verbrechen jederzeit ihre Strafe in und durch sich selbst finden. Von der eigentlichen Fabel der Novelle und der wirklich mit vielem Geschick angelegten Verwicklung derselben sagen wir mit Vorsatz nur Weniges und selbst dies bloß andeutend, um den Leser nicht des Vergnügens der Überraschung zu berauben. In den Ruinen der Feste Gutenstein eröffnet sich die Scene, und die Hauptcharaktere beginnen sich vor unsern Augen zu entwickeln. Ein lebenswürdiges Mädchen, auf dem Punkte, mit dem Geliebten ihres Herzens sich zu vermählen, wird dessen beraubt durch die Hand eines unbekanntem Mörders, der aber, weit entfernt, die Frucht seiner Schandthat zu ernten, durch eine jener seltsamen Verkettungen von Umständen, bey denen sich die Einwirkung der Füllebung nicht verkennen läßt, sich um alle jene Hoffnungen betrogen sieht, denen er den Frieden seines Innern zum Opfer brachte, und zuletzt auf eine zwar gräßliche Art, doch zum Theile geläutert durch das Feuerbad der Reue und ausgeföhnt mit seinen Umgebungen, unter der Last seines Verbrechens mit nicht hoffnungslosem Blicke nach oben ganz erliegt.

Referent vermag den Gehalt der vorliegenden Novelle nicht besser zu bezeichnen, als wenn er die Eigenschaften, die ein bekannter italienischer Kunsttrichter von einer Novelle fordert, in möglichst treuer Übertragung hieher setzt, und versichert, daß fast alle sich mehr oder minder in Straube's „Gutenstein“ vorfinden: „Der Dichter darf in dieser Dichtungsart keinen zu hohen Schwung nehmen; der Styl sey ungekünstelt; Einfachheit und Naturgemäßheit charakterisire die Bilder; die Betrachtungen würze reizende Anmuth; die Nebenumstände der Handlung seyen zweckmäßig und mit stäter

Beziehung auf die Tendenz des Ganzen unter sich verkettert. Auch muß in der Novelle jede unnöthige Weitschweifigkeit vermieden werden, denn sonst würde sie langweilen; aber eben so auch eine zu schroffe Kürze, indem eine solche der nöthigen Entfaltung des Gegenstandes und der wesentlichen Grazie der Erzählung nicht besonders zusagen dürfte.“

Daß bey so vielen Vorzügen diese anziehende Novelle nicht auch ihre Schatten-
seiten haben sollte, ist kaum zu denken. Referent rechnet hiezu: einige zu grelle Ein-
ten und mitunter Unwahrscheinlichkeiten in den Charakteren Sonderberg's und O-
brandi's; die Scene mit dem Leichname des Gemordeten im Sommerhäuschen, die
denn doch wohl gar zu gräßlich ist, und in Hrn. Straube einen übergroßen Ver-
ehrer Victor Hugo's nicht verkennen läßt; ferner die unverkennbare Vorliebe des
Verfassers für Fremdwörter, die so leicht mit vaterländischen von gleichem Gehalte sich
hätten vertauschen lassen, z. B. Constatirung des Factums, Asthma, die Route, prognos-
ticiren, eine Ara u. dgl.; so wie einige unedle Ausdrücke, wie z. B. wenn eine Stunde
Umwandlungen in ihrem Schoße ausheckt, wenn ein Hauptmann vor Freude
johlt u. dgl. So war es Referenten auch unangenehm, daß die Hauptheldinn der
Novelle fast nie spricht, sondern nur lispelt oder seufzt, daß die Männer
meistens murmeln, brummen, krächzen, stöhnen u. s. w.

Doch wo Mehreres glänzt in der Dichtung, soll's mich nicht ärgern,
Wenige Flecken zu seh'n, die theils Sorglosigkeit ausgoß,
Theils die menschliche Schwäche nicht ganz verhütete —

Und wie Vieles in dieser Novelle glänze, davon mögen sich die verehrten Les-
er unseres Blattes selbst überzeugen. Wir wünschen nur, daß uns der Verfasser recht
bald wieder mit einer ähnlichen gelungenen Spende erfreuen möge. F. v. F.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 20. October zum ersten Male: „Erziehung macht den Menschen.“ Lustspiel in
drey Aufzügen von N y r e n h o f f.

Die Formen dieses uralten, seinerzeit ohne Zweifel mit vielem Beyfalle aufgenommenen
Lustspiels entsprechen zwar unserem Geschmacke nachgerade nicht mehr ganz;
allein es spricht sich dessen ungeachtet eine gewisse Bühnenkenntniß und eine frische
Ader gesunden Scherzes darin aus, die ihre Wirkung nicht so leicht verfehlen. Es wäre
interessant, eine Parallele zwischen jenen Erstlingsarbeiten der älteren Lustspieldichter
und den Erzeugnissen der modernen Autoren zu ziehen, in denen ein plumper Materia-
lismus, das leidige Ergebnis unserer Tage, sich mehr und mehr breit macht. Doch das
Facit dürfte vielleicht minder wünschenswerth ausfallen und darum sey diese Erörter-
ung lieber unterlassen; soviel ist indessen nicht zu verkennen, daß die Charaktere und
Situationen in der N y r e n h o f f'schen Piece mit einer Sicherheit und Folgerichtigkeit
hervortreten, die immer seltener zu werden anfängt; insbesondere sind die Figuren der
Cantorswitwe und des Becken recht gut gehalten und auch von dem besten Effect; bey
dem Bauernmädchen scheint die Farbengebung wohl etwas zu stark, doch liegt dieß viele-
leicht in der Bearbeitung, was wir nicht zu beurtheilen vermögen, da uns das Origina-
l (wenn wir uns recht entsinnen, heißt es ursprünglich „die Milchschwestern“) nicht
mehr genau erinnerlich ist. Übrigens wurde das Lustspiel sehr beyfällig aufgenommen
und erheiterte das Publicum zusehends; die gute Darstellung verdient hiebei alle An-
erkennung, besonders wenn erwogen wird, daß das Conversationsstück hierorts mit
den schwierigsten Vergleichen zu kämpfen hat. Frau von Holtei und Mad. Pann
hatten die weiblichen Hauptrollen und machten sich auf die entsprechendste Weise be-
merkbar, erstere durch ihre drollige Naivetät, letztere durch ein besonnenes, gemäßigt-
es Spiel, das sich von der Lust zu declamiren ziemlich frey hielt. Unter den Männern
erntete Hr. Kott den meisten Beyfall; doch entging er auch den H. von Holtei,
Kändler und Wagner nicht. Ersterer hätte jedoch etwas mehr Wärme zeigen dür-
fen, zumal in den Scenen der Bewerbung, wo der geschätzte Darsteller doch wohl zu
wenig Theilnahme an den Tag legte. Frau von Holtei wurde im Verlaufe der Dar-
stellung, nach dem Fallen des Vorhanges alle Mitwirkenden gerufen.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 27. October 1835.

129

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ueber die Dichterkrönungen in Deutschland.

(S c h l u ß.)

Nach Ulrich von Hutten dürfte der glückliche Elegiendichter, Georg Sabinus, der nächste seyn, der in die Reihe der gekrönten Dichter trat. Sein Vater hieß Schuler, und diesen Namen führte auch sein Sohn Georg, bis er auf die hohe Schule zu Wittenberg kam, wo er auf Zureden seiner Freunde den Familienamen Schuler in Sabinus veränderte. Schon in seinem zwanzigsten Jahre *) schrieb er sein Gedicht: „Res gestae Caesarum germanicorum,“ das ihm nicht nur die Achtung der Gelehrten, sondern auch der Fürsten gewann **). Als Sabinus nach Venedig kam, wußte er sich durch seine vielumfassenden Kenntnisse, seinen hellen Verstand, und seine rege Phantasie dem Kammerherrn Lucas Pomphilus so vortheilhaft zu empfehlen, daß dieser ihn dem Erzbischof von Brundis, Hieronymus Alexander, als einen jungen Mann von den schönsten Hoffnungen vorstellte. Alexander, der von den Päpsten Leo X., und Element VII. das Recht der Dichterkrönung erhielt, bekam bald von den Talenten und bereits geleisteten Proben des Sabinus eine hohe Meinung, und hat sie auf eine ehrenvolle Art beurkundet, indem er ihm den Lorbeerkrantz aufsetzte und ihn zugleich zum Pfalz- und Reichshofgrafen ernannt. Da aber bey Ertheilung der letzteren Würde die kaiserliche Bestimmung nöthig war, so wurde sie von Kaiser Carl V. bestätigt, zu dem Sabinus den Churfürsten von Brandenburg, Albrecht, begleitet hatte.

Gleichzeitig mit Sabinus erhielt Joh. Stigelius, der Busenfreund des ihm an Jahren weit vorgerückten Dichters Coban Hesse, von Kaiser Carl V. den Dichterkrantz. Viel versprach sich Hesse, als er das erste Mal

*) Hoc opus exegi florentibus integer annis,
Bis duo cum natus lustra Sabinus eram.

Sabin. Poëmat.

**) Scripto illo edito nomen eius et virtus incalescere cepit: non solum apud doctos quosque, sed apud principes etiam viros, qui ingeniis favebant.

Melch. Adami Vitae germ. philos. etc. p. 224.

mit Stigelius zusammenkam, und wie glänzend entsprach dieser seinen Erwartungen! In der Menge der Dichter, deren Werke von ihrer Zeit weit überschätzt wurden, macht er eine rühmliche Ausnahme und gewiß, wer immer die schönen Leistungen des 16. Jahrhunderts seiner Aufmerksamkeit würdigt, der wird auch den Namen des Stigelius mit Achtung nennen. Aber während seine dichterischen Schöpfungen ganz Deutschland mit Bewunderung erfüllten, hatte der Dichter selbst mit drückendem Mangel zu kämpfen *). Unsterblichkeit verheißten ihm die Musen, und die Welt ließ ihn darben! Dennoch erkaltete sein Feuereifer für die Dichtkunst nicht, denn ihn erhob der Gedanke, daß er im Gedächtniß der Nachwelt fortleben werde.

An Stigelius reiht sich der durch die unglücklichen Schicksale seines Lebens lebhaft bedauerte Nicodem. Frischlin**), der so entschieden zum Dichter geboren war, daß er an seine lesenswürdigen Gedichte nur äußerst selten die Feile anzulegen brauchte. Kaiser Rudolph II., dem er sein Lustspiel: „Rebecca“ präsentierte, fand dieses Gedicht so schön, daß er ihm nicht nur den Lorbeerkranz mit eigener Hand aufsetzte, sondern ihm auch die Würde eines Reichshofgrafen mit dem adeligen Wappen ertheilte. Unstreitig war Frischlin eine der denkwürdigsten Erscheinungen des 16. Jahrhunderts. Er besaß einen vielseitig gebildeten Geist, gründliche Kenntniß der alten und neuen Sprachen, und hinreißende Beredsamkeit. Hätte er mit diesen seltenen Vorzügen auch Lebensflugheit verbunden, er hätte sich kein so trauriges Ende bereitet, und seiner Zeit die Thränen erspart, die sie bey seinem frühzeitigen Tode vergoß.

Eigentlich war in der Zeit der herrlich neuaufgeblühten Literatur der Griechen und Römer der Lorbeerkranz nur den lateinischen Dichtern zugehört; doch wurde er auch später dem Schöpfer einer neuen Epoche deutscher Dichtkunst, Martin Opitz, aus der gelehrten Verbrüderung „der Palmenorden, oder die fruchtbringende Gesellschaft“ genannt, im J. 1624 von Kaiser Ferdinand I. sammt der Erhebung in den Adelsstand mit dem Prädicate von Bobersfeld, bloß aus der Rücksicht ertheilt, weil sein glückliches Genie der deutschen Poesie ein Originalgepräge und classische Vollkommenheit gab, die ihm mit großem Rechte den Namen eines Vaters und Wiederherstellers deutscher Dichtkunst erwarb.

Die Vorliebe, welche Maximilian I. für die Dichtkunst hatte, erzeugte ein Heer von Dichtern***). Alle strebten nach der Auszeichnung, gekrönte Dich-

*) Bis denos doceo juvenilia publicus annos
Pectora, et hinc nullas condo professor opes.
Adde quod exiguum, quod gratia plumea reddit;
Et sine pane mihi luditur iste labor!

Stigeli Poëm.

**) Frischlin fürchtete sich wegen eines begangenen Ehebruchs von Tübingen nach Mainz. Kämpfend mit der drückendsten Armuth wendete er sich an den Herzog von Württemberg um eine Unterstützung, die jedoch nicht erfolgte, und den Dichter in einen Zorn versetzte, daß er mit aller Heftigkeit seines gereizten Gemüthes gegen diejenigen schrieb, die nach seiner Meinung die Schuld seiner Verbannung trugen. Der Herzog ließ ihn mit verbundenen Augen auf das alte Schloß zu Aurach bringen, und dort gefangen setzen. Da er um seine Loslassung vergeblich bat, dachte er auf eine gefahrvolle Rettung. Er zerschnitt die Überzüge seines Bettes, knüpfte die Streifen zusammen, und ließ sich aus dem Kerker herab; allein die Binde brach, und Frischlin fiel auf einen Felsen, an welchem sein Körper zerschmetterte.

***) Paul Hackenberg: Jus Germaniae mediae. Dissert. 6. n. 8.

ter zu heißen. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Stiftung des poetischen Collegiums die schönsten Resultate zur Folge gehabt hätte, wenn bey der Beurtheilung der Preiswerke die strengste Parteylosigkeit gehandhabt worden wäre. Allein genöthigt auf dringendere Bedürfnisse und Angelegenheiten ihr Augenmerk zu richten, überließen die Kaiser das Recht der Dichterkrönung unbedingt den Reichshofgrafen, das ihnen bisher nur unter gewissen Beschränkungen eingeräumt war, und nun war es allerdings nicht unmöglich, die im parteylosen Wettstreite oft vergebens gesuchte Lorbeerkrone auf dem Schleichwege der Bestechung zu erlangen.

Es ist zwar wahr, daß in der Ausübung des übertragenen Kampfrichteramtes die Hauptbedingung enthalten war, nur Jenen den poetischen Kranz zu ertheilen, die nach dem Urtheile von drey prüfenden Männern dessen würdig befunden wurden. Allein der Geist dieser Strenge war nach und nach gänzlich verschwunden, und je mehr er sich verlor, desto größer wurde die Zahl der Dichter, die ihr Haupt mit dem Lorbeerzweige geschmückt zu sehen wünschten, desto größer die Menge der damit Geschmückten. Man unterließ nicht, diesen Mißbrauch mit den bittersten Satyren anzugreifen*); — allein was halfen alle Angriffe? — Der apollische Lorbeer hatte zu lockende Reize für die Eitelkeit, und entfaltete sein grünendes Laub, um auch das Haupt der Ungeweihten zu beschatten.

Es wäre gewiß ermüdend, die Legion der von solchen Kampfrichtern gekrönten Dichter hier namentlich aufzuführen; aber interessant bleibt es, zu wissen, mit welcher Ceremonie der Dichterkranz noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Straßburg ertheilt wurde.

Georg Obrecht**), berühmter Professor der Rechte an der Universität zu Straßburg, von Kaiser Ferdinand II. zum Reichshofgrafen ernannt, ertheilte als solcher dem kaum dem Namen nach bekannten Dichter, Johann Crusius***), den Lorbeerkranz. Die Ceremonie wurde mit feyerlicher Formlichkeit angekündigt, und ein großsprechendes Programm lud alle Corporationen der Stadt dazu ein. Nachdem alle Autoritäten versammelt waren, las ein Notar das kaiserliche Patent vor, durch welches Obrecht ermächtigt ward, Dichter zu krönen, dann ein zweytes, das die Verbindlichkeiten enthielt, deren Erfüllung der Candidat mit einem feyerlichen Eide geloben mußte. Es wurden ihm folgende Puncte zur heiligsten Pflicht gemacht: unverlegbare Treue dem Kaiser und seinen Nachfolgern zu leisten, den Titel eines gekrönten Dichters nie durch Schmähungen oder Lügen zu entehren, sich von allen satyrischen Ausfällen zu enthalten, und überhaupt alles zu thun, was eines Kai-

*) Vossius: De art. poet. nat. cap. 10. p. 58.

**) Dieser Rechtsgelehrte wurde zu Straßburg den 25. März 1547 geboren, wo sein Vater Thomas Stadtsyndicus war. Er war eben in Paris, als die bekannte Bluthochzeit Mord und Schrecken um sich her verbreitete, in welcher er zwar sein Leben rettete, aber seine ganze kostbare Bibliothek verlor. Diese und andere Unglücksfälle, welche ihn bey seiner Zurückkunft in seiner Vaterstadt trafen, brachten ihn zu dem Entschlusse, Kriegsdienste zu nehmen. Bald aber verließ er dieselben, ging nach Basel, wo er die Doctorwürde erhielt und dann nach Straßburg zurückkehrte. Nachdem er als Rector der dortigen Universität und als Stadtrath sich große Verdienste gesammelt hatte, wurde er am 19. November 1609 von Kaiser Rudolph in den Adelsstand erhoben, und zum Reichshofgrafen ernannt. Er starb im Jahre 1612 am 7. Juny.

***) Er schrieb: Epigrammata, Drammata de Croeso, Helidoro u. a. m. Seine Celebrität als Dichter ist längst verschwunden.

ferlichen Dichters, der Wahrheit, Loyalität und deutschen Biederfinn sich eigen machen soll, würdig ist.

Nachdem Crusius die Beobachtung aller dieser Artikel auf das Evangelium mit den Schlussworten: „so möge Gott mir helfen“ (Sic me Deus adjuvet) geschworen hatte, wurde ihm von dem Reichshofgrafen ein Lorbeerkranz auf das Haupt gesetzt, und ein goldener Ring an den Finger gesteckt, indem der Reichshofgraf Folgendes zu ihm sprach: „Johann Crusius, wir krönen, schmücken und belohnen dich mit diesem Kranze; wir erklären, rufen, machen und erheben dich zu einem gekrönten Dichter; wir schmücken dich mit diesem goldenen Ringe, und verleihen dir durch diese Handlung alle Rechte und Titel, welche der Dichterpürde eigen sind.“

Im J. 1621 bestätigte Kaiser Ferdinand II. die Privilegien der Straßburger Universität, Dichter zu krönen. Bald darauf traten drey Musensohne mit ihren Liedern vor die Schranken. Ihre Arbeiten wurden der philosophischen Facultät zur Prüfung zugesickt, die, seltsam genug! alle drey des Lorbeerkranzes würdig erkannte. Dieser mit großer Feyerlichkeit eröffnete Tag wurde mit einem Vocal- und Instrumentalconcert beendigt. In einer feyerlichen Rede, welche der Syndicus der Universität hielt, setzte derselbe die Anwendung der Philosophie in der Dichtkunst aus einander. Sogleich, wie er seine Rede geschlossen hatte, traten die drey Candidaten vor, und begannen ihren Wettstreit. Sie declamirten verschiedene ihrer poetischen Compositionen, und mußten mehrere Fragen beantworten, die ihnen aus dem Gebiete der Dichtkunst vorgelegt wurden. Dann nahm der Decan das Wort, und, nachdem er den drey jungen Athleten Glück gewünscht hatte, beklagte er sich bitter darüber, daß der Lorbeer, der sonst nur die Pferde der Cäsaren und Triumphatoren war, jetzt auch die Stirne der mittelmäßigsten Dichter schmücke; dieses sey jedoch keineswegs auf die Universität zu Straßburg zu beziehen, welche sich einem solchen Vorwurfe nie aussetzen würde. Bevor aber die Candidaten den Dichterkranz erhielten, mußten sie in die Hände des Kanzlers schwören: 1. Daß sie die Privilegien der Universität vertheidigen, und aufrecht erhalten wollen. 2. Daß sie den poetischen Lorbeerkranz von keiner andern Universität noch von einem andern Reichshofgrafen erhalten wollen. 3. Daß in allen ihren Gedichten sie die Verherrlichung Gottes und die Ehre des Kaisers sich zum Gegenstande wählen, und alles daraus verbannen werden, was den guten Namen der Andern kränken könnte, und daß ihr Benehmen für die Zukunft für den Ruhm der Wissenschaft und der Universität makellos bleiben soll.

Hätte das Zeitalter Friedrich's und Maximilian's nicht aufgehört, wäre auch die Dichtkunst nicht ohne Pflege geblieben, und Valerianus und Heinsius wären nie auf den Einfall gekommen, über das Glend der Dichter Jeremiaden zu schreiben *). Gar sinnreich sang daher ein Dichter:

Als noch ein glücklicher Himmel beschien die heiligen Sänger,
Und die Achtung des Volks Dichter und Dichtung genoss;
Tranken sie lieblichen Wein die muthigen Söhne der Muse,
Labende Wein', und ein Kranz war der Begeisterten Lohn.
Kalttes Wasser anjezt wird ihnen gereicht; wer staunte,
Wenn, nur vom Wasser genährt, kalt der Gesang nun entströmt.

*) Oratio auspicalis de certamine et praemio poetarum a Petro Jaenichio. (Inter Meletem. T. III. p. 307.

M a n n e s h e i m f e h r .

(Sonett.)

Wie war ich einst von Sehnsucht heimgetragen,
Wie wünscht' ich mir vom Vogelzug die Schnelle,
So oft ich nach des Vaterhauses Schwelle
Heimkehrte in den gold'nen Jünglingstagen!

Der Jugendhimmel war mir aufgeschlagen,
Und all' sein Glanz umfloss mich zauberhelle,
Wenn in der Eltern Freudenthränenquelle
Die Perlen ihrer Liebesgröße lagen.

Doch — was mir jetzt im Mannesherzen flammet,
Die Sehnsucht ist's, die feuriger noch brennet,
Die einem höh'ren Himmel noch entflammet.

O, sag' es, Lippe, was ich jetzt empfinde!
O, sag' es laut, daß der sich selig nennet,
Der liebend heimwärts eilt zu Weib und Kinde.

E. N. Kastenbrunner.

Über Littrow's Werk:

„Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems.“
(Von Friedrich Wähner.)

Unter die erfreulichsten Ergebnisse der österreichischen, insbesondere der Wiener Literatur, ist das Aufblühen der mathematischen Wissenschaften zu rechnen. Eine neue Epoche hat in ihnen unverkennbar begonnen, und selbst die fernstehenden, die flüchtigen Beobachter dürfen sagen, indem sie ein bekanntes Wort von Goethe mit Einschränkung anwenden, daß sie dabei gewesen sind. Wer da weiß, wie es sich mit jenem Zweige der Erkenntniß etwa vor zwei Decennien hier im Allgemeinen verhielt, abgesehen von einzelnen, verdienstlichen Bemühungen, und damit den gegenwärtigen Nachwuchs vergleicht, der wird gesehen müssen, und wäre er auch ein Mißwollender, daß frischkräftiger Saft alle Gefäße des dahin gehörigen Lebens durchdringt. Die Gründung der polytechnischen Schule, eine unschätzbare Wohlthat, welche den erwachten Bedürfnissen der Hauptstadt des Reichs in der rechten Stunde entgegenkam, hat zu diesem glücklichen Umschwunge wesentlich mitgewirkt. In dem Kreise der vorzüglichen Männer, von denen die erhöhte Pflege mathematischer Kenntnisse zunächst ausgegangen ist, gebührt unwidersprechlich Hrn. Littrow als Director der hiesigen Sternwarte ein Hauptplatz. Seine sorgfältigen, umfassenden, tiefgreifenden Beobachtungen, seit einer Reihe von Jahren im Geiste wissenschaftlicher Methode fortgesetzt, bereichert durch eigenthümliche Blicke und Combinationen, und in öffentlichen Berichten niedergelegt, haben ihm unter den Astronomen des Auslandes einen ausgezeichneten Namen erworben, dessen Klang die kritischen Blätter gar bald für die Aufmerksamen bis nach Oesterreich verbreiteten, der vielleicht in Böhmen, dem Geburtslande Littrow's, noch lebhafter wiedertönt. Die erweiterten Ansichten, die neuen, vervollkommeneten Verfahrungsweisen der ersten Astronomen unserer Zeit trug eben derselbe daneben in einem rein theoretischen Werke vor, welches die Bestimmung zu haben scheint, zwischen einleitenden Elementen und den feinsten Entwicklungen des Systems treffend die Mitte zu halten, um so von jenen zu dem Studium der letztern hinüberzuführen. Auf dem Gebiete der Dioptrik fanden sich seit geraumer Zeit manche unangebaute Strecken vor, die hinter den vielfältigen, außerordentlichen Verbesserungen der Instrumente und anderer Hülfsmittel merklich zurückstanden; Littrow hat dieses Mißverhältniß durch eine neue Bearbeitung des lange versäumten Gegenstandes glücklich gehoben und ihm eine den Forderungen unserer Tage entsprechende Gestalt verliehen. Was die Meister der Wissenschaft leisten, kann und soll überall nur von den Meistern gewürdigt werden; es

versteht sich daher von selbst, daß jene Verdienste hier lediglich nach ihrem historisch-literarischen Interesse berührt werden, so weit sie in einem Unterhaltungsblatte, nach Maßgabe ihres nationalen Gewichts, der Öffentlichkeit mit vollem Rechte angehören, weshalb es hinreicht, aus mehreren Schriften die bedeutendsten namentlich hervorgehoben zu haben. Denn unser Astronom verschmäht es nicht, gelegentlich von den Höhen seiner Wissenschaft herabzusteigen und in populären Mittheilungen sich der Fassungskraft des größern Publicums anzuschmiegen, mit welchem ausnehmenden Erfolge, wissen die Leser dieser Zeitschrift aus seinen Beiträgen besser, als Ref. es ihnen sagen kann. Daher dürfte eine Anzeige des oben besagten Werkes bey ihnen um so mehr eine geneigte Aufnahme finden, auch wohl einige Ausführlichkeit von ihrer Nachsicht entschuldigt werden, in Betracht der Dankbarkeit und Achtung, welche ihnen der Verfasser durch seine genussreichen Darstellungen eingestößt hat. So vergeihen sie vielleicht auch einige Worte über das zunehmende Studium der populären Astronomie in Norddeutschland, da gegenwärtiger Bericht durchaus keine Recension seyn will, mithin einen freyern Ton nicht nur verträgt, sondern auch fordert. Episoden sind ja jetzt überall an der Tagesordnung; warum sollten sie der Journalistik, die größtentheils von ihnen lebt, übel anstehen? Sehr viel haben in Norddeutschland an mehreren Orten, selbst in den kleinern Städten, die öffentlichen Vorträgen zur Aufnahme der populären Astronomie beygetragen; sie werden von Theilnehmern verschiedenen Alters und Geschlechts besucht, wodurch sie den Reiz einer geistigen Geselligkeit gewinnen, der häufig den Nutzen und das Vergnügen einer gegenseitigen Unterrichtsmethode gewähren mag; einige Störungen der Aufmerksamkeit sind freylich bey einem solchen Concourse der astronomischen Wissbegierde unvermeidlich. Einzelne Privatmänner legen sich kleine Observatorien an, mancher betreibt das Geschäft der Beobachtung so ernstlich, so geschickt, daß er im Stande ist, der Wissenschaft gefällige Dienste zu erweisen. Auch Schiller, dem nichts Großes fremd blieb, fühlte sich zur Beobachtung des Himmels hingezogen, wie Goeth's Worte andeuten, wenn er von ihm sagt:

Da schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegenkam.

Sogar unter dem schlichten Bürgerstande gibt es eifrige Liebhaber der populären Sternkunde; einer unter ihnen, trägt die Erinnerung nicht, führt den Namen des Vogels der Minerva, was für die gründliche Reizung des achtbaren Dilettanten in der That ein günstiges Auspicium heißen kann. Die Damen verfolgen daselbe Studium häufig mit einer Vorliebe, einer Anstrengung, die in Erfahrenen sehen, nicht etwa ausnahmsweise, in einzelnen Beyspielen, sondern in zahlreicher Verbindung, gleichsam traubenweise. Eingeweihte sagen, es sey gar nichts Selteneres, in ihren Gesellschaftszimmern neben einem Theeapparat einen Himmelsglobus zu erblicken. Die Unterhaltung dreht sich dort eben so gern und häufig um die Planeten-, Fixstern- und Kometenwelt, wie in Wien um das Schauspiel-, Musik- und Reunionswesen. Manche Männer sehen sich mit Verdruß und nicht ohne Neid von der Kennerchaft der astronomischen Damen überflügelt. Dergleichen Unglückliche suchen dann boshafterweise deren Fortschritte zu verkleinern, wohl gar unverschämt zu läugnen, weil sie unfähig sind, dagegen Stand zu halten. Sie erfreuen sich unter andern zu behaupten, daß mehrere von den neuen Jüngerinnen ihre Wohnung schwerlich unter dem Sternenzelt würden aufgeschlagen haben, hätten sie für ihre liebsten Wünsche auf Erden ein Betvedere gefunden; daß sie die aufgehenden Sterne ungleich schärfer beobachteten, als die untergehenden; daß sie sich mehr um die glänzenden Täuschungen des Scheins als um die wirkliche Ordnung des Weltgebäudes bekümmern; daß endlich einige, besonders die stillen, in sich gekehrten Seelen, unter dem Vorwande der Astronomie die verhänglichste Astrologie treiben, heimlicher zwar als Wallenstein und Seni in ihrem astrologischen Thurme, dafür aber auch um Vieles willkürlicher. Da es frevelhaft wäre, so rohe Lästerungen, die sich als solche hinlänglich selbst verrathen und richten, im Mindesten widerlegen zu wollen, so mag es bey vorstehender Probe sein Bewenden haben, obwohl sie unter den circulirenden Verleumdungen noch eine der schwächsten ist.

Alles Löbliche jedoch, was in Norddeutschland zusammengekommen von dem andern Geschlecht zu Ehren der Astronomie geschieht, hat kürzlich eine einzige Engländerinn fast bis zum Unglaublichen übertroffen; Marie Somerville heißt das Wunderwesen, Verfasserinn eines Lehrbuches über die Mechanik des Himmels (Mechanism of Heavens),

worin sie sich dem Vorgange des französischen Newton, Laplace, bis auf eine wohlüberlegte Entfernung anzunähern sucht, die höhern Rechnungskünste mit überraschender Fertigkeit entwickelt, eine seltene Bekanntschaft mit den Schriften und Sprachen des Alterthums darlegt, nach Versicherung der Berliner Jahrbücher, auch in einem Style, der des erhabenen Gegenstandes würdig seyn soll. Unter den Schriftstellerinnen ist sie jetzt unstreitig die erste Merkwürdigkeit, wenn man nicht vielmehr sagen muß, ein Meteor, das in seiner Art jede Vergleichung ausschließt und auf das weibliche Geschlecht den Ruhm einer geistigen Ausbildung zurückstrahlt, welcher bisher als das untheilbare Vorrecht der Männer betrachtet wurde. Das heißt Eroberungen machen für die Ewigkeit. Wie gering erscheint neben dieser Britin die sonst vielgepriesene Emilie du Chatelet, von einem großen Könige sogar die Göttliche genannt! *Voltaire*, ihr munterer Hausphilosoph, mag zu der gekrönten Preisschrift, welche sie als Physikerin über das Feuer abgefaßt hat, die Kohlen herbeigetragen haben. *Marie Somerville* scheint unversehrter zu seyn, vermuthlich hat sie sich bey ihren Auszügen in die Unendlichkeit mit dem Firmament weit inniger verbunden, als ehedem der Doge von Venedig in seinem Bräutigamschiffe, dem *Bucentaur*, mit dem adriatischen Meere. Griechische Astronomen haben das Haupthaar der *Venerice* unter die Sterne verfehrt, sind die englischen nicht ganz gefühllos, so muß *Marie Somerville* nächstens einen Platz am Himmel einnehmen. Auf *Caroline Herschel* dürften die Engländer und Deutschen ungefähr gleiche Rechte haben; es ist jedoch nicht rathsam, über den Nachlaß ihres sibirischen Namens einen trojanischen Krieg anzufangen. — Bis hieher und nicht weiter soll, wenn das Glück gut ist, die Anzeige für die Leserinnen reichen; die meisten werden indessen schon früher Halt gemacht haben und so von der astronomischen Geschichte ihres Geschlechts wenig oder nichts erfahren. Denjenigen Lesern aber, welche immer und überall bloß Unterhaltung suchen, selbst in den solidesten Artikeln — die Welt will sich leider nicht mehr belehren lassen — ruft die tödtende Langeweise parodirend zu:

Wohlan, ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,
Wer weiter ließt, der sey bereit zu sterben.
(Der Schluß folgt.)

R. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 20. October zum ersten Male: „Die Tochter des Geizigen.“ Schauspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen des *Bayard* von *F. A. von Kurländer*.

Obwohl das vorstehende Stück, seinem Inhalte wie seinem Werthe nach, bereits bey seiner ersten Erscheinung in Paris in diesen Blättern (Nr. 47 d. J.) besprochen worden ist, so wollen wir doch von unserer bisherigen Ordnung keine Ausnahme machen und den Inhalt in der Kürze wiederholen: Der alte *Grandet*, ein Geizhals von der massivsten Art, der mit seiner Tochter *Eugenie* und einer betagten Haushälterin auf seinem Landhause bey *Blais* lebt, empfängt den Besuch seines Neffen *Adolphe*, der ihm zur Beglaubigung einen Brief seines Vaters, der Bankier in Paris ist, überbringt. Dieser Brief, dessen Inhalt *Adolphe* nicht kennt, fällt der Tochter *Grandet's*, *Eugenie*, in die Hände, welche daraus erfieht, daß der Bruder ihrer vielgeliebten Mutter, durch unglückliche Speculationen ruiniert, auf dem Puncte steht, zwischen öffentlicher Schande oder Selbstmord wählen zu müssen, und daß nur ein Vorschuß von 300,000 Franken von *Grandet* ihn retten könne. Flehentlich bittet sie ihren Vater, der Ehre der Familie das verlangte Opfer zu bringen; allein der hartherzige Millionär bleibt unerbittlich. Da greift *Eugenie* zu einem verzweifelten Mittel; durch einen Zufall von dem Orte unterrichtet, wo ihr Vater seine Reichthümer aufgehäuft, entwendet sie aus dieser verborgenen Schatzkammer ihr daselbst bewahrtes Erbtheil in Geld und Juwelen, und überschießt es durch den Sohn des Notars *Menard*, *Philipp*, der gerade reisefertig ist in Geschäften ihres Vaters an den bedrängten Oheim in Paris. Bald entdeckt *Grandet* den Raub; natürlich tobt und raset er wie ein Verzweifelter, obwohl er anfangs *Adolphe*, der mittlerweile den Inhalt des Briefes erfahren hatte und auf *Grandet's* eigenem Pferde nach Paris geflogen ist, für den Dieb hält. Seine Wuth verdoppelt sich indes, als *Eugenie* ihre That gesteht, für welche der Vater den Fluch auf ihr Haupt herabrufft. *Menard* findet endlich das Mittel, den Rasenden zu besänftigen, indem er ihm begreiflich macht, daß *Eugenie's* Erbtheil größer sey als die entwendete Summe, *Grandet* aber der nächstens volljährigen Tochter über die Ver-

waltung ihres mütterlichen Vermögens Rechnung abzulegen habe, es sich also für den Augenblick um nichts Wesentlicheres als um einen Schwiegersohn handle, der auf solche Rechnungslegung verzichte. Dieser vermittelnde Eudam soll, nach Menard's Berechnung, sein eigener Sohn Philipp seyn, allein der indessen zurückgekehrte Adolph, der schon früher Eugeniens Reizung gewonnen hatte, paßt besser in Hrn. Grandet's Plan, und eine fröhliche Heirath der jungen Leute macht der Geschichte mit dem Diebstahl und — dem Stücke ein Ende.

Was den äußern Theatereffect betrifft, so läßt sich nicht läugnen, daß das heutige Stück die meisten Erzeugnisse der neufranzösischen Muse und selbst seinen unmittelbaren Vorgänger auf unserer Hofbühne, „das goldene Kreuz,“ überbiete. In der That fand es auch laut geäußerten Beyfall. Gleichwohl sind die Einwendungen, die sich dem Zuschauer, auch bey dem besten Willen sie zurückzuweisen, dabey aufdrängen, doppelter Natur; sie betreffen sowohl die dramatische Behandlung des Stoffes, als auch diesen Stoff selbst, nemlich die Wahl und Tendenz desselben. Was die erstere jener Einwendungen betrifft, so können wir uns mit der kurzen Bemerkung begnügen, daß das Material der Handlung uns keineswegs mit jenem Geschick in der Eintheilung verwendet scheint, durch welches die französischen Dramendichter sonst das Interesse ihrer Zuschauer zu fesseln, zu steigern und bis zur Katastrophe zu befriedigen wissen. Der erste Act ermüdet, da er nicht viel mehr als eine breite Introduction zur Handlung ist und weder durch seinen poetischen noch psychologischen Gehalt für diesen Mangel entschädigt; das Gleiche gilt von der letzten Hälfte des dritten Actes, wo alles, was nach der Fluchscene zwischen Grandet und Eugenie und der bereits angekündigten Versöhnung geschieht, als matt, erkältend und ungenügend erscheinen muß. Noch bedenklicher indessen als diese Mängel der äußeren Form, tritt uns das Unschöne des Stoffes selbst und seiner Tendenz entgegen. Den Geiz, wie andere moralische Gebrechen, lächerlich, ja verächtlich darzustellen, mag immerhin eine dankbare Aufgabe der Bühnenkunst seyn, und das französische Vorbild im „Avaro,“ so wie das englische im „Miser“ zeigt uns ziemlich deutlich, was damit zu machen und wie weit darin zu gehen sey. Hier aber sind jene Grenzen nach allen Seiten hin überschritten und Grandet erscheint uns, statt lächerlich oder verächtlich, geradezu abscheulich, widerlich. Die Bergliederung seines Seelenzustandes, wie sie Bayard vornimmt, gleicht jener „Reicheneröffnung des Lasters,“ die aufgehört hat ein belehrender oder erheiternder Proceß zu seyn. Hiezu kommt noch die dialectische Verwegenheit, mit welcher hier der Held des niedrigen Lasters seine Grundsätze zu vertreten strebt, und dergestalt nicht sowohl das Leben und Thun eines Geizigen abspiegelt (wie in den oben angeführten Vorbildern), sondern vielmehr ein System, eine Theorie des Geizes aufstellt, vor denen man nicht wohl anders als zurückschauern kann. Als eines der grellsten Capitel in diesem Systeme mag wohl jenes feilschende Abwägen der Liebe zwischen seinem Golde und seiner leiblichen Tochter gelten. — Der gewandte Übersetzer hat auch hier wiederum vieles gemildert und geebnet, was unserem deutschen Gefühle unübersteiglich gewesen wäre; eine so zartgedachte Vermittlung verdient jedenfalls unsern Dank und volle Anerkennung.

Unter den Darstellenden ragte Hr. La Roche als Grandet durch sein überaus wirksames, bis zum Schauer ergreifendes Spiel hervor. Wir würden die heutige Rolle für den Triumph seiner Darstellungskunst halten, wenn der Gegenstand der Aufgabe mit dem Verdienste der Leistung auf gleicher Höhe stände. Jedenfalls ist Hr. La Roche der Grund- und Stützfeiler dieser Vorstellung. — Anziehend, selbst bey den bedenklichen Momenten der Rolle, gab Mad. Fichtner die Eugenie, einen Charakter, der sehr viel Tact von Seiten der Darstellerinn voraussetzt. Die übrigen Rollen des Stückes treten nicht bedeutsam genug hervor, um die Darstellenden in große Unkosten zu setzen, doch kann ihre Besetzung durch die H. Fichtner (Adolph), W. Helmi (Menard), W. the (Philipp) und Mad. Koberwein (Manon) die gelungene Art verbürgen, in welcher das Stück seiner Totalwirkung nach gegeben wurde.

(Mit Nr. 43 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 29. October 1835.

130

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

D e r F r e y s c h ü ß e,
oder der 14. October 1582.

(Eine deutsche Sage.)

Kunz Werner und sein Weib.

Kunz Werner war ein junger, rüstiger Mann von stattlichem Ansehen. Er bewohnte seit beyläufig einem Jahre mit seinem wunderlieblichen jungen Weibe eine einsame Hütte bey dem Kleinen, in einem Walde gelegenen Dorfe Kiefahrn. Dieser ärmliche Aufenthalt stand in keinem Verhältnisse mit den früheren Glücksgütern Werner's. Er war vordem der Besitzer eines ansehnlichen Freyhofes gewesen, zu welchem stattliche Gebäude, Meierhöfe, Äcker, Teiche und Wiesen, ja selbst einige freye Waldungen in den Gebirgen gehörten. Aber das Unglück verfolgte den jungen Mann von dem Augenblicke an, als er in den Besitz seines Eigenthums getreten, und die Tochter eines ansehnlichen Schöffen der Nachbarschaft als seine Hausfrau heimgeführt hatte. Das Buch Hiob konnte der Leiden so viele nicht aussprechen, als sich über die beyden unglücklichen jungen Leute häuften. Feuer — Tod der Verwandten — Kriegsverheerung — Flucht aus der Heimat — Glend in der Fremde, folgten wie Blitz auf Blitz in einem gewitterschwangeren Jahre. So kam es, daß Werner auf seiner Rast nach langer Flucht aus seinem verheerten Vaterlande die letzten Schaupfennige und Denkmünzen hingeben mußte, um sich zu Kiefahrn eine kleine Hütte aufschlagen zu können. Er kaufte einen halben Morgen Ackergrund und fristete kümmerlich durch mühselige Tagesarbeit sein Leben. Abends genoß er den kargen Segen von seiner Hände Arbeit. Dabey war er jedoch noch immer voll edlen Stolzes. Seinen Nacken beugte kein Glend. Nur wenn ihm Verachtung über seine unverschuldete Armuth zu Theil wurde, da fuhr sein hochlodernder Geist in wilden Flammen empor, und er glaubte die Schranken seines Glendes mit Gewalt durchbrechen zu müssen. Die Folge solcher Augenblicke war ein bitterer Groll gegen sein Verhängniß. Zärtlich umfaßte ihn wohl seine M e c h t i l d e, suchte seinen Kummer zu beschwichtigen,

sprach von der Hoffnung auf bessere Tage, zeigte ihm, wie der kleine Garten sichtlich gedeihe, wie das Feld so stattlich stehe, wie in dem Gehöfte das Haus- und Federvieh sich bedeutend mehre. Werner legte dann meist das glühende Haupt in ihren Schooß; die zornentbrannten Augen hefteten sich ruhiger auf irgend einen unbestimmten Gegenstand und Mechtilde begann eine fromme Melodie anzustimmen. Werner entschlief gewöhnlich sanft während solcher Gesänge.

Die Ladung.

Da trat er eines Tages, das Antlitz von heißer Glut übergossen, in die Kammer. In seiner Hand hielt er ein hölzernes Täfelchen mit einer darauf eingeschnittenen Zahl. Mechtilde saß am Spinnrocken und mochte wohl eben Thränen vergossen haben. Sie erschrak, als sie ihren Gatten in diesem Zustande erblickte. Sie verstand ihn nicht, als er ihr mit wüthender Geberde das hölzerne Täfelchen vor die Augen hielt und höhnlachend ausrief: „„Treiber No. 50.““ Er stürzte in einen Lehnstuhl, ließ Haupt und Arme kraftlos sinken: „„Also Treiber! Trostknecht! Niedrigster Knecht! Halloh! durch Sumpf und Dorn! Geheht! Gejagt!““ Mechtilde, die ihn jetzt halb und halb errieth, bat ihn, sich zu ermannen. Es war vergebens. — Nach langem Flehen begann er zu erzählen, wie er geladen sey auf die Burg des Bannerherrn Grafen Eberhard von Dandermünde, dem er durch die Siedlung unterthänig sey zu Kiefahren, und wie ein großes Jagen ausgeschrieben sey auf viele Wochen, wo Herzoge, Fürsten, Markgrafen, Barone und Ritter der Nachbarschaft erscheinen würden mit Jagdgepränge und Falkonieren, und wie er dabey als Treiber hinaus müsse durch Stock und Dorn, durch Sumpf und Rohr, den Mißhandlungen des übermüthigen Gefolges ausgesetzt, und den Peitschen der Jäger. Da schwieg Mechtilde still; ihr Haupt senkte sich nieder; zwey große Thränen entfielen ihren Augen. Es war ein bitterer Augenblick des Schmerzes, der aber dann überging in die Besorgniß für ihren Gatten. Werner war jetzt durch zu vieles Glend mit sich selbst zerfallen. Nach banger Erstarrung rief er: „„Ich muß bald fort! Es ist hohe Zeit! Ich muß Folge leisten, sonst ist bey Widersegllichkeit noch der Kerker oder Gott weiß was! mein Loos.““ Er wollte ein Gewand nehmen, um sich besser zu kleiden, da fiel ihm die Art seines Geschäftes ein, und er warf das sammtene Wamms, welches er noch aus besserer Zeit im Schranke verwahrt hatte, zu Boden; er zertrat die Armbrust, die ihm eben unterkam, und erfaßte mit den Worten: „„dieß dem Treiber!““ einen zugeschnittenen Baumast, und warf ihn auf die Schulter. So trat er vor seine weinende Gattinn, küßte ihre heiße Stirne und schritt hinaus. Mechtilde sah ihm zitternd nach, meinte ihn zurückrufen zu müssen, vermochte es aber doch nicht. Bethend sank sie in den Schemmel vor einem Frauenbilde, bis ihre Seele Trost gewann.

Die Volzen.

Als Werner hinaustrat in's Freye, sah er, wie aus dem Dorfe Bauern, Knechte und Buben mit Stöcken und Knitteln bewaffnet in einzelnen Gruppen den Weg nach der Herrnburg dahinwollten. Er wollte sich dem Tross nicht anschließen, und nahm also durch den düstern Tannenwald, der hart am Dorfe begann, seinen Weg. Je mehr er sich in demselben vertiefte, desto peinigender trat ihm seine Schande und sein Unglück vor die Augen. Er vermochte

nicht, den Gedanken zu erfassen, daß er, ein ehemaliger reicher Freysasse, der selbst kleine Jagdbarkeit hielt, nun als Treiber dienen sollte. Während er nun den Fußpfad durch Windungen und Schluchten verfolgte, war ihm öfter, als ginge noch Jemand an seiner Seite, was er aber bald für seinen eigenen Schatten, bald für einen oder den andern alten, während des Gehens vorüberziehenden Baum hielt. Endlich schien es ihm aber doch ein Mann zu seyn, der hart an seiner linken Seite herging. Er dachte also, daß es einer der Bauern sey, der auch auf das Schloß müsse, und ging, ohne sich umzusehen, weiter.

„Warum so düster, Werner Kunz!“ Diese Anrede bekräftigte seine Meinung, daß es ein Nachbar sey. „Ich habe Ursache genug, es zu seyn!“ erwiderte er unwirsch, ohne den Fragenden weiter anzusehen.

„Was betrübt dich, Werner? Kann ich dir helfen, so rede!“

Darauf sah Kunz mit einem flüchtigen Blicke seinen Begleiter an. Es durchschauerte ihn einen Augenblick sonderbar, einen hoch gestalteten mageren Jäger mit einer großen Armbrust und einem Vorrath von Bolzen neben sich zu erblicken. In dunkelgrüner Farbe, mit roth ausgenähem Wamms, einer Hahnenfeder auf dem zugespitzten kurzgekrempten Hute, unter welchem röthliches Haar hervorstach, mit starkem Spitz- und Knebelbarte von gleicher Farbe über den Lippen, stand die Gestalt vor ihm. Das kluge Auge aber und der lächelnde Mund flößte Werner Vertrauen ein, und ihm war, als sey es ein alter Bekannter, den er schon irgendwo gesehen habe.

Da ihn der Fremde bey seinem Namen angeredet hatte, so schämte er sich, ihn nicht zu kennen. „Ich bin als Treiber in die Burg berufen, und muß Frohndienste leisten, ein niederer Knecht, und war doch einst so stolz, so glücklich! Ha, des Satans — —“

„Weiß schon! weiß schon!“ sprach der Grüne. „Sey kein Thor, Werner, und fördere deine Schritte! Sieh! so eben beginnt, wie ich weiß, das große Schießen in der Burg nach entfernten Zielen. Der beste Schütze wird dann Oberförster und Jagdaufführer. Da gibt es Geschenke von den Herzogen und Fürsten, daß dein kleiner Freyhof bald ersetzt seyn soll. Zudem liegt ein schönes Jagdhaus in dem Haag, da kannst du dann Forstmann werden und dich gültlich pflegen!“

„Recht gesagt, Freund Jäger! Ich treffe wohl meinen Bären auf fünfzehn Schritte, doch war ich mein ganzes Leben hindurch kein besonderer Schütze und fehlte stets mehr, als ich traf!“

„Hm!“ sprach der Jäger, „sollst da ein Treiber werden, und kann doch jeder der beste Jäger seyn, wenn er nur will! Ich war selbst einmal ein schlechter Schütz, und bin jetzt der beste, und ein reicher Mann!“

„Wer's vermöchte!“

„Du vermagst's um ganz geringen Preis. Ich selber hab' es mir erkaufte um eine Kleinigkeit!“ Bey diesen Worten nahm er die Armbrust von der Schulter und zog aus seiner Tasche Bolzen hervor; sie gaben fast unmerklich einen bläulichen Schein von sich.

„Sieh,“ sprach er, „dies sind die unfehlbaren Bolzen, allbekannt in der Jägerwelt und geschmiedet um Mitternacht. Sie treffen alle und keiner fehlt. Der Wille leitet den Schuß! — Holla! da fliegt ein Adler! Sieht ihn dein Auge? Nimm die Armbrust, schieß!“

Da warf Werner seinen Stock von dannen. Er hatte schon oft und

viel von den gefeyten Bolzen gehört und hastig griff er darnach. Darauf aber sagte er düster: „Freund Jäger! nimm deine Armbrust und deine schönen Bolzen wieder! Ich bin arm, ich habe nichts, was ich dir dafür bieten könnte!“

„Närchen! solche Dinge zahlt man nicht mit Gold! Es muß etwas seyn, das ein Räthsel ist, sich lösen muß, und mit der Lösung den Verkäufer zahlt. Du bist reicher, als du wähnst. Gib mir das, was du nicht weißt, daß du es hast! — Ich hab' es auch gegeben für die Bolzen, und es hat mich nicht gereut. Wie gekauft, so verkauft!“

Da senkte Werner nachdenkend sein Haupt: „Was ich unbewußt besitze? Hm! Was kümmern mich die Schätze, die todt unter den Niegeln und Mauern meiner Wände liegen? die sich mir vielleicht einst entdecken, wenn ein Waldstrom meine Hütte niederreißt?! — Bis ich die Wünschelruthe finde, die sie mir entdeckt, bin ich vielleicht ein Greis, der sie nicht mehr genießen kann! Topp! Freund Jäger! das, was ich nicht weiß, daß ich es habe — es ist dein!“

Da legte der Grüne seinen durren Finger an den verzogenen Mund: „Heut' ist,“ sprach er, „der 14. October 1572. Es gilt! — Von heute in zehn Jahren hol' ich's.“

Werner griff hastig nach den Bolzen.

„Du hast dich hier am Dorn geritzt, deine linke Hand blutet,“ sprach der Grüne. „Es fehlt an Dinte. Schreib mir's auf, was du versprochen!“

„Mit meinem Blute?“

„Es fehlt an Dinte, sag' ich dir, und meine Feder hab' ich bey der Hand!“

Da nahm er die Hahnenfeder von seinem Hute und reichte sie Werner.

Dieser zögerte, es war ihm ängstlich zu Muthe, doch Einen Blick auf die Bolzen, auf den reichen Jäger, auf den durchbohrten Adler, Einen Gedanken an sein so nahes Glück — und er beschrieb das ihm gebotene Blatt mit seinem Blute. — Darauf reichte ihm der sonderbare Jäger die Bolzen: „Sie gehen nicht aus,“ sprach er, „und jeder Schuß trifft nach deinem Willen!“ — Da nahm Werner die Bolzen, und ein leiser Donner rollte abseits hin über den Himmel nach Mitternacht. — „Fördere deine Schritte,“ sprach der Grüne, „das Schießen in der Burg beginnt!“

(Der Schluß folgt.)

Über Littrow's Werk:

„Die Wunder des Himmels, oder gemeinfächliche Darstellung des Weltsystems.“

(Schluß.)

Gehen wir jetzt zu einem kurzen Inhaltsverzeichnis des Buches über. Das Geles der Kritik lautet: Du sollst nicht das Gerippe einer Schrift geben, sondern ihren Geist vorzeigen. Als Nichtkritiker darf sich Ref. sehr wohl auf das Gerippe beschränken, des bessern Anblicks wegen wird er die Knochen mit einigen ausgesuchten Fleischtheilen überdecken, wie es die Alten machten, wenn sie den Göttern opferten, wogegen die Verehrer der Popularität unmöglich etwas Triftiges einwenden können, sobald sie die Sache reiflich überlegen, und was dem Bericht an Tiefe abgeht, auf die Länge rechnen, wie es in unendlich wichtigeren Angelegenheiten gebräuchlich ist. Die Einleitung beginnt mit einigen geistreichen Blicken über das Ganze der Wissenschaft und erklärt dann die ersten und nothwendigsten Begriffe. Sie sind für die astronomische Erkenntnis das selbe, was die Noten für die Musik sind. Kinder fangen auch wohl zu musiciren an, ehe sie die Noten gelernt haben; so werden vielleicht auch manche ungeduldige Leser jene Vorsecala überspringen wollen, um den interessanteren Parthien entgegenzueilen;

Das geht aber nicht an und Litterow hat es sich ausdrücklich verboten. Hierauf wird im ersten Capitel die Kugelgestalt der Erde bewiesen, so überzeugend, daß jeder die Wahrheit der Behauptung mit Händen greifen kann. Wie die Kugelgestalt der Erde ein Mittel darbietet, ihre Größe zu messen, zeigt eine Nebenbemerkung. Unsere Urururgroßmutter, die Erde, ist bekanntlich nicht absolut kugelrund. Sie liebt, wie ihre Kinder, gewisse Abweichungen von der Vollkommenheit und diese bilden zusammengenommen dasjenige, was man ein Sphäroid nennt. Vor der Hand mußte die Erörterung bey der reinen Kugelgestalt nothwendigerweise stehen bleiben. Das zweite Capitel setzt auf eine sehr anregende Weise, vielleicht etwas zu umständlich, die tägliche Bewegung der Erde von Westen gegen Osten aus einander, deren Unmerklichkeit die Ursache ist, daß wir dem sinnlichen Scheine nach dem Himmel mit seinen Weltkörpern einen täglichen Umschwung in entgegengesetzter Richtung andichten. Der sinnliche Schein mag uns wohl noch in vielen andern Regionen der Erkenntniß trügerisch umherwirfeln; es ist als ob die Erde uns in ihrer täglichen Rotation einen stillen Wink der Warnung geben wollte. Erklärung der täuschenden Erscheinungen des Himmels aus der täglichen Rotation der Erde. Die Abplattung der Erde, in deren Folge sie an den Polen etwas eingedrückt ist, während sie um den Äquator in stärkerer Rundung empor-schwülft. Man stelle sich einen eigensinnigen Kürbis vor, dessen Rundung mehr in der Breite als nach der Höhe zu hervortritt, indem die Krümmungen um Stiel und Kopf, wo seine imaginären Pole liegen, flacher einsinken; so entsteht ein ungefährender Begriff von der Abplattung der Erde. Wer das Bild des Kürbisses für die Würde der Erde zu ordinär findet, der wähle dafür eine Pomeranze, so hat die Vergleichung unfehlbar an Aroma gewonnen. Für die Bitterkeiten der Erde dürfte das Bild der Pomeranze zu süß seyn; deshalb zieht Ref. den Kürbis vor. Die Abplattung gibt dann in Verbindung mit der Centrifugalkraft Veranlassung, die Verschiedenheit der Schwere auf unserm Planeten, ihre bleibende Kraft und wechselnden Verhältnisse, je nachdem die Breitengrade sich ändern, näher zu betrachten und die vorhin behauptete Wahrscheinlichkeit immer mehr zur Gewißheit zu erheben. Die östliche Ausweichung der von großen Höhen her-abfallenden Körper ist zur Verstärkung des Beweises gehörigen Orts erwogen worden. Unter den aufgezählten Mitteln, die Schwere zu messen, erscheint zuletzt der Secun-denpendel als das sicherste und genaueste, gleichsam als die Wunschelruthe, womit der Erde die Geheimnisse ihrer Gestalt und täglichen Rotation abgefragt werden. Hinternach folgt eine Widerlegung der ehemals gegen die Rotation der Erde vorgebrachten Einwendungen. Ist es nicht wunderbar, daß die Menschen sich sonst gefürchtet haben, wenn es mit der Rotation der Erde Ernst seyn sollte, von ihrer Oberfläche weg häuptlings in den Luftraum zu stürzen, da doch fort und fort Tausende von Tausenden in den Proberollen des Lebens zufrieden auf dem Kopfe stehen und vor lauter Behagen mit-unter noch eine Gesellschaft auf den Füßen balanciren? Drittes Capitel. Jährliche Bewegung der Sonne. Erste Erscheinungen. Woran die Bewegung der Sonne erkannt wird. Die Sonnenbahn ist gegen den Äquator geneigt. Bestimmung der Sonnenbahn, der Polhöhe vermittelst des Quadranten, der Declination der Sterne, der Schiefe der Ekliptik und der Polhöhe zugleich. Beschreibung und Anwendung des Gnomons. Säcu-lare Abnahme der Schiefe der Ekliptik. Bestimmung der Nachtgleichenpunkte. Orte der Sonne für alle Tage des Jahres. — Die Sonne gibt sich hier vorläufig bloß in ihrer scheinbaren Majestät zu erkennen. Auf ihrem wahren Herrscherthron, im Mittelpunct eines eigenen Systems, umkreist von ihren dienstbaren Vasallen, erscheint sie erst später. Die angedeuteten Irrgänge unserer Tageskönigin, mit deren Schein sie das Menschengeschlecht auf Kosten der Erde Jahrhunderte lang hintergangen hat, verdienten es von der Mythologie aufs lieblichste bestraft zu werden. Wenn Helios auf seinem goldenen Wagen in Osten emporsteigt, die brausenden Feuerrosse mit dem Zügel des Wortes lenkt, wenn die Blicke der Sterblichen ihm bald ehrfurchtvoll, bald sehnsüchtig folgen und er dann auf sinkender Flammenbahn herabkommt, in den Fluten des Niedergangs ein kühlendes Bad nimmt, umgeben von den wohlthätigen Mächten der Tiefe; so ist dieß unfehlbar das herrlichste Stück von populärer Astronomie, werth von der Dichtkunst verehrt zu werden. Um die Feinheiten der weitem Ausführung sollen sich die Sprachgelehrten kümmern, wir schreiten — allein wagt Ref. so etwas nicht zu thun, es müssen Leser dabey seyn — sogleich zu unserm vierten Capitel, zu der jährlichen Bewegung der Erde. Ist es erlaubt, verblümt zu sprechen und mit zwey Worten das Wesentlichste zu berühren, so läßt es sich in der Bemerkung zusammenfassen, daß die Erde nicht müde wird, alljährlich um ihren entfernten Partner, die Sonne, einen Walzer abzdrehen. Walzer ist die treueste Übersetzung von Rotation.

Das Übrige ergibt sich bey vieler Übung und einigem Nachdenken von selbst. Daß der Partner so außerordentlich weit von seiner Tänzerinn absteht, nemlich zwanzig Millionen Messen, hat seinen guten Grund, kann und darf schlechterdings nicht anders seyn. Einst machte ein Komet Miene, ihr auf einem Seitenweg in die Flanken zu fallen, um ein wenig mit ihr zu ländern, da fuhr ganz Europa aus Furcht vor der Gefahr eines Prellers zusammen, darum muß die Erde ihren Walzer einsam zurücklegen, obwohl sie deshalb doch nicht ganz allein ist, sondern mit der Anziehungskraft der Sonne fortwährend in einem geheimen Verhältniß bleibt. Wollte ein tüchtiger Compositeur zu dem dahier beliebten Dampfwalzer noch den fehlenden Erdwalzer hinzu erfinden, so würde die himmlische Mechanik der berühmten Engländerinn Marie Somerville blizschnell in das faßlichste Deutsch übersezt werden. Mit Hilfe des dargereichten Schlüsselbundes wird es leicht seyn die folgenden Nummern des vierten Capitels zu entziffern. Doppelte Erklärung der jährlichen Bewegung der Erde. Die Sonne als vorzüglichster Körper des Planetensystems steht in der Mitte desselben. Die Erde bewegt sich um die viel größere Sonne. Analogie der Erde mit den übrigen Planeten. Das bekannte Keppler'sche Gesetz der Planeten — wie mir scheint eine unmethodische Anticipation — gilt auch für die Erde. Die jährliche Bewegung der Erde ist eine Folge der täglichen. Die Anordnung der Gegenstände entscheidet zumeist über den Werth einer populären Astronomie. Deshalb war und ist es durchaus nothwendig, denselben, die ein Urtheil in der Sache haben, die Folge der Behandlungsweise vorzulegen. Von jetzt an drängt sich der Inhalt mehr und mehr in Massen zusammen; es kann daher genügen, denselben im Allgemeinen zu bezeichnen. Fünftes Capitel. Parallaxen und Entfernungen der Gestirne von der Erde. An und für sich ein höchst anziehendes Thema und als solches sehr interessant behandelt. Sechstes Capitel. Aberration der Fixsterne. Für die ächt populäre Darstellung eine schwierige Aufgabe. So viel Ref. aus einem halben Duzend populärer Astronomien ersuchen zu haben meint, hat Bode die Sache am faßlichsten vorgetragen. Die Zerlegung der Kräfte, mit welcher die Aberration der Fixsterne in unmittelbarer Verbindung steht, ist von Littrow, besonders in den Anwendungen, mit ungemeinem Glück erörtert worden^{*)}. Siebentes Capitel. Jahreszeiten. Eine überaus lichtvolle Entwicklung, jedem zu empfehlen, der sich über diesen Gegenstand bestimmt orientiren will. Achtes Capitel. Planetensysteme. Bewegungen der Planeten. Beleuchtung der verschiedenen Planetensysteme u. s. w. Neuntes Capitel. Keppler's drey Gesetze. Eine überaus lichtvolle, anziehende Darstellung, welche durch die Einstreuung historischer Bemerkungen noch einen besonderen Reiz erhält. Kästner hat Keppler'n einen epigrammatischen Leichenstein gesetzt, dessen Inhalt hier zur Abwechslung mitgetheilt werden mag:

So hoch war Keiner noch gestiegen,
Als Keppler stieg — und starb in Hungersnoth!
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Gewiß, eine geniale Art sich der Zeitlichkeit zu empfehlen; man könnte sie das vierte, wider Willen erfundene Gesetz Keppler's nennen. Zehntes Capitel. Nächste Folgen der elliptischen Bewegung der Planeten. Zeitbestimmung. Gebrauch der astronomischen Uhren u. s. w. — Elftes Capitel. Der Mond in seinen verschiedenen Beziehungen u. s. w. Satelliten Jupiters. Merkwürdige Verhältnisse zwischen diesen Satelliten. Bestimmung der geographischen Länge. Satelliten Saturns. Sat. liten des Uranus. Ring Saturns. Refraction, Präcession und Nutation machen im zwölften Capitel den Beschluß.

Einige anspruchlose Nachbemerkungen scheint die Characteristik des Buches nothwendigerweise zu erfordern. Unser Verfasser hat, wie er im Vorwort selbst sagt, einen noch nicht betretenen Weg eingeschlagen. Die Eigenthümlichkeit seines Verfahrens glaubt Ref. hauptsächlich im Folgenden zu finden. Die sphärische Astronomie pflegt sonst von der theoretischen abgesondert und ihr vorangeschickt zu werden. So geschieht es z. B. in der populären Astronomie des berühmten Schubert (der nördliche, nicht der südliche Schubert ist gemeint). Littrow sucht dagegen die theoretische Astronomie

^{*)} Bey der Aberration der Fixsterne ist es ja wohl erlaubt ein wenig auf das Gebiet der Frescoanekdoten abzuschweifen, eine Irrung gibt die andere. Man erzählt sich von einem ausgezeichneten praktischen Astronomen, daß er einem Fremden, der ihn auf seiner Sternwarte besuchte, gesagt haben soll: C'est ici où je dors en faisant mes observations. Er suchte nach einem kurzen Ausdruck und biß sich dabey in seine ungelente französische Zunge. Daß der verdienstvolle Mann fleißiger gewacht hat, als er zu sagen wußte, zeigen seine astronomischen Jahrbücher.

mie gleich von vorn herein zu begründen, indem er sich darauf beschränkt, zu dem Ende die sphärische bloß stellenweise subsidiarisch zu gebrauchen. Diese Methode ist ganz dazu geeignet, den Geist der Untersuchung über ein Werk zu verbreiten, den Leser zur Mitarbeit des Denkens zu nöthigen, ihm das eigentliche Wesen der Wissenschaft vorzuzeigen. Alle möglichen Vortheile sind aber schwerlich bey irgend einem Versuche der Art, sey er noch so gelungen, zugleich zu erreichen, ohne von einer und der andern Art etwas aufzuopfern. Weil der Inbegriff des sinnlichen Scheines nicht eigens vorangestellt wurde, so sind daraus für den angehenden Lehrling, wie es unter solchen Bedingungen fast unvermeidlich war, hie und da einige Dunkelheiten entstanden, die Ref. nachweisen würde, wäre hier der Ort dazu. Über das Maas der nöthigen Popularität können sich gerade diejenigen mitunter am leichtesten täuschen, die im vollen Besitze ihrer Wissenschaft sind. *Molière* las seiner Köchin seine Komödien vor, um aus ihrem Lachen die Kraft des Komischen zu erproben. In Sachen der Popularität hat es mit dem allgemeinen Urtheile eine ähnliche Verwandtniß. *Littré's* Schrift unterscheidet sich ferner dadurch sehr zu ihrem Vorzuge von der gewöhnlichen Weise, daß sie durch und durch die Vorstellung des Weltsystems als die Hauptsache behandelt und ihr jede andere Rücksicht unterordnet. Die historischen Aufklärungen bieten der Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit angenehme Ruheplätze dar, womit dem Publicum sicherlich gedient ist. Die Annehmlichkeit des Vortrags ist ein so bekanntes Verdienst unseres Verfassers, daß es sich kaum schicken will, noch besonders davon zu reden. Hie und da haben sich einige Druckfehler eingeschlichen; jeder, der streng auf den Zusammenhang der Gedanken achtet, wird im Stande seyn, sie zu entdecken und zu verbessern.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 20. October zum ersten Male: „Emma, oder die Übereilung.“ Singspiel in drey Acten, nach *Planard*, von *Carl Frensherrn von Braun*. Musik von *Auber*.

Der äußerst kümmerliche Erfolg der heutigen Oper, die es allem Anscheine nach wohl schwerlich zu einer nochmaligen Wiederholung bringen wird, überhebt uns gewisse Massen der Mühe, darüber zu berichten. Allein der Name *Auber* hat sich in der ganzen musicalischen Welt einen zu guten Klang erworben, als daß man es verantworten könnte, irgend eines seiner Erzeugnisse, und wäre es auch das unbedeutendste von allen, ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Das Singspiel „Emma“ gehört zu den früheren, vielleicht frühesten Arbeiten des Componisten, und offenbar in eine Periode, wo er in Beziehung auf Styl und Charakter noch nicht einig war mit sich und seinem Berufe und daher auf allerley musicalische Entdeckungswegen ausging, um sich den heimatlichen Boden seines Wirkens und Schaffens zu suchen. Daher denn das Farb- und Tonlose in der Haltung des Ganzen, dem es zwar an lieblichen Einzelheiten nicht fehlt, das aber in seiner Gesamtwirkung nicht anders als kalt lassen kann. Wohl hat die Unbehüllichkeit des Textes auch das Ihrige an diesem Erntefest der Langweile zu verantworten, allein man hat, was Operntexte betrifft, doch schon viel entbehren gelernt, und nicht selten einem einzigen, wahrhaft hinreißenden Musikstücke zu Liebe, selbst das Abgeschmackteste ertragen. Der Grund also der gänzlichen Erfolglosigkeit muß noch in etwas Anderem, als bloß in dem Texte liegen, und wir haben es wohl der vereinten Dürftigkeit an musicalischer wie an dramatischer Ausbeute zuzuschreiben, daß die Oper so absolut ungenießbar vorüberging. Eine detaillirte Inhaltserzählung wird man uns, in Berücksichtigung des Schicksals der Oper, gerne erlassen, zumal da wir ohnehin nicht viel mehr zu berichten wissen, als daß ein junger Officier, von Schulden gedrängt, einer reichen Witwe, die sich an ihrem treulos geglaubten Anbether rächen will, ein Eheversprechen gibt, welches Eheversprechen die Witwe der eigentlichen Braut des Officiers zurückstellt, und so die beyden Liebenden vereint, während sie selbst den verabschiedeten Bewerber wieder zu Gnaden aufnimmt. Diese Handlung nun, die sich, dramatisch genommen, in einer gewissen passiven Neutralität zwischen dem Ernsten und dem Heiteren hin und her bewegt, hat auch den Componisten, wie es scheint, nicht zu einer festen, dauernden Stimmung kommen lassen, und so wiederholt sich denn musicalisch das Nemliche, was uns dramatisch schon als unbedeutend oder langweilig erschienen war. Man hatte bey der heutigen Aufführung die doppelte Mangelhaftigkeit schon im Vorhinein gefühlt, und das Fehlende durch allerley Einlagstücke zu ersetzen gesucht; allein das Mittel ist beynahe eben so schlimm als das Übel und würde, öfter wiederholt, dem ohnehin schon überhand nehmenden Geschmack an musivischer Concert-

muß in der Oper vollends Thür und Thor öffnen. Daß übrigens von diesen Einlagen einiges und namentlich das letzte derselben bey der heutigen Vorstellung das meiste, vielleicht das einzige Glück machte, kann als ein wenigstens materieller Beleg für unsere oben ausgesprochene Ansicht über die Oper gelten. Unter den männlichen Mitwirkenden zeichnete sich Hr. Cramolini durch sein gewandtes Spiel und die einfach gefühlvolle Art aus, mit der er (die letzten Fassetttacte abgerechnet) die eingelegte Arie von Spohr vortrug. Hr. Forti wirkte in dem recht hübschen Terzette mit Louisen und Emma auf verdienstliche Weise mit. Von den übrigen Herren, die in der Oper auftraten, wissen wir nichts Erhebliches zu melden. — Unter den weiblichen Beschäftigten trug Mlle. Löwe in der sonst ganz unbedeutenden Parthie der Emma, durch eine höchst brillante Bravourarie von Donizetti den glänzendsten Erfolg und somit den Preis des Abends davon. Die talentvolle Sängerin legte von ihrer Kehlfertigkeit und ihren Fortschritten in italienischer Gesangkunst einen neuen, unwidersprechlichen Beweis ab; nur glauben wir, daß die Leistung nichts an ihrem Werthe verloren hätte, wenn die Sängerin etwas weniger verschwenderisch mit ihren Verzierungen umgegangen wäre und sich auf das wirklich Ausführbare beschränkt hätte. Eine überaus angenehme Erscheinung und eben so anziehend durch ihr Spiel als durch ihren Gesang war Mlle. Henkel in der Rolle der Rosa, welche Parthie in musicalischer Beziehung die offenbar am besten bedachte der ganzen Oper ist, und in welcher Auber am meisten seine wahre, liebenswürdige Eigenthümlichkeit beurkundet hat. Das Lied im zweiten Acte verdiente vollkommen die Auszeichnung, die ihm zu Theil wurde. Recht artig sang Mlle. Ghies (Louise) das eingelegte, obwohl nicht ganz in den Ton des Ganzen passende Lied von Reiffiger.

Den 21. October zum ersten Male: „Die ausgeborgten Frauen.“ Posse in einem Acte.

Der anspruchlose Titel: Posse, den man dieses Mal dem neuen Vorspiele beigegeben hat, erspart den Zuschauern eine Enttäuschung, so wie der Kritik eine Mühe; beide kommen ziemlich wohlfeilen Kaufes durch. Was übrigens den Gedanken, oder vielmehr den Spas betrifft, der dem Stücke zum Grunde liegt und der allerdings französischen Ursprunges zu seyn scheint, so wäre er an und für sich so übel nicht und könnte, mit Geist und Gewandtheit behandelt, sogar den Rahmen zu einem recht ergötzlichen Lustspiele leihen. Allein da von den genannten Zuthaten wirklich nur sehr geringe, kaum bemerkbare Dosen verwendet worden sind, so würde es wohl kaum der Mühe werth seyn, der ohne Adresse in die Welt geschickten Kleinigkeit weitere Erwähnung zu thun, als daß sie gegeben und mit jener streng partienlosen Gleichgültigkeit aufgenommen wurde, welche über Bühnenstücke das verständlichste Urtheil spricht. — Über die Darstellung wissen wir nichts anderes zu melden, als daß sie im Ganzen genommen mit dem Gehalte des Stückes im Einklange stand. Das Conversationsfach ist überhaupt die schwächste Seite dieser Bühne und die heutigen Repräsentanten desselben schienen nicht geeignet, ihm einen neuen Aufschwung zu geben. Hr. Gottauk wirkt indessen durch das Groteske seiner Erscheinung auf die Lachmuskeln der Zuschauer und befördert auf diese Weise wenigstens den im Titel ausgesprochenen Zweck. Hr. Desrot, der in seiner eignen Gestalt aufzutreten hatte, fehlte die zum Lachen einladende Maske, und seine übrigen Mittel sind zu beschränkt, um ihm Wirkung und Erfolg zu sichern. Mlle. Bondra war wegen der Undankbarkeit und der etwas niedrig gestellten Stufe ihrer Aufgabe zu bedauern.

Modellbild XLIV.

Kleid von Damas, mit Blonden und Band geziert, nach Originalen von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Hut von Poux de Soie mit Blumen geziert, nach einem Original von M. Langger, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 31. October 1835.

131

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Freyschütze,

oder der 14. October 1582.

(Schluß)

Der Oberförster.

Kunz Werner kam zur Burg in Begleitung des Grünen. Kunz war stattlich anzusehen. Er trug die Armbrust und die Bolzen in einer dazu gehörigen mit sonderbarem Zierwerk versehenen Tasche. Auf seiner Kappe trug er eine große Feder aus den Schwingen des Adlers, so daß sie einem ritterlichen Barett nicht unähnlich sah.

Der Grüne aber warf dem Bauernschöffen von Kiefahrn, der auch zur Burg gekommen war, das Täfelchen Nr. 50 hin und sprach: „Herr Kunz Werner ist ein Jägersmann und geht zum Försterschießen!“ Dabey blickte er den Schöffen so durchbohrend und mit so glühenden Augen an, daß dieser von der Bank, wo er im Freyen mit anderen Bauern gelagert war, auffsprang und beynah taumelnd seine Mütze vom Kopfe riß und sich verneigte.

Beym Försterschießen ging es festlich zu. Graf Eberhard und seine Gäste, die Herzoge und anderen Herren bewunderten auf dem freyen Plan vor dem Schlosse die tüchtigen Schüsse der Jägersleute, welche sich um die Ehre der Oberförstersstelle bewarben. Kunz Werner aber überschoss sie alle. Da hörte er bald seinen Namen erschallen aus dem Munde der Herren, und der Herzog von der Normandie warf ihm einen reichen Säckel mit Goldgulden zu und erbat sich von dem Grafen Eberhard Werner's Nachbarschaft während der Jagd. Da ward er Oberförster. Er wurde in grünen Sammt gekleidet, mit goldener Jägerzier versehen, und mußte sogleich eintreten in seinen hohen Dienst. Die Preisgeschenke, die er erhalten hatte an schönen Bedern, zierlichen Schaufstücken und Wehrgeherten, hatte der Grüne in seine Obhut genommen.

Kunz wollte in seinem Glücke sich noch seinem Weibe zeigen; da aber gleich nach dem Gelage, das bey eintretendem Dunkel begann und in die Nacht zu dauern bestimmt war, die Jagd ausbrechen sollte in das Gebirge,

so konnte er die Burg nicht mehr verlassen. Da trat der Grüne zu ihm und trug sich als Bothe an zu seinem Weibe: „Ich gehe meines Weges bey deiner Hütte vorüber. Ich will deinen Gruß überbringen, und von den schönen Sachen Etwas, zur Bewährung meiner Worte.“

Da gab ihm Kunz Werner das Gold, die Becher und die Schaumünzen, und sah ihm nach, wie er von der Burg hinunterschrift in den Wald gegen Kiefahrn. Die Gestalt des Grünen war noch tief unten an den feichtesten Stellen des Gehölzes sichtbar, denn sie war ganz unmerklich mit einem grünlichen Schein umgeben, so daß sie in der Ferne aussah wie ein wandelnder Glühwurm. Kunz Werner schaute ihm lange sinnend nach. Da war ihm plötzlich, als empfinde er einen Stich in seine linke Hand. Er griff nach ihr und wandte sich schnell; als er aber Niemanden sah und den Schmerz noch fühlte, da ergoß sich eine heiße Blut durch seinen ganzen Körper, und er sprach wie träumend: „Ja so! du schmerzest noch!“ dann streifte er sich mit der Hand über die Stirne und ging zum Gelage zurück in die Burg.

Das unbewusste Gut.

Wie ging die Jagd so stattlich vor sich! Graf Eberhard's von Dandermünde Jagd war zum Sprichwort geworden und Kunz Werner war der Stolz der Jäger. Noch spät in der Zeit fand man in alten Eichen und Buchen, wo er irgend einen herrlichen Schuß that, seinen Namen eingeschnitten und vernarbt.

Als nach beynähe einem Monate das Jagen zu Ende war, die Herren heimkehrten nach ihren Herrschaften, Burgen und Ländern, berief Graf Eberhard Werner zu sich, schenkte ihm das schöne Jagdhaus in dem Haag, belohnte ihn noch sonst, und gab ihm einen guten Gehalt und andere Genüsse. Er war nun ein reicher Mann. Da nahm er Urlaub zu seinem Weib, um seine Übersiedlung zu bestellen in den Haag. Was war das für ein Freudengang! Er hatte längst vergessen, wie er Bolzen erworben, als er aber durch den Tannenwald schritt, da gedachte er des grünen Jägers und des geschlossenen Kaufs. Er übertäubte die Ahnung alles Übelen, sich immer tröstend, daß geseyte Bolzen ja nichts so Außerordentliches seyen.

Da stand er vor seiner Hütte! Da lag er in den Armen seines getreuen, seines frommen Weibes! — Wie war die Hütte gepußt und geschmückt! Wie standen da die Preisbecher so zierlich herum! „O, mein Werner!“ rief Mechtilde, „wie sind wir jetzt wieder so glücklich! welcher Segen ist in unser Haus gekommen! — — Aber auch mich hat der Himmel gesegnet, und jetzt, da wir glücklich sind, darf ich es sagen! Als du fortgingst, so traurig, so empört, habe ich's verschwiegen, deine Schulter mit keiner neuen Sorge zu belasten. — Ich bin seit Monden Mutter! Du bist Vater, Werner! Was du dir in glücklichen Tagen ersehnt hast, du hast es! dein Wunsch ist erfüllt!“

Da gab es Werner einen starken Stich in der Wunde seiner Hand, — da zuckte es wie ein furchtbares Licht durch sein Gehirn, da stürzte er mit einem Schrey des Entsetzens zu Boden. „Ich habe mein Kind im Mutterleib verkauft!“ rief er laut aus, und seine Sinne vergingen. Aber Mechtilde hatte über dem Fall ihres Gatten seine Worte nicht verstanden. Sie eilte nach Labung, weil sie ihn für ohnmächtig hielt. Werner war ein kräftiger Mann, der sich zu überwinden vermochte. Er hob sich empor, gab einen Fehltritt

vor, der Ursache war, daß er zusammenstürzte; lieblosste dann sein Weib, und that recht freudig, während sein Aug' in Thränen schwamm und sein Herzblut stockte.

Wie die zehn Jahre verstreichen.

Im Jagdhaus in dem Haag, da war es ein freudiges Leben, da gedieh Alles so herrlich, da blühten die Blumen schöner als irgend, — da waltete eine liebliche Hausfrau, da sprang ein frischer goldlockiger Knabe herum, der hatte in Haus und Hof viel zu schaffen, setzte über die Zänne, ritt auf den Hunden, und wuchs so kräftig und rüstig heran, daß es kein Kind seines Gleichen gab in der ganzen Umgegend. Selbst Graf Eberhard hatte den Knaben lieb, und die Gräfinn von Dandermünde beneidete Mechtilden. Nur sein Vater sah ihn selten. — Der trieb sich auswärts herum, machte sich Geschäfte über Geschäfte, schickte zwar fleißig Geld und Geschenke nach dem Jagdhaus, aber zu Hause selbst mochte er nicht weilen. Wenn er aber doch manchmal kam, da trachtete er so freundlich als möglich zu erscheinen. Er küßte Weib und Kind recht herzlich; war er aber allein mit dem Knaben, da nahm er ihn vor sich, schaute in die Engelszüge des Kindes und rief ein Mal über das andere Mal aus: „Nein! nein! es ist unmöglich!“ Dann stürzte er in die Knie und hielt den Knaben gegen den Himmel empor. Er gedachte, wie er sich selbst opfern könnte für das Kind.

Schnell zogen die Jahre über seinem Haupte vorüber. Das zehnte Jahr begann. Es schritt bald über die Hälfte und neigte sich zu Ende. Es war das Jahr 1582. Das blutverschrieb'ne Jahr! Der Herbst war endlich da und nahe der Monat October. Kein tröstlicher Balsam ergoß sich in die Seele Werner's. Nur Verzweiflung hing sich an seine Sohlen wie ein klaffender Hund, und verfolgte ihn auf seinen blutigen Jagden. Da sprach denn einstmals ein frommer Mönch bey ihm ein, wie sie durch das Land wandern und Frömmigkeit verbreiten. Werner erschien dieser Mann ein Bothe des Himmels. Er entdeckte ihm die innersten Falten seines Herzens und gestand ihm seinen Frevel. Das Haupt des ehrwürdigen Mannes senkte sich nach vorwärts, seine Hände falteten sich wie zum Gebethe. Endlich sprach er düster: „Mein Sohn! ich weiß keine Rettung für dich als unablässiges Gedächtniß an den Herrn. Nimm dein Kind an die Hand, greife alsogleich zum Pilgerstab und zieh von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort. Ich will auf dem Wege der Gnade dein treuer Geleiter seyn. An dem traurigen Tage selbst aber will ich dich nicht verlassen, und du sollst in den heiligen Mauern einer Kirche weilen, wo wir abwarten wollen, was der Himmel beschließen wird.“

Das Ende.

Es war gegen das Ende des Monats September 1582, daß man zwey Männer von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort ziehen sah. Der eine war ein Mönch, der andere war in Pilgerkleidung und führte einen Knaben an der Hand. Das Knäblein war auch als Pilgrim gekleidet, und glaubte immer, es müsse traurig seyn, wie sein Vater, und schritt auch recht fromm einher. Es war anzusehen wie ein pilgernder Engel. Wenn sie Rast hielten oder schliefen, da hielt Herr Kunz Werner sein Kind immer so fest an sich gepreßt,

daß er nach solchem Schlaf immer lendenlahm erwachte, wobey er sich noch mit einer Person herumgestritten hatte, die er am Tage nicht nannte.

Da kam der 4. October 1582. Die drey gingen in die Kirche zu Hochlinden, wofelbst sich die wallfahrtende Menge versammelte. Die Orgel intonirte ein Kirchenlied, und es bestieg, ohne daß die Menge es erwartet zu haben schien, ein Priester die Kanzel mit einer Pergamentrolle in der Hand. Er entfaltete sie, und machte der Gemeinde hierauf feyerlich kund, daß nach der Bulle Papst Gregor's XIII. die christliche Gemeinde heute den 15. October des Jahres Christi 1582 feyere, und daß sonach alle Tage, die von heute an bis zum 15. October annoch hätten verfließen sollen, aus der christlichen Zeitrechnung mit ihren Festen und Namen, als nicht bestehend, ausgestrichen seyen, und daß somit das Jahr 1582 um zehn, nicht mehr bestehende Tage kürzer sey.

So begann die Gregorianische Zeitrechnung!

Da warfen sich Pilger und Mönch einen glühenden Blick zu. Kunz Werner aber ergriff seinen Knaben und trug ihn aus der Kirche. Niemand verstand des Pilgers Gast. Der Mönch folgte. Als sie in's Freye traten, fragte Werner wie außer sich vor Zweifelmuth und Hoffnung den Mönch: „Da gäbe es ja keinen 14. October 1582?!“

„Den gibt es auch nicht,“ sprach der Mönch, „es ist ja heute schon der fünfzehnte!“

Da stürzte Kunz Werner in die Knie, riß seinen Knaben an sich und rief: „Herr im Himmel! so hättest du mich armen Sünder erhört, und dieß Kind wäre — mein — und ich könnte es erziehen zu deiner Ehre!“

Da flog aus düstrem Forste ein Rabe einher, beschrieb weite Kreise in der Luft, die er immer enger und enger zog, und als er über dem Haupte Werner's zu schweben kam, entfiel seinem Schnabel ein Blatt; dann flog er mit Geträchze zurück in die Nacht des Waldes.

Gilg hob der Mönch das Blatt empor. Werner erkannte mit Schauern die Blutverschreibung. — Sie war zerrissen!

Jos. Ferd. Weigl.

E i n s t !

Wenn einst in kühler Erde
Das Herz gebettet liegt,
Nach langem Leid und Kämpfe
In süßen Schlaf gewiegt;

Wenn Alles ausgeklungen,
Was einst die Brust durchdrang,
Der Liebe schmerzlich Sehnen
In Grabesöde sank —

Dann weilt in stillen Nächten
An meinem Grab sie wohl;
Sie weilt, im bangen Herzen
Geheimer Wehmuth voll. —

Zu meinem Haupt der Flieder
Kauscht wunderbar und leif;
Kauscht wie verworr'ne Träume
Nach einer alten Weif'.

Sie blickt zum schwarzen Kreuze,
Das still' ein Freund geweiht;
Sie denkt der alten Liebe,
Der schönen Frühlingszeit.

Da ringt wohl manche Thräne
Aus feuchtem Aug' sich los;
Sie drückt die heiße Wange
An's kühle Grabesmoos. —

H. Alette.

Mittheilungen von London.

Ich weiß nicht, ob im Raume dieser Blätter schon einmal der Name des in England sehr geachteten Malers Glover erwähnt worden ist. Wäre es, so dürfte vielleicht gleichzeitig bemerkt worden seyn, daß Glover aus Gründen, deren Erörterung in keinem Falle hieher gehört, vor einigen Jahren nach van Dieman's Land ausgewanderte. Es war nicht zu vermuthen, ja es war kaum möglich, daß ein Mann, der dem edlen Malerberufe so lange und mit so entschiedenem Glücke gehuldigt hatte, plötzlich und für immer Pinsel und Palette wegwerfen und dagegen den Pflug und Recken ergreifen würde. Auch ist es in der That nicht geschehen, denn zur Freude aller Freunde der Kunst finden sich in einer nun eben in New Bond Street geöffneten Ausstellung nicht weniger als 67 Gemälde von seiner Hand, von denen er bloß vier nicht in seinem neuen Vaterlande gefertigt hat, obgleich einige Ansichten seines Geburtslandes dabei sind. Und daß er selbst hiemit seine künstlerische Laufbahn noch keineswegs zu beschließen gedenkt, läßt sich aus der im Kataloge gemachten Bemerkung folgern, „ungeachtet seiner mannigfaltigen Beschäftigungen hat doch weder seine Liebe zur Kunst, noch seine Thätigkeit sich vermindert.“ Wiewohl Glover bald nach seinem ersten Auftreten als Wasserfarbenmaler eines großen und verdienten Rufes genoss, so blieb doch der Styl, in welchem er arbeitete, um Vieles in der Vollkommenheit zurück, welche dieser liebliche Zweig der schönen Künste, namentlich hier in England, seit den letzten Jahren erreicht hat. Die mehr kleinliche als großartige Sorgfalt seiner Manier war natürlich in seinen Ölbildern noch sichtbar; dagegen zeichneten sich alle seine Leistungen, welches Genre sie auch betrafen, durch große Wahrheit aus, und in der täuschenden Wirkung seiner Lichtstrahlen, besonders bey Mittelfernungen, hat es ihm vielleicht noch niemand gleich gethan. Obschon ich nun nicht behaupten möchte, daß die jetzt aufgestellten Gemälde sich alle mit einigen von Glover's früheren Werken messen könnten, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß mehrere von entschiedenem Werthe und unter diesen wieder solche sind, die wegen der lebhaften und anschaulichen Scenerie aus einer, mit wunderbarer Schnelle an Reichthum und Wichtigkeit steigenden Colonie allgemeines Interesse bieten. Die Scenerie jenes Landes scheint durch ihre abwechselnde Mannigfaltigkeit allen Ansprüchen, allen Erfordernissen des Pittoresken zu genügen — lustig hohe Berge, blühend grüne Ebenen, schattige Bäume und glänzende Gewässer. Die Lebendigkeit einiger Ansichten gewinnt wesentlich durch die Einführung mehrerer Gruppen von Eingebornen, vorzüglich durch die Darstellung ihrer sogenannten Corroberies oder Abendtänze um lodernendes Feuer. Ein Blick auf Hobart Town, vom Garten des Künstlers aus genommen, gehört zu dem Besten der Sammlung, und selbst wenn er minder trefflich wäre, würde doch der Umstand, daß der Vordergrund des Künstlers gegenwärtige Wohnung zeigt, für Alle, die ihn und seine Arbeiten kennen, von ansprechender Bedeutung seyn müssen. Sehr passend unmittelbar dabei ist ein von Philipps geschickter Hand treu ausgeführtes Porträt Glover's aufgehangen.

Mit Rücksicht auf die gezeichneten Eingebornen macht Glover im Kataloge die flüchtige Bemerkung: „Selten sieht man in Vallälen eine Heiterkeit, wie sie diesen rohen Wilden eigen ist.“ Mit um so gerechterer Wehmuth werden die zahlreichen Leser dieser Blätter erfahren, daß, seit Glover jene Bemerkung niederschrieb, van Dieman's Land wahrscheinlich aufgehört hat, Eingeborne zu haben. Ich sage, wahrscheinlich, obgleich ich eben so gut ge wis sagen könnte, denn der Brief, welcher diese Nachricht bringt und jetzt vor mir liegt, hat einen Mann zum Verfasser, an dessen Glaubwürdigkeit zu zweifeln ich für einen Frevler an der Wahrheit achten würde. Da indessen sein Bericht sich auf eine Aussage stützt, die falsch seyn kann, obgleich sie ihm

unbezweifelt wahr dünkt und er hierüber doch unbedingt der competentere Richter ist, so bleibe es vor der Hand bey dem wahrscheinlich, wie auch die Frage unerörtert bleiben mag, mit welchem guten Rechte die Europäer, die in ihrem eigenen Welttheile sich fast um jede Erdscholle zanken, sich für befugt halten, den Eingebornen anderer Welttheile ungenirt ihr angekaufenes Erbland zu nehmen. Der Brief ist datirt: Launceston, van Dieman's Land, den 31. Jänner 1835, und lautet in der bezüglichen Stelle folgendermaßen: „ — — — Meine weiche Stimmung hat noch einen andern Grund. Ich bin so eben Zeuge einer sehr interessanten, aber auch sehr traurigen Scene gewesen, ich habe die Lehten der unglücklichen Eingebornen dieser Insel gesehen, den letzten Ueberrest jener wenigen beklagenswerthen Wilden, die uns so lange in Furcht und Schrecken erhalten haben. Sie wurden vor einigen Tagen in einer westlich gelegenen Gegend eingefangen und bestehen aus drey Frauen, einem Manne und zwey kleinen Kindern, die Piccaninies heißen. Die älteste der drey Frauen spricht ziemlich gut englisch. Ich habe nicht gefragt, wie sie zu dieser Gelehrsamkeit oder diese Gelehrsamkeit zu ihr gekommen ist. Laut ihrer Versicherung sind sie die Lehten ihres, einst fünfhundertköpfe starken, und lange Zeit unter dem Namen des Big-River-Stammes gefürchteten Volkes. Sie erzählten, daß sie durch zahllose Gefechte mit den weißen Männern zuletzt, mit Ausnahme der Weiber und Piccaninies, auf drey Männer herabgebracht, vor wenigen Monaten abermals überfallen, und da zwey ihrer Männer preisgegeben worden, Obgleich aber, zur Selbstständigkeit sich zu schwach fühlend, die ganze Insel in der Absicht durchwandert sind, sich einem andern Stamme anzuschließen, immer befürchtend, aufs Neue überfallen zu werden, ihren einzigen Mann getödtet und sich, die allem Anscheine nach sich nicht selbst zu ernähren vermögen, dem Hungertode preisgegeben zu sehn. Obgleich sie aber die Insel nach jeder Richtung durchzogen, haben sie doch nirgends eine Spur von schwarzen Männern entdeckt. „Da fingen wir an zu verzweifeln,“ sagte die alte Frau, „und führten ein elendes Daseyn, denn wir fühlten, daß wir die Lehten Eingebornen auf der ganzen weiten Insel waren, und daß die weißen Männer sie ausgerottet hatten!“ Mein Herz blutete, als ich das hörte, und das Wasser will mir in die Augen treten, während ich das Gehörte niederschreibe. Gleichwohl haben sie es gar kein Hehl, daß sie eine Menge weißer Männer erschlagen haben, und die alte Frau erklärte, sie wären jetzt recht froh, gefangen zu seyn. Einige Eingeborne von Sidney haben diese Heldenthat vollführt. Auf einen Flintenschuß, den sie abfeuerten, fielen die armen Wilden flach zur Erde und machten weder einen Versuch zur Flucht, noch zum Widerstande. Sie scheinen jetzt heiter und zufrieden. Wenigstens wiesen sie mit großer Freude auf das Schiff, welches sie von der Insel wegbringen soll. Man wird sie nun Gärtner, Ackerbau und die Künste des — sogenannten — civilisirten Lebens lehren. Wir waren längst des Glaubens, daß die Eingebornen, wenn auch nicht ganz, doch ziemlich — ausgestorben, ich mag nicht sagen, ausgerottet wären. Jetzt zweifeln wir nicht im geringsten an der Wahrheit jener einfachen Erzählung. Aber ein Blick auf den schönen, schlanken und etwas ernst aussehenden Wilden, den Lehten seines Stammes, füllte mich mit einer Wehmuth, deren Schilderung ich vergebens versuchen würde, und die ich Ihnen deshalb nicht schildern will.“

Die literarische Welt kennt Cooper's letzten Mohikaner und manche andere Novelle von einem Lehten. Sollte nicht in vorklehenden Zeilen anderweiter Stoff zu einer neuen derartigen Novelle enthalten seyn? Die interessanten Stoffe fangen an, selten zu werden. Es kann nicht schaden, den deutschen Novellisten van Dieman's Land zu öffnen.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Mitte October 1835.

Als Nachtrag zu dem, was ich Ihnen von unserer Kunstausstellung schrieb, muß ich noch hinzufügen, daß wir in den beyden letzten Tagen die Freude hatten, noch ein kleines Gemälde von Horace Vernet da zu sehn; es war äußerst künchtig hingeworfen, aber dabey so genial und meisterhaft, daß jeder Zug den großen Künstler verrieth. Es stellte einen Sonnenuntergang in Arabiens Wüste vor, ein Beduine ist abgestiegen von seinem weißen Ross und lehnt sich todtmüde an dasselbe, während sein Hund spürend sucht, ein Gras oder einen Labungstropfen auf dem brennenden Sande zu finden. Der Effect des ganzen Bildes und besonders das Ross war vortrefflich und zog die Aufmerksamkeit aller Künstler an.

Am Michaelstag war ein großes Concert der königlichen Capelle im Pallast des großen Gartens, wo Spohr's schönes Longemälde: „die Weihe der Edne,“ herrlich ausgeführt wurde; die erste Hälfte von Haydn's „Schöpfung“ machte den zweiten Theil.

Die liebliche Francilla Piri's beendete jetzt ihre Gastrollen hier, wo sie jede drey- mal bey immer vollerm Hause gab. Ihr höchster Triumph war Bellini's „Sonnam- hala;“ nicht allein durch ihren seelenvollen rührenden Gesang entzückt sie hier, son- dern besonders auch durch ihr zartempfundenes herrliches Spiel, welches uns eben so treffend mit erschütternder psychologischer Wahrheit die Nachtwandlerinn zeigt, als in den andern Scenen das unschuldsvolle reine Gemüth des holden Landmädchens. Alles ist von ächt dramatischem Leben beseelt im Spiel dieser jungen Künstlerinn wie in ihrem Gesange; innere Glut, ächte Genialität, verbunden mit trefflicher Schule, machen sie zu einer seltneren Erscheinung in so früher Jugend; möge nur nicht zu große Anstren- gung des holden zarten Mädchens Gesundheit zerstören! Wir hoffen, sie und ihren Pflegevater, den berühmten Componisten und Pianofortespieler, noch in einem Con- certe zu hören; die Wenigen, die so glücklich waren, ihn in Privatreisen zu hören, bewundern sehr das Feuer und die Kraft seines Vortrages, so wie die Originalität, Ge- diegenheit und hinreißende Anmuth seiner Compositionen. Auch Chopin war hier, spielte aber nur vor sehr Wenigen; diese sind entzückt von der Genialität seines Vor- trags, durch welche seine phantastischen Compositionen erst ganz klar und verständlich werden; doch soll das Bizarre und bisweilen Grelle seiner Spielart bisweilen mehr überraschen als den ächt classischen Schönheitsinn befriedigen. Jetzt gibt Sabine Hei- ne fetter hier Gastrollen; als Rosine im „Barbier von Sevilla“ gefiel ihr meisterhaf- ter Gesang, ihr vollendet schöner Triller, und die Rundung aller ihrer Passagen außer- ordentlich; als Norma aber, wo unsere Schröder-Devrient so unübertrefflich ist, hatte sie die unglückliche Idee, diese an Leidenschaftlichkeit überbieten zu wollen, da- durch trat sie aus ihrer eigenthümlichen Sphäre, alles wurde Caricatur, und sie mis- fiel gänzlich im Gesang wie im Spiele. Sie ist eigentlich große Gesangeskünstlerinn, sie wolle nie etwas anderes seyn! Jeder Künstler strebe in seiner Eigenthümlichkeit Ausgezeichnetes zu leisten, dann schadet keiner dem andern. Die erste Cavatine in der „Norma“ zeigte noch, wie schön Mlle. Heine fetter die ganze Rolle hätte singen kön- nen, wenn sie in ihrer Natur geblieben wäre.

Am 7. October fand hier in der Frauenkirche ein großes Gesangsfest Statt, wo über dreyhundert Männerstimmen vereint wirkten, sowohl Künstler als Dilettanten, der Musikdirector und Cantor Julius Otto leitete das Ganze sehr brav. Die Wirkung war großartig und schön. Die Solopartien wurden von den H. H. Schuster, Drška, Risse und Begi gesungen. Bey manchen Sähen unterstützte reiche Instrumental- begleitung, oft wogten aber die mächtigen Gesangeswellen auch allein durch die tönen- den Hallen der schönen Kirche. Ein Choral eröffnete das Ganze, zu frommer Erhebung stimmend, eine Missa von Haslinger wurde hierauf besonders gelungen ausgeführt; eine Motette von Klein und eine achtsimmige Hymne von Friedrich Schneider folgten; hieraufspielte unser Hoforganist Schneider ein kunstvolles und harmonien- reiches Orgelfolo, dem ein Choral sich angeschlossen. Hierauf folgte ein großes Oratorium: „Hiob“ von Julius Mosen sehr schön gedichtet und von Julius Otto recht brav com- ponirt; die Chöre waren vorzüglich schön, feurig und charaktervoll. Die Chöre der Erzengel, welche in der obersten Kuppel der Kirche sich befanden und besonders die Doppelchöre aller im Himmel und auf Erden zum Schlusse, waren von ergreifender Wirkung. Die Einnahme war zu dem edlen Zwecke der Unterstützung bedürftiger Schu- lererwitwen und Waisen bestimmt. Man hofft, daß sich dieses vom pädagogischen Ver- ein gestiftete Gesangsfest jährlich wiederholen werde.

Bey dem deutschen Schauspiel debutierte Hr. Weymar als Egmont, er gefiel, doch ohne uns unsern frühern Gamont zu ersetzen. Es war sehr schön, daß Beethoven's herrliche Musik zu den Zwischenacten gegeben wurde, doch leider hatten viele der Zu- hörer keinen Sinn dafür und nicht einmal die Ehrfurcht, die man bey einem vaterlän- dischen Meisterwerk berechtigt ist zu fordern! sie störten durch lautes Verede und un- zeitiges Herausrufen, ehe die himmlischen Klänge der Verklärung verhallt waren, die- jenigen, die mit voller Seele zubörten, auf die unangenehmste Weise! Zffland's schönes Schauspiel: „Der Spieler,“ war neu einstudiert, und die beyden Hauptrollen wurden von unserm Emil Devrient und Pauli ganz meisterhaft ausgeführt.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 24. October: „Belisar.“ Romantisches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Eduard v. Schenk, mit Musik von dem kön. bayr. Hofmusik-Intendanten, Freyh. v. Poissl.

Die Neuigkeit, mit welcher das ernste Schauspiel an dieser Bühne seine lange Ruhe unterbrach, ist eine gutgewählte und zehnfach dann willkommene, wenn wir uns schmeicheln dürfen, daß fortan wieder dem besseren Genre, mit Ausschließung der früher üblichen Dugendfabrikate, der Zugang eröffnet seyn soll. Es ist Einiges für diesen Zweck gethan worden, was lobende Anerkennung verdient, mehrere neue Individuen wurden angestellt, und wenn damit vielleicht auch eben keine glänzenden Treffer gemacht wurden, so ist doch immer schon ein Vorschrift gethan, welcher nicht ohne gute Folgen bleiben dürfte. Auch im heutigen Stücke debutirten wieder ein paar neu Engagirte, Hr. und Mad. Kalis als Almir und Antonina, ferner ist Hr. Wimmer, der in ein paar Rollen als Gast aufgetreten war, dem Personale einverleibt worden und Hr. Kunst soll für geraume Zeit gewonnen seyn, lauter Umstände, die wenigstens von gutem Willen zeugen; übrigens muß die Schwierigkeit billigerweise beachtet werden, treffliche Schauspieler zu werben, während dieselben nachgerade ziemlich selten geworden sind. — Was nun das heutige Trauerspiel betrifft; so ist daselbe genugsam bekannt, um jeder weiteren Erörterung entzathen zu können; seine Vorzüge und Gebrechen sind bereits von allen Seiten beleuchtet, die Acten über daselbe geschlossen; auf uns hat daselbe den Eindruck gemacht, wie etwa eine moderne Ruine; sie stellt ein alterthümliches Bauwerk vor; doch guckt von allen Seiten der jüngere Geschmack und das neue Baumaterialie hervor. Die Darstellung war so, wie sie sich erwarten ließ, bombastisch, voll declamatorischer Kraftanstrengungen und übertriebenem Pathos, bey denen die Natur und Wahrheit ziemlich leer ausgingen; freylich hat der geschätzte Dichter zu theatralischen Knallern gar zu viel Gelegenheit gegeben und an dieser Bühne findet eine solche Versuchung nur allzu geneigte Lungen. Daher kam es, daß Hr. Kunst, Mad. Fischer und Mad. Kalis schon in den ersten Acten bis zur Erschöpfung ihrer Kraft gediehen waren und nachmals mit ermäßigter Anstrengung wirkten, gerade dadurch aber einen ehrenreren Beyfall erlangten als durch die ungestüme Declamation der früheren Aufzüge. Insbesondere leistete dann Hr. Kunst sehr Werthvolles und die Scene nach der Freygebung aus dem Kerker war in der That ein ausgezeichnetes Moment, der, wenn einige Gaukelleyen mit dem Organ abgerechnet werden, meistens haft erschien und das Talent des Künstlers wieder einmal im schönsten Lichte zeigte. Übrigens zerstückelte Hr. Kunst den Dialog zu sehr, selbst bis in den einzelnen Sylben, als daß wir von seinem Belisar im Ganzen hätten befriedigt seyn können. Die beyden Gäste sind junge Leute von Talent, das namentlich bey Hrn. Kalis auf dem rechten Wege der Ausbildung zu stehen scheint, denn er war so ziemlich derjenige unter den Darstellern, der sich in den zweckmäßigsten Schranken hielt, — seine äußeren Mittel sind genügend. Mad. Kalis legte ihre Rolle schon von vorne herein so gewaltig an, daß man bereits in der ersten Scene bangen mußte, wie sie mit ihrer Aufgabe gleichen Schritt werde halten können; anfänglich imponirte dieß Aufgebot von Fitter; in der Folge aber, wo keine Steigerung mehr möglich war, mußte der Erfolg sich verringern und Mad. Kalis mag sich hieraus die Lehre nehmen, daß das umgekehrte Verhältniß besser am Platze sey; gute Muster und Selbstbeachtung werden diese, unverkennbar sehr phantasiereiche Schauspielerinn, gewiß auf die rechte Bahn führen. Mad. Fischer mag im gleichen Falle seyn: auch ihr thut besonnene Mäßigung sehr Noth, will sie nicht in Manier verfallen, was um ihres Talentes willen sehr bedauerlich wäre. Sonst waren noch die H. Bosard, Spiesberger und Wimmer in bedeutenderen Rollen beschäftigt, der Letztere hat vornehmlich auf eine Aussprache zu sehen, die der Verständlichkeit weniger Abbruch thut. Von der Ausstattung an Decorationen, Costumes u. dgl. halten wir es für angemessener — Nichts zu sagen.

Mit einer Musik-Beylage.

„Schifflied“ von Nic. Lenau, in Musik gesetzt von B. Randhartinger.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 3. November 1835.

132

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr., halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(Erzählung von Carl Janisch.)

Der Oberrevisor K e n n e r kam gegen Abend aus der Kanzley nach Hause, grüßte mit freundlichem Kopfsneigen Frau und Töchter, die am Nähtische saßen, legte, wie täglich, den Hut auf den Schreibtisch, stellte den Stock in die Ecke daneben und trat dann zu den Frauenzimmern, um auf den gewöhnlichen Willkomm der Gattinn: „Grüß' dich Gott, Väterchen! wie geht dir's?“ — „Gut, Schätzchen!“ zu antworten. Aber heute kam das: „Gut, Schätzchen!“ nicht aus so heiterem Gemüthe, wie sonst; ein Wölkchen hing auf seiner Stirne, das von der Mutter, als eine seltene Erscheinung, sogleich bemerkt wurde.

„Ist dir etwas Unangenehmes begegnet?“ fragte sogleich diese, und legte die Arbeit einen Augenblick nieder. „Nichts Erhebliches!“ antwortete der Oberrevisor, — „oder doch“ — fuhr er nach einer kleinen Pause fort — „recht erheblich, wie man's nimmt.“ — „Darf ich's nicht wissen?“ fragte sanft die Hausfrau. — „O ja!“ versetzte der Oberrevisor, „ihr alle, — es geht uns alle an.“ Er holte einen Stuhl und setzte sich zu ihnen.

„Ihr wißt,“ begann er, „daß in Brasilien ein Onkel von uns lebt, der, gewissen Nachrichten zufolge, erstaunlich reich und ohne Familie seyn soll. Ich und der Vetter A n s e l m wären im Falle seines ehe- und kinderlosen Ablebens seine nächsten und alleinigen gesetzlichen Erben, und wir könnten einer sehr bedeutenden Verlassenschaft entgegensehen, wenn es mit dem Bestitume des Oheims seine Richtigkeit hätte.“

„Nun?“ frugen Mutter und Töchter, wie aus einem Munde, „ist das nicht der Fall?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete der Vater, „und ich muß aufrichtig gestehen, mir ist es ziemlich gleichgültig.“

„Du legst wenig Werth auf das Geld, ich weiß es wohl,“ bemerkte die Gattinn mit dem Tone eines sanften Vorwurfs.

„O glaube das nicht, Mütterchen!“ versetzte er; „ich kann rechte Freude am Gelde haben, das steht du' wohl, wenn man meine Besoldung bringt, und ich gebe es mit Lust aus, und bin seelenvergnügt, wenn die Summe zu

allen Bedürfnissen auslangt und etwa noch ein Restchen übrig bleibt für unvorhergesehene Fälle. Aber ich möchte auch nicht die geringste Pflicht verletzen, um eine der Geldrollen auf Kosten eines Andern zurückzubehalten, so nöthig oft ein solches Sümmdchen gewesen wäre und manchmal noch ist.“

„Gestehen mußt du doch, lieber Kenner,“ sagte die Gattinn, „daß etwas sehr Angenehmes in dem Gedanken liegt, den ängstlichen Sorgen des Lebens enthoben zu seyn und die Zukunft der Seinigen gesichert zu sehen; wenn man nicht nöthig hat, aus Liebe für sie Entbehrungen sich auslegen zu müssen, wie du gethan, die dich gewiß einigen Kampf gekostet haben oder noch kosten.“

„Kampf, Mütterchen?“ entgegnete der Oberrevisor, „meinem Herzen wahrhaftig nicht, obgleich der Mensch sich ungern von Gewohnheiten trennt. Und was sind denn das für Entbehrungen? daß ich jetzt nur Einmal in der Woche in Gesellschaft mein Glas Wein trinke, das dient zu meiner Gesundheit; daß ich vom Lesekranze mich losgesagt habe, das erspart mir Geld, Zeit und Verdruß, und gewährt mir noch obendrein das angenehme Gefühl, einen Zuschuß für unsern Edmund ohne Anstrengung zu gewinnen, und seine Studien zu erleichtern. Ihr Alle tragt ja am meisten zu diesem frommen Zwecke bey, da ihr, seit er die Universität bezogen hat, weder Theater noch Bälle besucht, euern Puz, so weit es möglich ist, selbst verfertigt und mancher geselligen Freude entsagt, die man in euern Jahren so ungern entbehrt. Habt ihr mir nicht mit dem Beyspiel vorangeleuchtet, als von euch beschloffen wurde, den Kaffee zu verbannen und zum Frühstück Suppe zu genießen? Kurzum, ich sage euch, mir genügt, meine Kinder zu nützlichen und glücklichen Menschen zu erziehen und als ein ehrlicher Mann auszukommen, und insofern magst du wohl Recht haben, daß ich auf das Geld, oder vielmehr auf Überfluß wenig Werth lege; denn ich möchte wohl wissen, ob ich, wenn mich keine Lebenssorge mehr anwandelte, so vergnügt seyn würde, als jetzt, wo so zu sagen jeder Pfennig seine Bestimmung hat. Aus diesen Grundsätzen also, und weil wir, Gott sey Dank! zu leben haben, ist es mir ziemlich gleichgültig, ob der Onkel unermesslich reich oder es nicht ist; denn was auf dieser Welt an mich kommen soll, wird wohl nicht ausbleiben. Dem Wetter Anselm aber, der mich heute Nachmittag auf der Kanzley besuchte, ist es nichts weniger als gleichgültig, und das hat mir heute ein unangenehmes Gefühl gemacht. Ich kann nicht leiden, daß er auf den Tod des Mannes mit einer herzlosen Zuversicht hofft, die mich um so mehr empört, als der Onkel noch gar nicht alt, höchstens einige Jahre älter ist als ich, — denn er war der jüngste Bruder meiner Mutter, und mindestens achtzehn Jahre jünger als sie. Es ist eine abscheuliche Gesinnung, das Lebensende eines Menschen, noch dazu eines Anverwandten, herbeizuwünschen, um Herr seiner Reichthümer zu werden.“

„Das wird er denn doch wohl nicht,“ sagte entschuldigend die Hausfrau.

„O freylich!“ versicherte der Oberrevisor. „Da rechnet er auf das gesunde Klima in Brasilien, das alle Nichteingeborne im besten Mannesalter wegraffen soll, und entblödet sich nicht, dergleichen laut zu äußern; wie er denn überhaupt seine Pläne für die Zukunft auf den Besitz dieser Erbschaft concentriert. Er hat mir heute sogar einen Beweis gegeben, wie er bereits auch auf den Erwerb eines Theils des mir zufallen sollenden Erbtheils speculirt.“ — „Nun, da wäre ich doch begierig.“ — „Das sollst du gleich hören. Nachdem er viel und mancherley über das Zusammenhalten von Vermögen in einer Fami-

lie gesprochen, rückte er endlich mit der Absicht heraus, seinen Sohn mit unserer Rosalie zu verheirathen.“ — „Mit mir?“ fragte diese, die älteste des Schwesterpaares, und wurde ein wenig bleich. „Mit dem Better Benjamin?“ rief Caroline, die jüngere Schwester, „mit dem freundlichen dickbackigen Burschen, der vor den Spiegel tritt, um das Vergnügen zu haben, sich gedankenlos essen zu sehen?“

„Ich hoffe, Vater, du scherzest!“ sagte die Mutter.

„Weder ich, noch er, Liebe! ihm ist es voller Ernst, und du kannst wohl denken, daß es mir ebenfalls sehr ernsthaft zu Muthe ist, wenn sich's um das Schicksal eines meiner Kinder handelt.“

„Du hast ihm doch nichts zugesagt?“ — „Weder Ja noch Nein; ich wollt' es überlegen.“ — „Und findest du es der Überlegung werth?“ — „Warum nicht? Der Better Benjamin ist keine so üble Parthie; wenn er eine vernünftige Frau bekommt, die seine Vormünderin wird, so kann ein recht braver Gemann aus ihm werden.“ — „Aber jetzt scherzest du doch, Vater?“ fragte Caroline.

„Ey, warum nicht gar!“ entgegnete der Oberrevisor. „Die Mutter hat vorhin behauptet, ich legte zu wenig Werth auf das Geld; nun will ich euch beweisen, daß ich noch speculativer bin, als der Better Anselm. Er macht durch dieses Project ja nur auf ein Drittheil meines brasilischen Erbtheils Jagd, ich aber, wenn Rosalie die Frau seines einzigen Sohnes wird, ich ziehe sein ganzes Erbgut sammt dem übrigen Vermögen in meine Familie herüber; und ich hätte fast Lust, ihm diesen Streich zu spielen, und ihn nachher derb auszulachen.“

„Während ich weinen müßte, Vater?“ lispelte Rosalie. — „Ich setze natürlich voraus, daß du mit Vergnügen die Hand dazu bieten wirst, eine reiche Frau zu werden.“ — „Ich liebe das Geld eben so wenig oder so viel, wie du, lieber Vater,“ versicherte Rosalie mit trübem Lächeln. — „Und Benjamin ist ein hübscher Bursche,“ fuhr der Oberrevisor fort. — „Wie eine Christpuppe!“ fiel Caroline ein.

„Übrigens wird es dem Better Anselm gleichgültig seyn, welche von meinen Töchtern ihm das Erbtheil zubringt und seinen Sohn heirathet, da es sich nur um das handelt. Wenn Rosalie nicht Lust hat, so nimm du ihn,“ sagte er lächelnd zu Carolinen gewendet.

„Ich?“ versetzte diese erschrocken, und eine Rosenglut übergoss ihr Gesicht.

„Nun ja! versteht sich, daß die Hochzeit noch in weitem Felde ist, und du Zeit und Gelegenheit hast, deinen zukünftigen Gatten nach eigener Hand zu ziehen; denn der Better Anselm hat die Vollziehung dieser Verbindung jedenfalls an die Bedingung geknüpft, daß erst die Erbschaft in Richtigkeit kommen müsse.“

„Ich weiß nicht, was du auf diesen eben nicht sehr anständigen Antrag erwiedert hast,“ sagte sehr ernst die Mutter, „wenn ich aber die Antwort zu geben gehabt hätte, so würde ich ihn mit all' der Indignation zurückgewiesen haben, die solche niedrige Gesinnungen verdienen.“

„Du hast Recht, Mütterchen, und wirst Gelegenheit haben, das noch gehörig anzubringen; denn ich muß dir nur gestehen, ich habe den Better an dich gewiesen.“

„Dessen hättest du mich wohl überheben können,“ versetzte die Hausfrau.

„Nun, alterire dich nicht, Mütterchen!“ scherzte Renner, „ich hoffe, er

wird nicht so bald oder gar nicht kommen. Kurz von der Sache zu reden: ich habe ihm, glaube ich, die Lust benommen, mich und meine Familie in seine Speculationen zu ziehen.“ — „Gottlob!“ flüsterte Caroline leise für sich hin. Die Mutter drückte dem Vater die Hand: „Du böser Mann, hast uns doch ein wenig geängstigt.“

„Das wäre also ein für allemal abgemacht,“ fuhr Kenner fort, „aber nun noch eins, Kinder! was ebenfalls uns alle angeht und wichtiger ist, als der Wette Anselm sammt seinem Benjamin. Ihr wißt, daß Edmund den Wunsch geäußert hat, auf ein Jahr die Universität Göttingen zu beziehen, ehe er auf der Landesuniversität seine Studien absolvirt. Mit Freuden willige ich in alles, was seine Kenntnisse erweitern und ihn zum tüchtigen Manne machen kann. Das wird aber freylich wieder einen Mehraufwand erfordern, der nicht vorgesehen war. Da ist mir nun ein glücklicher Gedanke gekommen, der uns leicht aus der Verlegenheit ziehen könnte, wenn ihr meinen Vorschlag ausführbar fändet.“

„Laß hören, lieber Mann.“

„Wir haben oben die zwey Zimmer, von denen eins das Schlafzimmer der Mädchen, das andere ein Gastzimmer und dereinst für Edmund bestimmt ist, wenn er die Universität verlassen hat und sich zur Dienstprüfung vorbereitet. Wie, wenn nun Rosalie und Caroline ihre Lagerstätte in meinem sogenannten Studierstübchen hier unten aufschlüßen, und wir, bis zu Edmunds Rückkehr in's väterliche Haus, dieses Logis an einen honetten Mann vermietheten? Es ist geräumig, liegt sonnig und könnte seine hundert Gulden eintragen.“

Mutter und Töchter fanden den Gedanken recht glücklich, nur meinte Caroline, die Morgensterne, die sie immer so freundlich geweckt habe, und die angenehme Aussicht würde sie vermissen, da das Studierstübchen nordostwärts liege und keine Aussicht habe, wohl aber Einsicht, nur nicht die lieblichste, in des Nachbars Hof gewähre; doch hoffe sie von dem dort residirenden Haushahne, daß er die Sonne vertreten und sie zu rechter Zeit wecken werde, damit sie das Frühstück nicht verschlase.

Man lachte über die Äußerung des munteren Mädchens, und es wurde beschlossen, das Quartier nicht nur in den öffentlichen Anzeigen als vermietthar einrücken zu lassen, sondern sich auch sonst Mühe zu geben, einen braven, unverheiratheten Miethsmann ausfindig zu machen, dem man allenfalls auch Kost, mindestens Frühstück abgeben könne, wenn er es wünsche, weil es an einer Küche mangelte.

Die Frauenzimmer trafen Verabredung wegen des Räumens und Reinigens der Zimmer für den folgenden Tag, während der Oberrevisor sich sogleich an den Schreibtisch setzte und die Anzeige für das Wochenblatt niederschrieb, welche er dann selbst in die Druckerey mit der Bitte beförderte, solche in die nächste Nummer aufnehmen und zweymal wiederholen zu wollen.

Es wurde bey dem Nachtessen noch mancherley Ernstes und Spasshaftes über die Veränderung im Hause gesprochen; aus allem leuchtete deutlich die Liebe hervor, mit welcher die Familie wechselseitig an einander hing.

„Ich habe nur ein einziges Bedenken, lieber Vater!“ sagte die Hausfrau, als die Mädchen sich zu Bette begeben hatten, „das du gewiß mit mir theilen wirst. Es kann uns der Kinder und des öffentlichen Rufes wegen nicht gleich-

gütlich seyn, welchen Hausgenossen wir bekommen; ich meine, wir sollten weniger auf den Miethzins, als darauf sehen, daß ein ehrbarer und wo möglich an Jahren vorgerückter Mann in's Haus käme, auf dessen Charakter man zählen könnte. Wir haben bis jetzt eine so stille Haushaltung geführt, von der die nächsten Nachbarn kaum gesprochen haben, ich wünschte nicht, daß diese unterbrochen würde.“

Der Oberrevisor stimmte ganz der Ansicht seiner Gattinn bey und versprach, recht vorsichtig in der Wahl zu seyn, wenn diese ihm gelassen würde und lieber einen Vortheil fahren zu lassen, als sich nur einigen Besorgnissen für die Zukunft auszusetzen.

Der Zufall schien das Unternehmen auch in Beziehung auf die gewünschte Persönlichkeit des Miethmannes zu begünstigen, denn schon des zweyten Tages erschien gleich nach dem Mittagessen ein ältlicher Mann, der sich nach der ausgesetzten Wohnung und nach den Bedingungen erkundigen wollte. Er war einfach, aber sehr anständig gekleidet. Sein Überrock bestand aus sehr feinem braunen Tuche, ein buntes Tuch schlang sich leicht um den Hals, über das der seine Hemdtragen herabfiel. Er trug weite Pantalons von hellbraunem Zeuge, die bis auf die Schuhe herabgingen. Sein Gesicht deutete auf ausgestandene Strapazen und sein schlichtes Haar zeigte die Spuren des herannahenden Alters.

„Ich bin erst seit einigen Wochen hier,“ sagte er mit anständigem Ernste, „und habe seither im Gasthose gewohnt, aber das Geräusch desselben sagt mir nicht zu. Da ich möglicherweise längere Zeit mich in dieser Stadt aufhalten werde, so wäre es mir erwünscht in den Schooß einer Familie aufgenommen zu werden, von der ich bereits Gutes vernommen habe.“ Bey diesen Worten warf er einen scharfen aber wohlwollenden Blick auf sämtliche weibliche Glieder derselben.

Der Oberrevisor machte eine dankbare Kopsneigung über die geäußerte gute Meinung, und erbot sich sogleich, dem werthen Herrn den Gelas der besprochenen Wohnung zu zeigen, indem er die nöthigen Schlüssel zur Hand nahm und vorausging.

(Die Fortsetzung folgt.)

G h a s e l e n.

I.

Undurchdringbar ist der Nebel nicht; mittendurch
 Bricht ja stets der Sonnenpfeil: das Licht — mittendurch!
 Wetterwolken schrecken nur ein jaghaft Herz;
 Willst du Rosen, ob ihr Dorn auch sticht, mittendurch!
 Willst du Lorbeern pflücken, durch den Wall von Erz,
 Sey der Lanzenwald auch noch so dicht, mittendurch!
 Wenn dich grausam auch die gold'ne Hoffnung täuscht,
 Und nicht hält, was schmeichelnd sie verspricht, mitten durch
 All die Schmerzensopfer, die Entfagung heischt — mittendurch!
 Zu der heiligen Wahrheit, durch des Truges Schild
 Mit dem Schwert, womit der Glaube sicht, mittendurch!
 Wagt des Zweifels Brandung noch so hoch und wild,
 Steu're, fühner Schwimmer — zage nicht — mittendurch!
 Landen wird und muß dereinst im sichern Port,
 Wer bey jeder Klippe muthig spricht: mittendurch!
 Mensch! der beste Freypass ist und bleibt auch dort
 Bey dem nierenprüfenden Gericht: mittendurch!

Ist auch weit die Sommerreise, fliege nur dich aus,
 Adler; nach des Pfeiles Weise fliege du dich aus!
 Bald erlahmt die Kraft der Schwingen; Falter, zaud're nicht,
 In der Blume duft'gem Kreise flattere nur dich aus.
 Seinem Beyspiel folge Lilie; eh' der Nord dich bricht,
 Dich bedeckt mit starrem Eise, dufte nur dich aus.
 Geisterstrahl, nur aufwärts! aufwärts! Eh' der Schwerkraft Muß
 Zwingt in's schmäbliche Geleise, sprudle rasch dich aus!
 Flüchtig ist der Traum der Liebe, doch so süß ihr Kuß;
 Fasten mögen welke Geiße, küsse du dich aus.
 Sommerglut ist bald vergangen; Nachtigall im Wald,
 Eh' dich südwärts führt die Reife, höre nur dich aus!
 Phantasie ist auch vergänglich, Dichter altern bald,
 Drum, Hafs, nach deiner Weise sing' ich jung mich aus!

Levitschnigg.

A p h o r i s m e n .

Von Zauper.

Wie mag man doch sich nicht ewig an den Menschen prüfen wollen! Bist du zum aufwallenden Zorn geneigt, so werden die Menschen täglicher Anlaß, aufzulodern. Zu Vielem sage: Ja mit Lächeln, und thue dennoch, was dir Recht dünkt; das Gute, Wahre mit Ungeßüm fordern, macht unsittlich und des Guten endlich selbst verlustig. Liebe das Verneinende, in so fern es dir zur Prüfung wird und Kräftigung.

Das anmuthigste Betragen ist das unbefangene, doch gefaßte, absichtslose, doch liebevolle.

Im Überdrang des Wissens und Gefühles möchte man so gern Alles auf einmal geben, aber das Beste wird dabey gewöhnlich verschüttet. Das empfindet der Theilnahmebegierige höchst schmerzlich.

Wiß ist ein Sohn des Neides; betrachte ihn genau, du wirst die Ähnlichkeit der Physiognomie überraschend finden.

Ein Einzelner zu seyn, ist besser, als ein Mehrerer.

Mit dem Himmel deines Herzens magst du ja recht geheim thun; das Plinische in sinu gaudere, ist das treffende Wort.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im September 1835.

Gastrollen des Königl. würtemb. Hoffchauspielers Hrn. Seydlmann.

Ich hatte Ihnen am Schlusse meines jüngsten Berichtes die feyerliche Zusage gemacht, über die Gastspiele des Königl. würtemb. Hoffchauspielers Seydlmann aus Stuttgart, der von der Mitte Augusts bis Ende desselben eine Reihe von Darstellungen gab, Einiges mitzutheilen. „Seydlmann, die letzte Säule des deutschen Schauspielers“ — diese Sentenz mußte Jedem, der nicht bloß Ohren und Augen ins Schauspielhaus mitbringt, über die Apodiktik dieses Satzes nachzudenken, wie ein ernster Orakelspruch auffordern. Hr. Seydlmann wurde, wie es einem ausgezeichneten Künstler gebührt, mit Enthusiasmus empfangen. Wer begrüßt nicht überall, wo noch ein frischer Sinn für die Kunst in Vollkräftigkeit lebt und webt, einen Mann mit aller Wärme, der bey angeborenen, großen Gaben zugleich tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und eindringendes Studium der Kunst an den Tag legt?

Wenn einem wahren Künstler, überhaupt, wenn dem vortrefflichen Talente ein günstiger Ruf vorausgeht, sich unter Tausenden verbreitet und sie für den geachteten

Gast begeistert, so erkennt man daran nur das erfreuliche Zeichen gleicher Theilnahme, gleichen Interesses an der Kunst und an dem Künstler. Es läßt sich mit Grund erwarten, daß auch ohne äußere Anregung, ohne Nachahmungssucht das Verdienst Unerkennung finden werde. Allein man überschritt doch hier das Maß, und man mochte nach den zwey ersten Darstellungen vermuthen, man applaudire, weil man es anderwärts auch that — ohne ruhig prüfende Erkenntniß, denn Hr. Seydlmann wurde mit einem solchen Furiolo beflatscht und gerufen, daß er sehr bescheiden erklärte: das übermaß des Beyfalls bringe ihn in Verlegenheit, da erst zu erwarten stünde, was seine Kräfte zu leisten vermögen und ob er immer entsprechen werde.

„Hr. Seydlmann ist lauter Verstand, er spielt lediglich nur mit dem Verstande, das Gemüth hat bey seinen Darstellungen keine Rolle, der Künstler ist ganz herzlos.“ Diese Phrasen riechen wohl nach Lewald's Schrift über Seydlmann? Lewald schob sich vor mehreren Jahren selbst als Schauspieler aus den Coulissen des damaligen königl. Hartthortheaters als eine transitorische Erscheinung auf die Breter hinaus und urtheilt als Mann von Praxis.

Wir stehen bey der ersten Darstellung des würdigen Gastes und entsagen aller Polemik, die diesen Vätern fremd ist. Sie gibt nur einen Punct, von welchem aus wir unsere Ansicht den neuangestellten Behauptungen gegenüber begründend entwickeln wollen.

Lange ging Goeth's „Clavigo“ nicht mehr über unsere königl. Hofbühne. Hr. Seydlmann als Carlos rief ihn wieder ins Leben. Wie faste Hr. Seydlmann seine Rolle auf? Dem leidenschaftlichen Clavigo sollte Carlos, der vertraute Freund, der kalte, fluge Weltmann gegenüberstehen; noch mehr, der intriguirende Klügler, der über alles mit lachendem Hohne hinwegspringt, was der Mensch als sein heiligstes Kleinod bewahrt. Carlos sollte gemüthlos seyn, wie Jeder, dem kein Mittel zu niedrig ist, um große Zwecke zu erreichen, der über die Leiche seiner Geliebten hinwegschlüpft, um einer Anderen in die Arme zu stürzen, die ihn zu einer Ministers- oder Kanzlerstelle emporhebt. Carlos ist, wenn er vom Schauspieler von dieser Seite angeschaut wird, ein zurückstossender Charakter, der mit Abscheu erfüllt, weil er unmoralische Grundsätze zur Schau trägt und der Kategorie des Bösewichts sich nähert. Im ächten Spanier läßt sich bey aller angeborenen Großheit der Gesinnungen der Hang des Südländers zur Intrigue und Kabale nicht wegdenken, wenn wir das Nationale in ihm nicht ganz aufheben wollen; daher darf Carlos im Rücken der Geliebten Clavigo's alle Hebel in Bewegung setzen, die das Liebesverhältniß zerstören, um dem Freund, für den Carlos aufrichtig und unweigenüßig thätig ist, die glänzende Laufbahn zu öffnen. Hr. Seydlmann hält sein Spiel fern von jeder Intrigue; sein Carlos ist offen und klar, wie der blaue Himmel Spaniens; ohne Heimtücke, ohne berechnende Arglist zeigt er dem von der Liebe beherrschten Freunde zwey Wege — den unrühmlichen, den er wirklich wandelt, und den mit Ruhm bestrahlten, den er einzuschlagen hat, um eine Illustration, um eine große Notabilität in Madrid zu werden. Liebe, häusliches Glück und der mit ihm zusammenhängende, unscheinbare, kleine Hausfitter gelten dem Manne, wie Carlos, der seine Blicke nach einem höheren Ziele richtet, nichts; er nimmt sie nur als ein zufälliges Accessorium, wenn das Portefeuille in den Händen des Freundes liegt, den er für einen großen Wirkungskreis im Staate geschaffen sieht. Wie Hr. Seydlmann den Carlos auffasste und zur Darstellung bringt, erscheint er nur von der vortheilhaftesten Seite.

Sentimentale Zuschauer, die das Leiden einer Geliebten afficirt, werden sich nie mit Carlos und mit seiner Welt- und Lebensansicht befreunden, denn er ordnet die Liebe und ihr romantisches Glück höheren Endzwecken unter, die zu verfolgen und zu erreichen Aufgabe des anstrebenden, großen Mannes sind. Die Natur, sagt er, opfert ihren Absichten, was ihrer Ausführung im Wege steht — ohne Rücksicht, sanft und ruhig dahinschreitend über zerstörte Städte und über Millionen Menschenopfer. Diese Stelle stößt im sanften, besonnenen Vortrage von Seydlmann's beredten Lippen, als wüßte das Herz von Alle dem Nichts! *Hinc ille clamor!* Seydlmann gab seiner Rolle keinen Beyßah von Weichlichkeit, aber er hielt sich auch fern von jedem Ton, von jeder Farbe höhrender Gleichgültigkeit oder selbstlicher Malice, wie sie bey dem Verderben, das sie im argen Gemüthe kocht, die abstoßende Suffisance durchblicken läßt. Der „verständige“ Seydlmann ist sogar in einzelnen Situationen zärtlich, wo es gilt, dem Freunde Clavigo mit Wärme ans Herz zu reden, er ist vom tiefsten Schmerz ergriffen, als er ihn bluten und sterben sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 28. October zum ersten Male, und zur Benefice des Hrn. Kindler: „Die Einfalt vom Lande.“ Original: (?) Lustspiel in vier Aufzügen von Dr. Carl Löffler.

Ein guter Theil der komischen Wirksamkeit dieses Stückes beruht auf der etwas gewagten Voraussetzung, daß ein Mädchen so einfältig sey, sich von ihrem Vormunde weiß machen zu lassen, sie sey mit ihm verheirathet und er dadurch Herr ihres Schicksals: so ist in der That das Verhältniß, in welchem sich die beyden Hauptpersonen der Neuigkeit, Dr. Murr und seine Mündel Sabine bewegen, bis die Letztere eines Besseren belehrt und die Braut eines jungen Mannes wird, der ihr Liebe einzulösen wußte, — dies ist, in Kürze gefaßt, der Inhalt des zu besprechenden neuen Stückes. — Die Möglichkeit einer so potenzierten Unschuld, oder wenn man lieber sagen will, einer solchen Einfalt, mag der geschätzte Verfasser mit seinem Gewissen oder mit seiner Erfahrung abmachen; uns ist diese Grundlage zu schwach vorgekommen, um den Bau eines wahren, probenhältigen, deutschen Lustspiels ertragen zu können; wenigstens vermochten wir uns keine Originale zu denken, welche zu diesen Copien gefessen haben könnten, wodurch natürlicherweise die Anforderungen bedeutend herabgestimmt werden. Aus einem ganz anderen Gesichtspuncte stellt sich jedoch das Stück dar, wenn man es in die Kategorie der Posse einbezieht, diese gestattet dergleichen ultrakomische Gestalten und Situationen, macht geringere Forderungen an den Dichter und drückt ein Auge zu bey Effecten, die im Lustspiel auf die Spitze gestellt erscheinen würden; bringt man die „Einfalt vom Lande“ vor dieses Forum, so ist nichts Erhebliches gegen sie als Posse einzuwenden, sondern man kann sie auch als sehr gelungen, als höchst ergötzlich bezeichnen. Dr. Murr, Sabine, die Tante, Cäsar, der Obrist, sind dann köstliche Reizmittel für die Lachlust, die Unwahrscheinlichkeiten werden mit der drastischen Wirksamkeit entschuldigt und das Stück muß gefallen, weil es wirklich voll drolliger Mißverständnisse, witziger Sarkasmen, reich an pikanten Momenten ist. Ein solches Schicksal ist ihm auch an mehreren Bühnen, wie wir durch Zeitungsnachrichten wissen, zu Theil geworden und in jedem Falle verdient es als die Leistung eines der Wenigen, auf welche das deutsche Lustspiel reducirt ist, freundliche und dankbare Anerkennung, wenn schon in einer anderen Form und unter anderen Bedingungen. Wir sind indessen mit dieser Gattung dramatischer Erzeugnisse so bitter herabgekommen, daß wir uns gerne auch mit Mittelgut behelfen und thun sehr Unrecht, wenn wir die selten auftauchenden Talente von Beruf mit liebloser Strenge anseiden, anstatt uns zu freuen, daß wieder einmal eine Brosame als Gegengewicht zur Schale der Übersetzungsmanie hervorkommt. Darum wollen wir auch die neueste Arbeit des Hrn. Löffler, selbst wenn die Idee vielleicht nicht sein Eigenthum seyn sollte, mit Vergnügen willkommen heißen, sie herzlich allen Bühnen empfehlend; ein lustiges Stück ist heut zu Tage ein wackerer Treffer, der immerhin des Mitnehmens werth ist. — Die Novität hat sehr gefallen, das Publicum sich trefflich unterhalten und wir zweifeln nicht, daß sie noch öfters gerne gesehen seyn werde; es gibt ja Viele, die gerne lachen und das kann man in dem heutigen Stücke zur Genüge, wozu der gewandte, bonmotistische Dialog nicht wenig beiträgt; ein Vorzug, welchen man an den heitern Producten des begabten Verfassers schon gewohnt ist. — Die Aufführung darf als recht gelungen bezeichnet werden, Frau von Holtei hat in ihrer Rolle keine Nebenbuhlerin zu scheuen; die lebenswürdige Darstellerinn wirkt mit einer Naivetät, Laune und Delicatesse, die unvergleichlich sind, ihre Leistung allein würde dem Stücke schon ein günstiges Schicksal bereiten haben. Auch Hrn. Koll können wir nachrühmen, daß sein Spiel ebenso charakteristisch als gemäßigt war, zudem hatte er seine Rolle inne und erfreute sich somit verdienten Beyfalls. Der fleißige Beneficiant wirkte in seiner etwas outrirten Manier verdienstlich, Ull. Reimbeck, Mad. Klein, die H. Kott, Gehrig und Wagner genügten in den Nebenrollen. Frau von Holtei wurde wiederholt gerufen, nach ein paar Actenschlüssen mußten auch die übrigen Mitwirkenden erscheinen. Das Arrangement war gut.

(Mit Nr. 44 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

M o d e.

Donnerstag, den 5. November 1835.

133

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(Fortsetzung.)

„Der Mann gefällt mir,“ begann Caroline, als sich der Vater mit dem Fremden entfernt hatte; „in seinem ernstern Gesichte liegt ein gutmüthiger, angenehmer Zug.“ — „Wer es wohl seyn mag?“ sagte die Mutter, „sein Auseres kündigt einen gebildeten und wohlhabenden Mann an.“ — „Habt ihr die Brustnadel bemerkt?“ fuhr Caroline fort; „ich verstehe mich nicht viel auf dergleichen Dinge, aber ich meine, sie sey von großem Werthe.“ — „Und das feine Weißzeug,“ bemerkte Rosalie. — „Es scheint der Aussprache nach ein Ausländer zu seyn,“ behauptete die Mutter. — „Vielleicht ein Amerikaner,“ fiel Caroline ein. — „Die vertauschen ihr Vaterland nicht leicht mit dem unfrigen,“ meinte Rosalie. — „Wer weiß, welche Geschäfte ihn hieher treiben,“ versetzte Caroline. — „Nun er sey, wer er wolle,“ schloß die Mutter, „wenn er nur ein braver Mann ist.“ — „Und den Miethzins nicht zu niedrig findet,“ scherzte Caroline. — „Wollen wir ihm nicht eine Tasse Kaffeh anbieten?“ fragte Rosalie. — „Aus Dankbarkeit, weil er uns die schöne Aussicht nimmt?“ eiferte Caroline. — „Wir wollen sehen, ob sich's thun läßt,“ antwortete die Mutter. — „Nun, jedenfalls fabricire ich ihn,“ fiel Caroline ein, „um zu beweisen, daß ich keinen Groll hege, und er soll vorzüglich ausfallen, nemlich der Kaffeh. Die alte Mühle wird sich wundern, wenn sie nach langer Ruhe wieder etwas zu zermahlen bekommt. Hanne soll nur gleich nach Rahm gehen.“

Unterdessen hatte der Oberrevisor dem Fremden die Wohnung gezeigt, und dieser, zufrieden damit, war über den geforderten Miethzins mit zwey Worten einig geworden.

„Sie hätten mehr fordern können,“ sagte er recht verbindlich, „aber es freut mich, daß Sie so billig sind. Nun zu den Frauen, um ihre nähere Bekanntschaft zu machen und ihren Rath und Beystand anzusprechen, den ich bey meiner neuen Einrichtung recht vonnöthen habe.“ — Man ging hinab.

„Ich bin,“ begann der Fremde, zu der Hausfrau gewendet, „so eben

durch Wort und Handschlag Ihr Hausgenosse geworden, und bitte als solchen mich freundlich aufzunehmen.“

Nach einigen artigen Worten fragte diese, ob ihm nicht beliebe, eine Tasse Kaffeh zu trinken.

„Wenn Sie ihn haben,“ versetzte er kopsnickend; und Caroline eilte, ihre Function anzutreten, während Rosalie den runden Tisch mit einem leinenen Teppich von schöner Bildweberey belegte und mit Tassen besetzte.

„Sie erlauben!“ sagte er zur Mutter gewendet, und zog ein von buntem Bast geflochtenes Täschchen hervor, welches Cigarren enthielt, und von denen er eine auswählte. — „Sie rauchen nicht?“ fragte er den Oberrevisor. Dieser verneinte. „So werden Sie mir vergeben,“ fuhr er fort, „wenn ich gleich bey dem Beginne unserer Bekanntschaft Sie mit meinen übeln Angewohnheiten bekannt mache.“ Er kneipte die zugekehrte Blattspitze der Cigarre ab, und schlug mit dem bey sich habenden Apparate Feuer an.

„Es handelt sich jetzt, werthe Frau!“ sagte er, als diese auf dem Sofa Platz genommen und er sich gegenüber gesetzt hatte, „um den nöthigen Hausrath, den ich nicht habe, der aber wohl in einer Handlung zu erkaufen seyn wird, und um dessen Versorgung ich Sie ersuchen möchte, weil die Frauen das am besten verstehen. Ich überlasse Ihnen die ganze Ausstattung der beyden Zimmer, nur bitte ich, solche so einfach als möglich einzurichten, indem ich noch bemerke, daß ich die nöthigen Betten selbst besitze.“

„Wollten Sie mir wohl ungefähr den Preis bestimmen?“ entgegnete Frau K e n n e r.

„Gehen Sie von dem Maßstabe aus, den Sie annehmen würden, wenn Sie dergleichen für Ihren Gebrauch bedürften,“ versetzte der Fremde, „und ich werde nicht übel fahren.“

Der Kaffeh wurde gebracht; die beyden Mädchen beeiferten sich, den Gast zu bedienen, und dieser schien Gefallen an den schönen Schwestern zu finden, denn seine Blicke weilten oft lange und scharf, bald auf der einen, und bald auf der andern, so, daß beyde einige Male Gelegenheit hatten, recht angenehm zu erröthen.

„Mit meiner übrigen Hauseinrichtung werde ich nicht viel Störung verursachen,“ sagte er im Laufe des Gespräches; „mein Manuel besorgt das Frühstück, das Mittagessen haben Sie wohl die Güte durch Ihr Dienstmädchen aus dem nächsten Gasthose holen zu lassen, wofür ich erkenntlich seyn werde, und unser Nachtessen besteht in Früchten und Brot. — Wäre es möglich, mit dem Einkaufe und dem Transporte des Hausgeräthes bis morgen Abend fertig zu werden, so könnte ich die darauf folgende Nacht schon unter Ihrem Dache zu wohnen das Vergnügen haben. Ich liebe die Raschheit bey allen Unternehmungen.“

Vater, Mutter und Töchter versprachen, ihr Möglichstes beyzutragen, um Alles ins Werk zu setzen, und der Fremde schied mit der Versicherung, daß er sich in ihrem Hause recht wohl gefallen würde, zumal, wenn sie ihn nicht nur als Haus- sondern als Familiengenossen betrachten wollten, da er hier ganz fremd sey und stille Häuslichkeit den größten Werth für ihn habe.

„Nun wissen wir erst nicht, wer er ist,“ sagte Caroline, als der Fremde sich entfernt hatte. „Daß dich doch gleich die Neugierde drückt!“ versetzte der Oberrevisor; „er scheint, einige Sonderbarkeiten abgerechnet,

ein redlicher Mann zu seyn, das ist mir vor der Hand genug.“ — „Am Ende ist's ein englischer Lord,“ meinte Caroline, „die sollen recht sonderbar seyn.“ — „Warum nicht gar ein spanischer Don,“ spöttelte Rosalie. — „Du hättest ihn doch fragen sollen, Väterchen!“ erinnerte die Mutter.

„Es ist mir nicht möglich,“ versicherte der Oberrevisor, „bey dem ersten freundlichen Zusammentreffen mit einem Fremden gleich zu fragen: Herr, wer sind Sie? es klingt gar zu polizeyisch. Mir liegt auch wahrhaftig mehr daran, zu wissen, wie als wer er ist, und das erstere erfährt man doch nicht mit dem Namen, sondern erst nach längerem Umgange.“

„Aber wie?“ fragte Caroline, — „sagte er nicht, sein Manuel besorge das Frühstück? Da ließe von dem Diener aus sich die Abkunft des Herrn doch vielleicht herleiten. Manuel ist spanisch, portugiesisch, italienisch, sicilianisch — nicht wahr? Richtig ich hab's: aus Messina ist er, denn in Schiller's „Braub“ von dort her kommt auch ein Manuel vor.“

Man lachte über die komische Ableitung, und der Vater setzte ihr spöttelnd bloß dagegen, daß der Ladendiener des Gewürzkrämers in der Nachbarschaft auch Manuel genannt würde und der ehrliche Abkömmling eines deutschen Schuhmachers sey, der, so viel er wisse, mit allen seinen Voretern keinen Fuß über die deutsche Grenze gesetzt habe. — „Aber eine Bemerkung muß ich hier noch machen,“ setzte er hinzu, „die sich mir während der Unterhaltung mit dem Manne mehr als einmal aufgedrängt hat: er ist mir ganz fremd, und doch trägt sein Gesicht einen Zug, der mich wie eine alte Bekanntschaft sonderbar angesprochen hat.“

„Es ist wahrscheinlich derselbe, der mir auch gleich aufgefallen ist,“ versetzte Caroline, „eine durchschimmernde Gutmüthigkeit, ein Sonnenblick durch Wolken.“

„Nun, dem sey wie ihm wolle,“ sagte der Vater; „ich glaube in ihm einen Ehrenmann zu erkennen. Übrigens schließen wir ja keinen Contract auf Lebenszeit. Sollte uns das neue Verhältniß nicht zusagen, so ist es ja leicht aufgelöst. — Sorge nur jetzt, Mutter, daß du deinen so ehrenvoll dir gegebenen Auftrag zur Zufriedenheit besorgst. Ich danke dem Himmel, daß unser Quartier vermietet ist, und gehe mit Vergnügen an mein Geschäft. Adieu!“

Mutter und Töchter berathschlagten nun, was zu einer bequemen Einrichtung erforderlich sey; es wurde ein Verzeichniß des unentbehrlichsten Hausrathes zu Papier gebracht, und während die Mädchen ausmaßen, wie viel Ellen Battistmuffelin zu den Vorhängen erforderlich wären und nach welcher Form sie geschnitten werden sollten, ging die Mutter in die beste Möbelhandlung, las aus und erhandelte, was sie für nothwendig und gut hielt.

„Habe ich der Frau Oberrevisorinn vielleicht zu der Ausstattung einer der Fräulein Töchter zu gratuliren?“ fragte der dienstfertige Besitzer des Gewölbes, und die Versicherung der guten Frau, daß sie die Einkäufe für einen Fremden besorge, der in ihr Haus ziehen wolle, konnte die vorgefaßte Meinung des pffiffig lächelnden Kaufmanns kaum besiegen, der übrigens durch zwey tüchtige Lastträger das erkaufte Geräthe sogleich in das Haus der Käuferinn schaffen ließ, wo es nach Angabe derselben aufgestellt wurde.

Die Mädchen hatten am folgenden Morgen mit vereinten Kräften geschnitten und genäht, so daß des Nachmittags schon die neuen Vorhänge an den Fenstern flatterten, von Carolinen in zierliche Falten gelegt, welche

mit dem letzten derselben beschäftigt, in Gedanken stehen blieb und nach einer langen Pause plötzlich mit der Hand hinauswinkte und nickte, als wolle sie von jemand Abschied nehmen.

„Was machst du denn?“ fragte Rosalie, die das stumme Spiel mit Stauen bemerkt hatte, und Caroline sprang erschreckt von dem Tritte herab und antwortete in komischer Verlegenheit: „Zum letzten Mal hab' ich die Sonne hier gesehen; fortan wird sie nicht mehr in unser Stübchen scheinen; den neuen Miethsmann grüßt ihr erster Blick.“

„Du bist eine kleine Närrinn!“ sagte Rosalie.

„Ja wohl,“ seufzte Caroline, „Verlorenes kehrt so leicht nicht mehr zurück, und beklagenswerth ist es doch, daß immer ein Mensch dem andern in die Sonne tritt und ihm Schatten macht.“

In diesem Augenblicke entstand ein Geräusch auf dem Hausflure. Gleich darauf traten Vater und Mutter mit dem Fremden ein, der nicht sowohl über die erkauften Gegenstände, als über die getroffene Anordnung sehr erfreut war, welche ihn in den Stand setzte, heute noch Besitz von seiner Wohnung zu nehmen. Er äußerte seinen Dank über die Gefälligkeit der Frauenzimmer des Hauses, und sprach die Hoffnung aus, recht still und angenehm in ihrer Mitte zu wohnen.

„Über etwas bin ich im Zweifel gewesen,“ sagte Frau Kenner, „wonnemlich Ihr Begleiter schlafen wird, und deshalb ist die Bettstätte für denselben noch nicht aufgeschlagen.“

„Mein Manuel schläft mit mir in Einem Zimmer,“ antwortete der neue Hausgenosse; „er wird sogleich mit Bettfäcken und Koffern erscheinen, um für unsere beyderseitige Bequemlichkeit zu sorgen, die er am besten kennt; ich bitte deshalb, sich nicht weiter bemühen zu wollen, und mich nur jetzt gleich in den Stand zu setzen, die gehaltenen Auslagen zu vergüten.“

Frau Kenner übergab ihm die Rechnungen; er sah sie durch, und als er in denselben die Verfertigung der Vorhänge nicht angerechnet fand und vernahm, daß die beyden Mädchen sich ein Vergnügen daraus gemacht hätten, diese kleine Mühe zu übernehmen, wandte er sich freundlich zu ihnen und sagte: „So haben Sie mich gleich bey meinem Eintritt in Ihr Haus zu Ihrem Schuldner gemacht; ich will Gelegenheit suchen, Ihre Güte weit zu machen.“ Zugleich zog er seinen Geldbeutel, und zählte den Betrag der Rechnung in schönen Münzsorten auf den Tisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

M e d e a.

Wer ist jene, die, Drachen gespannt an den donnernden Wagen,
Jagt in die Stadt, das Haar fliegend, den Busen entblößt? —
So nur nahet Medea heran! — Furcht füllt ihr die Seele,
Ob es den Menschen nicht kund, was ihr die Sinne gerwühlt.
O, der Mord, an den Kindern verübt, sprengt den ehernen Busen,
Stellt sich selbst vor's Gericht, rächt die entweihete Natur.
Brauchst du Hilfe, o Zeus, so nimm sie den Augen Medea's,
Als mit der Kinder Blut furchtbar sie färbte die Hand.

Ende.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im September 1835.

(Fortsetzung.)

Im Lustspiele: „Ahnenstolz in der Küche,“ leistete Hr. Seydlmann Ausgezeichnetes. Seydlmann's Organ gehört nicht zu den angenehmsten, seine Töne rauschen durch die Zähne; allein schnell übersteht man diese Kleinigkeit, da er seine Stimme durch alle Abkufungen vortheilhaft zu moduliren weiß. Als Koch Vater, der immer unter das französische Idiom das geradbrechte Deutsch mengt, bewährte er den Meister der mimischen Darstellung. Dieser Seydlmann, der als Carlos große Ideen mit Würde und Schwung vortrug, mit den Gefinnungen des Spaniers vortrug, verwandelte sich ganz in den hochanstrebenden, nach Ruhm und Ahnenglanz gierigen Chef de cuisine, der mit unermüdeter Eloquenz, mit dem Feuer des für Ehre und Anerkennung heiß durchglühnten Franzosen die Erhabenheit seiner Kunst in pomphaften Tiraden den Großthaten des kriegerischen Heldenthums an die Seite stellt. Der Contrast der Küche, der Gastrolle mit dem siebfränzten Banner, und des umschürzten Rockes mit der Heldengefinnung, trat durch das vortreffliche Spiel des Künstlers als ein ächt komisches Tableau voll Wirklichkeit vor den Zuschauer. Sehr wohlthätig war für das Ohr die Reinheit und richtige Betonung, mit welcher Hr. Seydlmann das französische Sprach.

Im Auffenbergschen Drama: „König Louis XI. in Peronne,“ nach dem bekannten Scot'schen Romane: „Quintin Durward“ trat der Künstler wieder in die Sphäre des historischen Schauspiels, welches durch einen positiven Charakter sich Halt und Gang auf den Brettern verschafft. Steht der wahre, der objective Dichter freywillend über seinen Charaktergebilden, so muß es in demselben Maße auch der Mime. Hr. Seydlmann durchdrang den Charakter des französischen Königs Louis XI. bis in die geheimste Falte des Herzens. Der schlaue, mitten in den Stürmen gleichmüthige, kalt und richtig prüfende Herrscher mit anscheinender Nachlässigkeit, der seine Feinde nur täuscht; die Herablassung, die häufig Schlingen legt, und die imponirende Majestät, die jede Tollkühnheit ehrfurchtig gebietend zurückschreckt, diese sich scheinbar widerstrebenden Charakterzüge verschmolz Hr. Seydlmann mit entschiedener Kunstfertigkeit in ein Gemälde, das kaum mit solchem Erfolge von einem andern erwartet werden dürfte. Hr. von Auffenberg, dieses fruchtbare, reiche Talent, hatte an diesem Künstler den Menschen, der seinen Dramen theatrales Leben ertheilte. Hr. Seydlmann gab uns nicht den König jenes Jahrhunderts, sondern das letztere selbst.

Franz Moor, dieses Scheusal menschlicher Unnatur, verschmähte unser Gast nicht. Der schöpferische, denkende Bühnenkünstler findet immer wieder eine terra incognita in den tiefen Abgründen der menschlichen Brust, oder er lauscht solchen Charakteren, wenn sie auch noch so oft Gegenstand der Darstellung waren, eine neue Seite ab, oder er faßt sie auf eine ganz neue, originelle Weise auf und stellt sie als eine überraschende Erscheinung auf. Sollte der Mime gar nichts zu mildern haben an diesem Franz Moor? Gibt die Vernachlässigung, welche sich die Natur an ihm zu Schulden kommen ließ, gar kein Motiv, diesen Charakter dem Herzen des Zuschauers nur auf Pausen versöhnend näher zu bringen? — Seydlmann suchte die Verworfenheit dieses Ungeheuers in ein milderes Licht zu stellen, ihm war nicht darum zu thun, die teuflische Natur mit ihrer ganzen Prägung darzustellen, sondern den tief Gefallenen, den Würger und Böfewicht, den Prädestination und die Umstände so furchtbar stempelten, diesen letzteren zum Theil auf Rechnung zu bringen. Grauen erfasste Jeden, Entsetzen durchbebt das Mark in den fürchterlichen Situationen, welche der junge Dichtertitan in Stammen hinwarf.

Wir wenden uns von diesem Franz Moor hinweg, der Seydlmann's großes Talent in seinem Glanze zeigte. „Der Jude“ nach Cumberl and, in welchem Stücke Seydlmann als Jude Schewa debutirte, vermochte uns nicht so ganz zur Bewunderung hinzureißen. Der edelmüthige, verachtete, oft mißhandelte Jude, der sich jeden Lebensgenuß versagt und Tausende aufhäuft, aber seinen angekamnten Wucherfuss dadurch adelt und sich die Achtung der Mitwelt erwirbt, daß er aus Dankbarkeit einen Unglücklichen rettet und zum Erben seines großen Vermögens einsetzt, trat durch Hrn. Seydlmann als ein schönes Charaktergemälde mit großem Effecte vor uns. Seydlmann

spielte sich in die Nationaleigenthümlichkeiten des Juden mit solchem Erfolge hinein, er zeichnete ihn durch Mimik und Sprache mit so entschiedenem Effecte, daß er Viele — besonders einige Münchner Journalisten glauben machte, er gehöre dem Stamme der Israeliten an.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastspiele des Hrn. Kettich und der Mad. Kettich, geb. Gley, vom Königl. sächsischen Hoftheater.

Die Gastspiele der Mad. Kettich haben sich für die Theaterfreunde Wiens als ein Ereigniß von großer, erfreulicher Wichtigkeit bewährt; sie haben die Theilnahme des Publicums für die ernstere Hälfte der Bühnenkunst nicht nur fortwährend wach erhalten, sondern sogar gesteigert, und so die Interessen aller Parteyen auf eine auch für die Kunst wohlthätige Weise gefördert. An diesen Dank für die Gegenwart knüpft sich die Erinnerung an eine schöne, genussreiche Vergangenheit, und die Künstlerin selbst wird aus dem herzlichsten Grusse, der ihr bey ihrem ersten Erscheinen entgegenkam, und der sich bey jeder folgenden Vorstellung mit erhöhter Wärme wiederholte, die Überzeugung gewonnen haben, wie treu man das Andenken an sie bewahrt, und wie gerne man sie nach schmerzlicher Trennung wiederseh. — Das Verdienst der Mad. Kettich als tragische Schauspielerinn (in welcher Kategorie wir sie in unserem heutigen Berichte betrachten wollen) ist in diesen Blättern bey früheren Gelegenheiten so ausführlich, als es der Raum erlaubte, gewürdigt worden; auch gehören die sechs Darstellungen, welche die erste Hälfte ihrer diesmaligen Gastspiele ausmachen, sämmtlich in die Reihe derjenigen Rollen, die uns aus jener Zeit, wo die Künstlerin unserer Bühne angehörte, erinnerlich oder vielmehr unvergesslich geliebt sind. Neues aber wüßten wir über diese Leistungen kaum zu sagen, als höchstens, daß wir alles, was uns einst an ihnen rühmendwerth erschienen ist, in erhöhtem, gereiften, gleichsam geläuterten Grade wiedergefunden haben. Wir wollen also, um aller Wiederholung möglichst aus dem Wege zu gehen, die Darstellungen der Mad. Kettich von der Seite betrachten, die uns dieses Mal als die hervorragendste, vom Gewöhnlichen kaum deutlichsten unterschiedene eingeleuchtet hat. Es ist die ungemeine Klarheit, Bestimmtheit und Sicherheit in der Auffassung, jene Fähigkeit, einen Charakter so zusammenhängend zu gestalten und wiederzugeben, daß er uns als ein abgeschlossenes, unverkennbares Ganze gleichsam körperlich entgegentritt. Wir haben eigentlich, beynah ohne es zu wollen, in diesen Worten den Inbegriff aller Darstellungskunst ausgesprochen und so, durch den unwillkürlichen Sprung vom Besonderen zum Allgemeinen, den hohen Standpunct unserer Künstlerin auf die kürzeste, aber vielleicht bündigste Weise bezeichnet. Ist unsere Wahrnehmung richtig, so wird man auch unser Lob, unsere Bewunderung natürlich finden, und das um so williger, da die neueste Zeit uns, wenigstens im Fache der Tragödie, keine allzuhäufige Veranlassung zu solchem Ausspruche gegeben hat. Gerne wird man uns daher auch vergönnen, bey dieser Gelegenheit der großen, der unerreichten Sophie Schröder zu gedenken, jener Meisterinn, deren Beyspiel und Vorbild für die aufmerksame Schülerin einst so entscheidend war und jetzt so reiche Früchte getragen hat. Ist Mad. Kettich vor anderen deutschen Schauspielerinnen wirklich dazu berufen, dereinst die Erbin ihrer Größe und ihres Ruhmes zu werden, so war es schon dieser Anwartschaft wegen billig, den Namen der Zweyten neben den der Ersten zu sehen. — Doch wir kehren zu unserem oben ausgesprochenen Satze zurück, und wollen versuchen, ihn in der Kürze auf diejenigen Leistungen anzuwenden, mit denen die Künstlerin bisher aufgetreten ist. Die erste derselben war die Titelrolle in Schiller's „Maria Stuart,“ also gerade diejenige, auf welche unsere Bemerkung, wenigstens im Allgemeinen, vorzugsweise paßt. Viele, ja die meisten Schauspielerinnen glauben, die Dankbarkeit der Rolle (die an und für sich schon der Darstellerin mit offenen Armen entgegenkommt) dadurch noch mehr zu steigern, und den Charakter der Maria gleichsam zu verkären, daß sie ihn mit einem Nimbus von beynah überirdischer Heiligkeit, Resignation und Duldung umgeben. Für einen Theil der Zuschauer und für den augenblicklichen Erfolg mag das recht erspriesslich seyn, und die Rolle ist, so genommen, vielleicht nie ganz verunglückt, ist aber auch vielleicht nie das geworden, was sie werden kann. Mad. Kettich dagegen

acht von einem andern Gesichtspuncte aus, und wir glauben, sie kommt der Absicht des Dichters und dem Zwecke der Kunst bey weitem näher. Sie gibt uns neben der verstärkten, übermenschlichen, poetischen Maria, auch ein Bild der wirklichen, menschlichen, historischen Maria; sie läßt uns aus der Gegenwart des Duldens und der Reinheit in die Vergangenheit der Leidenschaft, der Verirrung zurückblicken; kurz sie bringt uns das dem Mitgeföhle zu fern stehende Ideal gerade um so viel näher, als wir bedürfen, um uns ihm menschlich verwandt und gleich zu fühlen. Das aber ist ja eine von den Aufgaben der Kunst, darin besteht der Theil derselben, den wir Wahrheit nennen. Diese Maria ist es, die Schiller uns geben wollte; sie anders nehmen, heißt den Zweck des Dichters verkennen, und seine Verse zu prunkenden Declamationsstücken mißbrauchen. Wer der heutigen Leistung der Mad. Kettich mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, der wird, auch ohne daß wir Einzelheiten hervorheben, diese ihre Meinung errathen und gebilligt haben; ja wenn auch in einzelnen Momenten (wie z. B. im dritten Acte) der Impuls des Augenblicks die Künstlerin vielleicht zu widerstandlos dahinriß, so war doch der Grund davon so verzeihlich, ja so innerlich wahr und schön, daß dem Werthe des Ganzen kein Eintrag geschah, und gewiß Niemand an Absichtlichkeit und Effecthascherey denken konnte. — Die zweyte Rolle der Mad. Kettich war die der Olga in Raupach's „Isidor und Olga.“ Das Stück ist, wie wir schon öfter zu bemerken Gelegenheit hatten, eine der wirkungsvollsten, so wie in der Ausführung der Einzelheiten gelungensten und talentvollsten Schöpfungen Raupach's, in der Charakterzeichnung dagegen vielleicht das ungenügendste von allen. Dieser Vorwurf trifft namentlich die Gräfinn Olga. Ihre schon von vornhinein etwas kühle Liebe zu Isidor, die mehr Verstandes- als Herzenssache ist, erleidet durch die äußere Erniedrigung, in der sie ihn sieht, offenbar den Todesstoß; sie gibt ihn auf, weil sie sich seiner schämen müßte, und rettet ihm das Leben auf Kosten seiner Liebe. Für den Verstand und das praktische Leben ist solche Tugend der Entsamung gewiß höchst ehren- und nachahmenswerth; die Empfindung aber, die Leidenschaft, die Poesie hätte, meinen wir, einen andern Ausweg gewußt, und so dem Stücke, wie dem Charakter der Heldinn eine andere Wendung gegeben. Wie nun dieser einmal ist, so muß sich auch die Darstellerinn darcin fügen, und im Einzelnen gut machen, was im Ganzen nicht zu bessern ist. Der richtige Verstand der Mad. Kettich traf auch hier das Wahre und das Beste; sie gab der ersten Hälfte der Rolle so viel Wärme des Geföhls, als sie nur immer verträgt, und vermied in der zweyten jenen kalten, meisternden Ton der über das Herz und seine Rechte siegenden Vernunft. Ein wahrhaft ergreifendes, hinreißendes Ganze wird sich wohl schwerlich jemals aus der Rolle machen lassen, um so größer bleibt das Verdienst, so Vieles und so Schönes darin gewirkt zu haben. — Die Margarethe in den Scenen aus Goethe's „Faust“ war eine der letzten Leistungen der Mad. Kettich, als sie noch Mitglied unserer Bühne war. Daß sie zugleich eine ihrer vollendetsten war, haben wir damals ausgesprochen, und mit Freuden wiederholen wir es heute. Die unermessliche poetische Fülle, die jener Scene innewohnt, wird sie uns auch in ihrer isolirten Gestalt ehrwürdig machen. Die Erscheinungen, die hier auftreten, sind Weltbegriffe, die uns das große Räthsel mit inhaltschweren Worten künden und lösen. Auch Gretchen ist ein solcher Gesamtbegriff, und wenn wir die Darstellung der Mad. Kettich mit der Idee des Dichters zusammenhalten, so möchten wir ihn die Natur nennen, aber die Natur in ihrer vollkommensten Wahrheit und Ursprünglichkeit. Gretchen im Garten und Gretchen im Kerker sind das erste und letzte Capitel in dieser Lebensgeschichte; daß beyde in der Darstellung uns noch so zusammenhängend erscheinen, ist ein Beweis, daß die Künstlerin den Text des Buches selbst so gelesen und so verstanden hat, wie der Dichter es erwartete. Die Darstellung der Mad. Kettich, sowohl das heitere, frische, zauberhafte Lebensbild der ersten Scene, als auch das furchtbar gewaltige Nachtstück der letzten, gehören zu dem Schönsten, was wir auf der Bühne gesehen haben, und Mad. Kettich würde durch diese einzige Leistung den Namen und den Ruhm einer seltenen Künstlerin erwerben. — Der Charakter der Lucia in Raupach's „König Enzo“ ist uns seit dem ersten Auftreten dieses Stückes immer als eine der anziehendsten und glücklichsten Zeichnungen des Dichters erschienen; wir verhehlten aber auch nicht, daß die vortreffliche Darstellung der damaligen Dlle. Gley sehr vieles dazu beigetragen habe, uns das rührende Bild der Liebe und Hingebung in seinem reinsten, schönsten Lichte zu zeigen. Was Dlle. Gley vor Jahren versprach und anfang, das hat Mad. Kettich gehalten und vollendet; denn es ist uns vorgekommen, als ob die Künstlerin, die wir heute zum ersten Male ihrem Gatten (als Enzo) gegenüber die Lucia

geben sahen, die Rolle noch wärmer, noch inniger, noch hingebender gespielt hätte, als zuvor. Ist die wahre und tiefe Empfindung, einer Andeutung Goethe's zufolge, das Alpha und Omega aller Poesie und aller Kunst, so finden wir den Satz in der heutigen Darstellung bewiesen. Als einen Beleg für unsere im Eingang ausgesprochene Behauptung, daß Mad. Kettich vor Allem das Ganze des Charakters auch in den kleinsten, oft unscheinbaren, ja undankbaren Nebenbedingungen im Auge habe, möchten wir die theatralisch unbedeutende Scene anführen, wo Lucia, nachdem Enzio's furchtbares Geschick entschieden ist, von ihrer Vertrauten, Laura, Abschied nimmt, um ihre Sendung auf Erden zu erfüllen. Dergleichen Scenen stehen in der äußeren Wirkung den sogenannten Glanzpunkten einer Rolle, die denn freylich auch Andern gelingen, merklich nach; aber sie sind der eigentliche Probierstein höheren Berufes, und die Bürgen jener wahrhaft künstlerischen Gewissenhaftigkeit, die den innern Werth dem äußeren Schimmer vorzieht. Die Lucia der Mad. Kettich war und ist uns noch immer eine der schönsten Blumen in ihrem wohlverdienten Kranze. — Obwohl dem äußeren Verhältnisse nach verschieden, doch in mancher Beziehung der vorigen nicht unähnlich, ist die Rolle der Lady Rutland in Colli's Trauerspiel „Ester.“ Auch hier ist das Gefühl der allmächtigen Liebe, die jeder Rücksicht und jeder Schranke spottet, der Grundzug, die ausschließliche Triebfeder des Charakters, nur daß hier als bewußtloser Ausbruch der Leidenschaft erscheint, was sich dort als besonnener Heroismus der Selbstaufopferung in That und Leiden ausdrückte. Schade ist es jedoch, daß dieser Charakter, der Handlung und den übrigen Personen des Stückes gegenüber, zu unwesentlich, ja zu fragmentarisch und episodisch dasteht, um als notwendiger Theil des Ganzen hervortreten zu können. Die Schlusscenen im Kerker und im Staatszimmer der Königin sind indessen glanzreiche Aufgaben der Darstellungskunst, und Mad. Kettich löste sie auch heute wieder mit jener Überlegenheit, deren wir schon früher bey den Aufführungen dieses Stückes gedacht haben. — Die Rolle der Bertha in Grillparzer's „Ahnfrau“ ist leicht und schwer, je nachdem man es nimmt, oder je nachdem die Darstellerin den Charakter betrachtet. Natur und Wahrheit, ohne den kleinsten Anstrich von Ziererey oder Prüderie, die immer nur verderben, aber nie verbessern können, werden auch hier wieder den Ausschlag geben, und wenn diese Eigenschaften, wie wir zu erweisen gesucht, wirklich die schönen, überall sichtbaren Attribute unserer Künstlerin sind, so konnte sie dieselben auch heute nicht verläugnen, schon aus Dankbarkeit nicht für den Dichter, dessen Schöpfungen ihr bereits schon so viele glänzende Triumphe bereitet haben. Von wunderbar ergreifender Wirkung war der Monolog Bertha's im vierten Acte nach der Sterbescene des Vaters; hier zeigte sich eine Fülle und eine Tiefe der Phantasie, wie sie nur den auserwähltesten Künstlernaturen verlichen ward, wie denn überhaupt die ganze Darstellung der Mad. Kettich von jener wahrhaft poetischen Begeisterung durchdrungen war, ohne die es nun einmal nicht möglich ist, sich selbst und noch weniger die Zuschauer emporzuheben. — Mit dieser Rolle, dem Ziele unseres heutigen Berichtes, schloß sich die erste Hälfte des Gastrollencyclus der Mad. Kettich. Über die zweite Hälfte desselben, so wie über die Darstellungen des Hrn. Kettich, der bisher in drey verschiedenen Rollen mit recht großem und verdienten Beyfalle aufgetreten ist, behalten wir uns vor, in unserem nächsten Theaterartikel zu sprechen.

Modell XLV.

Oberrock von ponceau Gros-Grain mit einem weißgestickten Battistfragen, nach einem Originale von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Akashut mit Band und Blumen, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stod.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Wittve.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 7. November 1835.

134

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile waren die Träger mit den Sachen aus dem Gasthose eingetroffen, ein junger, schlankgewachsener Mensch an ihrer Spitze, der einen schweren Mantelsack trug.

„Wohin? Wohin?“ schrie er unten an der Treppe; und der Fremde sagte lächelnd: „Aha! da ist Manuel! Sie erlauben, daß ich ihm den Weg zeige.“

Er öffnete die Thüre und rief: „Nur hier herauf!“

Das Gepäck wurde vor dem Zimmer abgesetzt, während der junge Mensch mit dem Mantelsack eintrat und, etwas betroffen über die Gegenwart der Frauenzimmer, denselben in eine Ecke trug, dann aber mit recht zierlichem Kopfsneigen die Anwesenden begrüßte.

„Ist alles in Ordnung?“ fragte der Fremde. — „Ja, Ordnung in Alles!“ antwortete der junge Mensch — „Alles in Sack und Pack, bis auf Traglohn draußen.“ — „Ich will es besorgen,“ sagte jener, „Sie erlauben, daß die Sachen hereingebracht werden.“ — „Sie haben hier zu gebieten,“ versetzte der Oberrevisor, „kommt, Kinderchen! wir wollen Platz machen. Sollten Sie indessen unserer Hilfe bey irgend etwas bedürfen, so steht Ihnen diese zu Gebote; ich bitte, von unserer Bereitwilligkeit überzeugt zu seyn.“

Somit entfernte sich die Familie, und überließ den beyden Männern die noch zu treffenden Einrichtungen.

„Don Manuel scheint in einem sehr vertraulichen Verhältnisse mit seinem Herrn zu stehen,“ begann Caroline, als der Vater sich in die Kanzley verfügte, und Mutter und Töchter an ihre Beschäftigung gegangen waren, „ich wette, er ist mehr als ein bloßer Diener; sein Außeres hat etwas so Keckes und Selbstständiges, was man selten bey dieser Classe von Leuten trifft.“

„Ich weiß überhaupt nicht,“ versetzte Rosalie, „wie du auf die Idee gekommen bist, daß der junge Mensch sein Diener sey.“

„Das Frühstück besorgen hat mich darauf gebracht,“ entgegnete Caro-

line; — „wie gesagt, ich schliesse davon, und halte ihn — wenn nicht für den Sohn, doch für einen nahen Anverwandten.“

„Sein gebrochenes Deutsch scheint doch dieser Meinung zu widersprechen,“ sagte die Mutter, „denn der alte Herr spricht es gut.“

„Er müßte nur in der Fremde erzogen worden und erst später zu ihm gekommen seyn,“ meinte Caroline. „Übrigens wär' es ein recht hübscher junger Mensch, wenn er nicht die Mulattenfarbe und das krause Haar hätte.“

„Seine Züge sind edel und angenehm,“ fiel Rosalie ein.

„Und ein besonders schönes Auge hat er,“ bemerkte die Mutter. — „In dessen bekenne ich unverholen,“ fuhr sie fort, „daß es mir viel angenehmer gewesen wäre, wenn der alte Herr allein gekommen, oder sein Diener oder Anverwandter — wer er nun seyn mag — zwanzig Jahre mehr zählte; deshalb ermahne ich euch, eurem Verhältnisse zu den neuen Hausgenossen einen anständigen und ernsten Charakter zu geben; gefällig zu seyn, ohne Zudringlichkeit, und die Würde eures Geschlechtes nicht im Geringsten aus dem Auge zu verlieren. Besonders rathe ich euch Vorsicht im Umgange mit dem jungen Menschen; beachtet stets die goldene Regel, sich zu benehmen, wie man gern genommen werden möchte. Wir wollen Vertrauen mit Vertrauen erwidern, wenn sie sich nähern; aber die Schranke des Anstandes halte sie in einer schicklichen Entfernung und gebe dem Verhältnisse etwas Achtungswerthes. Jede unserer Äußerungen und Handlungen muß ihnen beweisen, daß sie sich in einem guten Hause befinden, wo die Sitte als ein Heiligthum betrachtet wird. Noch kennen wir das Innere von Beyden nicht, obgleich das Äußere vortheilhaft für sie spricht; ihnen wird es mit uns eben so gehen; um so mehr ist Vorsicht nöthig, eine gute Meinung zu erwecken und zu erhalten. Jedenfalls ist der Vater das schicklichste Organ, durch welches das gute Vernehmen am würdigsten unterhalten werden kann.“

„Daß nur der Vater die Anzeige auf dem Polizeyamte nicht vergift,“ erinnerte Caroline.

„Damit das neugierige Fräulein erfährt, was sie so gern zu wissen wünscht,“ sagte lachend Frau Kerner.

„Und was du heute selbst schon geäußert hast, liebe Mutter!“ versetzte Caroline. „Du mußt doch gestehen, daß es ein unheimliches Gefühl ist, mit Leuten unter einem Dache zu wohnen, von denen man weder Namen, Stand, noch Herkunft weiß.“

„Als ob Name, Stand und Herkunft das Wissenswertheste am Menschen wäre,“ bemerkte Rosalie.

„Erst nennen, dann kennen!“ entgegnete Caroline. „Ich meine, der Mensch ließe sich gleich besser beurtheilen, wenn man Stand und Namen weiß.“

„Es liegt etwas Wahres darin,“ sagte die Mutter, „weil Stand und Beschäftigung dem Charakter des Menschen in der Regel die vorwaltende Richtung gibt. So wird der Gelehrte, der Soldat, der Kaufmann, der Künstler gewöhnlich dem Bilde entsprechen, das von diesen Ständen im Allgemeinen angenommen ist, nur mag es auch hier Ausnahmen geben. Was sich am allerwenigsten verkennen läßt, ist eine gute Erziehung, die in jedem Stande möglich ist und überall ihren wohlthätigen Einfluß auf das äußere Wesen sowohl, als auf die Handlungsweise des Menschen ausübt. Der alte Herr scheint dahin

zu gehören.“ — „Und Dou Manne!“ fragte scherzend Caroline. — „Ist wohl noch in der Entwicklungsperiode begriffen,“ antwortete die Mutter. — „Die Größe hat er übrigens vollkommen, um entwickelt zu seyn,“ meinte jene, „nicht wahr, Rosalie?“ — „Ich hab' ihn wahrlich nicht so genau betrachtet,“ versetzte diese. — „Aber weißt du, Mutter,“ fuhr Caroline plaudernd fort, „was zu Gunsten des neuen Hausgenossen spricht und einen recht angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat?“ — „Da wäre ich doch begierig!“ — „Das schwere Felleisen, unter dem der junge Mensch sich fast bog. Der Fremde scheint ein reicher Mann zu seyn.“ — „Nicht so sehr, wenn ein Felleisen seinen Reichtum faßt.“ — „Könnte es nicht auch nebst dem baaren Gelde große Summen in Papieren enthalten?“

„Warum nicht gar Juwelen von unschätzbarem Werthe! Ich zweifle in so fern an seinem Reichtume, als er sonst wohl ein größeres Quartier gemiethet und sich nicht auf zwey Zimmer beschränkt hätte; wie denn auch seine bereits geäußerte häusliche Einrichtung von großer Ökonomie zeugt. Ubrigens genügt es uns, wenn er nur den Miethzins pünctlich zahlt.“ — Aber an dir, Caroline,“ fuhr die Mutter nach einigem Stillschweigen fort, „bemerke ich seit heute einen Zug, der sich noch nie, oder mindestens nicht so bestimmt ausgesprochen hat: es scheint, du liebst das Geld.“

„Ich?“ fragte erröthend diese.

„Allerdings!“ antwortete jene. „Nicht nur warst du die Erste, welche die schöne Brustnadel des Fremden und die Schwere des Felleisens bemerkte; es scheint auch aus deinen übrigen Äußerungen hervorzugehen, daß du den Reichtum als die vorzüglichste Eigenschaft des Mannes betrachtest.“

„Du zeihest mich da etwas, liebe Mutter,“ versetzte Caroline, „was nicht in meine Seele kam. Daß ich den Reichtum für ein wünschenswerthes Gut halte, ist wahr, und du selbst hast schon dasselbe ausgesprochen, weil er uns die Mittel an die Hand gibt, wohlthätig zu seyn und Andere zu beglücken.“

„Das kann man, liebe Tochter, ohne gerade reich zu seyn. Die kleine Gabe, aus gutem Herzen und mit freundlicher Minne gespendet, hat oft mehr Werth für den bescheidenen Bedürftigen, als die größere eines Reichen, der sie gibt, ohne den Werth derselben zu achten, und beglücken kannst du deine Eltern und deine Freunde mit einem Herzen voll Tugend und Menschenliebe mehr, als mit Gold. Wohl ist Reichtum, vereint mit den Vorzügen einer schönen Seele, ein sehr schätzbares Gut; aber ein Reicher, dem diese mangeln, gleicht einem wohlgedüngten Felde, das nichts trägt, als wucherndes Unkraut.“

„Bedenke, Mutter, welche Seligkeit,“ versetzte Caroline mit leuchtenden Augen, „sein Glück zu theilen mit geliebten Personen, ihre Sorgen zu heben, ihren Lebenspfad zu ebnen und Rosen sprießen zu lassen, wo sonst Hände und Herzen von Dornen verwundet wurden.“

„Ein schönes Loos!“ sagte lächelnd diese — „aber wer steht dir dafür, daß du eben so denken und handeln würdest, wenn der Himmel dir Reichtum gewährt hätte?“

„O gewiß!“ versicherte Caroline.

„Ich zweifle!“ entgegnete die Mutter, „besonders, wenn du im Reichtum geboren wärest. Wer nie Noth hatte, lernt sie nicht kennen; die Klagen der Armuth hält der Reiche für Ausbruch eines unbescheidenen, begehrliehen

Gemüths und die Armuth selbst für Folge eines läßigen Erwerbtriebes und einer verkehrten Lebensweise, die endlich Noth herbeiführt.“

„Sag, liebe Mutter!“ begann Rosalie, „woher mag es wohl kommen, daß die edelsten, wohlthätigsten Herzen gewöhnlich mit Gütern der Erde nicht reichlich gesegnet sind?“

„Aus dem natürlichen Grunde, glaube ich,“ antwortete diese, „weil ihre Mildthätigkeit, ihre rege Theilnahme an dem Wohl und Wehe der Nebenmenschen, der Mangel an Speculation auf die Besizthümer Anderer, und ihre Genügsamkeit sie hindert, Geld zusammenzuscharren, weil ein edler Mensch die Tugend, welche ihm sauer wird, am meisten cultivirt und alle Mittel verschmäht, außer dem Wege der strengsten Gewissenhaftigkeit, etwas an sich zu reißen, lieber Vortheile fahren läßt, als Andere darum zu bringen. — Zwey lebendige Beyspiele kann ich euch für diesen Satz aufstellen: den Vetter Anselm und euern guten Vater. Wie bereitwillig dieser ist, seinen Nebenmenschen selbst mit Aufopferung zu dienen und mit dem Hungrigen sein Brot zu brechen, wißt ihr, während der Vetter selten einen Kreuzer verschenkt, auf nichts als Gelderwerb sinnt, und kein Mittel verschmäht, diesen Zweck zu erreichen. Herzensgüte hält er für Charakterchwäche, und dreiste gewissenlose Bevortheilung Anderer für Klugheit und Überlegenheit des Geistes.“

„Sein Benjamin scheint nicht so klug zu werden,“ sagte Caroline; „desto eßlustiger ist er, und man darf es dem guten Vater nicht verargen, wenn er so viel als möglich zu sammeln sucht, damit es ja dem lieben Söhnchen an Lebensunterhalt nie gebrechen möge.“

Die Ankunft des Vaters, der heute sein Geschäft früher beendigt hatte, unterbrach das Gespräch, und kaum hatte er Hut und Stock an den gewöhnlichen Platz gestellt, als nach raschem Anklopfen der neue Hausgenosse eintrat.

„Ich habe Sie kommen sehen,“ sagte er zu dem Oberrevisor, „und bitte um Entschuldigung, wenn ich einen Augenblick störe. Ich wollte mir nur darüber Auskunft erbitten, ob ich die Anzeige meiner Wohnungsveränderung auf dem Polizeyamte selbst machen müsse, oder ob es durch den Hausherrn zu geschehen hat. Für den letzteren Fall habe ich unsere Namen auf diese Karte gesetzt und ersuche Sie, den geeigneten Gebrauch davon zu machen.“

Der Oberrevisor versprach das Nöthige zu besorgen, indem er noch die Frage anhing, wie weit es oben mit den neuen Einrichtungen gediehen und ob nicht etwa die zugesagte Hilfe vonnöthen sey.

Der Fremde dankte sehr verbindlich, und entfernte sich mit der Versicherung, daß kleine Schiffe bald ausgeladen wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

K a m p f.

Könnest du in meine Seele seh'n,
Du würdest zittern!
Da ringt das junge Morgenroth
Mit Sturmgewittern.
Es zuckt der Tod, es weht die Glut,
Gewaltig stürzt und rollt die Flut,
Und über der zornigen wilden Nacht
Glänzen die Himmel in Liebespracht.

Sie glänzen hell, sie glänzen mild,
 Und tönen leise:
 Was stürmst du, Thor? O siehe still
 In uns're Kreise! —
 Und liebliche Gestalten weh'n:
 Willst du der Liebe Gruß verschmäh'n? —
 So ringen gewaltig mit Nacht und Tod
 Strahlen der Liebe und Morgenroth. —

O, daß ich ewig schwanken muß
 Im Sturmesbeugen,
 Wenn theure Wesen klar und mild
 Herab sich neigen!
 Was rollt der Sturm, was bebt die Glut?
 Soll ich verglüh'n im Todesmuth?
 O könnt' ich um opfernden Liebestod
 Athmen das herrliche Morgenroth! —

H. Kette.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im September 1835.

(S c h l u ß.)

„Der Kaufmann von Venedig,“ eigentlich der Jude Shylok, war wieder bestimmt, dem Künstler einen neuen Lorbeerkrantz zu verdienen. Nie sahen wir in München die Scene vor dem Gerichte mit solchem Glanze, mit solcher Kraft und mit so mächtig ergreifender Aufregung der ganzen, erschütterten Seele, nie mit einem solchen Feuerstrome der leidenschaftlichen Beredsamkeit, mit einem so richtig abgemessenen und durchdachten Spiele. Seydlmann wußte durch die Wahl des schönen, zeitgemäßen Costumes, durch die würdevolle, patriarchalische Haltung, durch Ton und Bewegung zu imponiren. Er erschien als der erzürnte, verfolgte, seines Stammes bewußte Repräsentant eines unglücklichen Volkes, dessen Leiden sein Innerstes durchbohren und ihn zur Rache fachen. In diesem Stücke klang sein Organ voll, und wie auch die Lippe bebte, die Rede quoll wohlklingend und kräftig vom Munde des Getäuschten, dessen Hand mit Wuth das Messer an der Fußsohle schärft und in die Brust Antonio's stoßen möchte. Spielt Seydlmann nicht auch mit dem Gemüthe? — Weil er Shylok richtig anschaute und auffaßte, mußte er nothwendig als ein wahrer Schauspieler dem großen Dichter nachbilden.

Goethe's „Faust,“ der nun auf unserer kön. Hofbühne stehend geworden ist, — machte uns mit dem Bühnenkünstler noch vertrauter. Hr. Seydlmann hatte zweymal die Rolle des Mephistopheles übernommen. — Man sah mit gespannter Neugierde jedesmal dem Abend entgegen und freute sich schon voraus, das rothe Varetlein mit der Hahnfeder und die große, gebogene Nase unter den rabenschwarzen, borstigen Augenbraunen hervorragen zu sehen. Die rothen Chaufsons, das lange Ritterschwert mit dem Knochengriffe und der Klunnsfuß gaben schon das treueste Bild der Goethe'schen Schöpfung — des launigen Junkers aus dem Dante'schen Höllenquartiere, wo die Verneinung ewig gegen den Himmel murrend und die Weltordnung zu verkehren strebt. Seydlmann war der Figur und dem Costume gemäß schon Mephisto; das Umkrümmen der Finger zu Krallen, der Ausblick der ganzen Gestalt, Schritt und Haltung, vereint mit der schneidenden Monotonie der Declamation reflectirten aufs genaueste Umrisse und Form des Dichtergebildes. Man kann sagen, Seydlmann war ganz durchdrungen von der höhnen und spottenden Negation des bösen Princip's, das verkörpert durch die Kreise der Menschen schreitet, und zur Sünde schmeichlerisch anlockt. Hr. Seydlmann hat als Mephisto viele große Glanzpunkte. Der Vortrag der Facultätsstudien, der Theologie, Medicin, der Jurisprudenz ic., in der Scene, wo er sich, als Faust verkleidet, den jungen Candidaten darstellt, setzte das ganze Parterre in die heiterste Bewegung. Witz und Humor, die schon in der Dichtung sprudeln, wurden ganz das Eigenthum des geistreichen Mimens und boten durch sein Spiel einen reichen Quell nie gekannten Ver-

gnügens. Seydlmann wußte selbst seinem Organs das Diabolische zu geben, das in Harmonie mit der Mimik den infernaln Satodämon, der in menschlicher Gestalt den in sich und mit sich zerworfenen Faust durch das Leben forttreibt, den möglichst vollendeten Typus des verführerischen, bösen Princips zur Anschauung bringt.

Selbst die besseren Schauspieler unserer Zeit befinden sich in engen und hemmenden Fesseln, wenn sie in metrischen Dramen debutiren; der geringste Theil ist mit der Rhythmik vertraut und sie wissen nicht, wie sie den Jambus oder Trochäus vom Munde wegbringen. Seydlmann declamirte mit Abrundung jede Stelle, die unmittelbar auf einander folgenden Reime, wie sie Goethe größtentheils im „Faust“ gebraucht, ließen sich im Munde des darstellenden Künstlers im schmelzenden Wohlklang vernehmen und sprachen musicalisch zum Ohr der Zuschauer, denen sich diese höchst geistreiche, volksthümliche Dichtung in ihrer Tiefe immer mehr und mehr erschließt.

Die Intendanz erlaubte sich nur sehr wenige Abkürzungen und war besorgt, die ganze Dichtung, so weit es die Zeit eines Theaterabends nur immer gestatten kann, in ihrer verketteten Scenenfolge zur Darstellung zu bringen. Die teuflische Lustigkeit, wo Mephisto einen Sieg vorbereitet oder effectuirt hat; der, jubelnde Hohn über das sinnbefchränkte Menschengeschlecht und die einschmeichelnde Suade, die verführerisch den Röder dem Getäuschten hinlegt, treten bey Seydlmann in der vollendeten Charakteristik hervor. Das halbverhaltene, aber gedämpfte, aus der Kehle hervorbrechende Jauchzen, als er z. B. die Wittve, Gretchens Nachbarinn, mit Liebesanträgen foppt, ergriff den Zuschauer, dem der Geist der Dichtung zugänglich wurde, mit kaltem Entsetzen. Das Lied vom „Floh“ mit passender Orchesterbegleitung, im Keller zu Leipzig, trug er wieder mit diabolischer Jovialität vor. — Bey dieser Gelegenheit wird man uns erlauben, des im Brodhag'schen Verlage erschienenen Frühlingsalmanachs und des darin enthaltenen „Faust“ von Lenau zu gedenken. Der Lenau'sche Mephistopheles trägt, obwohl er ohne Goethe's Meisterschöpfung nie das Licht der poetischen Welt erblickt hätte, ein sehr anziehendes Gepräge an sich. Mephistopheles als Fiedler erinnert durch die phantastische Schilderung seines Spieles offenbar an den bewunderten Violinspieler, an den Orpheus Paganini. — Lenau's „Faust“ wird viele Verehrer Goethe's in Verlegenheit bringen. Dieser neue „Faust“ athmet durch und durch, in allen Parthien das vollkräftige, zum Genuß einladende und tiefühlende Leben des glücklichen, deutschen Südens. An Reichthum einer höchst materischen Phantasie überbietet Lenau in diesen mitgetheilten Umrisen sein Vorbild; das in derselben entfaltete Leben trägt einen so bestimmten Charakter, er verfehlt den Leser in einen Himmelsstrich, aus welchem ihm die Natur und die Menschen wie traute Bekannte mit warmem Händedruck entgegenkommen. Froh sehen wir bey Lenau den Doppelmenschen im „Faust“, den durch Sinnlichkeit gefallen und den bey dem Anblick hoher, weiblicher Jugend sich wieder aufrichtenden, dem Ideale entgegenringenden Menschen. — Achtung für ein solches Talent führte mich zu dieser Diverfion. Deutschland wird entscheiden zwischen Goethe's Faust und Mephisto, und jenen Lenau's. Lenau hat sich wenigstens groß angekündigt. — „Faust“ wurde wiederholt, und das Haus war übervoll. Wir möchten sagen: Seydlmann erschien uns zweymal groß als Künstler, als Shylok und als Mephistopheles, und wir gewinnen die Überzeugung, daß er, wie der wahre Künstler seinen Stoff, seine Rolle mit Freiheit meistert. Nach der Darstellung des Goethe'schen „Faust“ stieg er wieder in die engere Sphäre des Lustspiels herab, und bewährte sein Talent im „Verschwiegenen wider Willen“, in „Männertreue“ und im „gutmüthigen Polterer.“ Im Schauspiele „Cromwell“ ward er als Koll angekündigt; allein das Stück kam leider wegen eingetretener Hindernisse nicht zur Aufführung und der Gast schloß den Kreis seiner Darstellungen mit Carlos im „Clavigo.“ Um über Hrn. Seydlmann den Ausspruch zu thun, daß er die letzte Säule des deutschen Schauspiels sey, wäre nothwendig, ihn auch in tragischen Rollen zu sehen. Daß ihm tragischer Affect, daß ihm Pathos innewohnt, bewies er als Shylok; allein man müßte noch immer sehen können, wie er eine tragische Rolle, z. B. einen Wallenstein, einen Posa, einen Egmont u. s. w. durchführte, denn das Schauspiel gilt uns als Gattungsbegriff, in den wir die Tragödie als Bestandtheil hineinsetzen. Wien und Stuttgart gönnte uns in diesem Sommer schöne Talente und verschaffte dem kunstliebenden Publicum außerlesene Genüsse.

Das Oratorium: „David,“ von Bernhard Klein,
in Wien zum ersten Male aufgeführt den 1. November 1835.

Die Aufführung des genannten Oratoriums gibt uns eine erfreuliche Veranlassung, das Publicum unserer Hauptstadt auf ein neues, in vielfacher Beziehung interessantes, hoch bedeutendes Tonwerk aufmerksam zu machen. In einer Zeit, wo die Entstehung solcher Kunstschöpfungen immer seltener, ihre allgemeine Anerkennung immer ungewisser zu werden anfängt, haben wir eine Erscheinung, wie die heutige, doppelt willkommen zu heißen und gerne möchten wir in ihr den ermutigenden Vorboten einer bessern Zukunft erkennen. Die Gesellschaft der Musikfreunde hat sich durch die Aufführung dieses Werkes (das einzig und allein die Empfehlung seines inneren Werthes und keineswegs die Bürgschaft eines großen Rufes mitbrachte) den Dank der gesamten Wiener Musikwelt verdient, so wie die augenblickliche, entschiedene und immer steigende Theilnahme unseres Publicums dem edleren Kunstsinne des letzteren ein sehr ehrenvolles Zeugniß spricht. Der Componist, Bernhard Klein, der als Privatmann, und so weit wir uns erinnern, nie in einer öffentlichen, ämlichen Stellung, zu Berlin lebte, wo er vor einigen Jahren in der Blüthe seines Alters starb, ist den Musikern des nördlichen Deutschlands durch seine Kirchencompositionen allerdings bekannt geworden, allein sein Name und seine Arbeiten waren bisher noch nicht über jene engen Grenzen vor- und durchgedrungen. Seine Oper „Dido,“ welche vor ungefähr zehn oder zwölf Jahren in Berlin zur Aufführung kam, fand die Achtung der Kenner, konnte aber ihres strengen, ernst, dem heutigen Operngeschmack geradezu entgegengesetzten Styls wegen, nicht zur allgemeinen Popularität gelangen, und wird demnach auch schwerlich wieder zu Tage kommen, zumal, da allem Anscheine nach sich keine zweite *Milder* zur Darstellung der Titelrolle finden dürfte. Mit entschiedenem, siegreichem Anspruche dagegen tritt Bernhard Klein durch sein Oratorium: „David“ in die Reihe jener deutschen Tondichter, deren Namen und deren Werke ihre Zeit überdauern werden, und wenn, wie wir gewiß glauben, der heutige Erfolg bey diesem Gerechtigkeitsacte den Ausschlag gibt, so hat Wien seinen alten Ruhm würdig behauptet. Was das Werk selbst betrifft, so begnügen wir uns, im Allgemeinen den Totaleindruck zu schildern, den es auf uns und, wir meinen, auf alle Anwesenden gemacht hat. Einzelheiten hervorzuheben, ist bey einer so reichen Ausbeute von Schönheiten eine wenig dankenswerthe Mühe; auch stellen sich diese Einzelheiten erst nach öfterer Wiederholung ganz klar und in ihrem vollen Rechte dem Zuhörer aus einander. Das Ganze erscheint uns als das Werk einer eben so wahren, glühenden Begeisterung, als einer tiefen, gründlichen Kenntniß der Kunst und ihrer Mittel; es ist großartig und gediegen in der Idee, wie in der Ausführung; es ist ernst und feyerlich einfach, ohne monoton oder gar langweilig zu werden; es ist kräftig und effectvoll, ohne übertaden oder lärmend zu seyn; es ist streng dem alten, würdigen Style angepaßt, ohne mit affectirter Pedanterie zu ängstlicher Nachahmung hinabzusteigen. Wohl mögen sich gewisse Formen wie Lieblings-, ja wie Gewohnheitsfiguren des Componisten öfter als nothwendig scheint, wiederholen, allein sie schaden dem Werthe des Ganzen sicher eben so wenig, als sie der wohlthuenden Wirkung desselben Eintrag thun. — Die Aufführung durch die Mitglieder der Gesellschaft der Musikfreunde und mehrere zu diesem Zwecke bereitwillig mitwirkende Künstler, verdient das größte, ungetheilteste Lob. Das Orchester führte die nicht immer leichten Instrumentalparthien mit eben so viel Feuer als Zartheit und Präcision aus, die einzelnen Gesangsstücke wurden vorgetragen von der in allen Beziehungen trefflichen, namentlich bey Oratorien unschätzbaren Künstlerinn, der k. k. Hof- Kammerfängerinn, Mad. Kraus-Wranitzky, dann von Hrn. Regala, der sich durch die heutige Leistung abermals als vortrefflicher, durch Stimme und Vortrag gleich ausgezeichnete Sänger bewährte, ferner von Dlle. Hönig, deren schöne und gebildete Altstimme bey dem Wiener Publicum in gutem Andenken steht, und endlich von Dlle. Dinelt und Hrn. Dr. Hase, die mit sichtbar belebtem Eifer und durchgehends glücklichem Erfolge zum Gelingen des Ganzen bestrugen. — Die Aufführung wurde mit dem entschiedensten, einstimmigsten Beyfalle aufgenommen, und die Wiederholung derselben, welche für Sonntag, d. 8. d. M., abermals im Saale des Musikvereines, angesetzt ist, kann von allen wahren Musikfreunden Wiens wohl nicht anders, als eine dankenswerthe, hohen Genuß versprechende Maßregel betrachtet werden.

„Gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender 10. 10. auf das Schaltjahr 1836.“ Redigirt von J. K. v. Seyfried. Wien. Druck und Verlag A. Strauß's sel. Witwe.

Dieses Geschäfts-, Unterhaltungs- und Lesebuch hat seinen Credit längst in der Welt begründet, um auf ein großes Publicum rechnen zu können und der neueste Jahrgang besitzt ebenfalls alle jene Vorzüge, denen der „Hauskalender“ seine Beliebtheit verdankt. Außer den gewöhnlichen Kalenderrubriken findet man darin ein astronomisch-meteorologisch-jährliches Jahrbuch, ein Geschichtsarchiv und Pantheon des Nationalruhmes, Ereignisse aus der Jetztwelt, eine Moral in Beyspielen, einen Kalender für Kunst und Wissenschaft, Physik, Oekonomie u. s. w., unterhaltende Aufsätze, Gedichte, Anekdoten, musicalische Vergnügen, Räthsel, ein Jahrbuch der neuesten Ergebnisse im Vaterlande, ein Nachschlage- und Erinnerungsbuch für Geschäftsleute, endlich ein Auskunftsbuch über öffentliche und Privatanklagen, Anstalten u. dgl., dann als Titeltupfer den Plan der Stadt Florenz — lauter so zweckmäßige und gut zusammengetrugene Mittheilungen, daß die Beywörter „gemeinnützig“ und „erheiternd“ ihre volle Begründung finden: sonach der Geschäftsmann und der unterhaltungsliebende Leser durch das Gesehene zufrieden gestellt seyn werden. In der That erhält der Erstere eine Menge der nothwendigsten Angaben und Aufschlüsse, der Letztere viele anziehende und denkwürdige Andeutungen oder Thatsachen, die theils von Wichtigkeit und theils von großem Interesse sind, weshalb mit aller Beruhigung dieses, von dem geschätzten Redacteur mit Fleiß und Umsicht besorgte Hausbuch vorzugsweise anempfohlen werden kann: das sämtliche, darin aufgespeicherte Materiale zeichnet sich eben so sehr durch den Stoff, als durch die Behandlung desselben aus. Rechnet man hierzu noch die, von der Strauß'schen Officin zu erwartende gute Ausstattung und den verhältnismäßig billigen Preis, so wird gewiß Jedermann einverstanden seyn, wenn wir diesem Kalender unter den Erscheinungen seines Faches einen der ersten Plätze einräumen — ein Recht, welches ihm bereits seit Jahren ohne Widerspruch zuerkannt wurde.

—pp—

R. K. priv. Theater an der Wien.

Am 31. October zum ersten Male: „Jacopo, der Bandit von Venedig.“ Romantisches Schauspiel in vier Aufzügen, nebst einem Vorspiele: „Der Wettkampf der Gondolieri.“

Dieses sehr ernsthafte, sehr lange, in Versen, von denen manche gereimt sind, abgefaßte Stück, behandelt ungefähr denselben Stoff, der als Buch zur Oper: „Der Bravo“ dient, und Cooper's gleichnamigem Roman entnommen ist, mit dem Unterschiede jedoch, daß hier Alles auf eine glückliche Weise abläuft, während dort das Haupt des Helden auf dem Bloße fällt. Wer irgend den Roman kennt, wird wissen, daß der Arbeiter um Fülle von Handlung nicht verlegen seyn dürfte; es ist daher um so mehr zu verwundern, daß sie dem Dramatiseur fast nicht auszureichen schien, weil er sonst nicht Alles, was in dem Stücke geschieht oder eigentlich, was darin erzählt wird, in dem Munde einer andern Person noch einmal aufzischen würde, wodurch der Zuschauer des Vergnügens theilhaftig wird, die Piece eigentlich zweymal an sich vorüberfchleichen zu sehen. Diesem Uebelstande, der von Langweile unzertrennlich ist, dann der schwankenden, nebelhaften, marklosen Form, in welcher die Figuren des Stückes gehalten sind, muß es zugeschrieben werden, daß der Antheil des Publicums ziemlich getheilt blieb, während die Neuigkeit im Grunde nicht zu dem Schlimmsten gehört, was uns an dramatischen Schaugerichten aufgeschüffelt wurde. Die Sprache tritt, wie schon bemerkt, in Jamben auf, unter denen einige gereimte recht leidlich klingen; lustig zu hören war die Phrase, mit welcher der Doge im Vorspiel dem Fischer Antonio die goldene Kette, den Preis des Sieges, „um die alte s'graue Brust“ windet. — Die Aufführung war genügend, recht fleißig erschienen die H. H. Kunst und Wimmer, trefflich Hr. Bosard, besonders, ehe das Leibross der Manier mit ihm durchging; auch Ue. Weiß spielte ihr Köllchen niedlich. Übrigens sind die neuen Decorationen des Hrn. de Pian mit vielem Lobe zu nennen und in dieser Beziehung darf der Direction Gutes nachgerühmt werden, nicht so rücksichtlich des Costumes, welche ziemlich unhistorisch ausfallen.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 10. November 1835.

135

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strank's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(Fortsetzung.)

„Nun wird sich das Räthsel enthüllen,“ sagte lächelnd der Vater zu den Frauenzimmern gewendet, „hier steht die Auflösung. Wer glaubt ihr wohl, daß es sey?“ — „O Vater, sag!“ bat Caroline, „unsere Neugierde ist zur Genüge gespannt.“ — „Nun so hört!“ er buchstabirte: „L-o-r-“ „Lord!“ ergänzte Caroline schnell; „hab' ich's nicht gewußt?“ — „Ey was du nicht alles weißt!“ spöttelte der Vater; „höre nur: L-o-r-e-n-z, Lorenz — Lorenz Stern aus Rotterdam mit seinem Pflegeohne Emanuel Roderich.“ — „Also Holländer!“ bemerkte Rosalie. — „Das hätt' ich an den Cigarren merken sollen,“ schmollte Caroline. — „Und der Herr Emanuel Roderich kein Sicilianer,“ sezte die Mutter scherzend hinzu. — „Sein Pflegeohn,“ sagte halb für sich Rosalie, mit dem Kopfe nickend.

Man machte noch allerley Anmerkungen über die Namen und Persönlichkeiten des Herrn Stern und seines Mündels, besonders über die Absicht ihres Aufenthalts in Deutschland, wobey es dann wieder nicht an mancherley Vermuthungen in letzterer Beziehung fehlte. Doch behielt die Meinung des Vaters, daß Herr Stern ein geborner Deutscher sey, der aus Bequemlichkeit seine Geschäfte aufgegeben habe und aus Vorliebe für sein Vaterland hier, wo sich berühmte Lehranstalten befänden, die Erziehung des jungen Menschen vollenden wolle, die Oberhand.

„Weißt du“ — sagte Caroline zu Rosalien, als sie sich in ihrem Schlafzimmerchen befanden, „weißt du, daß der neue Stern an unserm Haus Himmel mit seinem Trabanten mich bereits zu langweilen anfängt?“ — „Warum nicht gar!“ — „Gewiß! und ich beneide sie um die schöne Aussicht, die uns hier ganz fehlt.“ — „Zum Schlafen bedarf es wohl dieser nicht.“ — „Es schläft sich noch einmal so gut, wenn man die Augen, mit Mondschein gefüllt, schließt.“ — „Du bist also mondsüchtig? Ey, ey! das hab' ich schon seit einiger Zeit an meinem Schwesterchen wahrzunehmen geglaubt.“ — „Scherze wie du willst; aber es ist wahr, ich gönne ihnen die heitere Wohnung nur halb, seit der Fremde Lorenz

heißt.“ — „Und kein Lord ist. Ja, so kann man sich irren!“ — „Und Don Manuel sich in Emanuel Rodrich verwandelt hat.“ — „Der hat jedenfalls gewonnen, weil er vom Diener zum Pflegsohne vorgerückt ist.“ — „Ob wohl der Herr Lorenz dem Pflegsohnchen jetzt ein Schlaflied vorsingt? — Ich bin nur begierig, ihre Lagerstätten zu sehen.“ — „Dazu wird sich schon Gelegenheit finden.“ — „Nun, ich wünsche ihnen dennoch eine gute Nacht, und dir und allen!“ Mit diesen Worten schlüpfte das lustige Mädchen in ihr Bett, und bald schloß der Schlaf die lieblichen Augen der schönen Kinder.

Am folgenden Morgen stand Rosalie in der Küche, um die Suppe zu bereiten, während das Dienstmädchen andere Geschäfte verrichtete, als leichten Fußes der junge Mensch die Treppe herabgehüpft kam und, als er die Tochter des Hauses gewahrte, an der Thüre mit einem recht freundlichen „Guten Morgen!“ stehen blieb. — Rosalie dankte und fragte, ob er etwas wünsche.

„Ja!“ war die Antwort, — „bitte um Topf zu Feuer vor Frühstück vor mich und Papa.“

Man reichte ihm das Gefäß, und Rosalie erbot sich, die Besorgung statt seiner zu übernehmen.

„D ich gut kochen,“ sagte er lustig, und zog ein Packet Chocolate hervor, die er in den Topf hineinbröckelte, Wasser darauf goß und an's Feuer stellte.

„Haben Sie gut geschlafen?“ frug Rosalie nach einer kurzen Verlegenheitspause. „Viel gut!“ antwortete er. „Und du haben Sie auch gut geschlafen?“ setzte er zutraulich hinzu. Rosalie bejahte lächelnd die Frage. Das Dienstmädchen aber konnte nur mit Mühe ein lautes Lachen unterdrücken, weil ihrem beschränkten Sinne unbegreiflich war, daß ein erwachsener Mensch das Deutsche gleich einem Kinde sprach; dieser Lachreiz wiederholte sich bey jedem solchen Ausdrucke des jungen Menschen und machte sich oft gewaltsam Luft.

Mittlerweile war auch Caroline herbeygekommen, um nach dem Frühstücke zu fragen, das heute gar nicht fertig werden wollte, und die Mädchen standen Arm in Arm, und horchten dem Jünglinge, der sich alle Mühe gab, verständlich zu werden, was freylich oft komisch genug herauskam.

Unterdessen war die Suppe fertig und angerichtet worden. Die Mädchen entfernten sich, guten Appetit wünschend, was Emanuel mit: „auch viel gut!“ erwiderte, zum großen Gaudium der guten Anne, der er, nachdem die Chocolate gleichfalls fertig war, zum Abschiede sagte: „Du lach viel, wie lustig Mann in Kapp!“ was glücklicherweise diese nicht verstand, sonst hätte sie es doch wohl übel genommen, so gut sie dem jungen Menschen auch bereits geworden war.

Herr Stern und sein Pflegsohn hatten bald das Zutrauen aller ihrer Hausgenossen sich erworben, jener durch sein achtungsgebietendes und doch so freundlich mildes Wesen, und Emanuel durch seinen kindlich frohen und aufrichtigen Charakter, der sich in Wort und Miene bey jeder Gelegenheit unverkennbar aussprach, und er wurde bald der Liebling der Mutter, die er mit der größten Ehrerbietung behandelte, so oft er in ihrer Gesellschaft war, und sogar einmal mit wehmüthiger Innigkeit sagte: „Du gut Mutter bist; Manuel kein Mutter mehr hat!“

Am zufriedensten bey diesem Verhältnisse befand sich der Oberrevisor, der nun, statt anderer Unterhaltung, manche Abendstunde in Stern's angenehmer und geistreicher Gesellschaft zubrachte, während Emanuel den Mädchen

eine niedliche Sammlung von Conchylien und Mineralien oder sonstigen Naturmerkwürdigkeiten und Kunstfachen zeigte, deren Herr Stern eine schöne Auswahl besaß, oder bey einem häuslichen Geschäfte half; wobey er es immer mit der unschuldigsten Schlaueit so zu Karten wußte, daß er in Rosalies Nähe kam, die er vor allen auszeichnete.

„Ich muß mir Ihren gütigen Rath erbitten in Beziehung auf meinen Manuel,“ begann eines Tages Stern, der eintrat, als die Familie noch am Mittagische versammelt war. Die Mädchen horchten hoch auf.

„Der junge Mensch,“ fuhr Stern fort, „ist in Beziehung auf Religion und wissenschaftliche Bildung ein halber Wilder, und es ist wahrhaftig Zeit, mit ihm ans Werk zu gehen, soll noch etwas aus ihm werden.“

„Im Deutschen gibst du ihm ja bereits Unterricht,“ flüsterte Caroline ihrer Schwester zu.

„Vielleicht könnten der Herr Oberrevisor mir einen Mann nachweisen, der die Mühe übernehme, der Lehrer des großen Kindes zu werden.“

„Im Augenblicke fällt mir niemand ein,“ versetzte der Oberrevisor, „indessen will ich mit Vergnügen mich nach einem Subjecte dieser Art erkundigen. Oder wißt ihr vielleicht jemanden?“ fragte er zu Frau und Töchtern gewendet.

Caroline gerieth in eine kleine Verlegenheit, als die Mutter sie fragte: „Wie heißt doch der stille junge Mann dort drüben, der das Pädagogium besucht und schon einige Male herauf gegrüßt hat?“

„Ich glaube, Arens heißt er,“ antwortete sie leiser als gewöhnlich.

„Richtig!“ fiel der Oberrevisor ein, „daß einem doch oft das Nächste entgeht! Das ist ein wackerer, fleißiger junger Mann, den ich oft bis tief in die Nacht hinein arbeiten sehe. Er scheint nicht große Mittel zu besitzen, und wird Manuel's Unterricht gewiß recht gern übernehmen.“

„Nun so haben Sie die Güte, den Ehrenmann sogleich zu mir herüber bitten zu lassen, wenn seine Zeit es erlaubt,“ bat Stern. — „Da könntest du ja in Gesellschaft Unterricht nehmen,“ flüsterte lächelnd Rosalie.

Hanne wurde beordert, ein kurzes Einladungsbillet des Oberrevisors hinüberzutragen, und sie kehrte mit der Antwort zurück, daß Herr Arens sogleich die Ehre haben werde, seine Aufwartung zu machen.

Stern ersuchte das Mädchen, den jungen Mann hinaufzuweisen, und empfing ihn in seinem Zimmer, Manuel vorstellend, der seinen zukünftigen, fast in gleichem Alter mit ihm stehenden Lehrer mit offener Zutraulichkeit bewillkommte.

„Sie werden einen gelehrigen Schüler finden,“ sagte Stern, nachdem er seine Absicht erklärt und die Zusage des jungen Mannes, der ihm gefiel, erhalten hatte, „denn Manuel will lernen, nicht wahr?“

„Alles gut lernen Manuel!“ versicherte dieser kopfnickend.

Mit wenigen Worten war man über den Lehrplan und über die Zeit des Unterrichts einig geworden, ohne übrigens des Honorars zu erwähnen, und schon des folgenden Tages begann die Lectio.

Indessen wurde die Zubereitung des Frühstücks von Manuel nicht versäumt, und Rosalie hatte richtig in der Küche zu thun, wenn der junge Mensch seine Chocolate quirkte. Dagegen wollte der Zufall, daß Caroline auf dem Hausflur etwas zu verrichten hatte, wenn Herr Arens in das Haus kam, oder es verließ.

Auf Caroline schien diese Begegnung einen trüben Eindruck zu machen. Sie war bald nicht mehr das fröhliche Mädchen, das trillernd und hüpfend im Hause herumgegauckelt hatte; gedankenvoll saß sie bey der Arbeit, die sonst ihre drolligen Einfälle gewürzt hatten.

„Ist der Lehrer mit seinem Schüler nicht zufrieden?“ fragte Rosalie ihre Schwester, als sie allein waren.

Diese verstand den Wink und erwiderte in lebhafter Laune: „Wenn der Schüler eben so mit dem Lehrer zufrieden ist, so wäre eine Doppelfrage beantwortet.“ — „Du siehst Arens gern?“ fragte Rosalie nach einigem Stillschweigen. — „Und du Manuel?“ — „Wer sollte ihn nicht gern sehen.“ — „So ist's mit Arens auch.“ — „Du sprichst ihn?“ — „Zufällig, wie du Manuel, nur nicht so oft.“ — „Caroline! du verbirgst etwas vor mir — du bist nicht aufrichtig gegen mich.“ — „Ich bin es und war es immer.“

„Seit einiger Zeit erkläre ich mir manches, was mir ein Räthsel an dir war. Du kennst Arens von früher her — daher deine Abneigung zur Vertauschung unseres Schlafzimmers, die unter Scherz verborgen, den Ernst durchblicken ließ, weil du die Gelegenheit verlorst unbemerkt ihn zu sehen; daher der pathetische Abschied oben am Fenster bey dem Aufhängen der Gardinen, der, gesteh es nur, dem Nachbar, nicht der Sonne galt.“

„O Rosalie! und wenn ich die Aufrichtigkeit selber wäre, so wüßte ich dir nichts weiter zu sagen, als daß mich eine süße Sehnsucht beschlichen hat, deren Gegenstand ich in ihm zu erkennen glaubte; daß ich mich in diesem Glauben so glücklich — ach! und doch wieder so unglücklich fühlte und fühlte, als taumelte ich auf einem Blumenfelde in täuschendem, blendenden Sonnenlichte, und vor mir läge eine dunkle, trübe Zukunft, in die hinab mich eine unsichtbare Gewalt unwiderstehlich drängte.“

„Ich bitte dich, Schwester! knüpfe nicht Hoffnungen an die erklärliche Sehnsucht eines gefühlvollen Herzens, die dich bereits um deinen fröhlichen Muth gebracht haben. Bedenke, welcher Raum, welche Hindernisse zwischen Wunsch und Erfüllung liegen. Greife dem Schicksale und dem Willen unserer guten Eltern nicht vor, indem du selbst deine Zukunft bestimmst.“

„Und wenn ich nur dem Winke meines Schicksals folgte?“

„So schmeichelt sich der eitle Mensch und hofft, der Himmel werde gleich zu seinen raschen Wünschen lächeln, und die Zustimmung ertheilen.“

„Und du hast keinen Wunsch, wenn Manuel mit leuchtenden Augen an deinem Blicke hängt?“

„O ja! ich wünsche, daß dieses zarte, angenehme Verhältniß dauernd bleiben möge; ich freue mich der Anhänglichkeit des guten Jünglings, wie man sich eines Gutes erfreut, daß unser Leben schmückt, — doch ist mir noch nicht eingefallen, in dem jungen Menschen mehr als einen freundlichen Hausgenossen zu sehen.“ — „O du glücklicher — ruhiger Charakter!“

„O du sonst so fröhliches, harmloses Mädchen, das ich oft schon — nicht beneidete, behüte Gott! daß je Neid gegen meine Schwester in mein Herz käme — nein! das ich mit Vergnügen über die heitere Mischung des Temperaments betrachtete, und das jetzt auf dem Wege ist, eine schwermüthige Träumerin zu werden! Überlasse, fromm und ergeben, die Leitung deines Schicksals unserm himmlischen Vater, der am besten weiß, was uns gut ist; behalte lieb, was liebenswürdig ist, aber bewahre diese Empfindung in deinem

Herzen wie ein süßes Geheimniß, dessen Schleyer erst die Zukunft lüften soll, und erhalte dir damit ein gutes Gewissen und die Freudigkeit deiner Jugend.“

Caroline schwieg und blickte in sich versenkt hinaus in die sternenhelle Dämmerung; aber nicht lange, so wandte sie sich entschlossen zu Rosalien, drückte sie an ihre Brust und sagte gerührt: „Du hast Recht, ich folge dir. Niemand außer dir soll wissen, was in meinem Innern vorgegangen ist; aber glaube mir, ich werde ihn lieb behalten, so lange ein Athemzug mein Herz bewegt.“

Rosalie erschrak über die Heftigkeit des Mädchens, dessen Thränen flossen. „Du sollst ihn ja lieb behalten,“ sagte sie tröstend der Weinenden, „und trägt er gleiches Gefühl in seiner Brust für dich, so darfst du ruhig der Zukunft entgegensehen; ihr wahret eures köstlichen Schazes, bis Erfüllung winkt. Bis dahin sey meine liebe, heitere Caroline, die, außer der Mutter, keine bessere Freundin auf der Welt zählt, als mich.“

Die Mädchen umarmten sich, und das starke Band des schönsten Vertrauens schlang sich fest um die verschwisterten Herzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

G h a s e l.

Vom Anbeginn der Zeiten klagen die Leute,
Und täglich wird es schlimmer, sagen die Leute.
In ihre Kehlen fließt der Rebe Gold,
Es stillen jetzt, wie sonst, den Magen die Leute,
Genuss und Lust und Freude wechseln bunt; —
Und dennoch füllt nur Mißbehagen die Leute,
Und dennoch werden nie die Wünsche satt,
Und ob des nächsten Schicksals jagen die Leute!
„Wie wird das Leben unsrer Zukunft seyn?“
So hört ihr oft und ängstlich fragen die Leute;
Und schwarz umhängen sie die schöne Welt,
Und schwere Last, im Wahne, tragen die Leute.
Ist ewig ferne denn das gold'ne Ziel?
Wornach denn mühen sich und jagen die Leute?
Mit eig'ner Hand zertrümmern sie ihr Glück;
Das Glück der Gegenwart zer schlagen die Leute.
Wohl nimmer leuchtet der Erkenntniß Stern!
Daß ewig nur sich selber plagen die Leute!
Doch — still, mein Freund, du machst sie anders nicht,
So waren ja zu allen Zeiten die Leute.

E. A. Kattenbrunner.

Das k. k. technische Cabinet in Wien.

Es dürfte wohl nicht außer dem Kreise dieser Blätter liegen, von Zeit zu Zeit auf einzelne inländische Anstalten und Institute aufmerksam zu machen, deren Besuch für Einheimische und Fremde von großem Nutzen ist, wenn der Zweck nicht bloß Befriedigung eitler Neugierde ist. Wien steht in Hinsicht wissenschaftlicher und künstlerischer Einrichtungen keiner Hauptstadt nach; es besitzt alle Bildungsmittel, die, in Einklang mit der fortgeschrittenen Civilisation, der Wißbegierde Stoff und Nahrung zur weitem Fortbildung liefern. In der engeren Begrenzung unseres Gegenstandes können wir hier nur zweyer Institute erwähnen, die den mächtigsten und wohlthätigsten Einfluß auf die Ausbildung der gewerbtreibenden Classen ausüben. Die k. k. polytechnische Schule hat, durch ihre vortreffliche Organisation, vieles dazu beygetragen, Belehrung und nützliche Kenntnisse unter die Gewerbsclassen zu verbreiten. Die Zöglinge, die aus dieser Schule hervorgehen, widmen sich entweder dem

Handels- oder dem Gewerbsstande, und sind, wenn sie den Unterricht zweckmäßig genossen, mit Kenntnissen ausgerüstet, die sie zu brauchbaren Menschen ihrer verschiedenen Bestimmungen machen. In der k. k. Akademie der bildenden Künste bestehen mehrere Abtheilungen zum Unterrichte der Gewerbsleute. In der Schule der Baukunst schreiten die Lehrgegenstände von den Anfangsgründen bis zur höhern Architectur fort, auch werden daselbst alle Vorkenntnisse tradirt, als Arithmetik, Geometrie, Perspectivlehre, Mechanik und die Grundsätze der Hydraulik. In einer andern Abtheilung genießen die Zöglinge Unterricht in Zeichnung und Malerey, wie sie zunächst geeignet sind für verschiedene Zweige des Kunstfleißes, hauptsächlich der Kunstweberey und der feinem Kattundruckerey. Diese Abtheilung befindet sich gegenwärtig im k. k. polytechnischen Institute. In sofern zur Verbesserung der Handwerke irgend ein Kunstzweig die Grundlage bildet, ist auch das Zeichnen, Bossiren u. s. w. unter die Aufsicht der Akademie gestellt. An Sonn- und Feiertagen werden in diesen Fächern eigene Unterrichtsstunden für Lehrlinge und Gesellen gegeben und diejenigen, die um das Meisterrecht werben, müssen ein Zeichnungsstück verfertigen. Zu diesen beyden Hauptinstituten gesellen sich noch die eigentlichen Gewerbschulen und Sonntagschulen (im Heiligenkreuzerhofe und in der Schule bey St. Anna), die dem Unterrichte der Gewerbsleute offen stehen. Wo solche Bildungsanstalten bestehen, ist es nicht zu verwundern, daß die Nationalindustrie sich zu einer so hohen Stufe der Vollendung emporgeschwungen, wie wir sie neulich bey der denkwürdigen ersten allgemeinen Industrieausstellung in Wien gesehen, und nach welcher Ausstellung es nun offenkundig ist, daß der österreichische Kaiserstaat, in Hinsicht der Gewerbsfähigkeit und der Gewerbsproduction, nur mit England und Frankreich in Concurrenz treten kann. Unter solchen Umständen muß der Gewerbsfleiß, in seinen künstlerischen Beziehungen, unendliche Fortschritte machen, auch erklärt sich dadurch das Phänomen der so weit fortgeschrittenen Industriethätigkeit, die so viele Hände beschäftigt, und die in ihrer größern Entwicklung die wahre Quelle des Gemeinwohls, so wie des Nationalwohlstandes ist.

Unter den Einrichtungen der Hauptstadt, die ganz dazu geeignet sind, dieses ruhmvolle Streben befördern zu helfen, verdient eine ganz besondere Erwähnung das neue k. k. technische Cabinet, das künftig, wie alle andern Museen und Anstalten, dem Besuche des Publicums offen stehen wird, und dieser Umstand veranlaßt uns, über den Ursprung und das Wesen dieses Cabinets hier einige Notizen mitzutheilen.

Se. Majestät der jetztregierende Kaiser Ferdinand I., ein großer Kenner und Schätzer des inländischen Gewerbsfleißes und der Naturwissenschaften, beschäftigten sich seit Ihrer frühesten Jugend mit allen Gegenständen, die auf Industrie Bezug haben. Der Aufschwung, den die Nationalindustrie in dem österreichischen Kaiserstaate nahm, bewog Se. Majestät, damaligen Kronprinzen, im Jahre 1819 die Idee zu einer technischen Sammlung zu fassen, die alle rohen und verarbeiteten Stoffe der Gesamtprovinzen der Monarchie, so wie auch alle Maschinen, die zur Verarbeitung der rohen Stoffe angewendet werden, enthalten sollte. Durch Beyhülfe eines im Industriefache ausgezeichneten Mannes, des Hrn. Stephan Ritter von Keß, gelang es in wenigen Jahren eine der ansehnlichsten technologischen Sammlungen zu bilden, wie sie wohl nirgends vollständiger existiren möchte. In dieser Sammlung sind alle Erzeugnisse des Gewerbsfleißes der inländischen Fabriken aufgestellt, nicht in planloser Auswahl, sondern in systematischer Ordnung, und sie bietet auf diese Weise ein lebendiges Bild der Gewerbsfähigkeit der verschiedenen Provinzen der Monarchie dar. Diese prachtvolle technische Sammlung besteht aus drey Hauptabtheilungen, nemlich: 1. aus rohen Materialien; 2. aus verarbeiteten Materialien und 3. aus Maschinenmodellen.

Die rohen Producte, die sich auf beyläufig 3500 Artikel belaufen, sind nach den drey Reichen der Natur eingetheilt, auch umfaßt diese Abtheilung jene rohen Producte des Auslandes, deren Einfuhr gestattet ist und die zur Verarbeitung in den Fabriken verwendet werden. Man sieht diese Producte in ihrer ursprünglichen rohen Gestalt und dann durch alle Stufengänge bis zu ihrer höchsten Vollendung zum praktischen Gebrauch. Diese Gegenstände

werden in Schränken und Schubfächern aufbewahrt, mit schriftlichen Nachweisungen ihres Ursprungs und ihrer Bearbeitung. Diese Stufenleiter gibt ein anschauliches Bild der Gewerbemanipulation und zeigt die mannigfaltigen Verwandlungen, denen die Stoffe bis zu ihrer Verwendung unterliegen. Industrie-Freunde können also hier die nützlichste Belehrung schöpfen über die zur Bearbeitung der Stoffe angewandten technischen Mittel, was sonst nicht leicht zu erfahren ist, da die Fabriken nicht Jedem zugänglich sind. Die verarbeiteten Artikel belaufen sich auf 38000 und sind bloße Hervorbringungen der inländischen Industrie, so wie z. B. Häute, Garne aller Art, Leinwänden, Baumwollzeuge, Tücher, Seidenwaaren, Posamentierarbeiten, Glaswaaren, Strohgeflechte, Metallarbeiten, Töpferwaaren, von den einfachsten Geschirren bis zu den künstlichsten Porcellanarbeiten, Taffet, Schmuckfedern, Kunstblumen, Shawls, Fußteppiche, Gußeisenwaaren, Spiegel, Messerschmiedarbeiten, Taae in allen Abstufungen, von den dicksten Unterktauen bis zum feinsten Bindfaden, Stahlarbeiten, Holzschnitzwerke u. s. w. In der unlängst geschlossenen ersten Industrieausstellung waren aus diesem Cabinet mehrere der seltensten Industrie-Producte ausgestellt, die einen vorläufigen Begriff von den reichen Schätzen dieser Sammlung gaben.

Was die Maschinenmodelle betrifft, so sind diese in sieben Classen eingetheilt, nemlich: 1) Maschinen und Instrumente zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Menschen; 2) Ackergeräthschaften; 3) Maschinen und Werkzeuge zur Ausbeutung der Minen; 4) technische Maschinen und Instrumente; 5) Maschinen und Instrumente zur Civilbaukunst; 6) Maschinen und Instrumente zur Wasserbaukunst; 7) Wägen und andere Transportmittel.

Se. Majestät haben mehrere Säle zur Aufstellung dieser Industriegegenstände, in der Hofburg, im sogenannten Schweizerhofe, angewiesen. Director dieses Cabinets ist Hr. Stephan Ritter von Keß und erster Aufseher Hr. W. G. W. Blumenbach. Da gegenwärtig die Organisation dieses Cabinets erneuert wird, so ist der Zeitpunkt der Eröffnung noch nicht festgesetzt. Die Hauptstadt wird durch dieses Cabinet um eine nützliche Anstalt mehr bereichert, die, eine wahre Zierde unter den öffentlichen Museen, bisher eine Privatsammlung Sr. Majestät, durch kaiserliche Huld künftig der Benutzung des Publicums offen stehen wird.

N. Fürst.

Mittheilungen von London.

Man interessirt sich gewiß auch in Deutschland für den Zustand der gesammten Menschheit, und sorglich für den Zustand der armen Schwarzen in den englischen Colonien so lebhaft, daß ich nicht umhin kann, meine theilnehmenden und wißbegierigen Landsleute auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches unter dem Titel: *Twelve months' residence in the West-Indies* (zwölfmonatlicher Aufenthalt in Westindien), seit Kurzem die Presse verlassen hat und zu angenehm und belehrend geschrieben ist, um nicht in irgend eine deutsche Übersetzungsfabrik seinen Weg zu finden. Verfasser ist Dr. Madden, derselbe, der sich bereits als Verfasser der *Infirmities of Genius*, und einiger Schriften über Egypten, die Türkei und Palästina der Lesewelt auf höchst vortheilhafte Art bekannt gemacht hat. Er gehörte zu den besoldeten Magistratspersonen (denn es gibt in England viele, sehr viele unbesoldete), welche den Auftrag erhielten, die Bestimmungen des Gesetzes in Betreff der allmätigen Emancipation der Sklaven in Englands westindischen Besitzungen ins Leben einzuführen. Seine Stellung gab ihm daher vielfache Gelegenheit, nicht bloß mit den Colonialzuständen im Allgemeinen, sondern auch ganz besonders mit der Stimmung der Neger, mit der jetzigen Operation und mit den wahrscheinlichen Folgen derselben sich vertraut zu machen. Die Resultate seiner eingesammelten Erfahrungen hat er nun unter dem angegebenen Titel in zwey Bänden nieder- und der Welt zur Beurtheilung vorgelegt. Wie bey seinen früheren Reisen gibt er sie in Briefen, die an verschiedene europäische Freunde gerichtet und mehrentheils aus Jamaica datirt sind. Seine Ansicht läuft dem von der Regierung eingeschlagenen Wege allmätiger Emancipation entgegen. Er scheint des vollen Glaubens zu seyn, daß die Neger nicht bloß in den meisten Fällen zu unvorzüglicher Freyheit reif, sondern auch mit Fähigkeiten ausgestattet sind, die sie zu weit höheren Stellen im bürgerlichen Leben berechtigen, als man ihnen bisher eingeräumt hat. Hören wir ihn

selbst. „Das gegenwärtige System,“ sagt er, „hat keinen Erfolg gehabt. Bis jetzt ist die Opposition von den Weißen ausgegangen; aber ich fürchte, der Tag ist nicht fern, wo sie sich mit gleicher Stärke auf Seiten der Schwarzen zeigen wird. Man wird versuchen, das abgetragene System nach dem Rathe der Verfechter desselben mit einigen neuen Lappen beschränkter Freiheit oder nach der Forderung der Pflanze mit einigen alten Überbleibseln von Slavery auszufüllen. Die kühnste Maßregel muß in vorliegendem Falle die beste seyn. Was nicht verbessert werden kann, muß vernichtet werden. Daher sollte die Aufhebung des Eigenthumsrechts und die Bezahlung der Entschädigung Hand in Hand gehen, und geschähe dieß und träte Werthschätzung an die Stelle der Schätzung nach Köpfen, eine Wohlthat, auf welche Jamaica, meines Dafürhaltens, ein wohl begründetes Recht hat, so würden die Colonisten sehr gern in die unverzügliche Emancipation ihrer Slaven, d. h. ihrer Lehrlinge willigen. Man dürfte einwenden, daß die Feststellung freitiger Ansprüche und bestrittener Titel eine unverzügliche Zahlung nicht zulasse. Gut. So sehe man diese aus, verzögere jedoch deshalb nicht die Abfindung der feststehenden und unbestreitbaren Ansprüche. Müßte man dann auch aus Rücksicht auf den durch die zeitherige halbe Maßregel so precär gewordenen Zustand von Jamaica zu den für Entschädigung der Eigener bereits bewilligten zwanzig Millionen Pfund Sterling noch fünf Millionen hinzusetzen, so würde ich doch behaupten, daß dieß ein wohlfeiler Preis sey für die Sicherheit der Colonie. Müßte man die Vermeidung der aus einem wahrscheinlich zu proclamirenden Kriegsgehehe nothwendig hervorgehenden Übel und für die Befreyung der jetzt in Wirksamkeit stehenden Maßregel von der Anklage des Fehlschlagens, ein Umstand, der noch überdieß die Sache der Neger-Emancipation durch die ganze Welt gefährden würde.“ Dr. Madden spricht aber nicht immer so ernsthaft wie hier. Er kann auch scherzen. „Es ist eine schwere Aufgabe,“ heißt es an einer andern Stelle, „einem Neger etwas begreiflich zu machen, was er nicht begreifen will. Je mehr man sich anstrengt, ihm das zu erklären, wovon er nichts wissen will, desto schwerer scheint er es zu begreifen, und wenn er dieses Mittel unwirksam findet, so sucht er die Sache ins Lächerliche zu kehren und darin ist er allerdings zur Überraschung stark. Ein Oberaufseher verlas vor Kurzem eine jener wunderschönen Adressen des Gouverneurs an die Neger, in welcher die Verpflichtung zur Arbeit auf die Bemerkung gegründet war, daß Jedermann um's Brot arbeiten müsse, die Einen mit ihren Händen, Andere mit ihren Köpfen. Als der Oberaufseher fertig war, sagte ein Negertreiber zu seinen Gefährten: „Merkt euch das und arbeitet, der gute Gouverneur sagt, Jedermann arbeitet, die Einen mit ihren Händen, das sind die starken Männer, welche die Löcher zum Zuckerrohre graben, Andere mit den Köpfen, das sind die Piccaninies-Mütter, die täglich Töpfe und Eimer auf ihren Köpfen nach den Feldern tragen; jedes gute Negerweib arbeitet stark mit seinem Kopfe; ja, merkt auf den Gouverneur.“ (Hear him well, and be sure to work; good Governor says, ebery body work, — some with their hands, dese are the trong men what dig de cane-holes, — some with their heads, dese are the piccanini moders who carry de pots an pitchers on their heads ebery day to de field; ebery good neger woman work hard with him head; ya hear de Gubernor. Das ist exemplarisch reines Neger-Englisch.) Dr. Madden ist endlich auch der Meinung, daß der Boden in den englisch westindischen Colonien, wenn gehörig bearbeitet, und unter ihnen namentlich Jamaica, — Indigo, Baumwolle und Cacao in hinreichender Fülle hervorbringen würde, um damit zum großen Vortheile der Pflanze anstatt des jetzt ausschließenden Zuckerrohres bebaut zu werden, und selbst in Bezug auf die Zuckerpflanzungen hält er dafür, daß der Pflug statt der Hacke und in den Mühlen Dampfmaschinen statt der Ochsen gebraucht werden könnten.

V e r r i c h t u n g.

Durch ein unabsichtliches Versehen ist in unserm Artikel über das Oratorium: „David“ (Nr. 134) in dem Verzeichniß der bey der Aufführung Mitwirkenden der Name des k. k. Hof-Capellängers Hrn. L u z, der die Tenorparthie mit großem Erfolge vortrug, ausgelassen worden.

(Mit Nr. 45 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 12. November 1835.

136

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die l. t. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(F o r t s e t z u n g.)

„Ich hätte nicht geglaubt,“ flüsterte Rosalien nach einer Pause, „daß mein lustiges Carolinchen so leicht und so tief zur Traurigkeit übergehen könne, sonst wär' ich behutsamer mit dem Kindlein verfahren.“

„Ich schäme mich fast,“ entgegnete diese, „daß ich mich von diesem seltsamen Gefühle so überraschen ließ; ich weiß es selbst nicht, warum mir in diesem Augenblicke mein Zustand so bitter und so trostlos vorkam, was wahrlich doch der Fall nicht ist. Von nun an will ich wieder heiter seyn, du sollst es sehen; die Wahrheit deiner Worte hat mich etwas schmerzlich getroffen, aber sie hat mich geheilt. Du hast Recht, ich war ein Kind, das weint, wenn man zu seinem Heile ihm etwas wehrt, was Schaden bringen kann.“

Caroline hielt Wort. Arens wurde freundlich begrüßt, oder erhielt einen freundlichen Dank, wenn ihn der Zufall ihr begegnen ließ, und Rosalie, die gute Schwester, vermied, so viel von ihr abhing, Manuel's Nähe, um keinen Anlaß zu schmerzlichen Vergleichen und Erinnerungen zu geben. Weil es nun beyden mit ihren Vorsätzen rechter Ernst war, so lehrte bald die Ruhe in Carolinen's Brust zurück, sie scherzte sogar mit Rosalien über ihre empfindsame Umwandlung, wie sie solche nannte.

Manuel konnte freylich nicht begreifen, warum er Rosalien seltener als sonst zu Gesichte bekam, und als er Herrn Stern dieses Leid treuherzig klagte und mit großem Ernste versicherte, daß er ihr nichts zu Leide gethan habe, so lächelte dieser und sagte tröstend: „Sie wird dich im Lernen nicht stören wollen; sie will, daß du ein recht geschickter und gebildeter Mann werden sollst, laß dich das nicht anfechten.“

Es hätte dieses Spornes nicht bedurft bey Manuel; seine Wißbegierde war kaum zu befriedigen und wuchs mit den Fortschritten, die er machte; sein klarer Verstand begriff das Gelehrte leicht, und oft war nur ein erklärender Wink nöthig, um die schwersten Aufgaben zu lösen. Die zweckmäßige Methode des Lehrers, der die Fähigkeiten des Schülers zu benützen und rasch

auf den Zweck zu leiten mußte, trug auch zu dem Gelingen bey; was aber unstreitig den mächtigsten Einfluß übte, war die Neigung Manuels zu Arens, die von diesem herzlich erwidert wurde und sich bald in eine aufrichtige Freundschaft verwandelte.

Stern bemerkte mit Vergnügen das Entstehen und Wachsen dieses innigen Verhältnisses, denn der bescheidene und gediegene Charakter des jugendlichen Lehrers, der mit allen Kräften strebte, aus dem abhängigen Zustande einer vom Glücke nicht begünstigten Lage zur Selbstständigkeit sich emporzuarbeiten, hatte seine ganze Achtung gewonnen.

Er äußerte solches bey Gelegenheit gegen den Oberrevisor, und so kam man dann auch auf den Sohn des letzteren, auf Edmund zu sprechen, der fast in ähnlicher beschränkter Lage mit gleicher Anstrengung auf denselben Zweck losarbeitete, wie Arens.

Durch eine natürliche Wendung führte das Gespräch von dem Gange des Schicksals mit den Menschen und von der ungleichen Austheilung irdischer Güter endlich auf den Oheim in Brasilien, dessen bisher in Stern's Gegenwart noch nicht erwähnt worden war.

„Haben Sie lange keine Nachricht von ihm?“ fragte dieser.

„Die letzte,“ antwortete Kenner, „erhielten wir vor ungefähr sechs Jahren, und nicht einmal von ihm selbst, sondern von Amsterdam durch einen Correspondenten meines Vatters Anselm, der seine Lage sehr glänzend schilderte.“

„Allerdings gab es dort Gelegenheit,“ sagte Stern, „durch glückliche Speculationen zu großem Reichthume zu gelangen; aber die Lage der Fremden hat sich in neuerer Zeit bedeutend geändert und an Sicherheit verloren, ja seit dem Ausbruche der Volksunruhen hat Mancher in wenigen Tagen die Früchte jahrelanger Bemühungen verloren.“

„Da würde mich der Oheim dauern,“ versetzte der Oberrevisor, „wenn ihn ein solches Schicksal getroffen hätte, denn von nichts trennt man sich schwerer als von der Gewohnheit eines großen Besitzthums. Am niederschlagendsten aber würde eine solche Nachricht den Better Anselm treffen, der sichere Rechnung auf die baldige große Hinterlassenschaft des kinderlosen Verwandten macht, dessen alleinige Erben wir, ich und er, sind.“

„Nun, Sie würden es auch nicht übel nehmen,“ meinte lächelnd Stern, „wenn der Oheim das Zeitliche segnete und Ihnen somit eine namhafte Summe zufiele.“

„Aufrichtig, Herr Stern,“ entgegnete Kenner, „denn warum sollte ich es läugnen? ich habe wohl manchmal im Gedränge gewünscht, einen kleinen Theil des vielleicht nicht einmal viel geachteten Reichthums des Oheims zu besitzen, aber ich kann behaupten, daß mir der sündhafte Gedanke nie gekommen ist, sein Leben zu meinen Gunsten auch nur um einen Tag verkürzt zu sehen, und ich muß noch hinzusetzen, daß sogar ein Geschenk desselben mein Selbstgefühl verletzt, mir ein Almosen geschienen hätte; denn wer in sich noch irgend Hülfe findet, und wär' es auch nur durch Entbehrung, der bedarf keiner fremden Unterstützung.“

„Er würde sich's wahrscheinlich zum Vergnügen gemacht haben, Ihrem so bescheidenen Wunsche zu begegnen, wenn er ihn gekannt hätte,“ meinte Stern verbindlich.

„Es ist möglich,“ versetzte K e n n e r, „obgleich das gänzliche Nichtbekümmern um seine in Europa gelassene Familie dieser Vermuthung zu widersprechen scheint. Indessen ist er auch deshalb zu entschuldigen; er hat sehr früh seine Vaterstadt verlassen, ohne mit uns recht bekannt zu werden, und von Hamburg aus, wo er bey einem Freunde seines Vaters die Handlung erlernte, ging er nach England und kurz darauf nach Brasilien. Eine so lange und so weite Entfernung verwischt gar bald die leicht aufgetragenen Jugendbilder; ich selbst bin nicht im Stande, mir eine scharfe, bestimmte Vorstellung von ihm zu machen; er könnte vor mir stehen und ich würde ihn schwerlich erkennen.“

„Jahre, Klima und Lebensweise verändern freylich viel in dem Äußern des Menschen,“ stimmte S t e r n bey. „Ich war auch in Rio-Janeiro, und lernte dort manchen Deutschen kennen.“ — „Sie waren in Rio-Janeiro?“ fiel der Oberrevisor fragend ein. — „Ja wohl!“ antwortete S t e r n. „Vielleicht habe ich ihn dort gesehen, ohne es zu wissen. Welchen Namen führt er?“ — „Leonhard E r n s t.“ — „Mir nicht bekannt. Aber vielleicht ist er Chef eines portugiesischen Hauses geworden, das, wie häufig geschieht, die bekannte frühere Firma beygehalten hat.“ — „Anselm wird sie kennen; ich habe mich mehr um das Schicksal des Oheims als um seine Firma bekümmert.“

S t e r n hatte durch den Umstand, daß er in der Hauptstadt Brasiliens gewesen war, an Interesse bey der Familie außerordentlich gewonnen. Man lag ihm häufig an, von der Lage dieser merkwürdigen Stadt, von ihren Sitten und Gebräuchen zu erzählen.

„Haltet Euch nur an M a n u e l,“ sagte er den Mädchen, „der kennt sie besser als ich, denn er ist dort geboren; aber freylich kann ihm die Rück Erinnerung nur schmerzlich seyn, weil er dort Vater und Mutter auf gewaltsame Weise verloren hat.“

„Der arme M a n u e l!“ riefen die Mädchen, und R o s a l i e setzte hinzu: „Wir danken Ihnen herzlich, Herr S t e r n, daß Sie uns davon unterrichtet haben; es ist nichts heiliger, als der Schmerz um geliebte Verstorbene. Wir könnten aus eitler Neugierde, wiewohl unschuldig, eine Wunde aufgerissen haben, die vielleicht kaum zu vernarben begonnen hat.“

„Er hat ein einziges Mal des Verlustes seiner Mutter, und, wie mir schien, mit tiefer Nührung gedacht,“ erwähnte Frau K e n n e r.

„Es ist ein eigener Charakter,“ versicherte S t e r n, „mit dem glücklichsten Humor, der immer die Lichtseite des Lebens sieht, verbindet er eine Tiefe des Gemüths, eine Zartheit der Empfindungen, eine Menschenfreundlichkeit und eine Entschlossenheit, die mich schon oft in Erstaunen gesetzt hat. — Er kann recht herzlich lachen, wenn ein Unvorsichtiger oder Trunkener in den Noth fällt; aber er würde sich augenblicklich in den tiefsten Strom, in das Feuer stürzen, um einem Verunglückten Hülfe zu leisten.“

„Das sieht ihm gleich!“ lispelte mit stillseligen Augen R o s a l i e.

„Ich war in einiger Verlegenheit“ — fuhr S t e r n fort, „wenn ich an den Augenblick dachte, wo sein Herz das Bedürfniß der Freundschaft fühlen und diesem Drange folgen würde, Gottlob! die Wahl ist gelungen; er hat in seinem Lehrer eine gleichgestimmte, edle Seele gefunden, und es ist fast unglaublich, welche Wirkungen dieses Bündniß auf die Geistesausbildung des jungen Menschen gemacht hat: er ist seit den sechs Wochen um so viel Jahre vorgerückt. Ich segne dieses Freundschaftsband, denn A r e n s ist ein vortreff-

licher Mensch, der eben so lebhaft und schön fühlt, wie Manuel, in dem aber eine Sanftheit, eine Ruhe, eine stille Thatkraft wohnt, die ohne Geräusch, aber unablässig zum Ziele strebt und meine ganze Bewunderung in Anspruch genommen hat.“ — Caroline seufzte leise.

„Nun habe ich noch die letzte Sorge,“ setzte Stern die Rede fort, — „wo nemlich Manuel's lebhaftes Herz sich hinwenden wird, wenn es die Liebe berührt.“

„Damit hat es denn doch wohl noch keine Eile,“ bemerkte der Oberrevisor, einigermaßen verlegen über den Gegenstand des Gesprächs im Beyseyn der Mädchen. — „Die Südsonne bringt alles schneller zur Reife,“ behauptete Stern. — „Sie werden dereinst seine Wahl leiten,“ meinte die Mutter. — „So weit sich überhaupt eine Wahl leiten läßt,“ versetzte Stern. — „Welche Bestimmung haben Sie für ihn?“ fragte der Oberrevisor. — „Bestimmung?“ entgegnete Stern, — „ey nun, er soll arbeiten, wirken, streben, bauen, handeln, helfen, fördern — kurz alles thun, was ein vernünftiger und thätiger Mensch zu leisten vermögend ist.“

„Sie beabsichtigen, Ihren Aufenthalt für immer hier zu nehmen?“ forschte Kenner. — „Das hängt nicht allein von mir, sondern von Umständen ab,“ versetzte Stern, „die ich vorher zu bestimmen nicht im Stande bin. Ich warte nur Briefe ab, um eine Reise zu unternehmen, die über diese Frage entscheiden soll.“ — „So wünsche ich von ganzem Herzen,“ sagte Kenner verbindlich, „daß zu meinen Gunsten entschieden wird.“ — Stern drückte ihm die Hand und erwiderte: „Um so angenehmer, wenn meine Wünsche den Wünschen Ihrer lieben Familie begegnen.“ — „Wenn es auf Manuel ankommt,“ flüsterte Caroline Rosalien ins Ohr, „so bleibt er hier.“ — „Wenn er aber doch ginge, und sein Lehrer mit ihm?“ entgegnete diese. — „Nun, so würden wir zwey sehr betrübte Gesichter im Hause haben,“ versetzte Caroline.

Nach einigen Tagen mußten die erwähnten Briefe angekommen seyn, denn Manuel kam mit trauriger Miene herab zu der Familie, um einen Auftrag seines Pflegevaters zu besorgen, und sagte zu den Mädchen halblaut und schüchtern: „Manuel geht fort, aber nicht gern.“

„Wohin?“ fragte Caroline. — „Papa weiß es, ich nur begleite ihn,“ antwortete er. — „Und kommen Sie bald wieder?“ fuhr diese fragend fort. — „O bald, bald!“ antwortete er lebhaft — „wenn ich darf kommen!“ und dabey blickte er forschend auf Rosalien.

Diese begegnete seinem Auge, und eine leichte Röthe verschönerte das holde Antlitz des Mädchens. „Wir werden unsere guten Hausgenossen ungern vermissen und mit Vergnügen ihrer Rückkehr entgegensehen,“ sagte sie mit innigem Tone.

„Ich komme wieder!“ versicherte er, „ich komme bald wieder! ich will Papa bitten, daß er muß erhören meine Bitte, — und er thut gern.“

Mit diesen Worten verließ er schnell das Zimmer, — wahrscheinlich, um seine Bitte sogleich an Mann zu bringen.

Stern kündigte selbst seine Abreise auf den folgenden Tag an, empfahl dem Oberrevisor während seiner Abwesenheit, die etwa acht Tage dauern würde, die Aufsicht über seine Effecten, und lud die ganze Familie für den Abend auf ein kleines Nachtmahl ein, um, wie er sagte, die letzten Stunden

des Tages in geselliger Freude zuzubringen und zugleich seinen Manuel aufzuheitern, der das Haus nicht gern zu verlassen scheinete.

„Ich muß ihm verschweigen, daß seine Bestimmung ihn vielleicht ganz von hier wegruft,“ setzte Stern hinzu, „sonst wäre es auf lange Zeit um seine Heiterkeit geschehen.“

„Und glauben Sie, daß das der Fall seyn kann?“ fragte Kenner in gutmüthiger Besorgniß, während Rosalie erbleichte.

Stern hatte das letztere bemerkt. „Ich hoffe, daß meinem Manuel die freye Wahl seines neuen Vaterlandes gelassen werden wird,“ versetzte er, „und werde mit Vergnügen mich dort ansiedeln, wo seine Neigung ihn hinzieht.“

Der Abend fand die Familie in Stern's Zimmern versammelt, der reichlich und mit Geschmack für die Bewirthung seiner Gäste gesorgt hatte. Manuel vertrat in Gesellschaft Arens, der nicht fehlen durfte, die Bedienung, und es war gar artig anzuschauen, wie die Jünglinge um Vater und Mutter bemüht waren, um ja nicht den Verdacht zu erregen, als ziehe sie eine größere Sympathie zu den Töchtern, und doch — die guten Leuten! wie wollten sie verbergen, was jeder Blick verrieth? — Aber es war nicht der Geist der reinen unbeforgten Freude, der die Versammlung beseelte, obgleich Stern sich alle Mühe gab, die Anwesenden zu erheitern, bis der köstliche Glühwein auftrat, die Huldigung einzunehmen, und zum Zeichen seiner Herrschaft die rothige Fahne des Frohsinns aufpflanzte. Die Gegenwart verschlang die Zukunft, und die Fröhlichen trennten sich, ohne an die nahe Scheidung zu denken.

Stern hatte veranstaltet, daß in aller Stille bey Anbruch des Tages die Reise vor sich gehen sollte, aber die Familie war auf, als die Extrapostkaise vor dem Hause erschien.

„Ich hätte, ohne glückliche Reise zu wünschen, Sie nicht von uns gelassen,“ sagte der Oberrevisor, „und die Meinigen beseelt der gleiche Wunsch. Gott geleite Sie beyde und bringe Sie wohlbehalten und bald zu uns zurück!“

Ein schneller sanfter Händedruck sagte dem glücklichen traurigen Manuel ungefähr dasselbe, nur in einer höheren, reicheren Sprache, und die Augen waren Dolmetscher. — Noch ein Lebewohl! und der Wagen rollte dahin.

(Die Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e.

Die erste Sylbe.

Wie die sonnichten Hügel erklingen,
 Wecket er stotend den Wiederhall!
 Wie ihn so fröhlich die Heerden umspringen,
 Schreitet er hin durch das blumichte Thal!
 Ihn zu Ehren mit schwellenden Kränzen
 Schmücken die Hirten sich Schläfe und Brust;
 Und in kunstlos verschlungenen Tänzen
 Jauchzen sie aus die beglückende Lust.

Die beyden letzten Sylben.

Verloren ist mein Spiel; es muß verloren seyn,
 Schlägt ganz besonders nicht das letzte Paar mir ein.

Das Ganze.

Alle Haare vor Verdrusse
Mächt' ich aus dem Bart mir raufen:
Solchem fecken Mädchendienste
Unaufhörlich nachzulaufen.

Und gefingt mir's ihn zu fangen,
Bring ich einmal ihn zum Stehen:
Immer mich gefoppt auf's Neue
Und getrißelt von ihm zu sehen!

Aber hasch' ich ihn noch einmal,
Will ich ihn recht kräftig fassen;
Und er soll dann meinem breiten
Messer Ohr und Nase lassen.

M. C. f.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag.

Über die dießjährigen Gastrollen des Hrn. Moriz vom königl. Hoftheater in Stuttgart.

Selten hat wohl die Erscheinung eines Kunstgastes auf unserer Bühne dem Publicum so viele Freude gemacht, und einen so stürmisch-herzlichen Empfang gefunden, als Hr. Moriz vom königl. Hoftheater zu Stuttgart, schon in früherer Zeit einer der größten Lieblinge der Prager, nicht allein Damen, sondern der Herren fast in gleichem Maße, jene ausgenommen, welche ihm dafür ein Bißchen gram waren, daß er bey den Damen so viel galt. Hr. Moriz hatte (trotz der großen Gunst, die ihm zu Theil geworden) vor etwa dritthalb Jahren das Engagement an der Prager Bühne so leicht aufgegeben, daß seine Freunde einige Empfindlichkeit von Seiten der Zuschauer befürchteten, zumal, da sich seit einiger Zeit in unserm Publicum eine Zahl von Malcontenten gesammelt, die fast jeder Beyfallspende störend entgegenzutreten versuchten, obgleich vorauszusehen war, daß, wenn sich hier Parteyen bilden sollten, jene des gastirenden Künstlers die überwiegende seyn würde; aber siehe! er betrat als Graf Adolph von Klingsberg in Kohle's vielgesehenem Lustspiele: „Die beyden Klingsberg,“ zum ersten Male wieder unsere Bretter, und das Haus war so gefüllt, daß man dieß nur dem Gaste und keineswegs dem Stücke zuschreiben konnte. Die ersten Scenen gingen still vorüber, endlich erschien Adolph, und — ein minutenlang anhaltender, wahrhaft donnerähnlicher Beyfallssturm, wie man ihn nur selten vernimmt, halte ihm entgegen, ohne daß sich auch nur ein Laut von Opposition in selben mischte. Man konnte diese rauschenden Beweise von Theilnahme, Gunst und Liebe des Publicums rührend nennen, und so wirkten sie auch auf Hrn. Moriz, der im ersten Moment so ergriffen war, daß ihm die Stimme brach, und er sich den ganzen Abend nicht in die zur Darstellung dieses Charakters nöthige Laune finden konnte, obgleich er von dem Hrn. Polawsky, Mad. Altram (Frau Wunschel) und Ule. Herbst (Madam Friedberg) ganz vortreflich unterstützt wurde. Desto besser gelangen Hrn. Moriz die wenigen Stellen des Gefühles, und hätte er eine durchweg sentimentale Rolle darzustellen gehabt, sie würde eine seiner vorzüglichsten Leistungen geworden seyn. Manche wollten seine Nührung für ein Schauspiel im Schauspiel halten, doch ein Künstler schwächt sich wohl die Wirkung einer Scene, um den Zuschauern ein Theatergefühl für ein wahres zu verkaufen, und wir sahen einmal eine Sängerin, die ihren Frieden mit dem erzürnten Publicum schließen wollte, als Bertha im „Schnee“ wankend und mit schlotternden Knien erscheinen, gleich einem Delinquenten auf dem Richtplatze; aber sobald das Publicum mit dem ersten Applaus das „begnadigt!“ ausgesprochen, hatte sie auch ihren ganzen guten Humor wieder, und trat im zweyten Acte mit hinlänglicher Redheit auf. Hier sind jedoch die Effecte zu sehr auf Laune begründet, als daß sie Hr. Moriz so leicht hätte hingeben sollen, denn offen gesprochen, wir sahen zwar schon diesen Abend, daß er an Adel und wahrhaft feiner Tournure sehr gewonnen, sonst hatten wir aber die Rolle schon viel besser von ihm gesehen, wozu noch kam, daß eine Heiserkeit

sein Organ hemmte, von der er auch bey seiner zweenen Gastrolle „Don Carlos,“ bey welcher sich ein in allen Räumen überfülltes Haus, und vor Allem eine schimmernde Flora von Damen auf den Sperrsitzen zeigte — noch nicht ganz befreyt war, und wenn gleich nicht zu läugnen war, daß er seit wir ihn nicht als Don Carlos gesehen, weit tiefer in den Geist der Rolle eingedrungen, so blieb doch heute die Kraft der Ausführung manchmal hinter der Intention zurück, und wir lernten die Fortschritte, welche dieser Künstler während der Zeit seiner Trennung von uns gemacht hat, eigentlich erst in den folgenden Gastdarstellungen ganz kennen. Hr. Moriz mußte schon als er uns verließ, unter die ausgezeichnetsten jugendlichen Liebhaber der deutschen Bühne gezählt werden, der mit einer angenehmen Gestalt und Physiognomie Humor und Gefühl, Phantasie und Geist vereinigte, doch, wenn gleich manche seiner Trauerspielcharaktere durchaus lobenswerth waren, so neigte er sich doch mehr zum Lustspiel, da es in manchen der ersteren noch an Tiefe und fester Beherrschung des Stoffes fehlte, er in diesem aber das Publicum immer auf seiner Seite hatte, wenn es auch gleich dem tiefer Eindringenden auch hier noch manchmal vorkam, als sey selbst vieles Gelungene noch zufällig, Eingebung des Augenblickes statt wohlberechneter Combination, die in unfehlbarer Consequenz immer wiederkehren muß; dahin rechne ich auch die Gabe, gut zu extemporiren, die Hr. Moriz in hohem Grade besitzt, sich aber oft von derselben zu weit hinreißen ließ. Ohne also die Schattenseite des Künstlers zu übersehen, verloren wir ihn dennoch sehr ungern, da das, was er schon damals leistete, die sicherste Bürgschaft dafür war, daß er dereinst alle seine Fehler ablegen, jede Schwierigkeit besiegen werde, die sich seinem Vorwärtstreben entgegenstellte. Daß dieses in so kurzer Zeit geschehen, überraschte mich und alle Freunde seines schönen Talentes auf das angenehmste, und ich kann mit gutem Gewissen sagen, er hat alle meine Erwartungen in eben so hohem Grade übertroffen, als auch diese Erscheinung meine Achtung vor der königl. Hofbühne zu Stuttgart erhöhte, die nicht allein im Besitze eines Seydlmann und so mancher anderer wackerer Künstler ist, sondern auch im Ganzen das Muster eines präcisen und kunstgerechten Zusammenwirkens zu seyn scheint. Hr. Moriz hat während seines Aufenthaltes in diesem Kunstinstitute nicht allein an Tiefe und Würde, an kunstgerechter Beherrschung seiner physischen und geistigen Mittel, zweckmäßigem Gebrauch seiner Phantasie, wie seines Humors, an Klarheit und Besonnenheit, Adel und feinem Benehmen in einem Grade zugenommen, wie man es kaum in zehn Jahren zu erwarten berechtigt wäre, sondern dieser ganze Gewinn hat ihm nichts von der Wärme und Lebensfrische gekostet, die in früherer Zeit den Reiz seiner Darstellungen ausmachte. Die Zeit seiner Abwesenheit war zu kurz, als daß sie auf sein Äußeres eine bedeutende Wirkung haben könne, doch überraschte es uns, daß er beynabe noch jugendlicher aussah, als früher, und gewiß wird Hr. Moriz bey seiner glücklichen Gestalt noch sehr lange Zeit die jugendlichen Liebhaber spielen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastspiele und Concert der Dlle. Henriette Carl, ersten Sängerin der italienischen Oper zu Madrid.

Die Sängerin, über deren Leistungen auf dem k. k. Hof-Operntheater wir heute zu berichten haben, bringt einen so bedeutenden Ruf aus der Fremde in ihre Heimat zurück, daß sie als deutsche Künstlerin unsere Aufmerksamkeit in mehr als einer Beziehung erregen muß. Dlle. Carl begann ihre künstlerische Laufbahn zu Berlin (ihrer Vaterstadt, wie wir glauben) zu einer Zeit, wo die große königl. Oper unter Spontini's energischer, wenn auch vielleicht einseitiger Leitung, einen überaus lebhaften Aufschwung nahm, und wo für eine lernbegierige Anfängerin von Vorbildern, wie die Milder, die Seidler und die Schulk (gleichsam den Repräsentantinnen dreier ihrem Wesen nach verschiedener Genres des Gesanges), recht Vieles und recht Gutes zu lernen war. Die noch jugendlich frische, klangvolle Stimme der Dlle. Carl erregte damals große Erwartungen und ihr schnell gefaßter Entschluß, sich in der Fremde und durch die Fremde der Ausbildung der neueren italienischen Gesangesmethode ausschließlich zu widmen, wurde als der erste Schritt zu einer dereinst glänzenden Kunstcarriere betrachtet. Nach Verlauf mehrerer Jahre, während welcher fremde und einheimische Blätter viel Rühmliches von den Erfolgen der deutschen Sängerin im Auslande berichteten, ist Dlle.

Carl nunmehr in ihre Vaterland zurückgekehrt, auf mehreren deutschen Bühnen (wie diese Blätter bereits gemeldet) und zuletzt auch vor dem Wiener Opernpublicum aufgetreten. In Beziehung auf Gesangeskunst im engsten und strengsten Sinne des Wortes hat sich der Einfluß einer Schule und einer Lehrzeit, wie sie der Dlle. Carl zu Theil geworden, auf das Entschiedenste, auf das Erfolgreichste bewährt, und als Concertsängerin wird ihr wohl Niemand einen Ehrenplatz unter den ausgezeichnetesten Erscheinungen der Zeit streitig machen. Ihre Stimme entbehrt zwar, vermuthlich in Folge allzu unausgesetzter Anstrengungen, des Schmelzes der ersten Frische und Fülle, allein sie ist im höchsten Grade ausgebildet und biegsam, besonders in den höheren Lagen wohlklingend, und mit all den Geheimnissen jener siegreichen, italienischen Methode vertraut, deren Zauberkünsten man sich so widerstandlos hinzugeben gewohnt ist. In dieser ihrer eigentlichen Sphäre als Concertsängerin trug daher auch Dlle. Carl bey ihrem letzten Auftreten am 7. d. M. einen unbestrittenen Sieg über alle ihre früheren Leistungen davon, und wir bedenken uns nicht, die drey italienischen Bravourarien von Pacini, Rossini und Nicolini, mit welchen sie an diesem Tage das Publicum erfreute, als wahre Probe- ja Meisterstücke acht italienischer Gesangeskunst anzuerkennen. — Als dramatische Sängerin dagegen, besonders in den höheren Regionen der ernsten, tragischen Oper, glauben wir Dlle. Carl weniger an ihrem Platze, und ihr, wie es scheint, ausschließlich musicalisches Talent, minder glücklich verwendet. Die beyden, recht eigentlich tragischen Parthien, in welchen die Sängerin bisher auftrat, waren die Titelrolle in Donizetti's „Anna Bolohn“ und Alaide in Bellini's „Unbekannte.“ Beyde Parthien sind vorzugsweise, ja augenscheinlich, auf diejenigen Eigenschaften berechnet, welche die Natur selbst ihren Lieblingen nur selten in gleichem und überall ausreichenden Maße verliehen hat, nemlich Kraft, Feuer, Leidenschaft; allein sie sind in den genannten Parthien so unentbehrlich, so unerlässlich, daß sogar wir Deutsche (einer noch nicht verjährten Erfahrung zufolge) das Zuviel derselben leichter ertragen, als ihren Mangel. Die Sorgfalt, die bey solchen Gelegenheiten auch auf das Spiel verwendet werden muß, thut bey jeder Darstellerin, die als dramatische Künstlerin nicht auf gleicher Stufe steht mit der musicalischen, unmittelbar auch den Bestrebungen wie den Erfolgen der Sängerin Eintrag, und selbst die vollendetste Gesangsmethode wird nicht ausreichen, den Mangel jener Eigenschaften, auf welche nun einmal die Componisten ihre Aufgaben basirt haben, zu ersetzen. Unter den einzelnen Nummern der oben angeführten Parthien verdient indessen die letzte Scene aus der „Anna Bolohn,“ des einfachen, tiefgefühlten und wahrhaft ergreifenden Vortrages wegen, die rühmlichste Erwähnung. Die beyden andern Parthien, in denen wir Dlle. Carl noch auftreten sahen, nemlich die Amenaide in Rossini's „Tancred“ und die Prinzessin von Navarra in Boieldieu's „Johann von Paris“ sind dramatisch wenigstens nicht von so ernstem Charakter und so hoher Bedeutung, als die früher genannten, und eignen sich ihrer Natur nach zu Rahmen für musicalische Einlagestücke verschiedener Art. Diese Gelegenheit wurde auch von der Sängerin auf eine höchst erfolgreiche Art benützt, indem sie im „Tancred,“ außer den mit großer Kunstfertigkeit vorgetragenen Nummern der Amenaide noch eine wunderschöne, vorher wenig bekannte Arie aus Bellini's „Bianca e Fernando“ sang, und mit diesem Musikstücke, einer der glänzendsten Aufgaben für eine Bravoursängerin, unbestritten den Preis des Abends davon trug. Im „Johann von Paris“ gefiel die mit großer Virtuosität gesungene Strophe des Troubadoursliedes, noch mehr aber eine sehr schwierige und brillante Bravourarie aus Rossini's „Sigismondo.“ Die Wiederholung der oben angeführten Bellini'schen Arie wurde mit großem, verdienten Applause aufgenommen.

Modell XLVI.

Kleid von Foulard Pompadour, mit Blonden und Band geziert, nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Blondhäubchen mit Band und kleinen Blumen geziert, nach einem Originale von M. Langner, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 14. November 1835.

137

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(Fortsetzung.)

Mit dem Verschwinden der Hausgenossen trat die frühere Stille des Hauses ein; aber sie war nicht so angenehm, wie sie gewesen. Man gestand sich, daß etwas fehle, was früher nicht vermißt worden war, und sogar die gute Hanne behauptete, es sey nicht mehr halb so lustig in ihrer Küche, seitdem Manuel nicht mehr das Frühstück bereite.

Die Zimmer der Verreisten blieben wie ein Heiligthum geschlossen, nur einmal wurde unter Aufsicht der Mutter darin gereinigt, übrigens dafür gesorgt, daß alles unverrückt auf seiner Stelle stehen und liegen blieb.

Es mochte gegen das Ende der Woche seyn, als diese Ruhe durch Better Anselm unterbrochen wurde, der gleich nach der Mittagsmahlzeit zu nicht geringem Erstaunen der Familie mit einem Gesichte erschien, das nicht die Miene eines Brautwerbers, sondern ein Gemisch von Zorn und Schrecken trug.

„Das Unglück führt mich her,“ sagte er leuchend, und warf sich ohne weitere Umstände auf einen Sessel.

Alle waren in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und Caroline konnte nicht unterlassen, zu fragen, ob Benjaminen etwas zugestoßen sey.

„Unglücklich ist er, wie ich und Ihr alle!“ fuhr er heraus; „alle Hoffnung ist zerstört, alle Ausichten sind abgeschnitten, alle Pläne gescheitert durch die heillose Nachricht, die ich hier in meiner Hand halte.“

„Nun was habt Ihr denn, Better Anselm?“ fragte der Oberrevisor, „spannt uns nicht auf die Folter.“ — „So ist's, wenn man sich auf etwas freut,“ sprudelte er, „ich möchte mir und Euch allen die Haare ausraufen, so desperat bin ich!“ — „Da müßte ich doch bitten,“ entgegnete der Oberrevisor. — „Errathet Ihr denn nichts? Habt Ihr keine Ahnung? — der Oheim in Brasilien...“ — „Nun, doch nicht todt?“ — „Was, todt! meinethwegen möchte er todt seyn, wenn nur sein Vermögen noch lebte; aber das ist wahrscheinlich dahin. Es ist zum Todtschießen!“

Den Oberrevisor und seine Familie traf diese Nachricht sehr unerwartet. „Woher habt Ihr diese Nachricht, Vetter?“ fragte ersterer etwas kleinlaut.

„Von meinem Correspondenten,“ antwortete dieser schreyend, „von *Van der Hubel* aus Amsterdam, hier steht es deutlich geschrieben zu lesen, wollt Ihr's hören?“ Er entfaltete hastig den Brief und las, nachdem er einige nicht hieher gehörige Stellen des Briefes vor sich hin gebrummt hatte, Folgendes:

„Was *Guer Edlen Oheim* in *Rio-Janeiro* betrifft, so muß ich Denen-
selben zu berichten leider die Ehre haben, daß es zufolge eingezogener Erkundigungen mit dem großen Besitzthume desselben nicht so sicher ist, als man schätzte. Wie auf dortigem Plage verlauten wollte, soll der Chef des Hauses *Ledago et Comp.*, *Guer Edlen Oheim*, sich zurückgezogen haben und ist zu vermuthen, daß solches auf der Wippe stehe, weil es zu enorm niederen Preisen Papiere ausgeben und sonstige kleine Anzeichen vorhanden sind. Bitte sich vor Schaden zu hüten. In freundlichem Anstimm beharrend *Guer Edlen* gehorsamster u. s. w.“

„— Da hüte — der Teufel, hätt' ich bald gesagt, wo nichts mehr zu hüten ist!“

Der Oberrevisor hatte sich von der ersten Überraschung erholt. „Ihr nehmt mit Bestimmtheit an, Vetter,“ sagte er, „was in dem Briefe nur als Vermuthung ausgesprochen und vielleicht eine Kaufmannspeculation ist.“

„Was? Vermuthung!“ entgegnete *Anselm*, „spricht nicht so albern! wo man Unglück zu vermuthen anfängt, ist es gewöhnlich schon da. Fallirt hat er, unflug speculirt hat er, das ist die ganze Geschichte, und wir sind mit ihm geprellt.“

Der Oberrevisor ärgerte sich über die Plumpheit des Mannes, erwiderte aber so ruhig als möglich: „Nun, der Verlust ist zu ertragen. Gott sey Dank! zu leben haben wir ja beyde.“

„Leben! leben!“ schrie *Anselm*, „der Bettler lebt auch, aber ein Hundeleben! Es ist unerträglich, daß Ihr vom Ertragen sprecht, und ich muß an Eurer Klugheit zweifeln, wenn Ihr einen solchen Verlust erträglich finden könnt.“

„Wie gesagt,“ entgegnete der Oberrevisor beleidigt, „ertragt's oder erträgt es nicht, — nur bitte ich, mich mit Euren Höflichkeiten zu verschonen, die mir allein unerträglich sind.“

„Hol Euch — behüt Euch Gott! wollt' ich sagen,“ erwiderte *Anselm* im höchsten Zorne, „mit Euch ist nichts anzufangen, das weiß ich schon. Ihr habt nie Vermögen besessen, darum wißt Ihr es nicht zu schätzen. Adieu!“ Er sprang auf, daß der Sessel beynah umfiel, und rannte davon.

„Das ist ein entseßlicher Mensch!“ sagte der Oberrevisor.

„Das ist er,“ stimmte Frau *Renner* bey; „aber einigermaßen ist er zu entschuldigen, wenn er über dich in Zorn gerieth; du hast diese Nachricht doch auch gar zu gleichgültig aufgenommen.“

„Gleichgültig?“ erwiderte *Renner*, „wahrhaftig nicht, Kind! aber so kann sie mich nicht aus der Fassung bringen, daß ich alles darüber vergesse, was Sitte und Vernunft heischen. Ich beklage den Oheim am meisten, denn wahrscheinlich hat ihn unvorherzusehendes, unverschuldetes Unglück betroffen; ich beklage uns, weil eine Aussicht vernichtet wird, die mir vorzüglich der Versorgung meiner Kinder wegen erwünscht war, denn ein Mädchen ohne

Vermögen, sey es das beste ihres Geschlechts, hat wenig Aussicht, eine anständige und glückliche Parthie zu treffen; aber sage selbst, soll ich toben wie ein Besessener, oder heulen wie eine alte Bettlerin, über etwas, das nicht zu ändern ist? Wahrlich! es geht mir recht nahe, denn ich hatte für den glücklichen Fall auch meine Plänchen gemacht; aber ich gestehe, daß mich Stern's Äußerungen einigermassen vorbereitet haben, die ja klar darauf hindeuten, daß dort Verluste zu befürchten wären. — Indessen ist — wie ich ja auch gegen den rasenden Roland Anselm bemerkte, — positive Gewißheit des Unglücks noch nicht vorhanden. Wer wehrt es uns denn, in süßen Hoffnungen uns fort zu wiegen? wenn uns allenfalls nicht der Gedanke von dieser Thorheit zurückhielt, daß tausend unglückliche Möglichkeiten eintreten können, auch wenn der Oheim den Verlust nicht erlitten hätte. Könnte er nicht eben sowohl nähere, uns unbekannte Erben haben, als wir sind? Könnte das Schiff, welches unsere Erbschaft herüberbringen soll, nicht scheitern, ohne assicurirt zu seyn? Also trösten wir uns wie vernünftige Leute, denn die Untröstlichkeit hat noch nie ein verlornes Gut zurückgebracht.“

Frau Kenner fand diesen Satz richtig, aber der Verlust mußte ihr schmerzhafter fallen als ihrem Gatten, der, ein so lieber, genügsamer Mann er auch war, sich doch viel zu wenig um die innere Haushaltung kümmerte, um zu wissen, mit welcher ängstlichen Geschicklichkeit die sorgsame Hausfrau sich durchzuwinden hatte, um der Nothwendigkeit und den Forderungen des Anstandes Genüge zu leisten, besonders, seitdem die Kinder herangewachsen, die Besoldung aber noch immer die gleiche geblieben war. Aus Liebe für die Ruhe ihres Gatten hatte sie manche Sorge allein getragen, ihm oft ein freundliches Gesicht gezeigt, wenn ihr Inneres trauerte, und nur durch angestrenzte Thätigkeit, wozu allerdings die Sparsamkeit des Gatten und die Hülfleistung der früh zur Arbeit angehaltenen Mädchen viel beytrugen, war es ihr gelungen, die Ausgaben mit der Einnahme in ein richtiges Verhältniß zu setzen. — Nun kam die Nachricht von dem Reichthum des kinderlosen Oheims, dessen Erben sie dereinst werden sollten; konnte man der guten Frau verdenken, wenn sie hierin eine Belohnung des Himmels für ihre Sorgen und für den Fleiß und die Liebe ihrer guten Kinder erblickte, die auf solche Art einer freudenreicheren Zukunft entgegensehen durften, als die ihrige früher gewesen war? Und nun — wenn es mit der Hiobspost des Wetters Anselm seine Nichtigkeit hatte, lag diese schöne Aussicht da, wie ein vom Hagel getroffenes Feld kurz vor der Ernte. — Doch war sie zu religiös und zu gutmüthig, um den Himmel und die Ihrigen mit einer unbändigen Trauer zu belästigen, zumal da sie sah, daß ihr Gatte und die Mädchen sich leichter darüber hinwegzusetzen schienen. Aber sie täuschte sich, weil aus lauter Güte jedes seine wahren Empfindungen vor dem andern verbarg, um es nicht noch tiefer niederzudrücken: im Grunde hatten alle gleiche Ursache zur Klage, denn jedem war ein Plan gescheitert.

Indessen mochte zu allseitiger Beruhigung wohl auch die, aus ruhiger Überlegung wieder aufglimmende Hoffnung beytragen, daß Anselm's Correspondent ein falsches Gerüch mitgetheilt haben könne, das sein Entstehen einem Mißverständnisse verdanke, und so lehrte in der Familie bald die gewohnte zufriedene Ruhe wieder ein, die in die lebhafteste Freude überging, als am zehnten Tage nach Stern's Abreise das Posthorn erschallte, und dieser mit Manuel vergnügt und wohlbehalten aus dem Wagen stieg.

Manuel konnte sein Entzücken nicht verbergen, Rosalien wiederzusehen, die wie ein lieblicher Engel die Zurückgekehrten bewillkommte; er wäre ihr zu Füßen gesunken, hätte nicht die Anwesenheit der Eltern seine Freude in die Schranken der Mäßigung zurückgewiesen. Desto freudiger sprachen seine Blicke, und die erste Gelegenheit wurde erhascht, dem theuern Mädchen die Hand zu küssen und diese an seine schlagende Brust zu drücken.

„Manuel mache, daß die Sachen aus dem Wagen kommen,“ erinnerte Stern, der die Exaltation des Jünglings unterbrochen sehen wollte, „und bringe sogleich das bewußte Paquet herauf.“ — Er begab sich mit der Familie in ihre Wohnung.

„Ich freue mich, wieder hier zu seyn und alles wohl angetroffen zu haben,“ sagte er; „meine Reise ist glücklich von Statten gegangen, und zum Beweise, daß ich Ihrer gedacht habe, bringe ich einige Kleinigkeiten mit, um meinen freundlichen Wirthinnen einen Theil meiner Verbindlichkeiten abzutragen.“

Manuel erschien mit einem Paquete. Stern öffnete, und drey schöne Shawls entwickelten sich ihrer Hülle, die er unter die Frauenzimmer austheilte.

„Zu schön und zu kostbar für uns,“ bemerkte die erfreute Mutter, „was haben Sie gedacht, Herr Stern?“

„Ich hätte kostbarere gewählt,“ versetzte dieser, „wenn mir Ihre Bescheidenheit nicht bekannt gewesen wäre. Der Werth dieser besteht hauptsächlich in der schönen Form der Zeichnung und der Farbenwahl.“

Der Oberrevisor war gleichfalls mit einigen werthvollen Gegenständen bedacht worden, und Hanne, die sich über Manuel's Ankunft fast eben so sehr freute, als ihre Herrschaft, erhielt ebenfalls ein ansehnliches Geschenk.

„Ist sonst nichts Neues während meiner Abwesenheit begegnet?“ fragte Stern.

Nun erst erinnerte man sich wieder an die Anselm'sche Nachricht, die einzige Neuigkeit in diesem Zeitraume in Beziehung auf das Haus; aber niemand hatte Lust, diesen Gegenstand zu berühren, der so ziemlich verschmerzt war. Doch äußerte sich bey Allen eine gewisse Verlegenheit.

„Es scheint Ihnen etwas Unangenehmes zugestoßen zu seyn?“ forschte Stern. — „Ein Vorfall in der Familie,“ sagte ausweichend Kenner. — „Doch nicht Ihren Sohn betreffend?“ — „Nein, Gottlob! Es geht eigentlich Vetter Anselm näher an, als uns.“ — „Nun, wenn es nur nicht von Bedeutung ist?“ — „Für den Betreffenden,“ nahm Frau Kenner das Wort, „hat das Geringscheinendste Bedeutung.“ — „So ist es!“ stimmte Stern bey; „wer nicht selbst getroffen wird, fühlt den Streich nicht. Wo ist aber ein Leben ohne unangenehme Vorfälle zu finden? Der Glückliche ist davon nicht frey. Wohl dem, den das Unglück nicht beugt und das Glück nicht übermüthig macht!“

Unterdessen war auch Arens herbeygekommen, seine Freunde freudig begrüßend, und man feyerte die Rückkehr der geschägten Hausgenossen durch ein einfaches Mahl, mit Herzlichkeit gewürzt.

„Hören Sie, lieber Herr Oberrevisor!“ sagte Stern des folgenden Tages, „nun ist es entschieden: ich bleibe hier.“ — „Das ist charmant!“ entgegnete dieser, und Mutter und Töchter nickten einander ihr Vergnügen über diesen Entschluß zu. — „Nun muß ich Ihnen sagen,“ fuhr Stern fort, „ich wohne

recht gut bey Ihnen und möchte gar zu gern in der Familie bleiben, aber ich habe für die Zukunft zu wenig Raum für mich und Manuel; wie machen wir das?“ — „Wenn ich im Stande wäre mich in meiner Wohnung mehr einzuschränken, so wollten wir das mit Vergnügen thun,“ versicherte Kenner. — „Ich weiß das, ich glaube das!“ entgegnete Stern; „es ist eine recht ärgerliche Geschichte. Wissen Sie mir da sonst keinen Rath?“ — „So leid es mir thut,“ antwortete Kenner, „aber ich weiß keinen.“ — „Mir ist wohl etwas eingefallen,“ sagte Stern nach einer Weile, „aber das wird schwerlich sich so nach Wunsche fügen.“ — „Und das wäre?“ fragte der Oberrevisor. — „Wenn nur ein Haus hier in der Nachbarschaft zu verkaufen wäre, ich brächte es an mich,“ erklärte Stern. — „O das gibt es, das gibt es!“ rief Kenner vergnügt, „o das wäre ganz erwünscht! Gleich nebenan ist ein Haus feil, ein stattliches Gebäude mit Hofraum, Stallung, Garten und allen möglichen Bequemlichkeiten; aber das wird Ihnen wohl zu groß und zu theuer seyn.“ — „Zu groß nicht,“ entgegnete Stern, „ich bedarf eines großen Raumes, habe viel unterzubringen. Wer ist der jetzige Besitzer?“ — „Es gehört den Erben einer Commerzienrathswitwe, und ist schon längst erfolglos zum Verkaufe ausgelegt.“ — „Um so besser; so könnte man vielleicht um ein Billiges dazu gelangen. Wollen Sie die Güte haben, mich zu begleiten, so sehen wir es gleich an.“ — „Mit Vergnügen!“ versetzte Kenner, „es wird nur von einem Manne bewohnt, der die Aufsicht über das ganze Wesen führt, weil des Verkaufes wegen niemand einmieten wollte; der hat die Schlüssel, und kann uns überall herumführen.“ — „Desto besser, wenn es leer ist, so nehm' ich es gleich in Beschlag.“ — Die Männer machten sich auf den Weg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Königswahl.

Todesmüde war der König,
Gar so jung war noch der Sohn;
Tausend gier'ge Hände zuckten
Nach des Alten Krone schon.

Und der König war verblühen,
Und im hohen Krönungsaal
Grafen und Barone saßen,
Streitend um die neue Wahl.

Kron' und Scepter lagen strahlend
Auf dem Purpurkissen da,
Und das mächt'ge Schwert, das alte,
Zürnend die Verräther sah.

Augen glühen, Hände zucken,
Grimm'ge Worte werden laut,
Immer heißer die Gemüther,
Bis kein Freund dem Freunde traut.

Wenig Treue zittern bange
Um das theure Fürstenkind:
Ach! wie retten wir den Armen,
Dem so viel Verräther sind?! —

In dem Gange, dem gewölbten,
Schallt ein männlich fester Schritt,
Donnernd springen auf die Thüren,
Ein des Königs Erbe tritt.

Und er trat zum Purpurkissen,
Seine Blicke sprühten Blut,
Auf die gold'nen Locken drückte
Er die Kron' in festem Muth.

Und er nahm das Schwert, das alte,
Schwang so leicht die starke Wehr,
Schwang sie mächtig auf und schaute
Zornig wild im Kreis umher.

„Sagt, wer wagt es hier zu streiten
Um mein altes Erb' und Reich?
Sagt, wer wagt es hier zu stellen
Mir, dem Königssohn, sich gleich?“

Ha! wie schrecklich war der Jüngling
In dem lock'gen, blonden Haar,
Er, der gestern noch ein Knabe,
Sanft und mädchenartig war.

Hat ihn wundersam verwandelt
Denn so plötzlich eine Nacht?
Ist im alten Heldenmarke
Löwenwuth so schnell erwacht?

Und die Herren, die das kennen
Aus des alten Königs Zeit,
Zähmen still der Habsucht Blicke,
Wie der Jüngling furchtbar dräut.

Und sie beugen ihre Kniee:
„Sey uns gnädig Königssohn!“
Und es spricht der Jüngling lächelnd:
„Ich vergab den Frevlern schon.“

„Wenn der alte Löw' entschlummert,
„Wähnt der Räuber Troß sich frey;
„Wölfe kommen dann und streiten,
„Wer von ihnen König sey.“

D. Steffe.

A p h o r i s m e n.

Von Zauper.

So wie der Leser in jedem Buche nur sich selbst liest, so findet Jeder
in dem Andern nur sich selber, wiewohl ohne Bewußtseyn seines Selbstes.

Ein gestörtes Vertrauen ist schwer wieder herzustellen.

Haßt du Wiß gesprochen, so vergiß ihn nur gleich; er wird albern, wie-
derholst du ihn.

Der Dichter mag sich wohl bey seinem Helden bedanken; denn dieser
gibt ihm ja den Gehalt zu seinen Gesängen.

Über die diesjährigen Gastrollen des Hrn. Moriz vom königl. Hoftheater
in Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Auf den Carlos des Hrn. Moriz folgte Carl Ruf in der „Schachmaschine,“ von jeher ein Triumph seines brillanten Humors, in dem wir keine andere Veränderung bemerkten, als eine noch bedeutendere Auseinandersetzung der einzelnen Theile und Momente; doch schien es mir, als trage er in der Philosophenscene etwas zu sehr auf. Seine Umgebungen hatten aber nicht viele Kunst und Mühe auf seine Unterstützung verwandt, im Gegentheil wußte kaum eines der an diesem Abend beschäftigten Mitglieder ein Wort seiner Rolle, der alte Ruf neigte sich einmal so recht vertraulich zum Souffleurskasten herab, und fragte ziemlich laut: „Was?“ Die Baroninn erzählte ganz gemüthlich, sie wolle ihren Gemahl mit der berühmten Schachfigur überraschen, welche selbst der beste Whistspieler nicht zu besiegen vermöge, und man kann mit Recht sagen, daß eigentlich Hr. Moriz das ganze Lustspiel allein gespielt habe.

Eine, wenigstens theilweise bessere Unterstützung fand er in dem zweyactigen Lustspiel: „Der Liebe und des Zufalls Spiel“ nach Marivaux, und Jünger's „Maske für Maske“ von Lebrun, wo er uns als Johann in einer ganz neuen Gestalt erschien, und den geknickten, aufgeblasenen Bedienten mit wahrhaft überströmender muthwilliger Laune ausstattete. Hier extemporirte Hr. Moriz oft und viel; aber ein so grell ausgezeichneter Charakter verträgt jede Aufwallung des sprudelnden Humors, und dazu geschah es mit einer Sicherheit und Präcision, als dürfe keines der entschlüpften Worte fehlen, ohne eine Lücke in dem Ganzen zurückzulassen. Sehr brav gaben die Dllen. Herbst und Frey die Antonie und Sophie, Hr. Diez (Sillburg) hätte wohl eine leidlichere Livree wählen können. Was die Bearbeitung des Stückes betrifft, so steht sie den „Launen des Zufalls“ weit nach, und der Titel scheint mir mehr gesucht und gekünstelt als passend und richtig. Wo ist denn hier das „Spiel der Liebe?“ Als die beyden Brautleute die Maskerade erfannen, liebten sie sich ja noch nicht. Diesem Lustspiel ging „der Ruf durch Anweisung,“ Posse in einem Aufzuge, nach Scribe von Casseki, vorher, und da Max Bern zu denjenigen Rollen gehört, in welchen Hr. Moriz sich in früherer Zeit schon einer besondern Gunst des Publicums erfreute, er dieselbe diesmal noch mit mehr Anstand gab, und von Mad. Ulram (Frau von Hellwald), Dlle. Frey (Theodore) und Hrn. Feistmantel (Martin Hays) ganz ausgezeichnet umgeben war, so konnte dieser Abend nicht anders als ein sehr erfreulicher für das gesamte Publicum seyn, dessen einstimmigem Wunsche durch eine zweyte Aufführung des ersten Lustspiels entsprochen werden mußte.

Diese Wiederholung begleiteten: „Die Drillinge,“ Lustspiel in vier Aufzügen nach dem Französischen des Bonin. Zwar ein alter Spass, der jedoch durch den überströmenden Humor des Gastes, zumal in dem Ferdinand von Meissen, das Publicum zu so stürmischer Lebendigkeit aufregte, daß Hr. Moriz an diesem Tage 11 — sage eilfmal (diese einzige statistische Nothiz mag für alle übrigen ähnlichen Aufzählungen genügen) gerufen wurde, und auch diese Posse wiederholt werden mußte, obschon er, mit Schiller zu sprechen, eben „nicht königlich umgeben war.“ Das gesamte Personale laborirte abermals an einem Überflusse von Gedächtnismangel, und Julie und Caroline schrien so unmäßig, daß sie das gesamte Publicum mit schallendem Gelächter accompagnirte. Wenn Hr. Moriz schon in jenen komischen Dramen, wo er allein die gute Laune des Publicums erregen und aufrecht halten mußte, so glänzenden Erfolg hatte, so ist es natürlich, daß er nicht minder als Schniffelinsky (der Kammerdiener) und Zinnburg (die Bekennnisse) ansprechen mußte, da er jenen mit einem gewissen air noble ausstattete, und noch lebendiger als früher motivirte, in diesem aber jenen Anflug von adeliger Nonchalance hervorhob, welcher der sonst ansprechenden Darstellung des Hrn. Diez fehlte. Auch wurde er im Kammerdiener von Mad. Ulram (Mad. Hirsch), Hrn. Polawsky (Commerzienrath) und Dlle. A. Schikaneder (Frau von Donner), im zweyten von den Dllen. Herbst und Frey (Anna von Linden und Julie), so wie Hrn. Walter (Assessor Bitter) sehr lobenswerth unterstützt. Beyde Stücke mußten gleichfalls wiederholt werden, und fanden bey der zweyten Vorstellung noch erhöhte Theilnahme.

Als Lückenbüßer sahen wir dazwischen: „Die junge Pathe“ und „Schüchtern und Dreißt“, Lustspiel in einem Acte von Kurländer, worin Hr. Moriz als Eduard und Julius erschien. In dem ersten dieser kleinen Stücke hatte Ue. Frey (Frau von Luch) das schwierige Werk unternommen, eine der schönsten Rollen der Ue. Caroline Bauer ihr nachzuspielen, und der Billige muß ihr zugestehen, daß sie ihre glänzende Vorgängerin mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, von ihr dasjenige angenommen, was ihrer Individualität zusagte, und an vielen Stellen recht Erfreuliches leistete. „Schüchtern und Dreißt“ machte von allen Gastrollen des Hrn. Moriz den schwächsten Eindruck, was man jedoch nicht eben ihm zuschreiben kann, da er wahr und redlich characterisirte, doch basirt sich der Effect dieses locker zusammengewürfelten Stückchens ganz auf den Gegensatz der beyden Bettern, und da die Dreißigkeit des Majors durchaus nicht wirksam hervorgehoben wurde, so fehlte das Licht zu dem Schatten, und auch die übrigen darin beschäftigten Personen schienen nicht mit großer Liebe mitzuwirken.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 7. November zum ersten Male und zur Benefice des Hrn. Bosard: „Der Königstuhl am Rhein, oder: die Brautwerbung.“ Großes Ritterschauspiel in fünf Aufzügen.

Dieses neue Stück ist ein ziemlich altes, ungefähr so alt, als Babo's „Otto von Wittelsbach“, mit dem es wunderbarerweise in gar vielen Dingen zusammentrifft. Dazu bedarf es freylich im k. k. priv. Theater an der Wien keines Wunders — bloße Geschwindigkeit, durchaus keine Zauberer — man ist den Hocus Pocus hier schon gewohnt, in Folge dessen bekannte, längst abgespielte Stücke sich plötzlich aus der Kumpelkammer erheben, als gespenstige Revenants unter anderer Gestalt und neuem Namen über die Bühne schreiten und dann wieder, nachdem sie zwey oder drey Tage das Publicum in Schrecken gesetzt haben, zu ihren Ahnen im Staube der Bibliothek versammelt werden. Der Prästigiateur hat übrigens diesmal einen glücklicheren Griff gemacht als gewöhnlich, denn das verarbeitete Stück ist ein wirklich gutes, kräftiges, dramatisch-wirkames, nur dürfte es einigermaßen billiger behandelt worden seyn, d. h. der Appretirer hätte gar nichts von Eigenem hinzuthun, die Sprache nicht verwässern und sich auf zeitgemäße Abänderungen beschränken, vor Allem aber dem Verdienste des wahren Autors sein Recht angedeihen lassen sollen, indem er wenigstens dessen Namen angegeben hätte; unser Publicum hat zu viel gesehen oder gelesen, als daß es sich durch derley Metamorphosen einen blauen Dunst vorgaukeln ließe. Solche Rücksichten beobachtet, wird Niemand gegen die Benützung älterer Arbeiten etwas zu erinnern haben; im Gegentheile möchte sie, bey dem Mangel an guten Novitäten, sogar Dank verdienen; allein eine öffentliche Stellung verlangt offenes Visier, und Wappentäuschung oder Taschenspielerkünste sind gegen handfestes Turnierrecht. — Die Aufführung war nicht ganz übel, obwohl Hr. Kunst in der Hauptrolle des Guten wohl ein Bißchen zu viel that, namentlich an seine Lungen Forderungen stellte, die wohl nicht so ganz durch den Charakter des Helden bedingt sind; übrigens wirkt diese Procedur allerdings und wem das genügt, an den darf man weiter keine höheren Ansprüche mehr wagen. In den Nebenfiguren machten sich Ue. Weis, die H. Bosard und Schritt bemerkbar, der letztere, bey zweckmäßiger Bildung aller Chorden seines Organs und vieler Übung, könnte recht brauchbar werden. Von den übrigen, meistens dürftig bedachten Individuen läßt sich nur angeben, daß sie Nichts verdarben, selbst nicht Hr. Wimmer, der, bey sonst gutem Benehmen, wieder gewaltig unverständlich war.

A u f l ö s u n g

der Charade in Nr. 136: Pantalón.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 17. November 1835.

138

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen!

(Fortsetzung.)

„Was muß der im Sinne haben?“ fragte Caroline, als sie allein waren. „Vielleicht erwartet er Besuch,“ meinte die Mutter. — „Großen Raumes bedürfe er, um viel unterzubringen, sagte er.“ — „Das hängt mit seiner Reise zusammen,“ bemerkte die Mutter, „seine oder Manu el's Verwandte werden kommen.“ — „Manu el erwartet keine Verwandte,“ sagte Rosalie, setzte aber schnell hinzu: „so viel ich nemlich weiß.“

„Jedenfalls hab' ich Recht gehabt,“ fuhr Caroline fort, „als ich ihn für einen reichen Mann hielt, o mein Blick trügt mich nicht! Sein erstes Erscheinen sagte mir das gleich: in seiner Manier lag etwas so Bestimmtes, so Sicheres, was nur Leuten eigen ist, die Succurs im Hinterhalte haben, und unsere Shawls haben bewiesen, daß er auf einige Louisdor mehr oder weniger nicht sieht. Ich muß sagen, es ist mir recht von Herzen lieb, daß er hier bleibt.“

„Nicht auch, daß er reich ist?“ fiel die Mutter ein; „Kommt deine Geldsucht wieder?“ — „Behüte Gott!“ antwortete Caroline verlegen, „aber reiche Leute haben größeren Einfluß, und können für ihre Freunde etwas thun.“ — „Wünschst du vielleicht, daß etwas für dich gethan würde?“ fragte die Mutter mit Bedeutung. — „Wenn auch nicht unmittelbar,“ sagte lächelnd Rosalie. — „Nun ja!“ unterbrach sie Caroline mit Laune: „was meinen Freunden Gutes geschieht, ist, als wenn es mir geschehen wäre.“ — „Das einzige Unbegreifliche ist mir nur,“ sagte die Mutter, „daß er bey uns wohnen bleiben, und doch ein Haus kaufen will. Für wen? Etwa für Manu el? Am Ende besitzt dieser ein ansehnliches Vermögen, oder soll es erheirathen.“ — „Das Letztere glaub' ich nicht,“ fiel Caroline ein, und warf einen lächelnden Blick auf Rosalien. — „Warum nicht?“ fragte die Mutter. — „Weil Manu el noch zu jung ist zum Heirathen, und weil er bey seiner Wahl das Vermögen gewiß nicht zur Hauptbedingung machen wird.“

„Kinder!“ begann nach einigem Schweigen die Mutter mit liebevollem

Ernfte, „ich bitte euch mit meiner ganzen Zärtlichkeit, von der ihr so viele Beweise habt, gebt keinen Hoffnungen Raum, die ihrer Lieblichkeit wegen schnell Eingang finden und so leicht täuschen können. Laßt euch durch voreilige Wünsche nicht verlocken, die Ruhe eures Herzens auf das Spiel zu setzen. Jugenträume werden selten erfüllt.“ — „Das ist recht Schade!“ sagte Caroline mit einem Seufzer, „und sie sind doch so schön!“ — „Schöner,“ versetzte jene, „als gewöhnlich die nüchterne Wirklichkeit sie beut.“

„Ich bemühe mich gut zu seyn, liebe Mutter! und hoffe Gutes auf der Welt,“ sagte Rosalie mit sanfter Würde; „denn wozu wäre sonst die Hoffnung der Guten? Aber meine Erwartung ist nicht überspannt und trägt schon die Resignation in sich. Ich hege Wünsche, und welches fühlende Herz hegte sie nicht? aber sie bezwecken mehr das Wohl der Meinigen, als mein eigenes, und mit ihrer Erfüllung ist mein Herz befriedigt. — Du schienst auf ein Verhältniß zwischen mir und Manuel hinzudeuten; ich habe kein Geheimniß vor dir, liebe Mutter: Manuel ist mir sehr werth, seiner Güte, seiner Anhänglichkeit wegen, die er uns allen bey jeder Gelegenheit beweist, wie du dich ja selbst überzeugt hast; ich möchte mein ganzes Leben in diesem schönen häuslichen Verhältnisse zubringen, aber ich weiß es, daß das Leben nichts Dauerndes hat, ich mache mich also voraus schon darauf gefaßt, Änderungen eintreten zu sehen und Verluste zu erleiden, um durch diese Erscheinungen nicht zu schmerzlich überrascht zu werden.“

„Da thust du wohl daran,“ sagte die Mutter; „des Oheims Geschichte hat uns gelehrt, wie eitel die Hoffnungen sind, namentlich solche, die man auf das Eitle setzt.“

„Hoffnungen geb' ich so leicht nicht auf!“ warf Caroline ein, „das hiesse schöne Zähne sich ausnehmen lassen aus Furcht vor künftigen Schmerzen; Zeit genug, wenn es die Nothwendigkeit erheischt.“

„Auch keine üble Lebensweisheit,“ versetzte die Mutter, „wenn Kraft genug da ist, über den Schmerz leicht Herr zu werden.“

„Siehst du, Mutter,“ fuhr Caroline fort, „gerade das Beyspiel mit dem Oheime, das du anführst, nehme ich zum Beweise meines Sages an. Wir hofften auf die Erbschaft, wie man vernünftigerweise auf so etwas hoffen darf, und ich bin gewiß, daß diese Hoffnung dir manche Sorge für die Zukunft verschoncht hat, was alles nicht gewesen wäre, wenn du stets den Verlust gefürchtet hättest.“

„Gewissermaßen hast du Recht, wir sollen hoffen, denn dem Menschen ward die Hoffnung zur freundlichen Begleiterinn gegeben, und ein bescheidenes Herz findet leicht die Grenze, in welcher seine Wünsche sich bewegen dürfen. So hoff' ich, zum Beyspiel, Freude an meinen Kindern zu erleben, und diese Hoffnung ist gerecht, weil der Erfolg unserer Erziehung und eure kindliche Liebe mich dazu berechtigen; aber thöricht wär' es, meine Erwartungen so hoch zu steigern, daß die Erfüllung nicht mehr in euren Kräften, noch sonst im Reiche der Wahrscheinlichkeit läge.“

Das Gespräch wurde durch den Vater unterbrochen, der von der Hauschau zurückkehrte.

„Nun, Väterchen,“ — fragte die Mutter, — „hat's gefallen?“

„Recht sehr!“ antwortete der Oberrevisor, „Herr Stern ist willens, das Haus zu kaufen. Ich muß euch sagen, der Mann kommt mir ganz verändert

vor; erst so eingezogen, so einfach in Allem, nicht knauserig, aber sparsam, wie einer, der das Seine zu Rathe halten muß, und jetzt auf den Geldbeutel losgehend, als ob dieser unererschöpflich wäre. So oft er etwas Schadhafes oder Unzierliches in dem Gebäude bemerkte, sagte er: „Das ist freylich nicht schön, aber man kann es ja ausbessern oder abändern lassen.“ Überall in den Zimmern will er neue Tapeten haben, „die zieren,“ sagte er, „und sind schnell aufgelegt.“ Mit den Fußböden, die hin und wieder auch nicht die besten sind, war er gar nicht zufrieden. „Man muß sich für den Augenblick zu helfen suchen: ein schöner Teppich bedeckt alles.“ Er fragte mich, ob man wohl die nöthigen Mobilien schon fertig haben könne, oder ob es hier geschickte Schreiner gebe, die schön und dauerhaft arbeiteten, was ich natürlich in beyderley Beziehung bejahte. — Mit dem Garten hat er gleichfalls große Veränderungen vor, dessen steife Einrichtung ihm mißfällt. Mit der Stallung und den Remisen war er am zufriedensten, es scheint also, daß er auch Equipage halten wolle. Als er nun bereits alles gesehen und in der Idee schon damit geschaltet hatte, fragte er den Hausaufseher erst, was die Geschichte kosten solle, und als dieser von dreyszig tausend Gulden sprach, schien ihn der Preis nicht im geringsten zu überraschen, während mich ein leichter Schwindel anwandelte. „Es läßt sich darüber reden,“ sagte er zu dem Manne, „und wenn die Herren Besitzer billig sind, könnte ein Kauf geschlossen werden.“ Er hat sich Namen und Wohnung sagen lassen, und ist jetzt hin, um, wie er sagte, die Sache schnell ins Reine zu bringen.“

„Es ist mir unbegreiflich,“ sagte Frau Kenner, „was er vorhaben muß.“ — „Mir auch,“ antwortete der Oberrevisor. — „Frage du nur Manuel,“ flüsterte Caroline ihrer Schwester ins Ohr, „der wird es dir nicht verheimlichen, wenn er es weiß.“ — „Ich kann die Entwicklung schon erwarten,“ versetzte eben so leise Rosalie. — „Am Ende weißt du es schon, weil du so ruhig bist.“ — „Ich bin ruhig, weil ich nicht neugierig bin.“ — „Wißt ihr, was ich zu glauben anfangen?“ sagte der Vater. — „Nun?“ fragten Alle.

„Herr Stern ist Commissionär für irgend eine vornehme Familie, die sich hier niederlassen und schnell Unterkunft finden will; das reimt sich vollkommen zu dem geäußerten Wunsche, hier im Hause zu bleiben, während er ein größeres Logis sucht.“

Man fand diese Ansicht sehr wahrscheinlich, und Caroline meinte, wenn es sich so verhielte, sey es eben nicht schön, auf anderer Leute Vermögen so loszuhausen, was sich kaum entschuldigen ließe, wenn es sein eigenes wäre.

„Sie ärgert sich,“ sagte die Mutter lächelnd, „daß sie sich von der Idee trennen soll, Herr Stern sey selbst reich; es wurmt sie, daß er nur im Auftrage Anderer so mit dem Gelde umgehen will. Ich bin aber überzeugt, daß man keinen geschickteren und gewissenhafteren Geschäftsmann aufstellen konnte, denn er kennt alles, prüft alles, handelt um den geringsten Gegenstand genau, zahlt aber honett, sobald er sich von dem Werthe der Sache überzeugt hat.“

„Wir müssen uns schon so lange mit Vermuthungen begnügen, bis die Gewißheit erscheint,“ sagte der Vater; „und wir haben ja Zeit, diese abzuwarten.“

Unterdessen war der Kauf geschlossen worden. Stern kündigte solches noch desselben Tages an.

„Ich habe einen guten Handel getroffen,“ sagte er, „das Haus ist geräumig, gut gebaut und gelegen, zwar in der letzten Zeit schlecht unterhalten, aber mit nicht bedeutenden Kosten bald herzustellen. Der Garten ist groß und hat guten Boden, es läßt sich etwas aus ihm machen. Die guten Herren Verkäufer waren anfangs etwas halsstarrig in Beziehung auf den Preis, als ich aber baares Geld bot, ließen sie einige Tausende fallen. Ich muß sagen, es ist mir wohl, daß ich nun hier angefessen bin, und morgenden Tages soll in dem Gartenhause zu Nacht gegessen werden, wozu ich Sie und die lieben Jhri gen hiemit einlade. Ich habe bereits Befehle gegeben, die Wege zu säubern und die nöthigen Möbeln hinzuschaffen.“

„Sie wollen also doch nicht bey uns bleiben?“ fragte der Oberrevisor, freundlich forschend.

„Ja wohl, lieber Herr! Ich behalte meine Wohnung hier im Hause, bis Sie uns solche aufkündigen; einer von uns bleibt hier.“

„Herr Stern erwarten vielleicht Besuch?“ forschte behutsam der Oberrevisor weiter, der in seiner früheren Vermuthung schon wieder irre geworden war, und doch gar zu gerne den Faden aus diesem Labyrinth gefunden hätte.

„Besuch?“ erwiderte Stern, „allerdings erwarte ich Besuch, aber das ist nicht die bewegende Ursache. Ich will es Ihnen nur gestehen, Herr Oberrevisor, oder — wenn Sie erlauben, jetzt Herr Nachbar! nur muß ich bitten, vor der Hand keinen öffentlichen Gebrauch davon zu machen. — Ich will Hochzeit halten!“ raunte er ihm ins Ohr, und verließ lächelnd das Zimmer.

Der Oberrevisor machte ein langes Gesicht, überrascht durch den angezeigten Entschluß des Mannes, dem er solchen nicht zugetraut hätte. Stern war zwar noch rüstig für sein Alter, aber doch jedenfalls über die Jahre hinaus, wo man vernünftiger Weise noch eine Ehe schließt, ohne andere Absichten damit erreichen zu wollen. Indessen — dachte er — Alter schützt vor Thorheit nicht, und es kommt ja doch noch auf die Art der Wahl an.

(Die Fortsetzung folgt.)

S o n n e n b l u m e .

Holde, wunderbare Pflanze:
Weibliches Gemüth!
Wie sie, nur dem Herrn zum Kranze,
Tausendfach erblüht!

Aber — wird er auch erwarmen,
Er, für den sie reift?
Er, nach dem mit tausend Armen
Welt und Schicksal greift?

„Wolle — steht sie — mir nicht wehren!
Wandle deine Bahn, —
Aber schau' mein Selbstverzehren,
Herr! mit Rührung an.“

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Die Seisenberg = Klam.

Wie der Botaniker frohlockt, sobald er einen unverhofften Fund macht, eben so muß jedem andern Naturfreunde überhaupt die Entdeckung irgend einer neuen schönen Gegend oder Naturscene, wie dieß mit der Seisenberg = Klam und der Schwarzbach = Klam der Fall ist, mehr als willkommen seyn, besonders wenn der Genuß einer solchen Naturschönheit nicht durch allzu große Hindernisse erschwert wird.

Diese Seisenberg = Klam nun befindet sich eine deutsche Meile vom Markte Lofer nahe an der Straße nach Salfelden im Pinzgau und war bis auf ein paar Jahre her nur von den herumwohnenden Holzarbeitern gekannt. Erst bey der letzten Holztrift = Commission zwischen Osterreich und Bayern wurde sie von Leuten bemerkt, welche den Werth und die Schönheit dieser Klam erkannten und der allgemeinen und allzu langen Verborgenheit entrißen. Es ist nemlich diese eine tiefe Schlucht am Hirschbühel, einem Gebirge zwischen Salzburg oder, besser zu sagen, Tyrol und Berchtesgaden, eine länglichte, mehrere Krümmungen und Abtheilungen bildende Felsenhöhle, deren Boden ein schäumender Gießbach einnimmt. Man gelangt gegenwärtig mittelst einer durch den König von Bayern hergestellten Treppe ohne alle Beschwerlichkeit und Gefahr zum Eingang derselben, und wandelt dann sicher und ohne Mühe auf einem Stege, welcher fast in der Mitte, zwischen dem Boden und der Decke der Höhle, schwebt, durch selbe hindurch. Aber was wird da dem Auge des Wanderers geboten! Mehr als hundert Schritte wandelt man über einem schäumenden Wildbach, welcher bald ruhig, bald stürmisch sich durch das Gesteine fortwindet, bald Abfälle, bald wieder Bassins bildet und schon heym Eintritt in die Höhle durch ein gewaltiges Toben sich kund gibt, welches aus dem Ende der Klam, allwo dieser Weißbach mit Ungestüm in die Tiefe hinabstürzt, dem Wanderer entgegen donnert. Thurmhohe Felsenwände, welche nur spärlich durch einen schmalen Streif den Tag herniederblicken lassen, indem sie sich oben fast gänzlich schließen, halten dich gefangen und schauererregend ist der Blick in die Tiefe, von wo dir, einmal hinabgestürzt, wohl kaum mehr Rettung und Rückkehr möglich seyn dürfte. Betäubend, aber zugleich ergreifend ist der Donner, der jeder anderen Stimme trost, und der da innen unaufhörlich das ganze Gebirge herum zu erschüttern scheint und einzustürzen droht.

Höchst überraschend ist die letzte Kammer dieser Schlucht, wo der Wildbach wie ein gefallener und deßhalb zornsprühender Geist aus dem Himmel zur Finsterniß mit unbeschreiblichem Ungestüm sich hereinstürzt und durch seinen weit umher sich kundgebenden Fall die ganze Umgebung mit Graus und Schrecken erfüllt. Aber besänftigend und bezaubernd ist wieder der feine Wasserstaub, welcher durch den Sturz dieses mächtigen Elements am harten und unbeweglichen Felsen sich bildet, wieder emporsteigt und in Vereinigung mit den Strahlen der Sonne jenes immer so köstliche Siebenfarbenband bildet, welches gleichsam versöhnend das Schreckliche des Falles umhüllen und verbergen will. — Alles aber, was man hier ausgesprochen, ist nur eine schwache, farblose Skizze und bloße Andeutung, wie dieß wohl bey allen Schilderungen von Naturschönheiten der Fall seyn wird; denn wo bleibt die Überraschung, welche Aug und Ohr an Ort und Stelle treffen, und wie lassen sich durch einige Federzüge alle Farben, alle Schattirungen und hundert andere Dinge, welche der ganzen Scene zur Verschönerung dienen und sie heben, treu wiedergeben? wodurch läßt sich dieß alles schildern, was einzig und allein Sache der Empfindung ist? Darum wollte man nur mit diesen Worten hier aufmerksam machen, aber nicht die Sache selbst zeigen, und nur Herold, und nichts weiter seyn. Für Fußgänger, welche aus Tyrol kommen, sey noch hier bemerkt, daß sie von dieser Klam über den Hirschbühel unmittelbar nach Berchtesgaden gelangen können.

Pichter.

Über die dießjährigen Gastrollen des Hrn. Moriz vom Königl. Hoftheater in Stuttgart.

(S c h l u ß.)

Ich habe mir absichtlich den „Hamlet“ zum Schlusse aufgespart, nicht allein wegen des „Finis coronat opus!“ oder weil es überhaupt die wichtigste Aufgabe war, die sich Hr. Moriz gestellt, sondern insbesondere, weil sie den richtigsten Maßstab für die Fortschritte dieses Künstlers seit seiner Trennung von Prag gibt. Hr. Moriz hat schon während der Zeit seiner Anstellung an der Prager Bühne den Hamlet einmal gespielt, und ich habe mich in diesen Blättern offen über die Fehltritte ausgesprochen, die ich in seiner damaligen Auffassung dieses Charakters aufzufinden glaubte; um desto angenehmer muß es mir seyn, diesmal durchaus zu keiner Rüge Anlaß zu finden. Es scheint, daß Hr. Moriz zu jener Zeit, sich lange vorbereitend zu einem so großen Werke, durch zu viel Studium von dem, was darüber geschrieben worden, vielleicht selbst durch die Einwirkung eines großen Dramaturgen, der mitunter zwar originelle, aber noch mehr sonderbare und zum Theil ganz unbegreifliche neue Ansichten über Shakespeare'sche Charaktere ausdrückt, irre geleitet, zu keiner rechten Einheit des Ganzen kommen konnte; jetzt ist der ganze Charakter aus Einem Gusse, kräftig und wahr geht eines aus dem andern hervor, wie die Blätter einer Blume, und, so viel ich auch über den Hamlet gelesen, gehört und nachgedacht, so vortrefflich ich diese Rolle schon vorstellen gesehen habe, muß ich ihm doch zugestehen, daß mich Vieles überraschte, und mir die Möglichkeit einer Auffassung zeigte, an die ich durch bloße Tradition, ohne praktische Überzeugung nicht geglaubt haben würde. Hamlet ist nach meiner Ansicht eine edle Natur, ein gebildeter Geist, des schönsten Ehrgeizes fähig und voll der reinsten, innigsten Kindesliebe, die um so heftiger aufkramt, als er vernimmt, welch ungeheures Verbrechen ihn des angebeteten Vaters beraubt. Er erkennt es als erste, heiligste Pflicht, den Tod seines königlichen Erzeugers an dem Räuber seiner Krone wie seiner Gemahlinn zu rächen; doch fehlt es ihm an Entschlossenheit und Thatkraft, einen entscheidenden Schritt zu thun, und er schwankt fortwährend zwischen Willen und Entschluß, bis ihn am Schlusse dennoch erst gleichsam ein Zufall zur Vollendung des Opfers leitet. Aber Hamlet selbst fühlt seine Schwäche in vollem Maße, und das furchtbare Bewußtseyn, daß er nicht zu vollbringen vermag, was er doch als unerläßlich erkennt, foltert seine Seele mit grausamer Pein, und macht ihn eigentlich zur tragischen Person ganz eigener Art, an welche ein gewöhnlicher kritischer Maßstab gar nicht zu legen ist. Ubrigens ist es aber nicht diese Gewissensqual allein, die ihn in die sonderbarsten Täuschungen verwickelt. Hamlet beweist sich durch die Rolle des Wahnsinns, welche er mit so großer Überlegenheit spielt, und Alles, was ihn umgibt, mit dem schärfsten Witz geistelt, als einen so vortrefflichen Schauspieler, daß nicht zu läugnen ist, er müsse einen natürlichen Hang zu List und Verstellung haben, ja er wird erst im Sturme des Schmerzes gegen sich selbst wahr. Er hat Ophelia geliebt, doch das ungeheure Unglück, das ihn in seinem Vater betroffen, verlöscht jedes andere Gefühl in seinem Gemüthe, und er geht mit ihr eben so schonungslos um, als mit Gildenstein, Rosenkranz oder Polonius, der durch die ihre Idee, des Prinzen Melancholie und Wahnsinn gehe nur aus seiner unglücklichen Liebe für Ophelia aus, ganz irre wird. Hamlet hat überhaupt keinen festen Punct in seinem Innern, und ist bald freysinnig, bald abergläubisch. Er glaubt an den Geist seines Vaters, so lange er ihn sieht, und ist er wieder verschwunden, so zweifelt er an seiner Existenz, wie an der Wahrheit seiner Worte, und erkümmert die sonderbare Gewissensprüfung des Königs durch ein Schauspiel, das ihm endlich die furchtbare Bestätigung des Brudermordes gibt, ihn zur blutigen Rache aufstachelt, doch ohne ihm zugleich die Thatkraft zu verleihen. Aus diesen Rücksichten habe ich auch von jeher diejenigen Künstler im „Hamlet“ am höchsten gestellt, die sich am weitesten von dem Helden entfernt hielten, die Schwäche des Willens am wahrsten hervorhoben und augenscheinlich machten, durch die er eigentlich im Innern untergeht, wenn gleich die Auffassung, welche die Fehler der Hauptperson, um nicht zu sagen des Helden dieser Gedankentragödie, wie seine Vorzüge hervorhebt, den Künstler zu mancher Entsagung zwingt, und viel schwieriger, ja, im gewöhnlichen Sinne, auch minder

dankbar ist, als diejenige, welche die Schattenseite nur leicht skizzirt, und jede Gelegenheit zu declamatorischem oder pathetischem Schimmer eifrig ergreift. Hr. Moritz hatte aber, wie bereits erwähnt, dem Charakter eine neue Seite abgewonnen, indem er ihn von vorne herein mit einem elegischen, wahrhaft rührenden Nimbus umgibt. Es spricht sich nemlich in seinem tiefen Schmerz um den verlorenen Vater nicht die allgemeine Stimme des Blutes, nicht eine gewöhnliche, pflichtgemäße, kindliche Trauer aus, sondern er zeichnet uns den Prinzen von Dänemark als eine jener tiefgefühlenden Naturen, bey welchen selbst die Liebe zu den Eltern eine Gewalt der Leidenschaftlichkeit erhält, die ihr ganzes Wesen zu zerstören droht. Diese Art der Charakterzeichnung gewährt unstreitig dem Hamlet ein hochpoetisches Interesse, und gibt ihm zugleich die Gelegenheit, durch einen kühnen Übergang eine Überraschung hervorzubringen, die ich noch bey keinem Darsteller dieser Rolle gesehen habe. Nachdem in den ersten Acten das Leid Hamlet's mehr in die Tiefe seines eigenen Gemüthes hineingewirkt zu haben scheint, schlägt die Gewisheit gleich einem Blitzstrahl in seine Seele, hoch flammt der gerechte Zorn auf, und wie ein himmelgesandter Rachegeist erschüttert er das Gewissen der Königin, bis endlich Polonius's Blut seine Seele wieder beschwichtigt, und erst des Königs Tüde und Verrath ihn endlich zur Vollendung seiner Rache treibt. In der Durchführung dieses complicirten Charakters wurde übrigens kein Element über dem andern vernachlässigt, und keines, mehr als ihm zuzam, hervorgehoben. Hamlet konnte mit gutem Gewissen die gold'nen Regeln der Schauspielkunst aussprechen, denn er hatte gegen keine derselben gesündigt, was man manchem berühmten Hamlet nicht nachsagen kann, hatte weder in dem berühmten Monolog noch sonst einer Stelle, auf Kosten des Charakters durch declamatorischen Aufwand zu glänzen gesucht, und doch ist es ihm gelungen, alle Stimmen für sich zu vereinen, und nicht allein der Kritik wie dem Publicum vollkommen zu genügen, sondern, was noch mehr sagen will, manche Mißtrauische, die noch an seiner tragischen Weiße zweifelten, durch diesen einzigen Abend belehrt zu haben. — Was die Umgebung und Unterstützung des werthen Gastes betrifft, so gab Hr. Fischer den Claudius mit guter Haltung bis zu dem furchtbaren Monolog, wo sich seine Gewissensangst Luft macht, hier verfiel er wieder in seine gewöhnliche Manier, die sein Talent zu ersticken droht. Dlle. A. Schikaneder (Königin) leistete Alles, was man mit Billigkeit von ihr verlangen kann. Dagegen schien uns Hr. Polowsky in dem Bestreben, den Polonius bey all seinen Eigenheiten nicht allzu komisch zu nehmen, zu weit gegangen zu seyn, und ermangelte in manchen Momenten des Humors, wo selber unerlässlich durchschimmern sollte. Dlle. Herbst (Ophelia), sonst in allen romantischen Charakteren so ganz an ihrem Plage, gibt die Wahnsinnsmomente zu monoton, und scheint die frühern Scenen mit wenig Liebe studiert zu haben, was auch von Hrn. Ernst (Laertes) gilt. Wenn der Geist (Hr. Walter) und der Schauspieler (Hr. Bayer) ihre Rollen gewechselt hätten, würde dem Ganzen ein großer Vortheil daraus erwachsen seyn, zumal wenn der erste — an dem man eben so wenig königliches als heldenhafte bemerkte, und der im Geistertone schier an die Ironie streifte, zugleich den König im Schauspiel gespielt hätte, was ich für zweckmäßig hielte, da der gegenwärtige Repräsentant desselben durch Organ und Talent in das Gebiet des rein Komischen gewiesen ist. Horatio war wieder einmal sehr geheimnißvoll und unverständlich, und die beyden Hofleute Rosenkranz und Gildenstern sprachen zwar deutlich und gut, doch scheinen sie noch nicht sehr lange am Hofe gelebt zu haben. Daß in einem Drama, welches ein so zahlreiches Personale hat, auch manche der untergeordnetsten Schauspieler beschäftigt werden müssen, ist natürlich, doch muß man eben deshalb, zumal bey einem Werke von Shakespeare oder Schiller, doppelt vorsichtig seyn, und wohl überlegen, wohin man jeden stelle, daß er seinen Platz so gut als möglich ansfülle. Ein Hauptfehler in der Besetzung der Nebenrollen war es, den Jüngling Fortinbras Hrn. Grabinger zuzutheilen, eines Theils, da schon die Erscheinung dieses Schauspielers als junger Prinz von Norwegen eine Parodie auf diesen ist, noch mehr aber, weil Hr. Grabinger eine wichtigere Rolle hätte übernehmen können, als Fortinbras in dieser Bearbeitung ist, in der manche Stellen total verdorben wurden. Das Unverzeihlichste war aber die Besetzung der Königin im Schauspiel, dem als Wendepunct des großartigen Ganzen eine ganz besondere Sorgfalt geschenkt werden sollte, mit einer Statistinn, die kein ernsthaftes Wort sprechen kann, ohne Unwillen oder Lachen zu erregen. Um weniges minder tadelhaft war die Besetzung des Lucian.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Gastspiele des Hrn. und der Mad. Kettich.

Aus Gefälligkeit für Mad. Klein und Hrn. Koll, deren Beneficen am 7. und 10. d. M. Statt fanden, traten die genannten Gäste, nachdem sie ihren Cyclicus auf der k. k. Hofbühne vollendet, im k. k. priv. Theater in der Josephstadt als Romeo und Julie in dem Trauerspiele dieses Namens, dann als Johann und Katharina im „Herzog von Finnland“ auf. Wie zu erwarten, hatte sich ein sehr zahlreiches Publicum versammelt, dessen Aufmerksamkeit um so größer war, als Mad. Kettich noch keine der erwähnten Rollen bey ihrem diesmaligen Erscheinen in Wien gespielt hatte, und insbesondere die zuerst erwähnte Parthie zu den höchsten Aufgaben für den darstellenden Künstler gehört. Shakespeare's Julia ist gewissermaßen die Apotheose der Erdensiebe oder eine herabgestiegene Offenbarung der himmlischen; sie setzt einen solchen Reichthum an Gaben voraus, daß eine in allen Beziehungen vollkommene Julia vielleicht nie gefunden werden mag; jedoch ist schwerlich ein Erforderniß strenger in derselben bedingt, als poetisches Gemüth, und gerade dies ist eine Eigenschaft, wie sich ihrer wenige deutsche Schauspielerinnen in gleichem Grade rühmen können wie Mad. Kettich. Die gefeyerte Künstlerin dringt in alle Nuancen der Dichtung mit Geist und Phantasie ein, opfert nie die Wahrheit dem Effecte, lebt die Begebenheit, die uns der Dichter vorführt, mitführend gleichsam noch einmal durch, Declamation, Mimit, Gebärden zeigen, daß sie nicht mehr Schauspielerinn, daß sie die darzustellende Person selbst sey. Über die Ausführung der Julia ist viel geschrieben worden, wir haben sie in Wien von den vorzüglichsten Meisterinnen gesehen — Mad. Kettich hat keinen Vergleich zu scheuen, ja wir möchten fast glauben, daß das Poetische der Rolle von keiner ihrer Vorgängerinnen besser aufgefaßt, vollendeter dargestellt worden sey. In der ersten Scene schien uns die Künstlerin zwar beynabe zu kalt; allein es dürfte psychologisch richtig seyn, daß Charaktere, die so gewaltig empfinden, die ein so tiefinneres Seelenleben besitzen, von Außen gemessener, unzugänglicher erscheinen, bis der Feuerstrom des Gefühles die Rinde durchbricht, zur alleinigen, schrankenlosen Herrschaft auflodernd. So hielt auch Mad. Kettich ihre Julia, die uns mit Freude und Bewunderung erfüllte. Von unglaublicher Wirkung ist das Organ der Künstlerin, das eben sowohl dem küsternen Wirren der Zärtlichkeit, als dem Donnern der gereizten Leidenschaft die rechten Accorde zu leihen weiß; es rührt und erschüttert in gleichem Maße, wie wir dies in den Balconscenen (unbegreiflicherweise spielte hier die zweyte im Zimmer), in der Scene mit dem Fläschchen und in vielen anderen Momenten erfuhren. Der Beyfall äußerte sich auch auf eine enthusiastische Weise und blieb sich in der zweyten Rolle gleich, die, an und für sich von minderm Gehalte, ebenfalls in dem trefflichsten Colorite gehalten war; das zweymalige Auftreten der Mad. Kettich gehört ohne Zweifel zu den schönsten Erinnerungen dieses Theaters. Hr. Kettich ist ein verdienstvoller Schauspieler, der seit seinem letzten Hierseyn bedeutende Fortschritte gemacht hat, die von seiner Zukunft noch Vorzüglicheres erwarten lassen. Besonders als Richers im „Johann von Finnland“ leistete er Entsprechendes, und wenn er seine Aussprache, die unsers Bedünkens zu weich und breit erscheint, männlicher zu gestalten befiessen seyn wollte, würde er auch vor höheren Forderungen bestehen können. Übrigens erkannten wir mit Vergnügen den erfolgreichen Fleiß der Umgebung, die sich der geehrten Gäste nach Kräften würdig zu machen bestrebte. Wir nennen darunter Hrn. Dietrich als Eubald und Johann, Hrn. Koll als Einsiedler und Brasko, nur war er in der ersten Rolle wieder theilweise unverständlich, Hrn. v. Holke als Escalus, Hrn. Kändler als Mercutio, der jedoch minder burlesk zu halten gewesen wäre. Hrn. Sommer als Waslowsky, bis auf einige Mängel in der Pronunciation, Hrn. Korn als Balthasar, worin er verdiente Aufmunterung erhielt, und Mad. Klein als Amme. Rücksichtlich der Scenerie u. s. w. darf bemerkt werden, daß alles Beywerk mit Anstand und Geschick besorgt war.

(Mit Nr. 46 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.
 Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.
 Gedruckt bey U. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 19. November 1835.

139

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(Fortsetzung.)

Frau und Töchter hatten das verwunderte Gesicht des Vaters bey der leise mitgetheilten Nachricht des Herrn Stern bemerkt, und wurden immer begieriger, zu erfahren, was dieser ihm vertraut habe, als der Oberrevisor einige Male im Zimmer auf- und abging und kopfschüttelnd vor sich hin: ey! ey! murmelte.

„Weißt du jezt die Ursache des Hauskaufs?“ fragte Frau Kenner. — „Ich weiß es, Mütterchen!“ antwortete dieser, „aber es ist ein Geheimniß. — Wenn ihr mir jedoch verspricht,“ fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, „keinen weiteren Gebrauch davon zu machen, das heißt, es hübsch bey euch zu behalten, so will ich es euch sagen: Herr Stern will heirathen.“ — „Warum nicht gar!“ rief die Mutter. — „Nicht möglich!“ Caroline.

Rosalie erbleichte und schwieg.

Es war, als wenn diese Nachricht wie ein böser Zauber einen Strich durch alle Rechnungen gemacht und die bisherigen Verhältnisse mit einem Zuge aufgelöst hätte. Vater und Mutter schwiegen kopfschüttelnd, die Mädchen schüttelten die Köpfe, als wollten sie die Gedanken wegschütteln, und Hanne hatte gegründete Ursache, über Alle den Kopf zu schütteln, denn so wie diesen Abend, waren sie noch nie gewesen.

Nur Manuel war der alte noch. Er kam am folgenden Morgen mit seiner Chocolate in die Küche herabgetrillert, und erst, als Rosalie nicht sichtbar wurde, fragte er das Dienstmädchen, ob noch alles schlafe, oder ob jemand krank sey. — Vergebens verwandte er kein Auge von der Thüre, umsonst horchte er auf den kleinsten Laut im Hause — er mußte mit seinem Frühstück abtrollen, ohne gesehen zu haben was er zu sehen wünschte.

Und er hätte doch gar zu gern von dem schönen Garten gesprochen, den Papa erkaufte, und von der herrlichen Zelängerjessieberlaube, wo sich's so einsam und so duftig siße, und von dem Vergnügen, das der heutige Abend ihm bringen werde, Rosalien und ihre Familie zu bewirthen.

Indessen wurde er durch Stern's Anordnungen so in Athem erhalten, daß ihm keine Zeit zum Grübeln blieb, und so kam der Abend fast zu schnell für ihn herbey, denn er hatte obendrein in dem ziemlich verwilderten Garten gewaltig viel aufzuräumen und zu schmücken gehabt, damit es nicht gar zu unzierlich ausfähe. — Der Oberrevisor erschien mit den Seinigen; aber sie waren alle nicht in dem Humor, wie Manuel sie erwartet hatte.

„Sagen Sie mir, theure Rosalie!“ redete er diese in einem günstigen Augenblicke vertraulich an, „warum habe ich heute noch nicht Sie gesehen? und warum machen Sie traurig ein Gesicht, wie die andern auch? Ist Unangenehmes Ihnen begegnet? Sagen Sie mir, wenn ich bitte.“

Rosalie's Antwort wurde durch Stern verhindert, der Manuel einen entfernenden Auftrag gab.

Auf den Vorschlag des Ersteren machte man einen Spaziergang durch den Garten, wobey Stern den Plan entwickelte, den er in Absicht auf die Verschönerung desselben hatte, und der allgemeinen Beyfall fand.

Mittlerweile ergab sich, als zufällig Rosalie einen Seitenweg eingeschlagen und dadurch von der Gesellschaft getrennt worden war, die von Stern erwünschte und gesuchte Gelegenheit, mit ihr allein zu sprechen, und nach einer kurzen Einleitung, die der anerkannten Vorzüge Rosalie's lobpreisend, doch bescheiden gedachten, richtete er die Frage an diese, ob wohl ein Korb zu fürchten wäre, wenn ein braver Mann, der sonst ganz empfehlenswerth sey, dem sonst nichts als höchstens sein Alter einiges Hinderniß in den Weg legen könne, um ihre Hand anhielte.

Rosalie fand durch diese Frage auf eine erdrückende Weise die Ahnung bestätigt, welche, seit Stern von der Reise zurückgekehrt und sich ihr vertrauensvoller und gefälliger als sonst genähert hatte, in ihr aufgedämmert und durch die Erklärung seiner Absicht gegen den Vater bestärkt worden war. Sie war der Gegenstand seiner Wünsche, und in diesem Bewußtseyn sanken alle ihre Hoffnungen in Nichts zusammen. Ein Schauer des Schrecks hatte ihr die Sprache und fast die Besinnung geraubt, und erst nach einigen Minuten war sie vermögend, ihm zu sagen, daß ihr Schicksal von dem Willen ihrer Eltern abhängt.

Dem alten Herrn war indessen Rosalie's lähmender Schreck über den Antrag nicht entgangen. Mit der Versicherung, daß ihr vollkommen freyer Wille die Hauptbedingung sey, unter welcher ein Bewerber auftreten dürfe, den übrigens eine zustimmende Entscheidung sehr glücklich machen würde, suchte er das eingeschüchterte Mädchen zu beruhigen, und seinem unverkennbar gutmüthigen Tone gelang dieses endlich so weit, daß das schöne Kind mit ihm zur Gesellschaft zurückkehren konnte, ohne durch ihr Äußeres den Vorgang zu verrathen. Was sie aber zu einer Art von Dankbarkeit gegen Stern verpflichtete, war, daß er nun völlig von ihr abließ und sich desto geflüchtlicher ihrer Schwester näherte, die, im Garten herumschwärmend, ihm gar bald Gelegenheit gab, eine ähnliche Frage an sie zu richten.

Caroline stuzte und erwiderte in naiver Kürze: „I warum nicht gar!“ aber in demselben Augenblicke wurde ihr, ebenfalls zu großem Schrecken, klar, daß der alte Herr wohl Absichten auf sie haben könne. Dahin war alle Lebhaftigkeit; wie eine Schülerinn, die man auf einer Übertretung ertappt, stand sie da und wußte nicht, sollte sie Antwort geben, oder davon laufen.

„Über meine Wünsche bin ich Herr,“ sagte sie endlich gefaßt, — „aber mein Wille ist dem Willen meiner Eltern untergeordnet; doch bin ich überzeugt, diese werden nicht wollen, was ich nicht wünsche.“

„Das ist ein ächter und gerechter Korb,“ sagte Stern, „den Sie doch nicht so ohne alle weitere Erörterung gekochten haben sollen. Wenn Ihnen nun der Mann, der um Ihre Hand wirbt, ein sorgenfreyes, angenehmes und — insofern das solide Glück des Lebens in diesen und nicht in der Erfüllung unüberlegter Wünsche besteht — ein glückliches Loos anböte; wenn Sie die Überzeugung gewännen, daß Sie diesen Mann durch Ihre Einwilligung sehr beglücken könnten, und daß Sie zugleich damit dem Willen und den Wünschen Ihrer braven Eltern begegneten, würden Sie nicht vielleicht eine andere Antwort gegeben haben? Indessen weiß ich mich zu bescheiden; nur bitte ich, die Sache recht reiflich zu überlegen und im Falle eines für den Bewerber günstigen Resultats, mir einen freundlichen Wink zu geben, sonst, mein fröhliches Carolinchen! beweise ich Ihnen, daß ich auch einen Willen habe und gewohnt bin, solchen durchzusetzen. Übrigens erheben Sie nur jetzt Ihr Köpfchen und machen Sie ein freundliches Gesicht, sonst sieht man es uns an, daß wir ein Capitel über Liebe und Ehe abgehandelt haben.“

Caroline dankte dem Himmel, vor der Hand so leichten Kaufs losgekommen zu seyn, und folgte ihm wie ein Lämmchen zur Gesellschaft.

Stern schien den beyden Mädchen Zeit gönnen zu wollen, eines Bessern sich zu besinnen, denn er ließ sich mit dem Oberrevisor und seiner Gattin in ein tiefes Gespräch über den Gartenbau und die Kochkunst ein, und mochte keine Ahnung davon haben, daß die lieben Kinder, statt in einsames, stilles Nachdenken, sich in Manuels und Arens's Gesellschaft verloren hatten, jener mit Rosalien in der bewußten Laube, dieser mit Carolinen in einer dito saß, und in Gesellschaft der jungen Herrn an die Anträge des alten Herrn mit keinem Jota gedacht wurde.

Erst spät bemerkte er die Abwesenheit derselben, und seine Erinnerung, daß die Nachtluft auf die Damen einen schädlichen Einfluß üben könne, bewog den Oberrevisor, mit lauter Stimme seine zerstreuten Küchlein zu sammeln, die dann auch gar ehrbar mit einander von der rechten Seite kamen, während Manuel und Arens einzeln und von einer andern Seite heranschlichen.

„Ich bin sehr unglücklich!“ rief seufzend Caroline, als sie mit ihrer Schwester das Schlafstübchen betreten hatte. — „Was hast du denn?“ fragte Rosalie besorgt. — „Mir steht ein Kampt bevor, der, mag er ausfallen, wie er will, mein Herz verwunden oder brechen muß.“ — „Dir?“ — „Ja, mir! O hätt' ich diesen Abend nicht erlebt!“ — „Du bist furchtbar gereizt, Caroline! Erkläre dich doch.“ — „So höre! Stern hat mir seine Hand angetragen.“ — „Dir auch? — So tröste dich mit mir, ich bin in gleichem Falle.“

Die Mädchen theilten sich nun alles zwischen ihnen und Stern Vorgefallene mit, und stimmten in der Vermuthung überein, daß es ihm gleichgültig scheine, welche von ihnen die Seinige würde, weil er wohl fühle, daß von Neigung, von Liebe hier nicht die Rede seyn könne.

„Was willst du thun, Rosalie?“ fragte Caroline. — „Ruhig abwarten, was der Himmel und die Eltern über mich beschließen werden.“ — „Und dein Herz opfern? Denn gestehen mußt du jetzt, daß du Manuel so lieb

hast, wie ich Arens, das heißt: lieb über Alles.“ — „Ja, ich gesteh' es, Manuel ist mir sehr werth; aber ich brächte dieses Opfer dem Glücke meiner Eltern, wenn sie es begeherten, und deiner Ruhe, liebe Schwester; dieses Bewußtseyn würde mich über den Schmerz erheben.“

Caroline warf sich ihr um den Hals. „Das wolltest du thun?“ rief sie mit Heftigkeit, „nein! das darfst du nicht! dein Herz würde still dulden und verbluten. Ich bin stark genug, ein gleiches Opfer dir zu bringen, und ich will es, wenn kein anderer Ausweg bleibt; bey Gott! ich will es gern, Rosalie! Docher soll vorher wissen, was mich zu dem Entschlusse getrieben; er soll erfahren, welche Leidenschaft mein Herz beherrscht, und welche Seligkeit ich aufgebe, indem ich die Hand ihm reiche; ich will ihm sagen, was gekränktes Gefühl, vernichtete Hoffnung im Augenblicke mir eingeben wird, und wenn er dann noch Lust bezeigt, mich zur Gattinn zu nehmen, so soll er's haben; auf ihn falle jede Folge der zerstörten Ruhe einer sonst glücklichen Familie, und in jeder meiner Mienen lese er den Vorwurf über die zerknickte Blüthe meines Lebens.“

„Du bist außer dir, Caroline! beruhige dich!“ bat Rosalie, „noch ist es nicht so weit. Stern wird kein gezwungenes Ja verlangen, und die Eltern werden uns nicht zwingen wollen.“

„Wenn sie aber bitten?“ entgegnete Caroline mit Thränen, „wenn in der Mutter Blicken der stille Wunsch zu lesen ist, diese Verbindung geschlossen zu sehen, die Vortheile nicht fahren zu lassen, die sie bietet, — werden wir widerstehen können?“

„Der Tugend hat man größere Opfer schon gebracht,“ antwortete Rosalie, „eine jede von uns würde dieses Opfer bringen, ich bin es überzeugt, um die Zufriedenheit der Eltern zu begründen.“

„So sey es denn!“ sagte entschlossen Caroline. „Mein ahnendes Herz hat mich damals nicht betrogen, als es die dunkle Zukunft vor sich sah; das täuschende Licht zerrinnt, die Hoffnungsgeblumen welken, und nichts bleibt mir, als die Erinnerung an diesen schönen Traum! — sie soll mir Trost seyn in der trüben Gegenwart.“

„Willst du, daß mir die Kraft nicht fehlt, zu thun, was Pflicht und Tugend mir gebieten,“ versetzte Rosalie, „so entschlage dich der traurigen Gedanken, und sey mein liebes, heiteres Schwesterchen.“

„Und glaubst du,“ fragte Caroline, „daß noch ein Glück auf Erden mir blühte, wenn ich dein Herz gebrochen sähe?“

„O fürchte das nicht,“ antwortete Rosalie gerührt, „ich kenne mein Herz, es wird Beruhigung in dem Bewußtseyn finden, das Glück all' der Seinigen befördert zu haben.“

Die Mädchen sanken sich weinend in die Arme, und jede faßte still den Vorsatz, ihr eigenes Glück dem Glücke der Schwester darzubringen.

Indessen geschah nicht, was sie so nahe geglaubt und gefürchtet hatten. Stern war artig, wie zuvor, berührte aber mit keinem Worte diesen Gegenstand, obwohl Caroline in seinen Blicken eine geheime Schadenfreude wahrnehmen wollte. Er betrieb die Banarbeiten in seinem Hause mit der ihm gewohnten Thätigkeit, und manchen Tag sahen sie ihn nur im Vorübergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

München, im October 1835.

Im Osten Europa's, in Kalisch und in Schlessien, versammelten sich große und glänzende Heeresmassen; der deutsche Krieger nannte den Kurden, den Verehrer Mohammeds, seinen Waffenbruder und mochte ihm sogar die Hand drücken, zwei Adler schwebten befreundet über weitbin ausgedehnte Lager und die Banner von zwei benachbarten Staaten entfalteten sich gemeinsam als Signale einer innigen Vereinigung über den prachtvollen Gezelten mächtiger Herrscher. Die Phantasie wurde durch die täglichen Berichte über dieses erhabene, noch nie erlebte, grandiose Schauspiel mächtig aufgeregt; in jedem Blatte und auf jeder Seite erblickte sie die rittgewandten Schwadronen und Pulk's, sie sah traulich die deutschen Kürassiere neben den flüchtigen Kosaken des Don durch aufgewirbelten Wolfenstaub erderschütternd die künstlichsten Evolutionen bis zum Untergange der Sonne machen, und die tausend und tausend spitzen Bajonette im Morgengolde wie im Abendpurpur, dem ungezügelten Westen als Warnungszeichen blitzen; aber sie malte sich auch die Kaiser- und Königsgezelte, die wie durch einen Zauberschlag entstandenen Palläste, als hätte sie ein Oberon aus der Erde wie Feenschlöffer hervorgerufen, und las die Zeit auf den zahllosen Stirnen der Heere und der freudetrunknen Völkerhirten, die durch die Lagerreihen auf stolzen Rossen wie die gepriesenen Heroen antiker und ritterlicher Vorzeit rechts und links grusnickend flogen. Das große, erhabene Schauspiel trug ganz den imposanten, epischen Charakter. Homer und Vindar, obschon beyde Sänger selbst Zwischenräume trennten, hielten sich Stoff geholt zu Epopöen und zu olympischen Hymnen, und im Augenblicke mit einander um die Palme gerungen. Kuhn und Priester verhielten sich als Sophokleische Tragödien dem herrlichen Epos an; die Großen erinnerten sich ohne Zweifel an das Jahr 1812 und 1813, an jene Schlachtgefelde, wo Tausende hinbluteten und für Thron und Freiheit sterbend hinsanken. Es regten sich mitten in der Entfaltung epischer Herrlichkeit tragische Gefühle, und das Spiel ermahnte fürchterlich an den Ernst, und ein milder, hochgefehrter Kaiser, der sich das ruhmstrahlende Diadem des verewigten, durch so viele erschütternde Stürme unverlethbar und vertrauensvoll hinwandelnden Vaters aufgesetzt, benezte statt seiner die heilige Stelle, welche die Denksäule schmückt und die kommenden Geschlechter an die Treue der Völker und an die Festtage erinnert, die unter Waffenglanz, wie ein Nachhymnus, in die Herzen der Nachwelt klingen, mit den Thränen tiefer Nührung.

Während ferne an den Sudeten solche Feste rauschten, bereiteten sich auch im Herzen Deutschlands, in Bayern, geräuschlos mannigfache Fevertlichkeiten, die sich wie ein idyllisches Epos im Schooße patriarchalischer Ruhe entwickelten, und vor den Augen treuer Volkstämme vorübergehen sollten. Ich lieferte Ihnen schon früher in den Vorjahren eine Skizze von dem Octoberfeste auf der großen Theresienwiese. Sie kennen die Gründung desselben und die edle Veranlassung dazu. Der heurige October, der 25. seit der Entstehung, erhielt eine hohe Doppelbedeutung, denn er erinnerte alle Bayern an jenen Freudentag, welcher König Ludwig mit der erhabenen Königin Theresie am Altare als glückliche Gatten verband. Die Würde des Festes erhob sich noch weiters durch die Erneuerung an die Regierungsjubelfeyer des an seinem Namenstage dahingegangenen, tief betrauernten Königs Maximilian und durch die Grundsteinlegung des ihm aus Dankbarkeit von den Münchenern errichteten und nun auf dem Max-Josephplazze prangenden Monumentes, das dem plastischen Künstler, dem verdienten Rauch in Berlin, wie dem vaterländischen Erzgießer, Stengelmaier, mit dem Gefeierten unvergleichbaren Ruhm sichert. Das Fest sollte eigentlich den Namen das „Theresienfest“ tragen, denn der sinnige und erhabene Gründer hatte zur Absicht, dem entstehenden Nationalfeste, das der Aufmunterung und dem Aufschwunge der Industrie Bayerns eine Epoche geben soll, höheren Glanz und tiefere Innigkeit dadurch zu ertheilen, daß die aufblühende, königliche Mutter der künftigen Sprößlinge Wittelsbachs gleichsam, der segensreiche Leitstern der in Kunst und Industrie anstrebenden Nation werde.

Ich erinnere Sie an das Jahr 1810, an den October desselben, der für Bayern von so großer Wichtigkeit wurde und seitdem so tief eingriff in das Nationalleben und in seine mannigfache, wohlthätige Richtung, in die Bereicherung an Ideen, in die Thätigkeit der Ökonomen und in die Regsamkeit aller Culturzweige. Fünf und zwanzig Jahre, reich an Thaten und Ereignissen, die sonst mehr als ein Jahrhundert brauchten, rauschten nun seit jenem October vorüber, das intensive Leben Bayerns, seine in-

tellectuelle Entwicklung und seine Tüchtigkeit schritten, angeregt von einem edlen Nationalgenius, mächtig vorwärts bis zur heurigen Feyer, die als ein Quadrupel fest die verwandten Volksstämme von allen Marken Bayerns herberrief, um nach Sitte der glorreichen Hellenen verbrüderet, von den grünen, weithin sich erstreckenden amphitheatralischen Anhöhen der Theresienwiese das patriarchalische Schauspiel mit warmer Theilnahme zu schauen. So einfach, aber bedeutsam rücksichtlich der Folgen die erste Anordnung dieses Industriefestes bey ihrem Entsehen war und sich nur auf die Cultur im engen Sinne beschränkte, so schlossen sich doch bald auch schon unter dem milden Scepter des Gütigsten der Könige — des beweinten Maximilian, die bildenden Künste an, und München sah in Kunstausstellungen ausgezeichnete Werke der Malerey und der Sculptur. Dem König Ludwig aber war es vorbehalten, den höchsten Gipfel in den Kunstschöpfungen zu erreichen, eine Kunstperiode zu schaffen und die vorzüglichsten Talente anzufeuern, Bayern unsterblichen Ruhm zu gründen und zu sichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastspiele des Hrn. Kettich und der Mad. Kettich.

Wenn der Verstand einmal Etwas als gut, als vortreflich erkannt hat, so steigt dieses Vortrefliche auch für die Empfindung mit jeder ferneren Prüfung im Preise; das Herz holt den Verstand bald ein, und diejenige Liebe ist immer die beste, der die Achtung vorausging. So ist es auch mit den Gastspielen der Mad. Kettich gewesen, welche nicht allein ihrem Werthe, sondern auch ihrem immer steigenden Erfolge nach dem Schätzer ächten Verdienstes eine Reihe höchst erfreulicher Erfahrungen darboten. Das Erfreulichste von Allem jedoch war das endliche Resultat: daß Mad. Kettich aufs Neue für unsere Hofbühne gewonnen ist und mit Nächstem wieder als Mitglied jener Kunstanstalt auftreten wird, zu deren Zierde sie berufen ist. Die Direction unseres Burgtheaters verdient den wärmsten Dank aller Kunstfreunde für diese schnelle, weise und energische Maßregel, welche, vereint mit dem Engagement der Mad. Schröder, allen Bethetheiligten, dem Publicum wie den Künstlerinnen, eine genuss- und ehrenreiche Zukunft verbürgt. — Doch wir kehren zu den Leistungen zurück, mit welchen Mad. Kettich den Cyclus ihrer diesmaligen Gastspiele beschloß. Die nächste Rolle, welche sich den in unserem ersten Berichte besprochenen, anreihet, war die der Walburgis in Blum's Lustspiele: „Des Goldschmieds Töchterlein.“ Für eine Schauspielerinn, der die ernste Maske Melpomenens so gut steht und die daher auch, der Wahrheit des Ausdruckes nach, ganz wohl zu Reynolds's „tragischer Muse“ hätte sitzen können, muß die Darstellung einer Rolle wie die heutige, mit einer Herabstimmung ganz eigener Art verbunden seyn, und wir erklären uns die Wahl dieser Rolle nur aus dem Grunde, daß die Künstlerinn sich selber einen Ruhe- und Erholungspunct, aber doch zugleich den Zuschauern einen recht schlagenden Beweis ihrer Versatilität gönnen wollte. Das erstere hat die treffliche, unermüdete Künstlerinn redlich verdient, das letztere hat sie auf das vollkommenste erreicht. Man kann diese Rolle, wie sie nun einmal ist, nicht mit mehr Wahrheit, Natur und Wirkung darstellen; und wenn vielleicht Einiges in stärkerem Colorite erschien, als wir es bisher gewohnt waren, so muß man eben bedenken, daß eine lebhaftere Phantasie und ein starkes Gefühl sich auch bey kleineren Proben lebhafter und stärker aussprechen werden, als es nach einem gewöhnlichen Maßstabe und nach der Natur dieser Proben erforderlich scheint. — Dem innern Gehalte nach nicht weniger verdienstlich und ausgezeichnet, als alle früheren Leistungen, obwohl in der äußeren Wirkung weniger glänzend, war die Darstellung der Mad. Kettich als Donna Diana. Wir können uns dieses, wenn gleich nur scheinbare Mißverhältniß leicht erklären. Die Rolle der Diana erfordert, außer einer Menge anderer Eigenschaften, auch eine gewisse Repräsentation, eine Art von Auserlichkeit, die durch sich selbst und die ihr eingeräumte Wichtigkeit zu imponiren weiß. Das aber ist es gerade, was alle innerlichen Naturen, die nur durch die Seele und auf die Seele zu wirken verstehen, hintanzusetzen oder unwillkürlich, ohne es zu ahnen, aufopfern. In diesem Falle, glauben wir, ist auch Mad. Kettich; es kommt uns vor, als ob sie bey dem Einstudiren, wie bey der Darstellung einer Rolle, gar keine Zeit findet, gewisse Stellungen, Bewegungen,

kurz Einzelheiten in Haltung und Action vorzubereiten oder anzubringen, durch welche man so häufig große Wirkungen erreichen sieht, ohne daß man sich getrauen möchte, die Entscheidung oder die Richtigkeit derselben näher zu untersuchen. Einzelnen und gewissen Rollen mag durch diese Unterordnung der Auserlichkeit allerdings ein großer Theil ihres Effectes genommen, ja selbst die Absicht des Dichters nur halb erreicht seyn; im Ganzen aber wollen wir, namentlich dieser Künstlerin, keinen Vorwurf darüber machen; sie gibt uns statt des Außern einen so reichen Schatz des Innern, daß wir am Ende doch bey dem Tausche gewinnen, und selbst der Dichter würde seine Donna Diana mit großer Beruhigung so aufgefaßt sehen, auch wenn sie an majestätischer und grandioser Haltung andern Repräsentantinnen spanischer Grandezza nachsehen müßte. — Mit einer ungemein freudigen Erinnerung denken wir an den „Conradin“ der Mad. Ketti ch zurück. In der ganzen Auffassung und Darstellung dieser Rolle athmete ein so frisches, wahres, warmes Leben, daß wir nur wenige theatralische Leistungen der heutigen an die Seite zu sehen wissen. Es ist vor allem eine Eigenschaft, welche Mad. Ketti ch als Künstlerin so groß, so achtungswerth macht, und diese Eigenschaft trat heute in ihrer ganzen Fülle hervor, es ist die Begeisterung für die Sache, für den Gegenstand, für die Person, welche sie darzustellen hat. Und so will Conradin, der letzte Schimmer des niedergehenden Gestirnes der Hohenstauffen, begriffen und gefühlt und dargestellt seyn. Wer einer solchen Begeisterung für eine hochpoetische, geschichtliche Erinnerung nicht fähig ist, der soll die Rolle des Conradin unangerührt lassen, wie auch überhaupt das ganze Stück für den nicht geschriebenen, der sich nicht zu etwas, einer solchen Begeisterung und einer solchen Erinnerung Ähnlichem erheben kann. Durchdrungen von der hohen, wehmüthigen Idee, welche dem Stücke zum Grunde liegt, stellte Mad. Ketti ch den königlichen Knaben, vom ersten Augenblicke seines heldenähnlichen Auftretens bis zum letzten seines helden gleichen Todes dar; selbst aus der heitern Kindlichkeit der ersten Scenen blickte, wie ein mahrender Fingerzeig des unerbittlichen Schicksals, jene düstere Ahnung des Kommenden hervor, und das, glauben wir, hat der Dichter recht eigentlich angedeutet und bezeichnet gewollt. Der grelle Gegensatz einer fröhlichen Kinderzeit und eines tragischen Jünglingslebens würde für die Darstellung manchen brillanten Effect geliefert haben, allein das Stück und der Charakter des Conradin hätte dadurch seine hohe, ernste Bedeutung eingebüßt, und aus einer beynahe heiligen Erinnerung wäre ein — wirksames Theaterstück geworden. Die Abschiedsscene Conradins von seinem Freunde Friedrich steht, dem Werthe der Darstellung durch Mad. Ketti ch nach, mit der Kerker scene aus Goeth e's „Faust“ durchaus auf gleicher Höhe. — Die Prinzessin Eboli in Schille r's „Don Carlos“ ist schon in früherer Zeit als eine der talentvollsten Leistungen der Mad. Ketti ch gewürdigt worden, wenigstens ist letztere an Verstand, Auffassung und Erkenntniß des Charakters wohl nur selten in dieser Rolle übertroffen worden. Nur müssen wir hier auf die schon einmal gemachte Bemerkung zurückkommen, daß jene erhöhte Lebhaftigkeit des Geistes, der Phantasie und des Gefühls, welche das besondere Merkmal unserer Künstlerin ausmacht, sich auch im Ausdrucke stärker, gleichsam auffallender aussprechen wird, als bey denen, die alles das in geringerem Grade besitzen und daher denn auch leichter zügeln können. Mad. Ketti ch wird die Rolle der Eboli, glauben wir, mit jedem Jahre vollkommener spielen, weil sie mit jedem Jahre mehr Meisterin ihres Feuers werden, und zu jener ruhigen, Alles überschauenden Klarheit gelangen wird, die bey Aufgaben, wie die heutige, allein den Ausschlag geben kann. Jenes Zuviel, aus so schöner, reiner Quelle es auch immer entspringen mag, wird dann das rechte Maß bekommen; die innere, lebenerzeugende Wärme wird bleiben, und nur die äußere, schrankenlos aufodernde Flamme wird sich der Nothwendigkeit fügen, welche das Rechte, das zugleich das Schöne ist, vorschreibt. — Die letzte Rolle der Mad. Ketti ch, über welche wir heute zu berichten haben (indem wir einer zweymaligen Wiederholung des Gretchens im „Faust“ nur im Vorübergehen erwähnen) war die Titelrolle in Goeth e's „Iphigenia.“ Wir betrachten diese Leistung der Künstlerin als das Siegel auf die Urkunde ihres Berufes, durch welches ihr gleichsam gerichtlich die Aechtheit der ganzen Urkunde bekräftigt und ausgewiesen ist. Die Rolle würde uns förmlich gefehlt haben in dem Kranze ihres künstlerischen Verdienstes, denn sie ist auf der einen Seite die schwierigste, und doch wieder die anspruchloseste von allen deutschen Bühnenaufgaben; sie gerade so gelöst zu haben, wie es heute geschah, heißt eine Probe bestehen, gegen die es keine Einwendung mehr gibt. Von Scenen oder Einzelheiten wissen wir keine herauszuheben, da wir in Betreff ihres Kunstwerthes keine Wahl haben, und nicht entscheiden könnten, ob die Erzählung vom Hause des Tantalus, oder die Erkennungs-

sene mit Drest, oder das Parzentalied, oder sonst noch etwas Einzelnes den Vorzug verdienet; hier, meinen wir, könne nur das Ganze in Anschlag kommen, und dieses Ganze war so groß, so rein, so schön, daß wir uns noch lange der Erinnerung daran zu erfreuen gedenken. Möge die treffliche Künstlerinn, als Ermuthigung für die Zukunft, die Geschichte des heutigen Abends als Beweis annehmen, daß ein deutsches Publicum, auch wenn es nicht so zahlreich als bey anderen glänzenderen Gelegenheiten versammelt ist, das Meisterwerk des größten deutschen Dichters, so wie eine Darstellung desselben, wie die heutige, in seinem tiefsten Herzen zu würdigen und zu bewahren wisse. Es gibt Darstellungen, wo der Zuschauer zum Händeklatschen gar nicht kommen kann und gleichsam nur inwendig applaudirt; der Beyfall ist aber für den Schauspieler, wenn er ihn zu merken versteht, der lohnendste und der beste.

Hr. Kettich ist während der Periode, in welcher die Gastspiele seiner Gattinn Statt fanden, in fünf Rollen aufgetreten und zwar als Isidor in „Isidor und Olga,“ als König Enzo in dem gleichnamigen Trauerspiele, als Jaromir in der „Abnfrau,“ als Marquis Posa in „Don Carlos“ und endlich als Hans Sachs in dem Schauspiel gleichen Titels. In allen diesen Leistungen hat sich Hr. Kettich des ihm gewordenen Beyfalls würdig und durchgängig als das bewährt, wofür man ihn seit seinem ersten Auftreten in Wien erkannt hatte; als einen gebildeten, verständigen, für seine Kunst durchglühnten Schauspieler, der diese Eigenschaften in keiner seiner Leistungen verläugnet, und der seine Aufgabe mit einem eben so richtigen Verstande als warmen, wenn auch nicht zur Schau getragenen Gefühle zu behandeln weiß. Mit großem Vergnügen haben wir die Sorgfalt bemerkt, mit der Hr. Kettich sein früher oft widerstrebendes Organ zu beieistern versucht und gelernt hat; eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf sich selbst wird ihn gewiß dahin bringen, die noch übrigen Schwierigkeiten, namentlich ein gewisses weichliches, manchem als affectirt erscheinendes Sinken und Steigen der Stimme, so wie eine zuweilen bemerkbare Steifheit in der körperlichen Haltung und Bewegung, ganz und gar aus dem Wege zu räumen. Jedenfalls ist in allem diesen bereits recht Vieles und Rühmenswerthes geschehen, und Hr. Kettich darf als ein würdiges Mitglied der Kunstanstalt betrachtet werden, der er von nun an angehört. Was die vorstehenden Rollen betrifft, so können wir in Beziehung auf Auffassung der Charaktere und Behandlung des Ganzen nur Rühmendes sagen, so schwierig auch die Aufgaben selbst durch die ausgezeichneten Vorgänger in jenen Rollen seyn mögen. Eine Menge von Einzelheiten dürfen als höchst gelungen bezeichnet werden, wie z. B. der zweyte Act in Isidor und Olga, die letzten Scenen in Enzo, der Abschied Posa's von der Königin, und Hans Sachsens Zusammenreffen mit dem Kaiser. Mit eben so großer Freude, als wir diese Scenen bey der Aufführung sahen, haben wir auch den Antheil bemerkt, den unser aufmerksames und gerechtes Publicum daran nahm; möge der schöne Erfolg beyden Theilen für die Zukunft Früchte bringen.

M o d e b i l d XLVII.

Der Herr rechts trägt einen melé d'Espérance Wintercapot mit stumpfem Kragen, Revers und Patten mit Plüsch gefüttert, einen Sittrock = Pantalon und hellblauen Frack.

Der Herr links trägt einen maufbeerfarbenen Capot mit einer kleinen Tasche auf der Brust, ein grau moire d'Ispahan Gilet und einen quadrillirten Pantalon. Nach Originalen von Hrn. Joseph Gunkel, bürgl. Männer-Kleidermacher, am Graben, Nr. 1144 im ersten Stocke.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 21. November 1835.

140

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Mobebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die f. f. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(Fortsetzung.)

Das Verhältniß mit Manuel und Arens war von Seite der Mädchen schüchtern geworden, aber die beyden Jünglinge schienen von dem Vorfalle, der das Herz der Mädchen preßte, nichts zu wissen, und diese beobachteten natürlich ein strenges Stillschweigen hierüber.

So waren mehrere Wochen verfloßen, und schon glaubte man, Stern habe seinen Plan geändert und seine Absichten wo anders hingewendet, als er eines Tages in das Zimmer der Eltern trat, und nach einer kurzen Anzeige, daß sein Haus nun so weit fertig sey, um mit Anstand bewohnt zu werden, in einem feyerlichen Tone folgendermaßen begann:

„Mein lieber Herr Nachbar und meine sehr werthe Frau Nachbarinn! ich hätte nun etwas sehr Wichtiges vorzutragen, wobey ich auf die mir bisher bezeugte Güte rechne.“

Die Mädchen erschraaken und wollten sich entfernen.

„Ich bitte gegenwärtig zu bleiben,“ wandte er sich zu ihnen, „denn was ich anzubringen habe, geht Sie am meisten an, und es wäre mir sehr lieb, recht bald zu wissen, wie ich mit Ihnen daran bin.“

Ein Blick der Mutter bannte die armen Kinder auf ihre Sessel, wo sie wie bleiche Wachsfiguren unbeweglich sitzen blieben.

„Ich darf Ihnen nicht verhehlen,“ fuhr er fort, „daß ich entschlossen bin, einem längst gehegten Wunsche meines Herzens zu folgen und mich zu beweiben. Obgleich das Alter mich, Gott sey Dank! noch nicht drückt, so liegt mir doch daran, in Zeiten nachzuholen, was ich versäumt und mir für eine Pflegerinn zu sorgen, die den Nachmittag meines Lebens erheitert. Meinen Charakter, den ich, kennen Sie alle und ich darf hoffen, daß Sie mir Gutes zutrauen und mich für einen Mann halten, der sich gibt, wie er ist. Auch hat mich Gott mit Gütern so gesegnet, daß ich den Meinigen eine sorgenlose und anständige Existenz zu sichern im Stande bin. Von Liebe und Leidenschaft kann in meinen Jahren nicht mehr die Rede seyn, sondern nur von herzlichem Vertrauen, das ich zu

erwerben mich bestreben werde. Aber wenn es wahr ist, daß ein lebhafter Geist die Körperkräfte rüstig erhält, und ein redliches Herz nicht altert, so darf ich der Gütigen, die mich mit ihrer Hand beglückt, eine nicht ganz unerquickliche Aussicht in die Zukunft eröffnen, zumal wenn ich im Voraus verspreche, denselben ein Witthum von dreyszigtausend Gulden auszufetzen.“

Der Oberrevisor blickte seine Gattinn, diese ihn, und beyde die Töchter an, die keine Miene änderten.

„Ich weiß nicht, werther Herr Stern!“ begann endlich der Oberrevisor, „wohin sich eigentlich Ihre Absicht wenden will, — oder vielmehr, wohin sie sich schon gewendet hat und was wir dazu beytragen können, Ihren Wunsch zu erreichen.“

„Es scheint, mein Antrag ist nicht deutlich und bestimmt genug gewesen,“ entgegnete Stern, „meine Wünsche reichen nicht über Ihre Schwelle hinaus; ich finde in Ihrem Hause alles vereinigt, was ich suche.“

„Sie sind sehr gütig!“ nahm die Mutter das Wort, „und Ihr Antrag ist eben so ehrenvoll als der Überlegung werth; nur fragt es sich, wenn anders ich denselben so deuten darf, welcher von meinen Töchtern das Glück zugebracht ist.“

Stern blickte die Mädchen an und sagte: „Ich muß gestehen, daß mir die Wahl schwer wird; in Rosalien verehere ich die sanfte Ruhe, bey Carolinen entzückt mich der fröhliche Humor.“

„Ach!“ seufzte die Letztere halblaut, „ich bin gar nicht mehr fröhlich!“

„Beyde —“ fuhr Stern fort, „besitzen alle die wünschenswerthen Eigenschaften einer vollkommenen Geistes- und Körperbildung, und ich kann, um mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, nur erklären, daß diejenige von ihnen, die sich entschließt, mir zum Altare zu folgen, die liebe, die gewünschte, die verehere Königin meines Herzens seyn wird.“

Ein langes Stillschweigen erfolgte, das endlich der Oberrevisor mit der Bitte unterbrach, ihnen einige Zeit zur Überlegung eines so wichtigen Schrittes zu gönnen.

„Ich finde das billig,“ antwortete Stern, „obgleich es für mich von sehr angenehmer Vorbedeutung gewesen wäre, wenn eine Ihrer verehrten Fräulein Töchter sogleich nur das kleinste Zeichen eines angenehmen Eindrucks gegeben hätte. Indessen konnte ich solches nicht erwarten, nachdem ich auf einen bereits an sie selbst einzeln gerichteten vorläufigen Antrag von beyden ein zierliches Körbchen erhalten habe. Aber ich bin in der Lage, mich nicht so leicht abweisen zu lassen, und da die beyden holden Kinder mich an den Willen der Eltern gewiesen haben, dem der ihrige unterworfen sey, so erlaube ich mir die Bitte, diese Angelegenheit in ernste und gütige Berathung zu ziehen und mich das Ergebniß gefälligst bald wissen zu lassen; denn in meinem Alter muß man mit jeder Stunde des Glückes geizen.“ — Er verbeugte sich und verließ das Zimmer.

„Das kommt mir doch unerwartet,“ sagte der Oberrevisor nach einer Pause, „ich hätte eher sonst etwas geglaubt.“ — „Es ist ein unerwartetes Glück,“ fiel die Mutter ein, „ein Glück, das sich nicht alle Tage darbietet.“ — „Ganz gewiß!“ bekräftigte der Vater. — „Was sagt ihr dazu?“ wendete er sich fragend zu den Töchtern. — „Mein Schicksal liegt in meiner Eltern Hand,“ antwortete Rosalie gefaßt.

„Wenn dreyszigtausend Gulden glücklich machen,“ sagte Caroline, „so ist es allerdings der Mühe werth, solche zu heirathen, auch wenn man etwas nicht so Angenehmes mit dazu nehmen muß.“ — „Gegen Herrn Stern ist nichts einzuwenden,“ erwiderte die Mutter; „er ist ein Mann in den besten Jahren.“ — „Die besten Jahre,“ entgegnete Caroline schüchtern, „sind wohl die der Jugend; sie bieten dem Herzen Glück auch ohne Reichthum.“

„O mit den genügsamen Herzen!“ versetzte die Mutter, — „die nach einigen Jahren, wenn der Rausch verflogen und Sorgen und Kummer eintreten, sich selbst anklagen, daß sie den Verstand zu wenig oder gar nicht zu Rathe gezogen haben.“

„O gute Mutter! auch dieser kann irre führen, wenn es auf wahres Glück ankommt,“ bemerkte Caroline; „ein befriedigtes, redliches Herz findet Trost selbst bey Mangel, während der Verstand verzweifelt, wenn er ohne das Herz gehandelt hat und sich betrogen sieht.“

„Stern ist ein Ehrenmann,“ fiel der Vater ein, „und der Antrag ist wohl zu überlegen; denn, ich muß nur gesehen, es würde mir sehr angenehm seyn, eines meiner Kinder auf so vortheilhafte Weise versorgt zu wissen.“

„Und es wäre ein nicht zu entschuldigendes Unrecht,“ setzte die Mutter hinzu, „ein solches Glück von der Hand zu weisen.“

„Du sagst gar nichts?“ fragte der Vater Rosalien.

„Ich erwarte, was über mich beschlossen wird,“ antwortete diese, „und bin, wenn es das Glück der Meinigen betrifft, zu jedem Opfer bereit.“

„Opfer?“ nahm die Mutter das Wort — „das verlangen wir nicht; aber ich glaube, wenn ja von Opfer die Rede ist, daß ihr solches euch selbst, wenn auch auf Kosten voreilig genährter Ideen, zu eurem eigenen wahren Vortheile zu bringen schuldig seyd, und wir können nur wünschen und rathen, daß dieses vernünftiger Weise geschehe; nicht zu gedenken, daß auf solche Art eine von euch in den Stand gesetzt wird, dem Bruder unter die Arme zu greifen und eine glänzendere Zukunft für ihn herbeizuführen.“

„Ich nehme Herrn Stern!“ sagte hastig Caroline.

„Glaubst du, ich liebe den Bruder und euch alle nicht eben so?“ versetzte Rosalie; „ich bin bereit, Herrn Stern die Hand zu reichen.“

„Nun, nun! warum nicht gar alle beyde!“ eiferte der Oberrevisor. — „Kinderchen! ihr seyd in einer Stimmung, die keine ruhige Überlegung gestattet; laßt uns nichts übereilen! Daß euer Glück das meinige ist, davon werdet ihr überzeugt seyn, eben so auch, daß ich euren freyen Willen zu beschränken nicht und nie im Sinne haben kann. Deshalb sammelt euch, werdet ruhig, berathet euch mit Gott in stiller Nacht, und laßt uns morgen euren Entschluß wissen.“

„Mein theurer Vater!“ sagte gerührt Rosalie, „ich bin jetzt schon entschlossen zu thun, was meine Pflicht gebietet. Ich erkenne die Vortheile, die eine Verbindung mit Stern unserer Familie bringen kann; ich lese in Ihren und der Mutter Blicken, daß Sie dieselbe wünschen, und bin heute wie morgen bereit, ihm die Hand zu reichen.“

„Mit freyem Herzen?“ fragte der Vater.

„Mit freyem Willen, dem das Herz untergeordnet ist,“ antwortete Rosalie.

„Und ich erkläre auch aus freyem Willen,“ fiel Caroline ein, „daß, da

wir beyde entschlossen sind, die dreyßigtausend Gulden nicht aus der Familie zu lassen, Herrn Stern die Wahl unter uns überlassen bleiben muß, der ich mich unterwerfe, sie falle aus, wie sie wolle. Glaubt er, mit mir es wagen zu können, nun, in des Himmels Namen!“

„Dabey bleibt es!“ entschied der Vater, „er wähle! denn es ist der Schickslichkeit am gemähesten. Indessen wiederhole ich noch einmal, Kinder! euer Glück muß mit eurem Entschlusse genau zusammenhängen; bedenkt, daß von diesem euer Schicksal abhängt und daß wir euch viel zu sehr lieben, um etwas verlangen zu wollen, was euren Gefühlen und Hoffnungen entgegensteht. Nicht wahr, Mutter?“

„Ich hoffe,“ antwortete diese, „meine Töchter werden Flug genug seyn, Täuschung von Wahrheit, ungewisse Hoffnungen von solider Gewißheit zu unterscheiden, zumal, da Hoffnungen so leicht trügen, wie unsere brasilianische Erbschaft beweiset.“

„Was noch nicht erwiesen ist,“ fiel der Oberrevisor begütigend ein.

„Noch eine Frage, liebe Mutter!“ begann Caroline nach kurzem Bedenken, „wenn Sie diese nicht für unbescheiden halten: trugen Sie Bedenken, dem Vater Ihre Hand zu reichen, als er um sie warb, obgleich Sie wußten, daß er nicht reich sey? würden Sie damals einem Andern des Geldes wegen den Vorzug gegeben haben? Hofften Sie nicht glücklich zu werden, auch ohne diese Zugabe, und ist die Hoffnung Ihres Herzens nicht vollkommen in Erfüllung gegangen, dessen wir selbst Zeugen geworden sind?“

„Dein Vater hatte sein Auskommen,“ antwortete die Mutter, überrascht von der Frage, „und sein Charakter verbürgte mein Glück. Aber nur ein Wink meiner Eltern, und ich hätte gethan, was die erste Pflicht eines guten Kindes ist.“

Der Oberrevisor drückte die Hand seiner Gattinn mit Innigkeit. „Du warst in dem Falle, deinem Herzen ungestört folgen zu dürfen,“ sagte er; „du hast die Erfahrung gemacht, daß Liebe und Treue des Reichthums nicht bedürfen, um zu beglücken und glücklich zu seyn. Unsere Kinder sollen gleichen Rechtes genießen. Ihr habt vollkommen freyen Willen, entscheidet selbst über euer eigenes Geschick. Stern wird nicht untröstlich seyn, wenn er eine abschlägige Antwort erhält, denn er ist über die Jahre der eingebildeten Untröstlichkeit hinaus. Geht und thut, was ihr vor eurem Herzen und Gewissen verantworten könnt; morgen will ich eure Antwort erwarten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

G h a s e l e n.

3.

Kein Märchen ist so wunderbar als reine Liebe;
Die Liebe, die nicht Wunder wirkt, ist keine Liebe.
Schließt auch den Ketsch die Venusfave schein am Tage,
Auf küßt die Schämige im Mondenscheine Liebe;
Verstummt aus Troß Bülbüls so schmerzlich süße Klage,
Erzwingt durch Rosendüfte, daß er weine, Liebe.
Fern ist das Meer vom Schacht, die Perle vom Rubine;
Auf Ringen eint mit Perlen Edelsteine Liebe.
Nicht scheut der Wüste Blut und Sand der Beduine,
Ihn labt in der Dase Palmenhaine Liebe.

Das Paradies, das nüchtern Keiner noch betreten,
 Zeigt dem, der trunken ist von ihrem Weine, Liebe.
 Einst brachte fast ein Blick der Anahid zum Verthen
 Den Ahriman; so wirksam ist die reine Liebe!
 Den Zwiespalt meines wilden Herzens hat geschlichtet
 So sanft ein weiser Daniel die feine Liebe.
 Ghafesen lieblich, wie Hafis sie einst gedichtet,
 Soll singen lehren mich begeisternd deine Liebe!

4.

Böglein klagt im gold'nen Bauer um der Freyheit Glück;
 Ist gefangen — all sein Bangen, sein Verlangen
 Spricht es aus im Lied der Trauer um der Freyheit Glück.
 Schmerzlich weint der Negerslave um der Freyheit Glück;
 Seine zage, düstre Klage spricht am Tage,
 Und er träumt wohl selbst im Schlafe von der Freyheit Glück.
 Rustan starb auf seinem Schilde für der Freyheit Glück,
 Hat sein Leben ohne Beben hingegeben
 Auf dem blut'gen Schlachtgefilde für der Freyheit Glück:
 Ich nur bin — sonst pochend immer auf der Freyheit Glück —
 Los zu ringen nicht aus Schlingen, die mich fingen.
 Dich, mein Lieb, vergess' ich nimmer, leicht der Freyheit Glück!

Levitschnigg.

A p h o r i s m e n.

Von Zauper.

Die Freundschaften der Menschen sind selten eine chemische Mischung der Seelen, sondern eine bloß mechanische. Der geringste bloß äußere Druck und Stoß trennt sie von einander; es gehört nicht einmal eine Wahlverwandschaft dazu, um Herzen zu entfremden, die sich Bedürfniß schienen, und ein anderes Interesse zu ergreifen, das sich bisher fremd war. So flach und kalt liebt der Mensch! Deshalb ist nichts bedeutender und anziehender, als wenn wir innigere Verhältnisse bemerken, Annäherung, Festhalten, Treue und Liebe, die aus dem innersten Wesen der Seelen hervorgegangen, ewige Dauer verspricht, und hinüberdeutet auf die innigste Vereinigung.

Das läßt sich nicht lehren, man muß es thun! So lautet wohl der erste und letzte Grundsatz jeder Erziehung, und es bleibt dem Geschick des Erziehers überlassen, seine Methode darnach einzurichten. In der Ausübung dieser Maxime möchte wohl das ganze Leben eines tüchtigen Lehrers sich bethätigen.

Die Welt ist voll Mißverständnisse, und die besten Männer haben sich einander Unrecht gethan; es ist bloß der Unterschied des guten und bösen Willens, und wie oft ist der verkannt worden!

Correspondenz-Nachrichten.

München, im October 1835.

(F o r t s e t z u n g.)

Weder Chronologist noch Geschichtschreiber wird Ihnen sagen, daß unsere schmuckvolle Königsstadt so große Menschenmassen jemals sah, wie von den letzten Tagen Septembers bis Mitte Octobers. Die Giltwagen brachten vom 29. September bis 3. October 800 Reisende aus den Kreisen Bayerns, selbst aus Oesterreich, Tyrol und Württemberg,

und bis zum 16. und 17. belief sich die Gesamtzahl der Fremden für die Her- und Hinreise auf mehr als 2000 Gäste, die lediglich die Postanstalt transportirte. Man möchte sagen, die Direction dieses blühenden Staatsinstitutes, welche den Ansprüchen unserer bewegten, rastlosen Ara und jedem Wunsche des großen Publicums, rühmlich wetteifernd mit jenen des Auslandes, ihre ganze Aufmerksamkeit zuwendet, und ihren schönen Wirkungskreis ganz aufsaft, hatte voraussichtlich für diese Tage gesorgt, indem sie einen bedeutenden Vorrath gut und geschmackvoll construirter Wagen in Bereitschaft hatte. Wagen an Wagen rollte von allen Thoren durch die Straßen Münchens, Staatswägen, Diligencen, Carossen, Char-à-banc's u. s. w. durchkreuzten sich in allen Richtungen, die Volksmassen stüteten in den buntesten Trachten durch einander, die Bayern aus dem Unterlande, aus dem fetten Dinkelgrunde, jene der Oberdonau, des Lechs, der Iller zogen in dichten Schaaren mit den Anwohnern des Inn und der Isar und nahmen manchen brittischen Lord aus London, aus Edingburg oder aus Dublin, oder manches Paar eleganter Franzosen, sowohl vom juste milieu, als von der linken Seite und vom Centrum, und manchen übercanalischen Lord und Whig in ihre Mitte und drückten sie rücksichtslos wie ein Waldstrom mit sich fort. Die grünen Hüte der bayerischen Gebirgsländer mit Gemsbären und mit Auerbahnsfedern, oder die schwarzen, eine Pyramidalspitze bildenden, mit goldenen Schnüren geschmückten Hüte der Landleute von Eßig und Wolfrathshausen contrastirten in einem pittoresk-humoristischen Effecte mit dem modernen Kupfschuhe der in- und ausländischen Städte und Städterinnen. Ich glaube, der Fürst Pückler v. Muskau, der sich aus genialischer Uberschwenglichkeit in die Reihen der deutschen Schriftsteller aus dem Ahnenfalle stürzte, hätte seine „Tutti Frutti“ beim Anblicke dieser farbenreichen Bewegung um ein Bedeutendes anschwellen können, wenn er Zeuge gewesen wäre. Den Fremden, die aus London, Paris oder Wien gerade zugegen waren, mochte allerdings das Gewühl nichts Neues darbieten; allein das Zusammentreffen so verschiedener, sich charakteristisch auscheidender Trachten, die freyen, offenen Stirnen, das robuste Außere, die derbe Kraft in Haltung und Gang, die frische Gesichtsfarbe und der kühne aber redliche Ausblick stämmiger Menschen, wie sie einst mit einem Otto von Wittelsbach und Friedrich von Hohenstauffen nach Italien zogen, der gefellige, muntere Ton und der lebensfrohe Muth in Geberde und Blick sich offenbarend, blieben gewiß nicht ohne Eindruck auf sie, und wäre Lamartine zugegen gewesen, er hätte sich an diesen Gestalten erkräftigt, Alfred de Musset aber seinen vernichteten Glauben an die Gegenwart und sein zertrümmertes Vertrauen wieder aufgerichtet.

Der 4. October, als der erste Tag des Festes, war ungemein günstig. Die amphitheatralischen Höhen, die sich terrassenförmig vom Dorfe Sendlingen in einem Halbbogen von Westen nach Osten ziehen, füllten sich schon um Mittag. Um 2 Uhr zählte man, nach allgemein versicherten Angaben, bey 80,000 Menschen. Der Himmel überspannte mit reinem Blau den ungeheuren Schauplatz und die beschneyten Gipfel der südlichen Gebirgsketten ragten nebelfrey, wie fernergerückte Zeugen, nach den Ebenen herüber. Herzlich war der Empfang der königlichen Familie; einem Meeresbrausen gleich die Acclamation, als der König und die Königin sich ihrem Prachtgezelle naheten und die Vertheilung der Preise an die Ökonomen Bayerns begann.

Das interessanteste Schauspiel nahm nun seinen Anfang. Ich weise Sie auf die in der allgemeinen Zeitung theilweise erschienenen Beschreibungen hin, die bis ins kleinste Detail den Zug der Festwägen aus den benachbarten Landgerichten, Gauen und bedeutenden Ortschaften schilderten. Wie viel Raum müßte ich nicht in Anspruch nehmen, um Ihnen den Zug von achtzig festlich geschmückten, mit historischen und statistischen Attributen, mit Symbolen, Beziehungen, Anspielungen und Allegorien oft sinnreich ausgestatteten Wägen, anschaulich zu machen! Vergessen will ich nicht der blühenden Mädchen aus dem uns durch die Geschichte der Vorzeit interessanten Landsberg, die den Wagenreigen eröffneten. Diese Rosen auf den Wangen und diese schmucken Leiber in nationalfarbigen Gewändern erregten die allgemeine Aufmerksamkeit. Diese schlanken, üppigen Junfraugestalten hätte Mancher gerne zehnmal an sich vorüberziehen lassen. Die 450 berittenen Landleute mit den Nationalfähnlein und die 150 Gebirgshüben in grünen oder grauen Röcken und mit grünen Hüten, je nachdem sie diesem oder jenem Gebirgsthale angehörten, mit Trommel- und Pfeifenklang boten den Tausenden von Zuschauern eine überraschende Unterhaltung.

Die Ortschaft Leutstetten am Starnbergersee (Würmse), Sr. Durchl. dem Fürsten von Wallerstein gehörig, führte uns in die Zeiten der Sage zurück. Ein großer, zierlich bespannter Wagen führte den jungen Carl und Bertha, seine Mutter, jenen Carl,

den Sohn Pipin's, des fränkischen Major Domus, den noch angefaunten, geistig und körperlich gewaltigen, großen Carl, den eine Fischerstochter dem damaligen Jahrhundert gebar. Bayern vindicirt sich, wenn nicht streng historisch, doch der Wahrscheinlichkeit, der treuen Sage nach, die Geburtsstätte des großen Kaisers, der die Agilolfinger bis auf die Wurzel vertilgte und den unglücklichen Thassilo, der Bojaren König, von dem Herzen seines Volkes riss. Wir wurden augenblicklich in eine ferne Vorzeit durch den Anblick der historischen Costume gerückt und gefielen uns an Bertha und ihrem kräftigen Sohne, die Pipin's Jagdgefolge zu Pferde begleitete.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

„Gedenke mein.“ Taschenbuch für 1836. Fünfter Jahrgang. Mit acht Kupfer- und Stahlstichen. Wien und Leipzig. Verlag von Fr. W. Pfausch. 320 S.

„Iduna.“ Taschenbuch für 1836. Sechzehnter Jahrgang. Ebenda. 127 S.

Die Verlagsartikel des Hrn. Pfausch sind seit mehreren Jahren auf ehrende Weise bekannt geworden; sein Taschenbuch „Gedenke mein“ hat wegen der sehr gelungenen lithographischen Vergaben bereits verdienten Credit erhalten, und was den Inhalt betrifft, so fanden sich früher stets Namen vor, die zu den ersten des Vaterlandes gehören, wie z. B. Hammer, dessen Klang allerorten ein freudiges Gefühl erweckt. Die artistische Ausstattung des genannten Taschenbuches ist diesmal wieder sehr nett, die Künstler Weigl, Kotterba und Abbretok haben Achtungswerthes geleistet, wenn schon es uns fast vorkommt, als arbeiteten die Herren ihre Ideale etwas zu sehr ins Derbe, besonders sind die Damen meistens zu kräftig; doch ist schöne Tüchtigkeit vorhanden und großer Fleiß tritt allenthalben hervor. Rücksichtlich des Materials für Leser und Leserinnen läßt sich ebenfalls recht Gutes sagen, insoferne man nur von dem rechten Gesichtspuncte ausgeht und nicht höhere Forderungen stellt, als sie eben mit einem Unternehmen dieser Gattung vereinbarlich sind. Prosa findet sich von den Hrn. Caselli, Lucka, Seidl, Schabuschnigg und von Regina Froberg; Seidl's Erzählung: „das Gelegenheitsgedicht“ erschien uns als eine recht angenehme, willkommene Lecture; der Name Lucka war uns neu und möchte wohl der eines Anfängers seyn. Mehrere liebe Namen: Entk, von Holstei, Ruffner, Manfred, begegnen uns im poetischen Theile des Taschenbuches, auch Waldow ist ein alter, waderer Bekannter, dessen Spenden sich mit denen der Übrigen recht freundlich ausnehmen. Manfred's schönes Gedicht „die Linde“ glauben wir jedoch bereits anderwärts gelesen zu haben. Im Ganzen hinterläßt das neueste „Gedenke mein“ einen günstigen Eindruck und läßt sich mit vollem Rechte als Neujahrs-gabe empfehlen, so wie es auch der Thätigkeit und dem Geschmace des Hrn. Pfausch alle Ehre macht.

Wunder wächtig darf man mit der „Iduna“ seyn, welche sich überhaupt mehr an die Kategorie der Kalender schließt; doch zeugt auch sie von Sorgfalt und guter Wahl, sowohl was die Bildchen als die abgedruckten Aufsätze betrifft. Von den letzteren sind „die Hochzeitgebräuche der Slavonier“ von S. Jowitsch und manches Andere recht lesenswerth, überhaupt in beyden Büchlein nichts, was als ganz verfehlt bezeichnet werden könnte, und schon dieß ist ein Lob, das auf manche pretentiosere Unternehmungen nicht angewendet werden kann. Die treffliche Buchbinderarbeit erheischt ebenfalls unsere beypfällige Würdigung.

—pp—

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 14. November zum ersten Male und zum Benefice des Pensionsinstitutes: „Verrath aus Liebe, oder edle Rache und Weiblichkeit.“ Schauspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen (?) von Sigmund Gottlieb.

Nach Hans Sachs war es im Chaos so finster, daß selbst die Ragen einander nicht ausweichen konnten; — nicht ganz so finster ist es in dem heutigen Stücke, dessen Inhalt jedoch eine Art von Chaos ausmacht, dem wir mit dem besten Willen kaum eine Spur von Licht abzugewinnen vermochten. — Eine Königin von England ist, wie es scheint, auf der Flucht vor dem Parlamente, und nahe daran, von dem Heere desselben aufgegriffen

zu werden; da hilft ihr ein Herr Clifford aus der Klemme, welcher, eben im Begriffe, seine Braut zum Altare zu führen, der Fürsinn den Schleyer überwirft und sie glücklich durch die Späher bringt; Malwina, die Braut, wird darüber wahnsinnig. Nachmals kehrt zwar der vermeintliche Treulose zu seiner Geliebten zurück, um sich zu rechtfertigen; allein sie verräth ihn den Soldaten des Parlaments und er wird zum Tode verurtheilt. Nun wird aber Malwina wieder ihrer Vernunft mächtig, ersinnt eine List, um die Vollstreckung des Urtheils zu verzögern, die Begnadigung kömmt an und die wieder vereinigten Liebenden verlassen zu Schiff England. — Man hört oft die Klagen dramatischer Dichter über Schwierigkeiten bey der Annahme ihrer Arbeiten von Seite der Directionen: diese Beschwerde erscheint ganz haltlos, wenn man das heutige Stück auf der Bühne gesehen hat; denn, wenn solche Jämmerlichkeiten einen Stapelplatz finden, kann billigerweise von Hindernissen keine Rede mehr seyn. Weder findet man aus der Handlung Motive oder Zusammenhang heraus, noch aus den Charakteren einige Bedeutung oder selbst aus der Sprache Funken von leidlicher Gewandtheit; es bewegt sich Alles matt, geistlos und ermüdend zum Ende, daß man wahrhaftig zum Himmel seufzt um Erlösung. — Doch, übergenug von einem Nachwerke, dessen Kritik in den Worten liegt, die der General, gegen den Schluß hin, aus Anlaß eines Briefes sagt: „Es ist lächerlich, über ein so elendes Geschreibsel auch nur ein Wort zu verlieren!“ — Die gute Laune, welche das Publicum über diese Auserung an den Tag legte, enthält die volle Würdigung der Novität. — Wegen ihres Fleißes in der Rolle der Malwina ist Mad. Fischer mit Lob zu erwähnen.

K. K. priv. Theater in der Josepstadt.

Am 18. November zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. Sommer: „Der Ziegeldecker.“ Posse mit Gesang in zwey Aufzügen nach Angelu.

Von einem Regengusse werden zwey Ziegeldecker veranlaßt, durch ein offenes Fenster zunächst dem Plaze, wo sie arbeiten, in das Zimmer eines jungen Mannes zu steigen, der eben ausgegangen ist, um sein Liebchen zu sehen. Den Einen von ihnen wandelt die Lust an, sich in die Kleider des Abwesenden zu werfen; dabey wird er überrascht, für den Bewohner des Stübchens gehalten, welcher der unbewusste Sprößling einer alten, edlen Familie und Erbe eines großen Vermögens ist, und gewaltsam zu seinen vermeintlichen Verwandten gebracht. Sein ungeschicktes, gemeines Betragen gibt das selbst vielen Anstoß; doch eine plötzlich ausgebrochene Feuersbrunst, bey welcher er seinen jungen Mann rettet, löst den Knoten, enthüllt seinen Stand und setzt den eigentlichen Erben in die ihm gebührenden Rechte, dann in den Besitz der Angebetheten, die seine Cousine ist. — Die Idee dieser Posse gehört einem anderen, bekannten Stücke, in welchem sie auch besser und umfassender ausgeführt ist; allein dessenungeachtet würde sie in der heutigen Bearbeitung ansprechen, wenn sie sich rascher, gedrängter, ohne Einschleffel abspielte; ohnehin reicht sie zur Ausfüllung eines Abends nicht aus und durch die Benennung „Posse“ würde dann der Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit u. dgl. wegfallen. Es ist allezeit vom Übel, wenn man, um einer Piece die gehörige Länge zu geben, Lieder, Scenen oder andere Zuthat dazwischen schachtelt, denn was dabey allens falls an Umfang gewonnen wird, geht zuverlässig an der Wirkung verloren, wie dieß sich mit der genannten Neugierde bestätigte. Ubrigens zeugt die Wapitirung für unsere Bühne von Geschick, und das Publicum lachte recht herzlich über manche drolligen Einfälle. — Mit der Darstellung hatte man Ursache ziemlich zufrieden zu seyn, da die Hauptrolle sich in den Händen des Hrn. Kott befand, eines Komikers, dessen Talent genugsam bekannt ist, um voraussetzen zu lassen, daß er eine, an sich nicht brillante Partbie, nach Möglichkeit herauszupuken im Stande seyn werde. Ein sehr hübsches Strophentied mußte Hr. Kott wiederholen. Hr. Sommer gab den Cameraden des Ziegeldeckers in Spiel und Gesang entsprechend, auch Dlle. Reimbeck, Mad. Klein und Mad. Dietrich genügten in ihrer untergeordneten Stellung. Der Beyfall hielt sich am Schlusse des Stückes in sehr gemessenen Schranken.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 24. November 1835.

141

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(Fortsetzung.)

Die Mädchen waren auf dem Wege, sich zu entfernen, als Wether Anselm wie ein toller Mensch die Treppe herauf und in das Zimmer stürzte mit dem Ausrufe: „Jetzt ist es richtig! Hab' ich's nicht gesagt? Vermuthung! o mit Eurer dummen Vermuthung! Hier steht's geschrieben: er ist kein vermuthlicher, er ist ein wirklicher Lump!“

„Ich weiß nicht, Wether,“ zürnte der Oberrevisor, „wie ich zu der Ehre komme, die Ausbrüche Eurer Ungezogenheit in meinem Hause ertragen zu sollen. Was habt Ihr? Was wollt Ihr? Drückt Euch vernünftig aus, wenn Ihr etwas Vernünftiges zu sagen habt, sonst muß ich bitten, mich mit Euren Besuchen zu verschonen.“

Wether Anselm kam durch diese Anrede zu besserer Besinnung. „Ich wollte Euch nur sagen, Wether Oberrevisor,“ begann er in gemäßigterem Tone, der endlich in's Weinerliche überging, „da habe ich so eben einen Brief bekommen, der die vorläufige Nachricht meines Amsterdamer Correspondenten leider bestätigt, daß der Onkel in Brasilien um alles Vermögen gekommen und wahrscheinlich die Rückreise nach Europa bereits angetreten habe. Denkt Euch, um Gotteswillen, Wether! das ungeheure Vermögen geschmolzen und unsere so gerechte Hoffnung zu Wasser geworden! Ich könnte wahnsinnig werden, wenn ich nicht fürchten müßte, auch mein bißchen sauer erworbenes Vermögen einzubüßen. In Eurem Hause wohnt ja, wie verlauten will, ein Mann, ein Stern, der in Rio-Janeiro gewesen seyn, sogar einen jungen Kerl aus besagtem Orte bey sich haben soll; habt doch die Güte, mir solchen zur Stelle zu schaffen, um ihn ein wenig abzuhören über die Localitäten, und vielleicht noch etwas zu retten aus dem ungeheuren Schiffbruche.“

„Von wem ist Euer Brief?“ fragte der Oberrevisor.

„Von einem ehemaligen Handlungsdiener des Hauses Ledago et Comp., dessen Chef der Herr Onkel war, und wahrscheinlich in dessen Auftrag geschrieben, um uns vorzubereiten auf seinen vermüthet angenehmen Besuch. Ich

bitt' Euch um alles in der Welt, schafft mir den Rio-Janeiroer zur Stelle, daß ich ihn ausforsche, inquirere, um guten Rath foltere.“

In diesem Augenblicke trat Stern selbst ein, den eine andere Angelegenheit in's Zimmer gerufen haben mochte. „Ich bitte um Verzeihung,“ sagte er, als er Vetter Anselm erblickte, „wenn ich stören sollte.“

„Nicht im geringsten!“ entgegnete der Oberrevisor, „Sie kommen im Gegentheile ganz erwünscht. Mein Vetter Anselm wünscht einige Auskunft über einen Ihnen schon bekannten Gegenstand, unsern Onkel in Rio-Janeiro betreffend, zu erhalten, da Sie dort gewesen sind.“

„Mit Vergnügen!“ wandte sich freundlich Stern zu Anselm; „was haben Sie für Nachrichten von dem Onkel?“

„Für's erste,“ begann Anselm, „sagen Sie mir, theurer Mann aus Rio-Janeiro, haben Sie dort das Handlungshaus Ledago et Comp. gekannt?“

„O wohl!“ antwortete Stern; „sein Chef war ein Deutscher.“

„Richtig!“ fiel Anselm ein, „eben unser Oheim, der Tausendsassa! War das Haus reich?“

„Es hatte drey eigene Schiffe zur See,“ erwiederte Stern, „und man zählte es unter die Handlungshäuser ersten Ranges.“

„Da hört Ihr's!“ schrie Anselm, „Gott im Himmel! drey Schiffe zur See, ein Handelshaus ersten Ranges, und dieser Chef, der über Vielmalhunderttausende gebot, jetzt ein Bettler!“

„Was sagen Sie?“ unterbrach ihn Stern, „haben Sie Nachrichten?“

„Leider die entsetzlichste Nachricht, daß er um Alles gekommen ist,“ versetzte Anselm.

„Wahrscheinlich durch die heillosen Umwälzung in diesem Lande,“ entgegnete Stern, „die so manchen Nichteingebornen um Vermögen und Existenz gebracht hat.“

„Oy was! Umwälzung!“ eiferte Anselm. „Laß Alles sich umwälzen, sein Vermögen bringt ein kluger Mann bey Zeiten in Sicherheit, ehe das Umwälzen angeht.“

„Sie scheinen die neueste Geschichte dieses Landes und seine inneren politischen Verhältnisse nicht zu kennen!“ bemerkte Stern.

„Was hat mich die Geschichte dieses heillosen Landes interessirt?“ antwortete Anselm. „Ich sage nur, der Oheim hätte klug seyn und sein Schäfchen, oder vielmehr seine Schafe, in's Trockene bringen sollen. Aber da denkt man im Übermuth nicht an seine armen Verwandten in der alten Welt; man lebt sorglos fort, und wenn das Unglück geschehen ist, so steht man mit offenem Maw—Munde da, und wundert sich, daß die Herrlichkeit ein Ende hat. Nein! so impertinent saumselig und unklug hätte ich den Onkel bey solchem Vermögen nicht geglaubt; ich könnte ihm in's Gesicht lachen wegen seiner Dummheit, wenn mir nicht das Herz bräche bey dem Gedanken an den unerseßlichen Verlust, der mich meinem Grabe um zehn Jahre näher bringt.“

„So viel ich weiß, war Ihr Herr Onkel ein sehr vorsichtiger Geschäftsmann, der nur durch ein nicht vorherzusehendes, unabwendbares Unglück in solchen Nachtheil kommen konnte,“ sagte Stern, „Sie würden das begreifen, wenn Sie, wie gesagt, nicht so ganz unbekannt mit den dasigen Verhältnissen wären.“

„Und überhaupt,“ fiel der Oberrevisor ein, „stände es Euch besser an, Better, von dem Onkel mit mehr Schonung und Ehrerbietung zu sprechen, die sein Unglück jetzt doppelt erheischt. Ihr konntet sonst ja nicht genug preisen, was das für ein vortrefflicher Mann sey.“

„Das hab' ich gethan, ja! ich gesteh's,“ entgegnete Anselm, „so lange er Geld hatte; jetzt ist es mit dem Respective aus.“

„Das sind sehr niedrige Gesinnungen, mein Herr Anselm!“ sagte Stern unmuthig.

„Er verdient keine höheren, der Unvorsichtige, der Schlucker!“ polterte Anselm.

„Better! ich muß bitten, Euch anständiger auszudrücken oder Eure Wege zu gehen!“ sprach heftig der Oberrevisor.

„O lassen Sie ihn nur!“ sagte Stern, „er muß sein Schicksal erfüllen. Glauben Sie denn, Sie kluger Herr Anselm! daß dem guten Onkel ein solcher großer und unverschuldeter Verlust nicht näher geht als Ihnen?“

„Schwerlich! Unmöglich!“ schrie Anselm.

„Daß vielleicht sein einziger Trost in dem Gedanken liegt, zwey Neffen in Europa zu besitzen, bey denen er Unterkunft finden kann?“

„Unterkunft? bey mir?“ fragte Anselm spöttisch, „ich habe keinen Platz für ihn, er soll nur bleiben wo er ist.“

„Und Sie wollten Ihren alten Oheim abweisen, wenn er vertrauensvoll vor Sie träte und um Dach und Fach bäte für den Rest seines Lebens?“ fragte Stern.

„Kann ihm nicht helfen,“ erwiderte achselzuckend Anselm, „warum hat er auf das Seinige nicht besser Acht gegeben!“

„Wenn er sagte: Nefte! ich hab' es mein Lebenslang mir sauer werden lassen für Euch; nun hat mich das unverdiente Unglück getroffen; du hast zu leben, nimm mich auf und gönne mir ein Plätzchen in deinem Hause und an deinem Tische —“

„Wie gesagt: mein Haus und mein Tisch ist besetzt.“

„So würde ich ihn aufnehmen,“ sagte der Oberrevisor, der seinen Zorn nicht länger bezähmen konnte, „und sollte ich, mein Weib und meine Kinder uns am Munde abbrechen, was der Oheim bedarf; nicht wahr, Mutter? nicht wahr, Kinder?“ Diese nickten beyfällig.

„Ich bitt' Euch, Better!“ fuhr der Oberrevisor fort, „verlaßt mein Haus und kommt mir nie wieder über die Schwelle. Euer Herz ist ein Geldsack, und mit solchen Menschen mag ich nicht verkehren.“

„Und Euer Herz ein Bettelsack!“ schnaubte Anselm und wollte rasch das Zimmer verlassen.

„Halt!“ rief Stern mit gebietendem Tone, „halt, armer Sünder! höre erst dein Urtheil! Ich bin der Onkel Ernst! — Ich kam nach Europa zurück, den Rest meines Lebens fern von den Stürmen einer bewegten Nation unter den Meinigen zuzubringen. Ich bin reich, viel reicher als du, schlechter Anselm! ich wollte Euch wohlthun, aber ich wollte erst prüfen, ob Ihr's bedürftig und würdig wäret. Der letzte Brief an dich, Glender! ging von mir aus, um mich zu überzeugen, ob wirklich die Geldgier bey dir über alle menschliche Empfindungen siegen würde. Es ist geschehen! Du hast mir die Thüre gewiesen, ich weise sie dir auch!“

Anselm's Gesicht ist schwer zu beschreiben. Der Übergang vom Zorne zum Schreck, vom verzweiflungsvollen Staunen bis zu gänzlicher todtbleicher Vernichtung hätte einem Maler zum Studium dienen können. Er starrte den Oheim an, die Lippen bewegten sich convulsivisch, um etwas zur Entschuldigung vorzubringen, aber Kehle und Zunge versagten den Dienst.

Der Onkel wendete sich verächtlich von ihm ab zu den Andern, deren freudiges Erstaunen, namentlich auf den mit einem Rosenhauche übergossenen Gesichtern der Mädchen, einen lieblichen Gegensatz zu Anselm's Frage bildeten.

„Ihr wolltet mich aufnehmen,“ sagte Stern, des Oberrevisors und seiner Gattinn Hände drückend, „ich vermuthete das, darum zog ich zu euch. Ich wollte euch näher kennen lernen, die schon der Ruf mir als gut geschildert hatte; ihr gabt mir die Mittel selbst in die Hände. Ich habe euch erkannt und euch meine ganze Liebe zugewendet. — Nun, und wie stehen wir jetzt mit einander, meine geliebten Großnichten? habt ihr dem Oheim nicht übelgenommen, daß Stern euch mit seinem Heirathsantrage in die Enge getrieben hat? O ihr närrischen Mädchen! wie konntet ihr glauben, daß ich in meinen Tagen mich noch auf dieses Feld wagen wollte? Nein, Kinder! so ungerecht ist er nicht, daß er ein blühendes Mädchen um seine Jugend betröge. Aber eure Herzen, eure Tugend, euren Gehorsam wollte ich auf die Probe stellen; ich wollte die Freude haben, zu sehen, welcher Geist meine Großnichten bewohnt. Sag, Rosalie, sanfte liebe Seele, hättest du mich genommen zum Manne, wenn deine Eltern es gewünscht hätten?“

Rosalie schlug die Augen nieder und lispelte: „Ich war es fest entschlossen.“

„Und du, mein fröhliches Finkchen Caroline?“

„Ich hätte Sie genommen,“ antwortete diese, „aber ich hätte Ihnen nicht verhehlt, wie mir's ums Herz ist.“

„Und was hätten Manuel und Arens dazu gesagt?“ fragte er beyde leise.

Ein hohes Erröthen war die Antwort.

„Wollt ihr, daß ich etwas für euch thue, so umarmt mich,“ sagte er lachend.

Und die Mädchen flogen an seinen Hals, und er küßte beyde mit väterlicher Innigkeit und sagte: „Gott segne euch! ihr verdient es, denn ihr seyd gut.“

(Der Schluß folgt.)

E r m a n n u n g.

Von Ernst Freyherrn von Feuchtersleben.

Wenn der letzten Sterne bleicher Schimmer
Deiner Jugend schwindend Bild erhellt,
Blickst du, schmerzlich scheidend, auf die Trümmer
Deiner schönen, früh zerstörten Welt:
Ach! wo seyd ihr, liebgeword'ne Träume?
Klagend schallt der Ruf durch öde Räume.

Un'res tiefsten Herzens hangen Fragen
 Wird Erwid'ring nicht, so lang es schlägt;
 Der Verzweiflung lauten Jammerklagen
 Steibt die Schöpfung still und unbewegt;
 Glück und Elend deckt derselbe Hügel —
 Seine Blumen säthelt Zephyrs Flügel.

Trau're nicht! nur eine Thräne schenke
 Dem, was dir doch keine wiederschafft;
 Scheide männlich! neubelebt gedenke
 Deiner Menschenwürde, deiner Kraft;
 Senk' dein Aug' auf's Schicksal deiner Brüder —
 Und, von Muth durchblitzt, erhebe' es wieder!

And're Pflichten gibt es, als beschauen
 Wie die Rose deines Glücks verblüht;
 Sieh' nur, wie das Leiden, voll Vertrauen,
 Rettung stehend, in dein Auge sieht;
 Da, da sind die Zwecke deines Lebens —
 Da hin alle Kräfte deines Strebens!

Correspondenz = Nachrichten.

München, im October 1835.

(S c h l u ß.)

Bewunderungswürdig war die sinnreiche Anordnung des Ganzen, nicht die geringste Störung, kein Unfall unterbrach den materischen, lange dauernden Zug, der sich in einem Kreise von einer Stunde vor uns in der pünctlichsten Ordnung bewegte. Lauter, herzlich Jubel scholl von den Höhen in die Ebene, in das königliche Gezelt, in die königlichen Herzen, denen diese Überraschung galt! Natürlich leitete eine uns leicht erkennbare Hand dieses noch nie erlebte, bedeutungsvolle Fest, so wie die abwechselnden, interessanten Aufzüge, und hatte geraume Zeit vorher die nöthigen Anstalten getroffen. Erfreulich ist es aber für den unbefangenen Beobachter, der sich überzeugen konnte, daß tausend Herzen mit begeisteter Liebe sich dem ordnenden und vorbereitenden Geiste desjenigen angeschlossen, der diesen Tag zu einem für die Geschichtsbücher Bayerns unvergeßlichen stempelte und dem glücklichen, beneideten, königlichen Herrscherpaar durch das schöne, gemeinschaftliche Zusammenwirken und Ineinandergreifen, durch diese Harmonie das höchste Glück der Könige vergegenwärtigte, geliebt zu werden!

Der Ober- und Untermainkreis, der Rezatkreis, überhaupt die entferntesten Kreise des Königreiches konnten leider nicht Theil nehmen. Inzwischen repräsentirten sie sich durch Hunderte, die herbeieilten, und übertrugen diesen ihre patriotischen Gesinnungen und Gefühle. Eine innige Verschmelzung der Altbayern von der Isar, vom Inn und der Donau mit jenen des Mains von seinem Absturz von den Gipfeln des Fichtelgebirges bis zu den Rebgeländen hinunter, so wie der Oberpfälzer an der Waldnaab, Bits und am Regen und der Anwohner der schwäbischen und fränkischen Rezat u. s. f. unter den Augen eines gütigen, weisen und schöpferischen Königs, die liebende Gattinn zur Seite mit den aufblühenden, hoffnungsvollen Sprösslingen, umgeben von Tausenden und von Tausenden in Einem Freudenrufe mit hiederm Grusse empfangen und begleitet; bietet dies nicht ein Gemälde dar, welches Thränen entlockt? — Der König beging mit seinem Volke im eigentlichen Sinne ein großes, patriarchalisches Familienfest. Mächte es sich in 25 Jahren mit dem nemlichen Aufschwunge, mit dem nemlichen, von Freude bewegten Herzschlag dem Jubelpaare erneuen, das über Bayern segenvoll waltet! Wer dachte an diesem Festtage nicht der unglücklich Verirrten, die von politischem Wahne hingerissen, von thörichten Reformationstheorien umnebelt, gerechter Strafe verfielen? Männer und Jünglinge, dem Schoosse achtbarer Familien angehörig, Männer von Talent und Bildung küßten in ihren Gefängnissen, während 80,000 freudeberauschte Bayern ihrem Könige und ihrer Königin unter freyem Himmel das Vivat zuauchzten!

Der Anblick des Festtages hätte tiefe Reue in den Verirrten erwecken und sie zur treuesten Anhänglichkeit begeistern müssen!

Am 5. October sahen wir den Zug der Patester- und Feuerschützen unter Vorantritt der Schützenmeister, des Pritschenmeisters und der Zielerbüben in alterthümlichem Costüme, in der Reichsfarbe aus Kaiser Ludwig des Bayerns Zeit, durch die Straßen nach der Theresienwiese ziehen, wo mehr als 600 Schützen nach der Scheibe schossen. — Am 6. October fand das olympische Wagenrennen Statt, das wieder Tausende ins Freye lockte, obgleich nur sechs Wagen nach antiker Structur ihren Versuch machten. Die königliche Familie beehrte auch diesen Wettkampf mit ihrer Gegenwart. Die antiken Gewänder der Wettrennenden machten einen wohlthätigen Eindruck. Besonders zeichnete sich der Führer des ersten Wagens, der Sr. königl. Hoheit dem Herzog Max Viktenfeld gehörte, durch seine edle, blühende Figur aus, welchem das altgriechische Costume vortrefflich stand. Noch begünstigte ein ruhiger Himmel die Theilnahme an diesen Nachfesten. — Der später, am 10. October folgende Wettringkampf und das Radlaufen, von den Bäckern und Wagnern aufgeführt, wurden schon durch Sturm und einsetzenden Regen gestört.

Die athletische Kraft und Gewandtheit der Bäder, welche aus jungen und kräftigen Männern gewählt wurden, gewährten den Tausenden von Zuschauern viel Vergnügen. Die Art der zweckmäßigen, die Formen des Körpers hervorhebenden Bekleidung gefiel jedem Auge, das die freye, edle Bewegung der antiken Kämpfer in plastischen Uebersieferungen kennt. Der allerhöchste Hof verschönerte durch seine Anwesenheit das Schauspiel.

Die Luftfahrt des berühmten Aërostaten Reichard aus Leipzig, als Schluß der Feyerlichkeiten, weil das Regenwetter das übliche Feuerwerk unausführbar machte, gelang ganz vortrefflich. Leider entrückten Schneewolken den geschickten und kühnen Luftsegler zu bald dem Auge. Reichard schiffte durch die Lufräume mit einer solchen Leichtigkeit, als durchschnitte er mit einem leichtgezimmerten Rahn eine ruhige Seefläche. Die Resultate seiner Fahrt geben der Wissenschaft interessante Bereicherungen.

Ich komme nun zum letzten und in der Geschichte Bayerns wichtigen Tage, zum 13. October, an dem unter großer, zugleich kirchlicher Feyerlichkeit in Gegenwart Sr. Maj. des Königs auf dem Max-Josephsplatze das Monument des Königs Max Vormittag enthüllt wurde. Alle Gemüther ergriff ein frommer Schauer, als im Augenblicke der Enthüllung einige Pulsschläge lang sich die Wolken des trüben, rauhen Himmels theilten, und der erwärmende, goldene Lichtstrahl der Sonne auf die Metallspitze des kolossalen, auf einem Stuhle ruhenden, und die Rechte segnend ausstreckenden Königsbildes, wie Beyfall spendend, fiel, und sie mit einer glänzenden Glorie umzog. Was es der Genius des Verewigten? Als man an seinem Namenstage, dem letzten seines milden und gütewollen Waltens, den Grundstein zum Monumente legte, stand der geliebte Monarch, ganz unbemerkt, einen seiner Enkel auf dem Arme, zwischen den halbgeöffneten Vorhängen eines Fensters jenes Residenzflügels, der nun als prachtvoller Königsbau imponirt, und weinte, als er die feyerliche Handlung sah.

Die Ausführung des kolossalen, würdevoll und feyerlich ruhenden Bildes und die Leichtigkeit der drappirten, antiken Gewänder, so wie die ganz gelungene Ähnlichkeit werden von Allen bewundert. Der Fuß ist, wie das plastische Werk selbst, ein Meisterswerk in allen seinen Theilen, von unten nach oben, und von oben nach unten, wie ein Referent für die allgemeine Zeitung sehr treffend bemerkte. Die Figur schaut von Osten nach Westen, vielmehr das Antlitz ist westwärts gewendet, in der Linken, die zwanglos auf der Lehne ruht, hält er das königliche Scepter; der linke Fuß ist vorwärts gestreckt, und Sie glauben, der König hebe an, sich ganz unbemerkt zu erheben und — die rechte Hand wohlwollend zum Segen in edler Haltung emporhaltend, die Segensworte über seine dankbare Stadt München auszusprechen.

Die Embleme rings um den Cubus sind geistreich gedacht und mit Meisterhand vollendet. Deutschland dürfte kein großartigeres, schöneres Denkmal besitzen, das den Kunstanforderungen so vollkommen entspräche!

Am 14. October verkündete uns der Donner der Kanonen und später ein festliches Geläute, daß die angebethete Landesmutter, die Mutter theurer Sproßlinge des immer blühenden, erlauchten Geschlechtes der Bayern, selbst noch blühend und voll Anmuth und Milde, die Feyer Ihres Namens begehrt. Der Kreis der Feyerlichkeiten ist geschlossen, aber die Säle sind geöffnet für Fremde und Einheimische, welche die edlen Werke der Malerey und des Kunstfleißes, der Cultur und der Industrie beschauen wollen. In dem Jesuitengebäude sind die Werke der Künstler in

mehreren Zimmern; in den Sälen des Odeums die Erzeugnisse des Gewerbs- und Kunstfleißes wie im verfloffenen Jahre ausgestellt. über die Kunstausstellung werde ich Ihnen nachträglich berichten. Sie bietet einen großen Reichthum des Vortrefflichen dar.

Der allgemein bewunderte *R ö n i g s b a u* ist nun auch im Innern vollendet. *J. M.* haben bereits die schönen, mit den edelsten Kunstproductionen geschmückten Appartements bezogen. Kein europäischer Herrscher kann sich rühmen, in seinen Gemächern durch mehr vollendete Kunstgebilde der Malerey zu wandeln, aber auch kein deutscher Fürst glüht inniger für deutsche Kunst und für deutsche Poesie, als König *L u d w i g*, dessen große Seele und rastlosen Schöpfergeist fortan die erhabensten Ideen beschäftigen.

V i t e r a t u r.

„Geschichts- und Erinnerungskalender für das Jahr 1836. Ein nützliches Tagebuch für alle Stände u. c.“ Von *R. A. Schimmer*, mit Beiträgen von *Dr. J. W. Fischer*. Wien. *Sollinger*.

Der Gedanke dieses Kalenders ist ein überaus glücklicher und auch durch die Würdigung des Publicums vielfach anerkannter. Der vorliegende Jahrgang tritt würdig in die Fußstapfen seiner Vorgänger, ja, er dürfte in Einzelheiten noch vollkommener geworden seyn. Ohne auf eine Herzhaltung der Rubriken einzugehen, bemerken wir daher bloß, daß die Freunde dieses Buches wieder volle Ursache haben werden, mit dem Inhalte zufrieden zu seyn, der mit großer Sorgfalt und treffender Umsicht zusammengestellt ist, während der thätige Verleger durch eine musterhafte Ausstattung das äußere Gewand zu einem höchstgefälligen Anblick gestaltete. Von den Bestandtheilen des Textes machen wir auf den unter VII. „Die Vorkäpfe Wiens“ aufmerksam, welcher mehrere sehr interessante und gewiß viele noch fremde Daten liefert, die Jedem hochwillkommen seyn werden. Für die Unterhaltungslustigen ist durch eine Auswahl pikanter Anekdoten und gefungener historischer Aufsätze, Biographien u. dgl. gesorgt, auch gemeinnützige Mittheilungen der mannigfaltigsten Art erhöhen den Werth des „Geschichts- und Erinnerungskalenders“, der ohne Zweifel zu den vorzüglichsten Erscheinungen in dieser Gattung gerechnet werden darf.

—pp—

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Concerte der dreyzehnjährigen Violinspielerinn *Therese Ottavo*.

Unter den Neuigkeiten an unserem Hofopertheater, welche nicht ganz spurlos vorübergegangen sind, verdienen die Productionen dieses talentvollen Kindes ohne Zweifel Beachtung und öffentliche Erwähnung. Ein dreyzehnjähriges Mädchen als Violinspielerinn ist an und für sich eine so außergewöhnliche Erscheinung, daß sie schon ihrer Seltenheit oder Seltsamkeit wegen, auch ohne den Zusatz: Schülerinn der *H. S. Paganini* und *Veriot*, auffallen muß. Ob das Violinspiel überhaupt, wie schon öfter gefragt worden, für das weibliche Geschlecht passend oder fleidsam sey, wollen wir hier nicht untersuchen; am Ende ist es wohl nur das Neue, Ungewohnte der Erscheinung, was jene Frage veranlaßt hat, und wer mag bestimmen, was die kommende, ja die nächste Zeit auch in der Kunst nicht alles billigen oder verwerfen werde! Der oben erwähnte Zusatz indessen nimmt unsere Aufmerksamkeit auf andere und höhere Weise in Anspruch, denn es läßt sich voraussetzen, daß *Paganini* und *Veriot* sich schwerlich würden öffentlich als Lehrer proclamiren lassen, wenn nicht das Talent der Schülerinn, ob nun von ihnen entdeckt oder nur ausgebildet, einen solchen Empfehlungsbrief rechtfertigte. Für ein dreyzehnjähriges Mädchen sind diese Leistungen allerdings bewundernswürdig, und wir glauben daher, uns auf die Richtigkeit jener Angabe verlassen zu können. Die Reinheit, Fertigkeit, ja nicht selten die Kühnheit und Energie des Spieles zeugen eben sowohl von innerem Verufe, als von fleißiger, verständiger Benützung so glänzender Lehren und Beispiele. Die junge Virtuossinn spielte an vier verschiedenen Abenden Variationen von *Veriot*, *Mayseder* und *Paganini*, letztere, wie es hieß, eigens von dem Meister für seine Schülerinn componirt. In *Paganini's* äußerer Manier und Form sind sie allerdings, und wir nehmen an, daß

er in Beziehung auf die innere Mitgift, so wie auf technische Schwierigkeit, jene Grenzen im Auge behielt, welche ihm der Standpunct seiner Schülerinn vorschrieb. Die Productionen des begabten Kindes wurden mit vielem, jedesmal wachsenden Beyfall aufgenommen, und wir zweifeln nicht, daß Therese Ottavo, wenn sie sich zu einer weiteren Kunstreise entschließt, überall die ehrenvolle Würdigung ihres so früh entwickelten Talentes finden werde.

Den 17. November zum ersten Male: „Acht Monate in zwey Stunden, oder Lohn kindlicher Liebe.“ Historisches Ballet in fünf Acten und zwey Theilungen von L. Casati. Musik vom Capellmeister Pugnny.

Die Handlung dieses Ballets ist, wie sich schon aus dem Titel entnehmen läßt, der bekannt, in diesen Blättern bereits ausführlich besprochenen Donizetti'schen Oper nachgebildet und trifft in den Hauptfachen mit der dort vorgestellten Begebenheit überein. Der Stoff ist an und für sich nicht uninteressant und bietet zu manchen recht effectvollen Scenen und Situationen Gelegenheit, welche denn auch mit mehr oder weniger Geschick benützt worden ist. Schade ist es nur, daß die einfache Geschichte von der Großthat eines liebenden Kindes hier mit so vielen außerwesentlichen Anhängeln von Personen, Sachen und Beziehungen überladen, und dergestalt in die Länge gezogen ist, daß man das eigentliche Factum, um das es sich handelt, ganz aus dem Gesichte verliert und also auch in seiner Theilnahme zerstreut und abgezogen wird. Diesen Mangel haben überhaupt viele der neuen Ballets; man sieht es ihnen an, daß sie für die Dauer eines Theaterabends förmlich in die Länge und Breite gestreckt sind; allein was sie so an Umfang gewinnen, verlieren sie an Klarheit, Fasslichkeit und Interesse; eine Menge von Motiven und Beziehungen, welche pantomimisch überhaupt gar nicht oder nur unvollkommen auszudrücken sind, werden weder durch die Dehnung noch durch die Wiederholung solcher Scenen klar, und selbst der höchste Affect verliert seine Wirkung, wenn er über seinen Culminationspunct hinaus verlängert und gleichsam breit gedrückt wird. Mit ein paar umsichtigen Kürzungen der eigentlich pantomimischen Scenen ließe sich dieses Ballet, dessen Stoff, wie gesagt, nicht ohne Interesse ist, zu einem recht wirksamen Ganzen herstellen. — In der Darstellung that sich Mad. Casina Muratori in der Hauptrolle durch jene Wahrheit und Schönheit des mimischen Ausdruckes hervor, die allen ihren Leistungen einen so hohen Kunstwerth verleihen. Nicht minder wirksam führte auch Hr. Casina, der durch seine pantomimischen Erfindungen eben so achtenswerth ist als durch seine Darstellungen, die Parthie des Grafen Gorsky aus. Auch die H. Stöckl und Pitrot erwarben und verdienten in ihren Rollen Beyfall. — Unter den tanzenden Personen machten sich die Dlle. Rabel und Kimée Gauthier, durch ein recht charakteristisches russisches Pas de deux bemerkbar. In den Schlußstücken zeichnete sich Dlle. Schlangozsky durch ihre außerordentliche Bravour, Dlle. H. Elsler durch ihre immer sichtbarer werdenden Fortschritte und Hr. Crombé durch seine graziöse Virtuosität aus. In einem Pas de deux, gezanzt von Hrn. Casati und Dlle. Mimi Dupuy, staunte man über die Pirouettes des ersteren und bewunderte die zwar nicht bravourartige, aber doch eben so kunst- als naturgemäße Grazie der letzteren. — Die Ausstattung des Ballets an Costumes und Scenerien (von denen eine nordische Winterlandschaft nebst der Überschwemmung des Flusses Kama besonders großen Effect machte) verdient alles Lob. Die Musik von dem als Balletcomponisten bereits bewährten Capellmeister Pugnny ist gefällig, melodios und der Handlung wie der Situation entsprechend.

(Mit Nr. 47 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 26. November 1835.

142

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Die Hausgenossen.

(Schluß.)

„Höre, Nefse Oberrevisor!“ wandte Stern sich zu diesem, „ich habe mir nun einmal das Hochzeitmachen in den Kopf gesetzt, und so muß ich dich bitten, mir behülflich zu seyn, daß es, da ich als Bräutigam abgetakelt bin, dennoch zu Stande kömmt. Ich trete nun als Freywerber vor dich und deine liebe Gattinn hin, und bitte um Rosaliens Hand für — nun, für wen?“ fragte er diese, „soll ich ihn herbeyrufen? — Ich will's nur sagen, was ihr Mund nicht zu bekennen wagt: für meinen Manuel, den ihr kennt und liebt.“ — Vater und Mutter gaben mit Freuden ihre Zustimmung.

„Nun kommt mein lustiges Carolinchen an die Reihe,“ fuhr der Onkel fort; „wer wünscht um dich zu werben? gesteh' es, sonst sprech' ich kein Wort.“

Caroline zauderte einen Augenblick, dann sagte sie in anmuthiger Verlegenheit: „Der Lehrer des Bräutigams meiner Schwester hat nebenher die Mühe übernommen, mich über die Wünsche seines Herzens — nicht mit Worten — nur mit Blicken zu belehren, die die gelehrige Schülerinn verstehen lernte. Ich glaube, theurer Großoheim! er meint es herzlich und treu.“

„Bravo, das ist aufrichtig! Also, Papa und Mama, Herr Arens wünscht Fräulein Caroline Kenner zum ehelichen Gemahl zu erhalten. Gebt auch hiezu in Gottes Namen eure Einwilligung, für ein Amt will ich sorgen, wenn er nicht vorzieht, mit Manuel in Compagnie zu treten und nebenbey dessen und seine eigenen Kinder zu erziehen.“ — Man schlug ein.

„Sieht er, mein schlechter Nefse,“ wollte sich der Onkel zu Anselm wenden, als man erst gewahrte, daß dieser in aller Stille davon geschlichen war.

„Auch gut!“ sagte Ernst, „er trage die Folgen seines gefühllosen Herzens und komme mir sobald nicht in die Nähe. Aber jetzt zu den Bräutigams. — Wolltest du wohl, mein gutes Rosalchen, in Begleitung deines Schwesterleins Caroline die Güte haben, dich hinauf zu verfügen, wo Manuel und Arens, unbewußt ihres Glücks, wahrscheinlich von euch und ihren Hoff-

nungen sprechen, und sie bitten, herabzukommen und ihre Worte gebührenderweise selbst anzubringen?“

Rosalie und Caroline blickten Vater und Mutter an, und auf einen zustimmenden Wink flogen sie zur Thüre hinaus.

Der Onkel sah ihnen nach und sagte nach einer Weile mit schmerzlicher Erinnerung: „Dieses Glück habe ich selbst nicht erlebt; meine einzige Liebe wurde mir vor zwanzig Jahren begraben; aber es muß die höchste Wonne des Erdenlebens seyn, den einzigen, alles überflügelnden Wunsch des Herzens erfüllt zu sehen, das beweisen die freudeglühenden Gesichter der Mädchen. Nun, Gott mache sie glücklich! mein und euer Glück erblüht neu in dem ihrigen. Aber sage nur selbst, lieber Nefte Oberrevisor! wie sich das so herrlich gefügt hat! der rasche lustige Manuel und die sanfte Rosalie, der stille Arens und die lebhafteste Caroline! — Die Mischung ist gut, der Klang wird rein werden.“

Mittlerweile stürmten die Brautpaare die Treppe herab und herein — wer beschreibt den Ausbruch der Gefühle glücklicher Menschen in dem Alter der höchsten und feurigsten Lebenskraft, die Herzen voll der edelsten Gesinnungen?

Manuels Entzücken überstieg alle Grenzen. Er drückte sogar im Vorbeygehen die gute Hanne dergestalt an die Brust, daß das gute alte Mädchen einen hellen Schrey des Schmerzes ausstieß und nicht begreifen konnte, wie Rosalie, das zarte Kind, es wagen wollte, den Liebkosungen des wilden Menschen sich auszusetzen.

Manuel und Rosalie saßen in der Geißblattlaube, versenkt in die Wonne der seligsten Erfüllung ihrer Wünsche. Arens strich mit Carolinen im Garten umher, und bey jeder Anhaltstation lohnte ein Kuß den Glücklichen. Onkel Ernst saß mit Vater und Mutter Renner im Gartenhause.

„Ich bin euch die Erzählung schuldig,“ sagte jener, „wie ich zu Manuel und zu dem schnellen Entschlusse gekommen bin, nach Europa zurückzukehren; ich will es kurz machen. Du wirst wissen, lieber Oberrevisor, wie seit Jahren Brasilien vom Parteigeist zerrüttet wird, der, seitdem Kaiser Pedro die Religionsduldung ausgesprochen, allen Einfluß auf die niederen Volksclassen übte, bis die Erbitterung der Eingebornen gegen die angesiedelten Europäer in offene und blutige Thätlichkeiten ausbrach. Schon längst mit dem Gedanken beschäftigt, Europa wiederzusehen, war ich jezt mehr als je entschlossen, ihn auszuführen und hatte bereits begonnen, meine Besitzthümer in sichere Papiere und Gold zu verwandeln, als ich eines Abends in Begleitung eines Dieners vom Hafen, den der herrliche Fluß des heiligen Januarius, welcher der Stadt den Namen gegeben, vor seiner Einmündung in die See bildet, zurückkehrte, wo ich einem englischen Capitän meiner Bekanntschaft Aufträge nach Europa gegeben und wegen der eigenen Überfahrt Maßregeln verabredet hatte. Nirgend Gefahr ahnend, wenden wir in die erste Straße ein, und befinden uns, ehe wir uns versehen, von einem Haufen Kreolen und Neger umringt, die, erhitzt von starken Getränken und mordlustig, mit ihren Messern bewaffnet an den Hafen hinabzogen, um mit den Matrosen europäischer Schiffe anzubinden. Mit dem Ausrufe: „Nieder mit den Weißen!“ fällt die Wande über uns her; mein Diener ist in einem Nu von mir getrennt, und ich erwarte jeden Augenblick den Todesstoß, als eine Sänfte

von Maulthieren getragen und von einigen Reitern begleitet, von einer der schönen Hafeninselfn zurückkehret und den Klumpen der Reuterer aus einander drängt. Ich rufe nach Hülfe; die Sänfte hält, ein Mann springt vom Pferde und bahnt sich den Weg zu mir; einige Diener folgen; schon ist er bey mir, schon habe ich mich mit seiner Hülfe aufgerafft, als ein Messerstoß, der wahrscheinlich mir gegolten hatte, ihn trifft und er mit einem dumpfen Schrey sterbend in meine Arme sinkt. In diesem Augenblicke rückt Militär heran, der Mörderhaufen stäubt aus einander, aus der Sänfte eilt die Gattinn des Gemordeten, ohnmächtig auf den blutigen Leichnam ihres Gemahls hinsinkend. Wir suchen ihr Hülfe zu leisten — vergebens! der gräßliche Anblick hat sie getödtet. Mit beyden Leichen kehren die Diener, von mir begleitet, zu ihrer Wohnung zurück. Freudig eilt ein junger Mensch aus dem Hause, die Eltern zu bewillkommen, und findet sie todt. — Es war Manuel. Noch seh' ich ihn stehen — erstarrt — ein Bild des namenlosen Jammers. Da gelobte ich dem Verwaisten Vater zu seyn. Ich führte ihn aus dem Hause der Trauer in das meinige; es gelang mir, seinen Schmerz zu mildern und sein Zutrauen, seine Liebe zu gewinnen: so wurde er mein Sohn. — Ihr könnt denken, daß mir nun der Aufenthalt in Rio-Janeiro verleidet war. Die Adoption *Manuels*, der beyläufig gesagt *Manuel Roderigo los Pados* heißt und der Sohn eines Staatsbeamten und Portugiese von Geburt ist, wurde von der Regierungsbehörde bestätigt und mir die Erlaubniß erteilt, dessen Besitzthümer zu veräußern. Ich eilte, solches ins Werk zu setzen, brachte in Beziehung auf mein Eigenthum in aller Stille einige Opfer, die wahrscheinlich zu dem ersten Gerüchte über das Schwanken meiner Geschäfte Anlaß gegeben haben, um nur recht bald ein Land verlassen zu können, wo, wie aus Allem hervorging, eine große Ummwälzung sich vorbereitete, die nun auch wirklich erfolgt ist und dem guten Kaiser den Thron gekostet hat.“

„Ich wollte euch die Freude machen, euch zu überraschen; ich setzte den letzten Buchstaben meines Namens ihm voran und nannte mich *Stern*. So kam ich hier an und ward durch ein glückliches Zusammentreffen euer Hausgenosse.“

„Ich sah *Manuels* aufkeimende Liebe zu *Rosalien*, und segnete voraus diese Verbindung, die meinen Sohn auch zu dem ewigen macht. Daß ich die lieben Kinder neckte, werden sie mir schon verziehen haben; ich wollte mich an ihrer kindlichen Tugend und an ihrem Erstaunen weiden, wenn der ältliche Freyer in einen liebenden Oheim sich verwandeln würde. Schelm *Anselm* beschleunigte die Auflösung des Knotens und das Glück der Kinder, — dafür soll er zur Hochzeit geladen werden, die heute über vier Wochen gefeyert werden soll, wenn es euch recht ist. Schreibt es nur gleich *Edmund*, daß er kommt und Großonkel und Schwäger kennen lernt.“

„Aber wo sind denn die Brautpärchen?“ fragte er. „Heda! *Manuel*! *Rosalie*! *Caroline*! *Urens*! wo seyd ihr? Heran, herein!“ — Diese hüpfen herbey.

„Ist es dir recht, *Manuel*, wenn in vier Monaten Hochzeit ist?“

„In vier Monaten?“ fragte dieser in gedehntem Tone.

„Nun ja! oder ist das zu lange?“

„O sehr zu lange!“ antwortete er und blickte liebetrunken *Rosalien* an.

„Nun also in vier Wochen. Ist das recht?“

„O ganz recht, du guter Papa!“ rief Manu e l, umarmte ihn und alle nach der Reihe.

„Ob wir nicht die glücklichsten Hausgenossen der ganzen Stadt sind!“ sagte Onkel Er n s t, dem Oberrevisor die Hand drückend.

Die Geschichte des Mohren von Venedig *).

In Venedig lebte ein sehr geachteter Mohr. Die Republik zeichnete ihn wegen seiner Tapferkeit und wegen seiner glücklichen Erfolge in mehreren militärischen Expeditionen dermaßen aus, daß sie ihm den Befehl ihrer Truppen anvertraute. Der Ruf seiner Tapferkeit und seiner Heldenthaten machte auf eine junge, eben so schöne als gefühlvolle Venetianerin einen tiefen Eindruck. Ihr Name war Desdemona. Der Mohr wurde seiner Seits von ihrer seltenen Schönheit entzückt, und gegen den Willen und trotz des Widerstandes des Vaters und der übrigen Verwandten des Mädchens, vermählten sie sich. Bald darauf reiste der Mohr als General der Truppen, welche die Republik auf der Insel Cyprien hatte, ab, und seine Gattin schiffte sich mit ihm ein.

Zwey Männer theilten das Vertrauen und die Freundschaft des Mohren. — Der eine war sein Fahnjunker, ein lockerer und schlechter Charakter, aber versteckt und listig genug, um seine üblen Eigenschaften zu verbergen. Der andere war ein Unterofficier, ein ordentlicher und redlicher Mann, von Othello geliebt, und von Desdemona geschätzt, jedoch nur aus Liebe zu ihrem Gatten. — Der Fahnjunker war an eine junge Italienerin verheirathet, welche seine Treue verdient hätte; aber dieser dachte nur daran, ein Mittel zu finden, seinen General zu entehren und dessen Frau zu verführen. — Er machte mehrere geheime Versuche, die jedoch alle an Desdemona's Tugend scheiterten. Über das Mißlingen aufgebracht und eines tugendhaften Gefühls unfähig, glaubte er sich bloß deswegen abgewiesen, weil der Unterofficier sein Nebenbuhler sey. — Von nun an athmete er nur Haß und Rache. Er faßte den Entschluß, Othello eifersüchtig zu machen, und dessen Herz mit Argwohn zu vergiften. Dieß gelang dem Bösewicht, indem der Zufall ihm behülfflich war. Seine Frau ahnete den schändlichen Anschlag, welchen er angezettelt, aber die Furcht vor der Wuth ihres Mannes fesselte ihre Zunge, und überdieß glaubte sie nicht an einen so entsetzlichen Erfolg. Der Mohr, aus Leidenschaft blind, durch zweydeutigen Anschein getäuscht, und eine Beute seiner eifersüchtigen Wuth, begann damit, den Tod des vermeintlich Schuldigen zu beschließen. Der eben so feige als schlechte Fahnjunker, der die Tapferkeit des Unterofficiers kannte, wagte es jedoch nicht, diesen Mord selbst zu vollbringen, Geld aber machte ihn beherzt.

Als der brave Unterofficier eines Abends in seine Wohnung eintrat, überfiel ihn der Fahnjunker im Dunkeln, und verwundete ihn rückwärts mit dem Degen, so daß er hinstürzte. Sein Schreien erweckte die Nachbarn, — der Mörder entfernte sich, als er Leute ankommen sah, kehrte jedoch bald wieder zurück, um sich unter diese zu mischen, und Schmerz und Erstaunen über den Unfall des Unterofficiers heuchelnd, hoffte er jedoch im Grunde seiner Seele, daß die Verwundung tödtlich seyn würde.

Von einem verhassten Nebenbuhler befreyt, dachte der Mohr nun daran, mit dem Fahnjunker die Mittel zu berathen, wodurch er seine Frau verderben könne, ohne jedoch dafür zur Rechenschaft gezogen werden zu können.

„Ich weiß ein unfehlbares Mittel,“ sagte das Ungeheuer zu ihm, „das Haus, welches Sie bewohnen, ist alt und die Decke fällt zusammen. Wir müssen Desdemona mit einem mit Sand gefüllten Sack so lange prügeln, bis sie unter den Schlägen stirbt. Um nun unser Geheimniß auf ewig zu begraben, lassen wir alsdann die Decke auf sie herabfallen. Es wird wahrscheinlich schei-

*) Dieß ist die wahre Geschichte des Mohren Othello, welche, mit der Novelle des Gerardi Cynthio, Sh a k e s p e a r e den Stoff zu seinem Trauerspiele geboten hat.

nen, daß die Schwere des Balkens und der Schutt sie zerschmetterten haben. Niemand wird alsdann den mindesten Argwohn hegen, und in der Stadt wird ihr Tod für einen unglücklichen Unfall gelten.“

Dieses nichtswürdige Complot wurde ausgeführt.

Eines Nachts machte der Fahnjunker, welcher im Zimmer, wo der Mohr und seine Gattinn schliefen, auf der Lauer stand, einiges Geräusch. Der Mohr, aufmerksam auf das verabredete Zeichen, sagte zu seiner Frau: „Hast du das Geräusch gehört?“ — „Ja,“ antwortete sie. — „Stehe auf,“ fuhr der Mohr fort, „und siehe nach, was es ist.“ — Kaum war sie aus dem Bette gestiegen, als der schändliche Gehülfe, wie er es gesagt hatte, mit Schlägen über sie herfiel. Halbtodt niedergeworfen, rief die unschuldige Desdemona ihren Gatten zu Hülfe. Er stand auf und warf ihr wüthend das vermeintliche Verbrechen vor, während der Fahnjunker ihr den Tod gab. Hierauf ließen sie den Balken auf ihren Körper fallen. Der Mohr schrie heftig und rief alsdann um Hülfe. Die Nachbarn kamen herbey, sahen dieses traurige Schauspiel, und waren durch die List getäuscht. Den folgenden Tag wurde Desdemona unter Thränen und Bedauern der ganzen Stadt, welche ihre Tugend kannte, begraben.

Der Himmel ließ eine solche Frevelthat jedoch nicht unbestraft.

Nachdem der Mohr seine Rache gestillt hatte, fühlte er sich untröstlich und verzweifelte schier. Er begann nun den Urheber aller seiner Leiden zu hassen und würde ihn getödtet haben, wenn er es hätte wagen dürfen. Er entsetzte ihn aber seiner Stelle. Der an Verbrechen gewohnte Fahnjunker dachte nun auf Mittel, sich an ihm zu rächen. Er suchte den von seiner Wunde geheilten Unterofficier auf und sagte ihm, die Zeit sey da, wo er sich rächen könne. „Wenn Ihr mir nach Venedig folgen wollt, so werde ich Euch dort Euren Mörder nennen, ich habe meine Ursachen auf dieser Insel zu schweigen.“ Der Unterofficier willigte ein, sie reisten zusammen ab. — In Venedig angekommen, erklärte ihm der Fahnjunker, wie es der Mohr gewesen sey, der ihn verwundet habe, weil er glaubte, daß seine Frau mit ihm in sträflichem Umgang gelebt habe, daß ferner Othello auch Desdemona umgebracht, und daß er den Balken bloß in der Absicht auf sie herabgestürzt, um das Volk über die Ursache ihres Todes zu täuschen.

Der Unterofficier schauderte bey dieser Erzählung, und brachte bald seine Klage bey dem Senat an. Der Fahnjunker wurde als Zeuge vernommen und bestätigte die Thatsache. — Man ließ den Mohren in Cypren verhaften, von wo er nach Venedig gebracht und wegen dieser Angelegenheit vernommen wurde. Aber die größten Qualen brachten ihn nicht zum Geständniß. Er läugnete standhaft; zur ewigen Verbannung verurtheilt, verfolgten ihn Desdemona's Verwandte in seinem Gril und tödteten ihn.

Einige Zeit nachher beschuldigte der Fahnjunker, der sich immer gleich blieb, einen seiner Freunde, daß dieser ihn habe verleiten wollen, einen Edelmann, seinen Feind, zu tödten. Der Angeklagte wurde eingezogen; über die Thatsache verhört, läugnete er jedoch und klagte den Angeber an, welcher auf die Tortur gebracht wurde. Das Ungeheuer verließ nun ganz gebrochen das Gefängniß, und starb nicht an Gewissensbissen, sondern an seinen körperlichen Leiden.

U v. B.

Mittheilungen aus London.

Ben Gelegenheit eines meinem deutschen Vaterlande vor Kurzem gemachten Besuchs wurde ich von einem aus Wien kommenden Freunde gefragt, ob es wahr sey, was er am Vorabende seiner Abreise in einem dortigen Clubb — oder wie er die Gesellschaft nannte — habe erzählen hören, daß nemlich zur Kaiserkrönung eine Anzahl Engländer von London nach Wien „zu Luft“ reisen würden. Ich versicherte, von einer derartigen Parthie bis zu meinem Weggange von London nicht einen Laut vernommen zu haben, ohne deshalb das Unternehmen zu verneinen, denn seit ich im letzten October das Niederbrennen der Parlamentshäuser erst am folgenden Morgen aus der Zeitung erfahren habe, erkläre ich nichts für unmöglich oder für unwahr, was

sich in London ereignet haben, und noch weniger, was sich daselbst ereignen soll, meiner Correspondenten-Aufmerksamkeit unbeschadet. Alles aber, was auf Luftreifen Beziehung hat, ist mir, so lange ich denken kann, interessant gewesen. Mein Lehrer sorgte aus der ungewöhnlichen Gespanntheit, mit welcher ich seinem Vortrage über die Erfindung der Luftballons lauschte, daß in mir ein gewisses Verlangen schlummere, mich über die alltägliche Welt zu erheben. Nach dem Resultate meines bisherigen Lebens zu urtheilen, dürfte er sich geirrt haben. Ich war noch ein Knabe, als in meiner Vaterstadt das Aufsteigen eines Ballons angekündigt wurde, und mit Freuden verzichtete ich eine ganze Woche auf meine Frühstückskirichen, um durch die Ersparniß mir das Eintrittsgeld zu verschaffen. Das war Knabenneugier. Mit welchem Interesse las ich später die Wiener Berichte über die von einem gewissen Hrn. Degen angestellten Versuche, zu fliegen! Ich träumte mir Flügel, bis ich die betäubende Geschichte von Icarus lernte. Da schmolzen auch meine wächsernen Flügel und seitdem schüttelte ich immer ungläubig den Kopf, wenn ich von großen Luftreisen höre. Das Verlangen, auf leichter Schwinge die Lüfte zu durchziehen, dürfte mit dem ersten Menschen geboren worden seyn. Ich fürchte, es wird unbefriedigt mit dem letzten sterben. Doch diese Besorgniß vergesse ich jedesmal, wenn wieder von neuen Fliegerversuchen die Rede ist, und vergaß ich daher auch, als mein Freund die angeblich von Engländern nach Wien beabsichtigte Luftreise erwähnte. Zu meinem großen Bedauern hatte er auf meine Frage nach dem Wie der Ausführung keine Antwort. Um so weniger bedurfte es einer Notiz in meinem Taschenbuche, mich bey meiner Rückkehr nach London an das Gespräch zu erinnern und zu unverzüglicher Erkundigung zu veranlassen. Viel Mühe hat mir diese nicht gemacht. Beym ersten Überblicken der buntgemischten Avertissements auf einem der riesigen Doppelpolioblätter der Times glaubte ich den Wegweiser zu entdecken und — hatte ihn auch entdeckt. Die Worte der Bekanntmachung waren auf deutsch diese: „Europäisch-Aëronautische Gesellschaft. Das erste Luftschiff, der Adler, 160 Fuß lang, 50 Fuß hoch und 40 Fuß weit, 17 Personen tragend und zu dem Zwecke erbaut, die verschiedenen Hauptstädte Europa's in gerader Linie mit einander zu verbinden, wird, als erster Versuch eines neuen Systems der Luftschiffahrt, eine Reise von London nach Paris und zurück unternommen. Es ist auf der Victoriastraße täglich, die Sonntage nach beendigtem Gottesdienste nicht ausgenommen, von Morgens sechs Uhr bis zur Abenddämmerung zu sehen. Eintritt, die Person, ein Schilling.“ Von London nach Paris, dachte ich, warum also nicht auch von London nach Wien? So denkend begab ich mich in das Arsenal, wie man den Schauplatz genannt hat, und betrachtete mir den Adler, fragte, und erhielt Auskunft, und kehrte nicht bloß mit der Gewissheit, daß von einem andern Luftreiseunternehmen in London zur Zeit nichts bekannt sey, sondern auch mit der Vermuthung, daß die nach Wien gelangte Nachricht sich die Freyheit erlaubt habe, Paris in Wien zu verwandeln, und nebenbey mit der Überzeugung heim, daß der gefesene Adler ein aus seiner Asche neugeborner Phönix sey. Ich schlug mein vorjähriges Tagebuch auf, und kein Zweifel, der Adler ist ein Phönix. Ihn daher nach historischem Princip zu behandeln, muß ich den Leser am Faden meines Tagebuchs für einige Augenblicke nach Paris in den Raum der jüngsten zwölf Monate zurückversetzen. Um diese Zeit erregte dort eine nach London angekündigte Luftfabrt bedeutendes Aufsehen. Ein dazu in ungewöhnlicher Dimension gebauter Ballon sollte siebzehn Personen vom Marsfelde direct nach Hydepark tragen. Die Unternehmer nannten sich die aëronautische Gesellschaft, und obgleich ungefähr ein guter Theil der Einwohner von Paris aus leichtgläubigen Müßiggängern bestehen, so gab es doch nächst diesen eine ziemliche Zahl verständiger Menschen, die insgesammt des festen Glaubens waren, daß in Folge jener Ankündigung der Raum zwischen Paris und London in eine Entfernung von wenigen Stunden zusammengeschrumpft sey, der Verkehr zwischen den beyden großen Capitalen Europa's einer mächtigen Belebung entgegengehe und man von der einen nach der andern gelangen könne, ohne den Staub der Landstraßen und ohne die abscheuliche Seerkrankheit. Der Tag zur Abfabrt wurde angesetzt. Monate lang hatten löwenmuthige Waghälße bey ihren Morgenvisiten und in den Abendzirkeln den festen Entschluß ausgesprochen, die Ehre und den Ruhm des ersten Versuchs zu theilen, und als einige sich zuletzt wirklich entschlossen, ihren Entschluß auszuführen, geriethen die übrigen bey der Nachricht, daß die 17 Plätze vergeben wären, in namenlose Verzweiflung. Jeder Platz war mit 100 Franken bezahlt worden. Manchem, von dem man versichert war, daß er seinen Platz um keinen Preis verkaufen werde, bot man zehnfachen Gewinn, und wer nun die Ehre des ersten Versuchs nicht gewinnen konnte, nahm sich ganz fest vor, auf den Ruhm des zweyten zu abonniren. Endlich kam der ersehnte Tag; es war ein Sonntag, einer jener war-

men, sonnenhellen Tage, wie die gute Stadt Paris und zufällig auch das übrige Frankreich sie fast den ganzen Monat August hindurch besitzen. Vom frühesten Morgen an waren die Boulevards mit Fußgängern beyderley Geschlechts und jederley Alters buchstäblich überfüllt. Alle hatten nur Ein Ziel, das Marsfeld, alle nur Einen Zweck, den Ballon steigen zu sehen, alle nur Ein Gefühl, das des Beneidens derer, die auf die bequemste Art von der Welt sich nach wenigen Stunden mitten unter den Spaziergängern in Hydepark befinden sollten. Daß alles, was füglich ein Wagen heißen kann, in derselben Richtung rollte, versteht sich ungesagt. Hart aber war es für diejenigen, welche bloß von momentaner Nothwendigkeit auf der Erde zurückgehalten wurden, daß die ohnedies beneideten voyageurs ihr Glück in einem pomphaften Aufzuge ihnen noch eindringlicher machten. Auch ich war, obgleich nicht unter den Reidern, doch unter den wandernden curieux. Vergebens hatte ich erst Bothen ausgesendet, dann mich selbst auf den Weg begeben nach einem Cabriolet, nach einem sapin, nach einem Plag in einem omnibus oder ohne Wacht nach einem der vietnamigen Fuhrwerke, in denen ich hoffen durfte, gegen einen coup de soleil und gegen ungemessene Staubwolken sicher zu seyn. Nichts von dem allen zu bekommen; ich mußte wandern und es war wahrhaftig eine lange staubige Wanderung von der rue de la Paix bis zum Champ de Mars. Zu der Eigenschaft der Länge würde sich die der Langeweile gesellt haben, wenn man sich in Paris überhaupt langweilen könnte, und nicht an jenem Tage der Pariser Wig ganz besonders reich gekostet wäre. Der Franzose ist unerschöpflich, wenn er anfängt, sich über den Engländer lustig zu machen, und es ärgert mich gar sehr, daß ich mir nicht einige Tausend der besten Witzworte aufgezeichnet habe, mit welchen ich damals die Gassen der Engländer schildern hörte, sobald das Luftschiff über ihren Köpfen schweben würde. Die Wahrheit aber ist, ich hatte nur Gedanken für die Luftfahrt. Ein großer Theil des Marsfeldes war umzäunt; der Eintritt kostete einen Franken, und diesen bezahlte gern jeder, der dem Ballon um einige Schritte näher zu seyn wünschte. Ich habe nie mit größerer Freude einen Franken ausgegeben. Der Ballon füllte sich vor Aller Augen. Die siebzehn Glücklichen stiegen in die angehängte, zu ihrer Aufnahme bestimmte Gondel, die angezeigte Stunde schlug, der Ball hob sich, wenigstens fünfzigtausend Rechten riefen ihm bon voyage zu, und langsam stieg er höher, ungefähr 100 Ellen war er gestiegen, da stand er — da sank er — da lag er schlapp auf dem Boden und die siebzehn Wagehälfe vertieften die Gondel. Anfangs glaubte die Menge, daß irgend etwas vergessen worden und deshalb das Niedersinken erfolgt sey, und so lange dieser Glaube herrschte, war die Menge so ruhig, wie eine französische Menge nur seyn kann. So wie man aber erfuhr, daß das nicht der Fall, daß etwas an der Maschinerie gebrochen und die Luftfahrt unterbleiben müsse, wer malt den Born der Franzosen, die Schmähungen, die sie gegen die Unternehmer ergossen, die Wuth, mit welcher sie auf den Ballon sich stürzten, und keiner Entschuldigung, keiner Erklärung, keinem Versprechen Gehör gebend, den ganzen Apparat vernichteten!

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 21. November zum ersten Male: „König Eduard vor Calais.“ Schauspiel in vier Aufzügen.

Das schwer bedrängte Calais beschließt endlich, sich dem Könige von England zu ergeben; doch dieser, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, setzt als Bedingung der Gnade fest, daß sechs angesehene, wohlhabende Bürger der Stadt, gleichsam als Sühnopfer, freiwillig ihre Häupter dem Henkerbeile überliefern. Der greise Maire geht mit dem Beispiele der Selbstopferung voran, und bald ist die Zahl voll; der jüngste von ihnen hat bereits verblutet; da eilt jammernd Marie, die Gattin des Bürgers Eustach St. Pierre, herben, ihrem Manne, der ebenfalls unter den sechs dem Tode verfallenen ist, kündend, daß man gewaltsam ihr Kind geraubt habe. Dieß ist aber gegen des Königs Wort, welcher verhieß, die Stadt in allen Rechten und Freiheiten ungekränkt zu lassen: Eustach entreißt einem Ritter das Schwert, ruft zu den Waffnen und wirklich fällt in diesem Momente die Besatzung von Calais auf das brittische Lager aus, ein böses Bluthad stiftend. Natürlich argwohnt der König ein Einverständnis und wüthet gegen Eustach und dessen vermeintliche Helfershelfer; da nahen Abgeordnete der besagerten Stadt, ihren Commandanten ausliefernd, welcher ohne Vorwissen der Einwohner, durch einen englischen Ritter bestochen, jenen treulosen Überfall

wagte, um die Stadt zu verderben. Die Schuldigen verfallen nun der Strafe und allen übrigen läßt der König Gnade angedeihen.

Unverkennbar haben wir es hier mit einem dramatischen Erstlinge zu thun, welchem jedoch einige Anlage nicht abzuläugnen ist, weshalb es sich der Mühe verlohnen dürfte, seine Fehler freundlich an das Licht zu stellen; denn hier kann dieß von Nutzen seyn, während an der eigentlichen, sonst hier spukenden Talentlosigkeit solcher Zeitverluft erfolglos bleiben muß. Der Stoff erscheint zuvörderst, wie er sich vor uns gestaltet, nicht dramatisch, weil er kein Widerstreben, keine aus einem Kampfe der Leidenschaft, Meinungen oder Gefühle hervorgehenden Zustände darstellt; es ist im Stücke nichts als das passive Erliegen des Schwächeren unter der Gewalt der Übermacht; am wenigsten dramatisch ist Eustach, dessen Hingebung nicht einmal dadurch einen höheren Werth erhält, daß er sich dem Vaterlande, dem Gemeinwohle opfert, wie die übrigen Bürger — bey ihm ist nur Verweisung über häusliches Unglück der Bestimmungsgrund; hiedurch aber zeigt er in der Theilnahme des Zuschauers auf eine sehr untergeordnete Stufe herab, er hört auf eine wirksame Figur für den Dichter zu seyn und wird höchstens ein Thränenheld, den wir allenfalls bemitleiden können; die ächten dramatischen Potenzen hätten jedoch gerade das entgegengesetzte Resultat verlangt. Weiters ist nicht klar abzusehen, welches Verhältniß mit Money und dem Commandanten obwalte, die Erscheinung der Gattinn Eustach's hat zu wenig inneren Halt, der leitende Faden reißt wiederholt ab und knüpft sich ziemlich unpassend wieder an, die Charaktere sind durchaus schwankend und in der That ist es uns, selbst am Schlusse, nicht klar geworden, in welcher Person der ungenannte Verfasser das Hauptinteresse der Handlung vereinigen wollte. Eustach eignet sich, wie oben erwähnt, nicht zum dramatischen Protagonisten, der König zeigt sich nur thätig im Verhängen von Todesurtheilen und im Begnadigen, sonst aber tritt keine Individualität hervor, welche anders als vorübergehend wirkte und darum kann auch ein günstiger Gesamteindruck nicht füglich erreicht werden. Der Hr. Verfasser hat übrigens in mehreren Momenten Spuren von Beruf niedergelegt, seine Diction verräth ein achtbares Streben nach dem Besseren, sogar ein Anstrich von poetischer Auffassung taucht bisweilen hervor; darum sey die heutige Piece immerhin mit wohlwollendem Auge beachtet und dem Verfasser freundlich gerathen, für künftige Arbeiten das dramatische Bedürfniß recht sorgfältig zu studieren, seine Substrate ohne Episoden aus Einem Stücke zu schneiden, mehr auf Thaten als auf Worte zu sehen und endlich die Zeichnung der Personen auf festere Principien zu stützen — unter solchen Vorständen wird er gewiß noch recht Achtebares produciren. — Die Aufführung war besonders von Seite der Schauspielerinnen Fischer und Katis gelungen, unter den Männern sind die H. Bosard, Kunst und Bergmann mit verdientem Lobe zu nennen, die übrigen verdarben wenigstens nichts. Die Aufnahme der Neuigkeit war beifällig.

Concertanzeige.

Sonntag den 29. November um 5 Uhr wird Hr. Carl von Bocklet sein erstes dießjähriges Concert im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde geben. Die zu erwartenden Productionen des Concertgebers bestehen in dem E-dur Concerte von Moscheles, einem Concertstücke von C. M. v. Weber, und zum Schlusse in einer Improvisation. — Sperrsitze zu 1 fl. 30 kr. C. M. und Eintrittskarten zu 1 fl. C. M. sind bey Hrn. L. Haslinger und am Tage des Concertes an der Casse zu haben.

Modell XLVIII.

Mäntel mit festen Taillen von Seidenstoff mit eingewirkten Sammtblumen. Nach Originalen von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Atlashut mit dito Band. Sammtbut mit dito Schleifen. Nach Originalen von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stode.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.
Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.
Bedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 28. November 1835.

143

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modemodell, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Pest in Wien im Jahre 1679.

Ein Fragment aus dem Tagebuche eines schlesischen Edelmannes.

Es war im August, als wir zu Breslau einander abschiedlich gesegneten. In Ulmütz, worüber die Reise ging, erfuhr man schon, daß sich Ihre kaiserl. Majestät mit dem vornehmsten Hofstaat, wegen der hitzigen Fieber, so in Wien grassirten, nach Prag in Böhmen begeben, allwo sie den 23. September ankamen, allein wegen der auch in Böhmen, Mähren und Schlessien einschleichenden Seuche sich in Kurzem nach Linz erhoben. Wir reiseten nichts desto weniger auf Wien los, langten gesund daselbst an, und ich machte Quartier mit zwey Officiers, die neue Bestallung suchten. Für meine Affairen, um derentwillen ich hauptsächlich dahin gereiset, war nichts zu thun; denn der alte Fürst Monteculi folgte dem kaiserl. Hofe nach Prag und Linz, und hatte das Unglück, durch ein im Schlosse auf ihn herabgefallenes Stück Holz verwundet zu werden, an welcher Verletzung er zwar nicht alsobald, aber im folgenden Jahre zu Linz verstarb. Die Wienerische Pestsperrre verhinderte mich an dem Hofe selbst mein Heil zu tentiren, und ich mußte also die Pest ausschalten, an welcher selbiges Jahr zu Wien und in den Vorstädten bis auf den 27. Nov. 190,518 Personen draufgegangen seyn sollen; so aber unfehlbar über die Hälfte gelogen ist, ob es gleich im Theatro Europäo auch steht.

Diese Wienerische Pest verdienet, daß ich mich bey selbiger verweile, da ich insonderheit nicht ganz unangefochten dabey blieb. In dem Quartier, wo ich lebte, begann die Pest bald stark einzureißen, und meine beyden Reisegefährten erkrankten. Sie ließen den damals berühmtesten Mann, Herrn Paulum de Sorbait, Philosophiae et Medicinae Doctorem, Ihre Majestät der verm. römischen Kaiserinn Eleonore Leib- und Hof-Medicum und bestallten Sanitäts-Superintendenten, alsobald zu sich holen; wie er aber befand, daß sie schon Pestbeulen hatten und in abwechselnden Deliriis lagen, gab er sie verloren. Sie starben auch bald darauf, nachdem sie mich vorher zum Erben ihrer gegenwärtigen Habschaft, die in etlichen Uhren, Ringen, Degen, Stock, Gewehr und einer Goldbörse bestand, ab intestato declarirten.

Das übrige Kleiderwerk blieb sub titulo inficirter Sachen im Quartier, und ist nachgehends entweder verbrannt oder gereinigt worden.

Nun kam die Reihe auch an mich, doch nicht mit so heftiger Gewalt und ohne sonderliche Niederlage, wobey mir theils die häufig genossenen und recommandirten Citronen, theils die gute Medicin des Herrn Pauli de Sorbait, und mein eigenes excellentes Naturell, vornehmlich aber der göttliche Schutz zu Hülfe kamen. Ich kriegte hierbey öftere Gelegenheit mit diesem hochgelahrten Medico in Bekanntschaft und oftmalige Conversation zu gerathen, und hier kam mir wiederum sehr zu Statten, was ich vor einem Jahre aus dem Munde des Herrn Paul Winkler zu Breslau gehöret, als der ebenfalls Anno 1655 in Hungarn, auf der Insel Schütt, die gefährliche Pest mit einem Herrn von Stubenberg unter göttlichem Schutz glücklich ausgestanden hatte. Ich nahm deswegen Anlaß, nicht nur eine Beschreibung des Wienerischen Pestzustandes in einem langen Briefe an denselben zu verfertigen, sondern verursachte auch, durch mein vielfältiges Fragen und Scrupuliren, daß hochgedachter Herr Paulus de Sorbait unter den zwey Namen „Polylogus Curiosulus“ und „Orthophilus Medicus,“ „ein freundliches Gespräch über den betrübten und armseligen Zustand der kais. Residenzstadt Wien, bey dieser gefährlichen und vorher nie erhörten Contagion, Anno 1679“ in 12. in Druck gab, worinnen er mit höchst nützlichen Frag- und Antworten von dem Ursprung, Ursachen, Progreß, von unterschiedlichen Differentien und Proprietäten, Accidentien, Experimenten und Observationibus gehandelt.

Unter den Ursachen rechnet er erslich, die göttliche Strafe über den Stadt- und Landkündigen Lurus, Geilheit, Gewalt und Ungerechtigkeit; hernach die Astralische Influenz wegen der den 10. Aug. 1678 gewesenen Conjunction der beyden Planeten Saturn und Mars.

„Von der Natur dieser Pest,“ sagt er, „sie habe in sich ein Sulphur Arsenicale, so das Herz; einen Mercurium antimoniale, so das Haupt; und ein Sal Auripigmentale oder Sandaracale, so die natürlichen Geister bekrieger.“ Er beklaget gar treuherzig die miserablen Anstalten, so man in Wien, in einer kais. Residenz, anfänglich dargegen gemacht, da die Beschauer durch Geldbestechung oder Unwissenheit falsche Atteste gegeben, viel hundert Inficirte nur an andern Übeln krank zu seyn geschrieben: daher die Inficirten öffentlich begraben, von den Gesunden nicht abgesondert, die Häuser nicht gesperrt und endlich das Feuer unauslöschlich gemacht worden. Er beklaget ferner die in der Luft verursachte Infection, indem so viele hundert oder tausend Cadaver, theils in den Häusern, theils in dem Lazareth, aus Nachlässigkeit oder Dummheit derer, die dafür zu sorgen, viele Tage hindurch gelegen; ferner, daß die Pestleichen auf einen einzigen Wagen geladen, und mit demselben durch die ganze Stadt herum, mitten am Tage, andere mehr aufzufassen, gefahren, die Todten und Lebendigen zusammengelegt und also fortgeführt, ja noch etliche Tage draußen oder im tiefen Graben stehen lassen, allwo der Magister und Officiales Sanitatis gewohnt. Hernach aber, da uns schon das Wasser in den Mund geronnen, hat man begriffen, daß dieses unmenschliche Procedere kein gutes Ende nehmen würde, und Kunstverfahren darum befraget. Unter andern hat auch meine wenige Person mit lauter Stimme, nicht ohne Anderer Offendirung, die unerträglichen Mängel vorgebracht, und, obwohl zu spät, die gehörigen Mittel angewendet: daß man nemlich alsobald

mehrere Wägen bestellen sollte; daß keinen Vorstädten zugelassen, todte Körper über 12 Stunden unbegraben zu verhalten. Sobald dieß geschehen, hat man gleich etwas Luft in der Stadt verspüret. Und weil ein großer Mangel an Medicis wäre, indem nur ein einziger Magister Sanitatis vorhanden, auch keine Beschauer oder Ärzte gegenwärtig gewesen, habe ich mich alsobald, sowohl in als außer der Stadt, solche zu verschaffen erboten, welches auch sofort vollzogen und dieselben mit genugsamer Arzney für die Armen versehen worden.“

Es war bey dem allen merkwürdig, daß Menschen und Vieh zugleich die Sterbe hatten, und sowohl Canarienvögel, als Katzen und Hunde davon ergriffen wurden, das Obst und andere grüne Sachen durchgehens verwelkten; die Früchte hatten keinen Geschmack behalten; die sonst häufig in Oesterreich ankommenden Lerchen ließen sich nicht blicken; die Kröten hingegen erschienen in großer Menge, und die Seuche ging mehr über die Jungen als die Alten, mehr über die Weiber als die Männer.

Nicht wenig wunderte ich mich, wie alles damals unter einander lief, und wie wenig jeder Befehl respectirt wurde. Die Grafen von Stahrenberg und Hoß, so wie der Baron Ignatio Spindler, n. ö. Regimentsrath und Sanitäts-Obercommissarius, thaten das Ihrige; jedoch langte es nicht zu. Barbier- und Badergesellen mußten in eiserne Bande gefesselt nach den Lazarethen geschleppt werden, und die vornehmsten Medici contradicirten einander in die Augen, daß darüber viele tausend Menschen umkamen. Das dienstlose Gesinde lief haufenweise nur dem Stehlen nach, und viele Inficirte wurden entweder noch lebendig mit ausgeführt, oder von den Todtenführern vollends erschlagen, oder lagen etliche Tage unbegraben in Höfen, bey den Thüren, auf den Gassen. Ein Zeugniß davon gab mir folgendes Abenteuer: Ich ging den einen Tag auf einer ziemlich einsamen Gasse, als mir aus einem ansehnlichen Hause ein Frauenzimmer zum Fenster herab rufte, und mich flehentlich bat, zu ihr hinaufzukommen. Ich als ein junger und vorwitziger Mensch willigte in ihr Begehren, wiewohl mit einiger Furcht, ob sie es etwa aus pestilenzialischem Wahnwitz thäte. Wie ich hinaufkam, stand sie schon an der Thüre des Zimmers, warf sich zu meinen Füßen und sagte: „Mein Herr, Sie seyn wer Sie wollen, so erbarmen Sie sich doch einer durch die Pest ruinirten Person, die aber noch im Stande ist, Sie vielleicht glücklich zu machen. Ich bin die Jungfer . . . , deren Eltern und eine Schwester seit etlichen Wochen in der Contagion drauf gegangen, und heute ist auch meine Bedientinn gestorben. Ich bin Erbin von allem Vermögen allein, und wenn es Ihnen beliebt, mir die Heirath zu versprechen, so haben wir, wenn ich am Leben bleibe, ein Capital von 30,000 Gulden an Schmuck und Baarschaften (andere Mobilien nicht gerechnet) in Händen; sterbe ich aber, so sollen Sie Universalerbe, kraft derer bald aufzurichtenden Ehepacten, bleiben. Nur dieß bedinge ich mir, daß Sie bald resolviren, und bey mir bleiben, um mich gegen die Todtenführer, oder andere böse Leute, männlich zu beschützen, von denen ich meinen Untergang befahre, wenn sie mich allein antreffen.“

Sie zeigte mir hierauf vortreffliche Juwelen, verehrte mir einen rothsammtnen Beutel mit verschiedenen Goldstücken und Medaillen, ohngefähr des Werthes von 100 Ducaten, und bat um schleunige Entschließung.

Mein Lebetage hatte ich keinen Vortrag gehört, der mich mehr bestürzet als dieser. Ich bat mir 48 Stunden Bedenkzeit aus, blieb etliche Stunden dort, und ging hernach weg, die Sache zu überlegen. Sie vergoß, als ich sie verließ, tausend Thränen, unter Bedrohung, daß ich sie nicht mehr lebendig finden und meinen Wankelmuth bereuen würde. Ich versprach auf den Abend wieder zu kommen, konnte aber nicht Wort halten, weil mich selbst ein Schauer überfiel, der gewöhnlich der Krankheit voranging, dergestalt, daß ich angesteckt zu seyn befürchtete. In diesem Zustande brauchte ich gleich meine Präservativa, und brachte die Nacht unter tausend zweifelhaften Gedanken, ob ich das Mädchen heyrathen solle oder nicht, zu. Das Geld gefiel mir, auch das Mädchen; wenn ich nur gewußt hätte, wie ihr Humeur und Conduite beschaffen seyn möchte, und keine Reue mich über diesen Schritt anwandeln würde. Endlich beschloß ich doch des andern Tages auf den Abend einen Zuspruch zu wagen. Da fand ich keine Person weiter, sondern zwey Zimmer offen und gänzlich ausgeleert, das übrige von selbiger Wohnung verschlossen. Viele Nachfrage zu halten war schlechte Gelegenheit; doch traf ich unten im Hofe einen Kerl an, der mir nachlässige Antwort gab. Mit höchster Bestürzung ging ich weiter, meine Verzögerung bereuend, das Haus oftmals im Vorübergehen betrachtend, und mir nichts anders einbildend, als daß des verlassenen Mädchens Prophezeung eingetroffen und ich an ihrem Untergange große Schuld trage, weil ich ihr zur Zeit der Noth nicht beygestanden.

Das höchste Wüthen der Pest war in den Monaten August, September und October. Zu Anfang des November ließ sie jählings nach, daß man am 15. November, als am Fest Leopoldi, schon wiederum den gesunden Personen ihren Handel und Wandel gestattete, jedoch mit der Reinigung stark fortfuhr. Die Resituirten gingen aus den Hospitälern und Lazarethn heraus, und weil eine grausame Armuth unter solchen Leuten war, übten die Herren Kaufleute große Barmherzigkeit, daß die meisten mit neuer Kleidung, Schuhen und Strümpfen, auch einem Zehr- oder Reisepfennig versorgt wurden.

Da nun solchergestalt die freye Passage wieder offen, und ich keine Nothwendigkeit sahe, in Wien länger zu bleiben, mich aber auch nicht getraute an den kaiserlichen Aufenthalt nach Linz zu verfügen, so beschloß ich den Stab weiter zu setzen, und ging nach Empfang eines vollständigen Gesundheitspasses über Prag und Dresden nach Leipzig.“

Meine Lieder.

Als Trauer mir die Stirne siegelte,
Da klangen heiter alle meine Lieder;
Ein Spiegel war mein Lied, es spiegelte
Das fremde Glück, und gab es leuchtend wieder.

Jetzt, wo mich selbst so süß das Glück umfängt,
Erdönt mein Lied von Klagen und von Schmerzen.
Ein Spiegel ist mein Lied, was Andre drängt,
Das weint es nach aus lieberfülltem Herzen.

Ist's Nacht für dich, mag dir ein Sonnenstrahl
Freundlich hervor aus fremdem Glücke brechen;
Nur wenn du mitempfindest fremde Qual,
Erscheint dir eig'nes Glück nicht als Verbrechen.

Mittheilungen aus London.

(S c h l u ß.)

Jene Scene auf dem Pariser Marchfelde vergegenwärtigte sich mir in aller Lebendigkeit der Anschauung, als ich im Arsenal vor dem „Adler“ stand und in ihm eine Nachbildung des zertrümmerten aeronautischen Schiffes erkannte. Wenige Fragen reichten aus, die jetzigen Unternehmer in London mit den damaligen in Paris zu identificiren, und ich gestehe, daß das Mißlingen von damals, das Unterbleiben eines andern Versuches und mein Unglaube im Allgemeinen an die Ausführbarkeit großer Lufttransporte, mich für das neue Unternehmen nicht sehr günstig stimmten. Aber ich habe mich dadurch von einer sorgfältigen Betrachtung nicht abhalten lassen, und obgleich diese meine Zweifel keineswegs in die Hoffnung verwandelt hat, daß die Luftreise nach Paris, wenn sie wirklich angetreten wird, ein glücklicheres Ende nehmen werde, als die nach London, so verdient doch das Ganze einige nähere Besprechung.

Das Ziel, welches der Luftschiffer seinen Bestrebungen setzen muß, ist die Entdeckung des Mittels, seinen Ballon mit Sicherheit nach einer bestimmten Richtung zu steuern. So lange dieses Ziel unerreicht bleibt, darf man keinen schelten, der die Luftschiffahrt eine Spielerei, eine nutzlose Kunst nennt. Und die Ausfindigmachung des fraglichen Mittels ist bis jetzt hauptsächlich durch zwey Umstände verhindert worden, einmal dadurch, daß man sich hat einfallen lassen, einen von der Luft zu tragenden Ballon mit einem vom Wasser getragenen Schiffe zu vergleichen und demgemäß den Ballon nach denselben Grundsätzen steuern zu wollen wie das Schiff, und dann durch die beständige Kreisbewegung, welche der Eindruck der Luft auf den Ballon hervorbringt. Jener Einfall würde unmöglich gewesen seyn, wenn man bedacht hätte, daß das Schiff nicht gleich dem Ballon sich in einem, sondern in zwey Elementen bewegt, im Wasser und in der Luft, und weil man das nicht bedachte, war man, und mußte man in Verlegenheit seyn, wie dem zweyten Uebelstande zu begegnen. Die Folgerung nun, daß, da auf die das Schiff treibenden Segel nicht das Wasser, sondern die Luft, und auf sein Steueruder nicht die Luft, sondern das Wasser einwirke, bey einem bloß in der Luft schwimmenden Ballon der Grundsatz des im Wasser gehenden Ruders nicht füglich Anwendung finden könne, hat die Erbauer des „Adlers“ auf den gesunden Gedanken gebracht, ihrem nur im Elemente der Luft treibenden Schiffe den Charakter eines nur im Elemente des Wassers schwimmenden Fisches beizulegen und demgemäß Natur und Form des letztern möglichst nachzuahmen. Um daher die nöthige Schwimmkraft hervorzubringen, haben sie ihrem Ballon in der Gestalt eines großen Wallfisches die Form eines horizontalen, an beyden Endpuncten spitz auslaufenden Cylinders gegeben, dessen Durchmesser für 200,000 Kubikfuß Gas Raum haben soll. An diesem Ballon hängt die sogenannte Gondel. Wiewohl an ihr noch gearbeitet wurde, ließ doch das Wichtigste sich bereits erkennen. Ihre Länge beträgt 75 Fuß, ihr Aussehen gleicht einem Schiffchen, wie Kinder es aus einem Kartenblatte zu fertigen verstehen, und in der Mitte befindet sich eine mit getheerter Leinwand überzogene Cajüte, in welcher wohl zwanzig Personen nach Belieben sitzen oder stehen können. Bekanntlich ist der Fisch von Natur mittheil einer Blase, die er entweder zusammenpreßt oder nicht, in den Stand gesetzt, abwärts oder aufwärts zu steigen. Nach diesem Vorbilde hat das Schiff eine Vorrichtung erhalten, durch welche ein Theil des Gases den Cylindern entzogen und in zwey eisernen Röhren verschlossen werden kann, die, eine Art Ring, die Gondel umschließen. Geschieht jenes, so wird der Apparat natürlich schwerer und der Ballon sinkt. Will man ihn wieder steigen lassen, so befreyt man das eingeschlossene Gas, es füllt den Ballon, und der Ballon steigt. Hiedurch wäre also die Möglichkeit gewonnen, nach Belieben hinauf- oder herunterzugehen. Was hat man nun gethan, sich der horizontalen Fortbewegung zu versichern? Hiezu hat abermals der Fisch in seinem Schwanz, so wie in seinen Brust- und Bauchflossen zum Muster gedient. In Verbindung mit der Gondel steht ein Räderwerk, welches durch eine Winde in Bewegung gesetzt werden soll, die allenfalls auch von dem Passagier gedreht werden kann, und das Räderwerk treibt die vier Paar, zu zweyen an jeder Seite angebrachten Stößfedern. Durch diese sämtlichen Vorrichtungen glaubt man also das zuerst gedachte Hinderniß überwunden zu haben. Die Überwindung des zweyten soll in der Gestalt der Maschine begründet seyn, welcher man die Eigenthümlichkeit zutraut, ihre Spitze stets dem Winde zuzukehren. Ich muß hier der erhaltenen Versicherung nachschreiben. Erst der Erfolg kann zeigen, inwiefern sie Glauben verdient. Der meinige ist bis jetzt schwach. Wie steht es nun weiter mit dem Winde? Gegen die Natur ist nicht zu streiten. Deshalb gestehen die Unternehmer ganz aufrichtig, daß sie ohne günstigen Wind eben so

wenig in der Luft fahren können, wie der Seemann auf dem Meere. Sie behaupten aber, in dieser Beziehung besser daran zu seyn als der Seemann, indem dieser von dem just wehenden Winde abhängt, sie dagegen sich den erforderlichen Wind suchen können. Ihre Behauptung stützt sich auf die allerdings wahre Thatsache von einander oft geradezu entgegenlaufenden Luftströmungen; der Wind weht bisweilen in der entgegengesetzten Richtung von der, in welcher die Wolken ziehen. Weil sie also die Fähigkeit besitzen, nach Belieben zu steigen und zu fallen, so, sagen sie, steigen oder fallen wir, bis wir uns in der erforderlichen Strömung befinden, schwimmen mit ihr, so lange sie dauert, und verlassen sie, sobald sie wechselt. Die Fahrt würde mithin nur dann ganz unmöglich seyn, wenn in keiner Höhe ein günstiger Luftstrom anzutreffen wäre.

Lehrten nicht tausendfache Erfahrungen, daß die Praxis in ihren Resultaten sich häufig anders ausnimmt, als die Beweisführung der Theorie, so könnte man im Ganzen sich wohl der Hoffnung hingeben, daß „der Adler“ mit Erfolg seine Bahn durchfliegen werde und den Communicationsmitteln eine neue Ara bevorstehe. Selbst das Mifslingen in Paris könnte nicht für einen günstigen Einwand gelten. Man kann, was dort das Fehlschlagen verursachte, später eingesehen, jetzt abgeändert haben. Wer aber muß besser wissen, was von einem wiederholten Versuche zu erwarten ist, als die Unternehmer? Und wenn diese wenig Vertrauen zeigen, welches Mißtrauen kann da getadelt werden? Daß aber bey diesen die innere Überzeugung nicht in Einklang steht mit ihren Worten, dürfte sich aus zweyerley ergeben: erstens, daß wiederholte Anfragen sie noch nicht zu einer bestimmten Erklärung haben vermögen können, wenn ungefähr die Luftreise nach Paris vor sich gehen soll, und zweitens, daß sie den Eintritt in ihr Arfenal gegen Bezahlung von zwey Guineen auf zwölf Monate anbieten. Unter zwölf Monaten also, scheint es, kann die Reise nicht Statt finden, die laut ihrer ursprünglichen Ankündigung bereits Statt gefunden haben sollte. Indessen — der Mensch kann irren und mit Freuden will ich, wenn ich mich geirrt, meinen Irrthum bekennen.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, November 1835.

Die letzte Neuigkeit unserer Bühne war: „Die Vorfeserin.“ Schauspiel in zwey Acten nach Bayard von C. W. Koch. Wenn gleich eine von ihrem Vater verführte Tochter, die, unbekannt, sich bey ihm einschleicht und sein Herz wieder gewinnt, eben kein neuer Vorwurf ist, so dient hier die Blindheit des Vaters, die Möglichkeit zu motiviren, und ein paar Situationen sind frappant und recht wohl erdichtet; wahrhaft französisch jedoch ist die poetische Gerechtigkeit, die über den Hauptpersonen waltet, da Arthur von Bury, der durch sittenlosen Leichtsinns das Glück Carolinens, die Ruhe ihres Vaters, die Ehre ihrer Familie vernichtete und ihren Gemahl dem Tode preisgab, am Ende ihre Hand erhält! Was die Darstellung dieses kleinen effectreichen Stückes betrifft, so glaube ich, daß bey derselben das nationale Colorit der einzelnen Gestalten sehr genau eingehalten werden muß. Die handelnden Personen sind Britten; wenn gleich mit französischem Leichtsinns gezeichnet, so ist doch die brittische Bizarrie das Hauptwerk der ganzen Handlung, und so brav Hr. Bayer (Capitän Cobridge) und Dlle. Herbst (Caroline) ihre Charaktere und deren Leidenschaften und Gefühle im Allgemeinen darstellen, so fehlte doch die englische Färbung, und Hr. Bayer stellte uns eher einen durch Leiden erbitterten deutschen Menschenfeind, als ein Urbild eines durch Seelenleiden potenzierten brittischen Spleens dar. Dlle. Herbst, deren Natur sich immer mehr zur Glut des Südens als zu jenen weiblichen Naturen hinneigt, welche, wie die Töchter des Inselreiches, ihre Leidenschaften und Gefühle niemals überschäumen lassen, gewährte insbesondere in der Briefscene ihrem Schmerz einen zu heftigen Aufschwung, der es überdies unwahrscheinlich macht, daß der Vater so lange im Zweifel bleibt, ob sie seine Tochter sey. Die ganze Rolle der Caroline muß mit großer Mäßigung durchgeführt werden, sollte auch der momentane Effect dadurch vermindert werden. Welchen Nationen die jungen Herren des Stückes angehörten, wage ich nicht zu entscheiden; daß die Lorbeerkränze dieses Abends ihre Stirne nicht wund drücken werden, möchte ich aber wohl behaupten!

Die kön. preuß. Hofschauspielerinn Fräulein von Hagn hat uns mit sehr interessanten Gastdarstellungen erfreut, die anfangs nur auf vier Abende bestimmt waren, nemlich: Die Königin von sechzehn Jahren, Mirandolina, Sabine (Einfalt vom Lande), Corona von Saluzzo, Capricciosa und Julie (die Schwäbin), dann aber auf alle:

meines Verlangens noch um vier vermehrt wurden. Die letzteren Stücke waren größtentheils interessanter als die ersten, denn wir bekamen nebst „Romeo und Julia“ auch das „Räthchen von Heilbronn“ und „Donna Diana“ zu sehen, und nur an dem letzten Abende („der Hirsch“ und „des Goldschmieds Tochterlein“) hätten wir wohl lieber noch ein classisches dramatisches Werk gesehen, zumal da Fräulein v. Hagn gerade als Julia und Räthchen, dann als Corona ihre schönsten Triumphe feyerte. Ihre beste Rolle im Lustspiele war die Schwäbinn, die sie mit einem hinreißenden Humor ausstattete. Fräulein v. Hagn ist nicht allein von der Natur mit schöner Gestalt und reichem Talent begabt, sondern hat auch dieses letztere vielseitig ausgebildet, und weiß jene im vollsten Lichte zu präsentiren, sie wird daher, wenn ihr der Dichter einen Charakter darbot, wohl selten hinter seiner Intention zurückbleiben. Hier geschah es nach meiner Ansicht nur in „Donna Diana“, wo sie mir in den ersten drei Acten — bis auf die Toilette herab — durchaus zu modern erschien, in den leidenschaftlichen Stellen des vierten zwar in das Trauerspiel hinüberschweifte, aber auch — noch mehr als in „Corona“ — ihr Talent für dieses Fach an den Tag legte, das sie uns sodann als Julia in seinem ganzen Reichthum, zumal in den letzten Acten, entfaltete. In Stücken, deren Verfasser ihr nur Rollen darbieten, mitunter einer gewissen Individualität angepaßte Rollen, versteht sie auch diese sehr interessant zu machen, und läßt gewiß keinen der künstlich berechneten und mühsam hervorgebrachten Effecte fallen. Dies bewies sie vorzüglich in der „Capricciosa“, welche wahrlich einer so großen Liebenswürdigkeit bedarf, als womit sie Fräulein v. Hagn ausstattete, um nicht total widerwärtig zu werden. In der Mirandolina schien sie mir in der Darstellung der Coquetterie etwas zu weit zu gehen; wo der Dichter schon so stark aufgetragen hat, muß die Schauspielerinn nur mildern, geschähe es auch auf Kosten der Theaterwirksamkeit. Meisterhaft sprach sie die Fabel und die Schlussverse. Fräulein v. Hagn war eine so angenehme Erscheinung auf unserer Bühne, daß wir mit Vergnügen an sie zurückdenken, oder in der Folge sie wieder hier begrüßen werden.

Neu in die Scene gesetzt, erschien auf unserer Bühne Kaimund's „Diamant des Geisterkönigs“, und machte mir schon vorhin doppelte Freude. Einmal weil ich diese rein humoristische und witzreiche, ja poetisch erkundene Posse, immer sehr liebte, in welcher der geniale Verfasser sich noch ganz von jener Sentimentalität und allegorischen Tendenz frey gehalten hatte, die leider später in den Händen geistloser Nachahmer zur vernichtenden Aqua tollana geworden, und den Verfall der Localposse nach sich gezogen haben; dann zum zweyten, weil ich die Wiederaufnahme jener Gabe der heitern Poesie für einen Verkündiger von Kaimund's Hieherkunft halte, nach der wir uns seit Jahren sehnen. Das „neu in die Scene gesetzt“ war übrigens diesmal keine Redensart, denn nicht allein Decorationen und Costume waren größtentheils neu, und glänzender, als wir es jemals bey diesem Diamant gesehen, sondern auch die Besetzung und Ausführung war in den meisten Theilen ganz befriedigend. Belustigend, wie immer, war Hr. Feistmantel (Florian Waschbau), aber auch Dlle. Böllner (Mariandel) und Hr. Spirio (Pamphilus) waren recht ergötzliche, komische Gestalten; vorzüglich aber war Hr. Preisinger (Longimanus) ein wahrer Schatzkasten voll Witz und Laune, und man kann mit vollem Recht sagen, daß wir diese Rolle erst durch ihn in ihrer ganzen Fülle von Komik kennen lernten. Hr. Preisinger ist unstreitig ein Künstler, der sich nicht allein durch einen ewig frischen und reichen Humor, sondern zugleich durch Geist und Studium auszeichnet, welche jenen stets leiten und lenken, und nie über die Grenze wahrer Komik schreiten lassen. Überhaupt nimmt unter den Elementen, aus welchen gegenwärtig unsere Bühne besteht, die Posse nach der Oper den zweyten Rang ein. Die Hh. Feistmantel, Preisinger und Spirio bilden mit Dlle. Böllner ein recht erfreuliches vierblättriges Kleeblatt, dem sich im Fall des Bedürfnisses Hr. Schikaneder anschließt, und das Dlle. Frey und andere Mitglieder des höhern Schauspiels unterstützen, und es bleibt nur der Wunsch übrig, es möge der regen Thätigkeit und Umsicht des Hrn. Director Stöger recht bald gelingen, ein eben so lobenswerthes Ensemble im recitirenden Drama herzustellen.

R. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 23. November zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. Dietrich: „Pietro Metastasio.“ Historisches Lustspiel in vier Aufzügen nach dem Italienischen des Federici von W. Blum.

Im Hause des Advocaten Dr. Gennaro zu Neapel lebt der Dichter Metastasio, durch äußere Verhältnisse genöthigt, als Schreiber, und gewinnt sich die Liebe und Achtung

aller Hausgenossen, nur der Jurist will nichts von seinen poetischen Bestrebungen wissen, die er für zwecklos erklärt, und sucht ihn für die Rechtswissenschaft zu gewinnen, weil er ihm Talent für dieselbe zutraut. Im Kampfe nun mit der Raubheit des Doctors, mit den Anfeindungen geckenhafter Schöngelister, mit dem Mißtrauen in den eigenen Werth, bringt der Dichter ein bewegtes, freudentoses Leben hin, nur die Anerkennung des zarteren Geschlechtes und eine edle Liebe erhalten ihn vor dem Versinken. Da kommt ein Freund von seinen Reisen zurück, ihm Herrliches kündend von der freudigen Anerkennung seiner Werke in Rom und Venedig, seine letzte Arbeit wird bey Hofe enthusiastisch aufgenommen; der Advocat raset und schafft den Dichter, welchen er verloren gibt, aus dem Hause. In der letzten Nacht wird diesem noch die Genußthatung, seine Lieder von Damenslippen und im Munde des Volkes zu hören, zu sehen, wie sein Talent ihm die Theilnahme aller Stände erweckte, er beharrt nun auf dem Entschlusse, in die Welt zu gehen, selbst, als Gennaro ihm noch einmal Vorstellungen über das traurige Loos des Künstlers macht; siehe, da erscheint der Secretär des Vicekönigs, zeichnet den Dichter im Namen seines Gebieters aus und bringt ihm die Bestallung als kaiserlicher Hofdichter in Wien.

Die Eingangsscene dieses Stückes hat uns unwillkürlich an Deinhard Fein's vortrefflichen „Hans Sachs“ erinnert, dem der Bearbeiter seinen Helden auch sonst vielfältig nachgebildet zu haben scheint. Vor einer solchen Vergleichung nun wird „Pietro Metastasio“ nicht gut bestehen, wiewohl die Neuigkeit allerdings als eine achtbare, in manchen Beziehungen gelungene Production anerkannt werden darf. Daß die Handlung wohl von vorne herein sehr dürftig sey oder vielmehr, daß es an einer eigentlichen Handlung durchaus fehle, ist schon aus dem Inhalte zu ersehen; außerdem zeigt sich Metastasio völlig willenlos, passiv — er läßt Jeden auf sich wirken, ohne selbst thätig aufzutreten. Venedig aber verträgt sich nicht gut mit den Anforderungen des dramatischen Bedürfnisses. Wäre noch der Contrast zwischen dem profaischen Gemüthe und der Weiße des Poeten frappant herausgehoben, so könnte von dieser Seite einiges dramatische Leben erzielt werden; allein dann müßte die Alltäglichkeit, gegenüber dem Genius, mit den Waffen des Hohnes, der Verpottung kämpfen, während der Advocat hier nur mit Derbheiten, beynabe mit wirklicher Brutalität auftritt. Recht schön gedacht ist die Versinnlichung der hohen Gewalt, welche die Dichtung selbst auf die unteren Stände übt, nur gebriecht es auch hier an dem Haltpuncte, der eigentlich die schöne Bedeutung ausgemacht haben würde; die Bewunderung, in welcher sich das Kammermädchen ausspricht, liegt nicht so fern, als es der Fall seyn sollte, weil ihre Bildung, oder doch ihr Sinn dafür, weit über ihrem Stande steht und die Liebe des alten Bedienten schließt sich mehr an den gemüthlichen Menschen als an den Dichter; eben dadurch aber fällt der größere Theil des Gegensazes hinweg. Indessen, wie schon gesagt, interessirt das Stück durch Innigkeit und warmen Sinn für die Kunst — die Hauptgebrechen scheinen in dem Originale zu liegen, denen Hr. Blum, ein talentvoller Bearbeiter, wie nicht Viele, abzuhehlen außer Stande war. Übrigens hat derselbe in Sprache und Darstellung sehr Entsprechendes geleistet, was wir mit Vergnügen eingesehen und nur bedauern, daß damit allein keine genügende dramatische Wirksamkeit erzielt werden konnte, die überhaupt durch Worte, bloße Worte, wären sie auch noch so gehaltvoll, niemals gefördert wird. — Die Aufführung durch Hrn. Dietrich, Frau von Holtz und Hrn. Koll war gut, in den anderen Parthien genügten Dlle. Reimbeck und Mad. Pann, die H. Kott, Gehrig und Kinder; die Scenirung war recht zweckmäßig.

Wagenbild IV.

Nr. 1. Ein Phaëton neuester Art, mit indigoblauer Lackirung und sichtsbraunem Futter.

Nr. 2. Eine Reifepfirscha mit dunkelgrüner Lackirung und Futter wie oben.

Beide nach Originalen des Hrn. Brandmayr, Wagenfabrikanten in der Kossau Nr. 94.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 1. December 1835.

144

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bilder aus Salzburg und seiner nächsten Umgebung.

Von Eduard Silesius.

Ich möchte Salzburg beynah ein modernes Rom nennen; das heißt: so wie das ehrwürdige Rom eigentlich als Ruine der alten Vorwelt, so ist Salzburg als Denkmal aus dem Mittelalter vornehmlich merkwürdig, und in so fern eine moderne Ruine im Vergleiche zu jener alten. Ich kenne überhaupt keine Stadt im österreichischen Kaiserstaate, die einen so wunderbaren Eindruck hervorzubringen geeignet ist — denn die Lagunenstadt, das wie durch einen Zauberschlag aus dem Meere emporgewachsene Venedig, kenne ich nicht aus eigener Anschauung — als dieses, in jeder Hinsicht eigene und unvergleichliche Salzburg. Schon in seiner Lage liegt ein besonderer Zauber. Auf drey Seiten von dem Schloß, Capuziner- und Mönchberge eingeschlossen, und nur gegen Nordosten der schönen freundlichen Ebene gegen Bayern geöffnet, ist dem Standpuncte von Salzburg hiedurch eine seltene Landschaftseigenthümlichkeit schon von Natur zu Theil und diese Eigenthümlichkeit auch durch eine seltsame Bauart noch mehr herausgehoben worden. Kein Fremder, wäre er auch mit dem vorzüglichsten Ortsinne ausgerüstet, wird sich leicht in Salzburg orientiren. Eben in dieser vielseitigen, labyrinthartigen Anlage liegt gewiß ein Hauptgrund des mächtigen Zaubers, den diese Stadt auf jeden ihrer Gäste ausüben muß, und dessen Gewalt durch die prachtvollen alten Kirchen, durch die großen mit Denkmälern aller Art überladenen Leichenhöfe, durch die hohen schmalen düsteren Häuser von alt-italienischer Bauart, durch die hier beynah überall herrschende feyerliche Stille und Ode, so wie endlich durch die über den engen alten Straßen meistens lastende Nebelatmosphäre bis auf einen beynah unaussprechlichen Grad erhöht wird. Von hoher Wirksamkeit sind aber auch die schneidenden Contraste, denen Salzburg — wie gewiß auch das alte ehrwürdige Rom — einen großen Theil seines treffenden Effectes verdankt.

Wir sind, von Ischl und St. Gilgen herüber, durch das Dorf Ginkel am Fuße der östlichen Grenzberge, hierauf durch eine unbedeutende Vorstadt und endlich durch ein enges düsteres Thor, von den Bergen im Hintergrunde dräuernd überschattet, in eine krumme finstere Gasse von hohen, schmalen und schmutzigen Häusern eingefahren; plötzlich finden wir uns auf der Brücke der Salza, welche die Stadt in zwey Hälften scheidet, und bald darauf auf dem großen Markte, in das bunteste Leben versetzt. Unser nächster Gedanke ist nun wohl: „welche muntere belebte Stadt! nur Schade, daß sie lauter so schlechte unbedeutende Gebäude hat!“ — Es ist hier darauf angelegt, daß jedes vorzeitige Urtheil einen Fehlschluß machen, jedoch bald von seinem Irrthume zurückkommen muß. Eine kurze Strecke weiter, und wir sind auf dem majestätischen Domplatze und schauen von der Einfahrt in den Gasthof zum goldenen Schiff verwundert auf die, wie durch einen Zauberschlag veränderte neue Welt. Vor uns auf der linken Seite neben dem Thurme mit dem bekannten Glockenspiele, blickt die alte Weste „Hohensalzburg“ von stolzer Höhe hernieder, und auf der andern Seite bildet das ansehnliche „Neugebäude“ einen auffallenden Gegensatz zu dem ehrwürdigen Dome und der alten erzbischöflichen Residenz. Letztere ist ein herrliches Denkmal aus jener für Salzburg glänzenden Zeit, in welcher noch ein mächtiger geistlicher Fürst mit ausgebreiteter weltlicher Macht hier herrschte. Der Dom, im schönsten italienischen Geschmace erbaut, ist ein noch gewaltigeres Pracht Denkmal jener alten geistlichen Herrscher. Noch zwey herrliche Kunstwerke vollenden die Großartigkeit der uns umgebenden Scene, nemlich jener weltberühmte marmorne Springbrunnen, der schönste in Deutschland, dann die wunderschöne metallene Marienbildsäule mit ihrer Statuengruppirung vor der Hauptseite des Domes. Der ganze majestätische Platz ist von einer unheimlichen Ode; die Marmorstufen zu einigen dieser Prachtgebäude sind mit Grase bewachsen; dumpf und gespenstähnlich hallen die einsamen Fußtritte der wenigen Vorüberwandelnden auf dem, früher an stärkere Abnützung gewöhnten Marmorpflaster — ja, wenn nicht die Nähe des Gasthofes, der Militärwache am Glockenthurme und einiger Dicastrien dennoch dann und wann einiges Leben herbeiführte, so würde man manchmal fast versucht, sich in jene verzauberte Stadt in dem arabischen Märchen versetzt zu wähnen, deren prachtvolle Marmorhallen seit grauen Jahren nur der stumme Tod und das ewige Schweigen bewohnte.

Betrachtend durchwandeln wir nun den, über 360 Fuß langen, und über 100 Fuß hohen Dom, ein Meisterstück alt-italienischer Architektur, nach dem Muster des Vatican unter drey Erzbischöfen zwischen den Jahren 1614 und 1664 von Santino Solari aufgeführt; betrachtend verweilen wir vor den sehenswerthen Altarblättern von Remisi, Sandart und andern Künstlern, und vor den Denkmälern der Erbauer — und unwillkürlich fühlen wir uns in die langentschwundene Zeit jener Männer, die in ihren ehrfürchtgebietenden Werken fortleben, zurückversetzt, während die dürftige Gegenwart gegen die glänzende Vergangenheit uns ganz entschwindet. Von hieraus wenden wir uns zur Universitätskirche auf dem gleichnamigen Platze — einem schönen würdevollen Gebäude im griechisch-römischen Geschmace, mit einem kunstreichen Schnitzwerke, die drey göttlichen Tugenden darstellend, am Hochaltare, und sehenswerthen Gemälden über den Seitenaltären. Gerade

gegenüber dieser Kirche, auf dem Universitätsplatze, steht das Haus, in welchem der Raphael der Tonkunst, der unsterbliche Mozart zur Welt kam, und welches andachtsvoll zu betrachten, wohl kein Freund des Schönen unterlassen wird. Welchem meiner geneigten Leser in Wien ist wohl das Bild dieses denkwürdigen dreystöckigen Hauses nicht von der hiesigen Kunstausstellung vom Jahre 1834 gegenwärtig? Ich ging das erste Mal zur hellen klaren Mittagsstunde vorüber, und tiefe romantische Schauer durchwehten mich, als ich bedachte, daß hier die Keime zu dem göttlichen Requiem, dem unvergänglichen „Don Juan“ und so vielen andern unsterblichen Tondichtungen mit dem größten Heroen der Musik, damals einem weinenden, unbekanntem Kinde — in die Welt traten. Beglücktes Salzburg, der Name Mozart allein sichert auch dem deinigen Unvergänglichkeit. — Tiefe, lebhaftige Schauer durchzuckten mich, als ich Nachts nahe am Universitätsdome, von der ewigen Ampel am Hochaltare matt beleuchtet, sinnend stand, und nach dem hohen düstern Hause über den Markt hinüberschaute, und die aufgeregte Phantasie mir tönende Gebilde der Vergangenheit heraufbeschwor.

Wie Himmelslieder hört' ich's klingen
 Von Mozart's alter Wiege her;
 Wie Echo ferner Engelschwingen,
 Hinsegelnd hoch im Äthermeer; —
 Wie Liebe seufzt, wie Sehnsucht girret,
 Wie Andacht fromm zum Himmel ruft, —
 Wie Frohsinn, gleich der Schwalbe, schwirret
 Durch morgenrothe Frühlingsluft! —

Dann zog von Wehmuth bis zur Trauer
 Ein lang anschwellender Accord,
 Von Ahnung bis zum Geistersehauer,
 Wie Holsharfenschwirren fort.
 Hinrug's mich, wo der Himmelswonne
 Verklärte Rosengärten blüh'n,
 Und tausend Strahlen einer Sonne
 Umsprühten mich in Melodie'n.

Doch horch! vom grauen Dome hallte
 Ein wunderhehrer Trauerklang —
 Der Orgel Himmelsruf erschallte
 Zu unsichtbarer Ehre Sang.
 Es tönte: „Laß den Staub zerfliegen!
 Fortlebt der Geist, auch wenn er schied,
 Mit seinem Glauben, Hoffen, Lieben!“ —
 Es war wie Mozart's Schwanenlied.

Auch die übrigen Kirchen, ungefähr acht, verdienen sowohl ihrer Bauart, als auch ihrer Kunstschätze und anderer Merkwürdigkeiten wegen — die Jedermann in den zahlreichen Wegweisern durch Salzburg und seine Umgebung satifam beschrieben finden wird — aufmerksame Besichtigung, besonders die Stiftkirche St. Peter, in welcher im Jahre 1821 ein Denkmal für Joseph Haydn aufgestellt wurde. — Nebenbey gesagt, ist auch die Bibliothek, dann die Gemälde-, Kupferstich-, Münzen- und Naturaliensammlung in diesem Stifte sehr sehenswerth. In der St. Sebastianskirche, in der Pingerstraße, ist das, mit einer hochtönenden Inschrift versehene Grab- und Denkmal des

berühmten Wunderdoctors und Schwarzkünstlers Theophrast Paracelsus merkwürdig, dessen Bildniß man auch in übermenschlicher Größe auf dem altväterischen Giebel seines ehemaligen Hauses, in frisch übertünchten Farben herabgrinsend, anstaunen kann. Nähere Nachrichten über diesen jedenfalls interessanten Abenteurer, der nach competenten Urtheilen ohne Zweifel weit über seinem Zeitalter stand, hier an Ort und Stelle zu sammeln, und wo möglich die wunderbaren Einzelheiten desselben zu einem lebendigen Gesamtbilde zu gestalten, — wäre eine schöne, lohnende Aufgabe für den hiezu Berufenen. — Vor Allem übersehe man aber ja nicht die bey mehreren dieser Gotteshäuser befindlichen Friedhöfe, deren zahlreiche und mitunter sehr geschmack- und prachtvolle Grabstätten und Denkmäler den sprechendsten Beweis der Bevölkerung und Bedeutsamkeit des ehemaligen Salzburg liefern, das in dieser eigentlichen „Stadt der Todten,“ wenn man nemlich diese zahlreichen und großen Kirchhöfe als zusammenhängendes Ganze betrachtet — gerade am allerlebendigsten erscheint. Unvergeßlich ist mir der Eindruck des Besuchs dieser Todtenbehausungen an einem Allerseelestage, an welchem, im eigentlichen Sinne, die ohnehin einsame Stadt selbst ganz zum Leichenhof geworden, und das lebende Geschlecht sich ganz um die Monumente der Todten versammelt zu haben schien. Es ist nemlich auch in Salzburg althergebrachter christlicher Brauch, an diesem Tage die Gräber zu besuchen, und bey dem Anblicke der Vergänglichkeit sich frommen Betrachtungen hinzugeben. Es war nun in Wahrheit ein rührend ergreifender Anblick, auf diesen geweihten und übermoosten Räumen, an diesen halb versunkenen Kreuzen, vor diesen, theils in Kreuzgängen fortlaufenden und mit Umfriedungen geschützten, theils freystehenden Monumenten von neuer und von mehr oder weniger verwitterter Gestaltung — in diesen Labyrinth des Todes — Schaaren von frommen Besuchern durch einander wimmeln, und hier mit einem frischen Blumenkranze, dort mit einem stillen Gebethe die Ruhestätte eines Angehörigen, Vorfahren oder Freundes begrüßen zu sehen. Ofters hatte ich dieser ernststen Todesfeier an andern Orten beygewohnt; aber nirgends stimmte Ort, Umgebung und Alles, Alles so wunderbar zusammen, ihr die höchste Feyerlichkeit zu verleihen, wie hier in Salzburg, wo alles kirchliche Leben — auch hierin an Rom erinnernd — die höchste Lebendigkeit und Bedeutung gewinnt. Ja nirgends wurde mir lebendiger, als hier, Jakob's unsterbliches Gedicht: „am Allerseelestage“ vergegenwärtigt; und wie ich die gegenwärtige Generation so um die Gräber ihrer Vorfahren wimmeln sah, könnten mir die bedeutungsvollen Worte:

„Alles, was da lebt auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden“

immernwährend vor.

Ach von der Wahrheit dieses Satzes sollte ich schon an demselben Tage noch eingreifender überzeugt werden! Nachdem ich meine Runde im Innern der Stadt vollendet hatte, dachte ich den würdigen Geistlichen U****, Professor am dortigen Lyceum, meinen ehemaligen Lehrer und treuen Freund zu besuchen und, an seinem erhebenden und erheiternden Gespräche mich erlabend, an seiner Seite irgend einen Nachmittagsspaziergang durch Salzburgs großartige Umgebung zu machen. Ich schritt über die grasbewachsenen Höfe, und durch die öden kühlen finsternen Bogengänge des weitläufigen Lycealgebäudes, und traf endlich, nachdem ich lange vergebens umhergeirrt, ohne ein mensch-

liches Wesen zu erspähen, auf ein einsam und gespenstig umherschleichendes altes Weib. Ich fragte nach meinem lieben Professor U****. — „Ach, du lieber Gott, im vergangenen Sommer war's ja schon ein Jahr, daß er begraben wurde!“ — seufzte das unheimliche alte Weib zurück. — Wie vom Donner gerührt stand ich vor der Alten und brachte es kaum über mich, um die näheren Umstände dieses mir so überraschenden Todesfalles zu fragen. Diese lauteten denn freylich traurig genug. Die schon angeborenen Gebrechlichkeiten des im besten Mannesalter gestandenen guten Mannes waren durch rastlose Anstrengungen seit den Jünglingsjahren allmählig zur unheilbringenden Höhe herangewachsen, und hatten ihn zu spät an die Pflichten für seinen schon so sehr zerrütteten Körper gemahnt! Noch, als es sich mit ihm schon zu Ende neigte, habe er im Bade zu Nigen bey Salzburg auf seine Wiederherstellung gehofft; aber, ach! bald darauf sey er friedlich und selig in dem Herrn entschlafen. — Ich hatte genug gehört, und entwich mit den bittersten Empfindungen von einem Orte, den ich mit der frohesten Aussicht auf eine kurze, aber beseligende Wiedervereinigung mit einem innigst geliebten Freunde betreten hatte. — Sit terra illi levis! — Sein frommer Sinn, seine Gottergebenheit hätten gewiß den wirksamsten Balsam für mein beängstigtes Herz zu spenden gewußt; — doch dieser Balsam quillt ja aus dem heiligen Buche, welches er mir einst bey dem Abschiede als Andenken übergab, — und er quillt auch aus dem erhebenden Gedanken: daß die lieben Todten uns weder in unnahbare Fernen entrückt sind, noch als Spukgeister ängstigend um uns herumgaukeln, sondern daß sie — als schützende und liebende Genien — wohl die armen staubgebundenen Menschen, die sie im Leben geliebt, umschweben mögen!

Es sitzt im frohen Bunde
Ein Freundekreis beym Mahl!
Da geht von Mund zu Munde
Der gold'ne Lustpocal;
Doch aus der Ferne summet
Des Todtenglöckleins Klang
Und jeder Mund verstummet,
Und jedes Herz wird bang.

Nein! jedes Herz wird weiter,
Verkärter jeder Blick,
Und Alle kehren heiter
Zur Gegenwart zurück;
Doch edler und erhöhter
Herrscht Frohsinn im Verein,
Und führt vom Himmelsäther —
Die todten Freunde ein.

So tritt in's frische Leben
Der theuren Todten Bild,
Ach, ihre Züge schweben
Um uns so traut und mild, —
Nicht, wie Gespenster schreckend,
Zernichtend unsre Lust, —
Nein, höh'res Leben weckend
In unsrer tiefsten Brust! —

Drum, meine lieben Todten,
Trag' ich euch treu im Sinn:
Ihr wißt, als sich're Boten,
In's bess're Leben hin —
Durch eure Grabcyressen
Weht ew'ger Liebeshauch:
Ich kann euch nie vergessen,
Und ihr — ihr liebt mich auch!

(Die Fortsetzung folgt.)

A b s c h i e d.

Und schenkst du mir nicht einen Blick,
Nicht will ich d'rum verzagen,
Noch winkt mir and'rer Sterne Glück,
Und and'rer Sonnen Tagen.

Und siehst du mich verachtend an
Mit Hohn umspielten Munde;
Genesen von der Liebe Wahn,
Nicht ach! ich solcher Wunde.

Dein Name, der Musik mir war,
Schalle hohl mir jetzt im Winde;
Ich seh' dich jedes Reizes bar,
Weil riß die Zauberbinde.

Fahr' hin! nicht blick' ich mehr nach dir,
Dir schweigen meine Lieder.
Fahr' hin! und nicht auf Erden hier
Begegnen wir uns wieder.

Mar. L'Wenthal.

Der Weise und der Narr.

Ein alter Jurist (Accurs. libr. 2. §. ex actis de orig. jur.) erzählt die nachfolgende, nicht unergögliche Geschichte, welche den Gelehrten manches Argerniß gegeben, an Stephan Forcaulo aber doch einen Vertheidiger gefunden hat. Ob nun derselben historische Glaubwürdigkeit eben nicht zuerkannt werden dürfte, so mag sie doch für eine wichtige Parabel gelten, welche den Erfahrungssatz: „daß Narrheit und Weisheit sich oft täuschend ähneln,“ auf eine komische Weise zur Anschauung bringt. Der Schwank ist dieser:

„Als die Römer die Nothwendigkeit einsahen, ihr Gesezwesen zu verbessern, beschloßen sie auch hierin, wie in ihren meisten Einrichtungen, sich die Griechen zum Muster zu nehmen, welche damals, hinsichtlich der Bildung, den Namen der großen Nation mit größerem Rechte trugen, als ihn gegenwärtig manches Volk, mit stolzem Selbstbewußtseyn, sich anmaßt. Man fertigte daher eine Gesandtschaft nach Athen ab, deren Aufgabe es war, die dort geltenden Geseze einzusehen, zu prüfen, und, nach zweckmäßiger Auswahl, zehn Geseztafeln zusammenzustellen, welche die Grundlage der römischen Legislation bilden sollten. Die Gesandtschaft machte sich auf den Weg. Als die Athener erfuhren, in welcher Absicht dieselbe komme, beschloßen sie, über die Neuheit dieses Verfahrens nicht wenig erstaunt, einen Philosophen abzuschicken, welcher die Fremdlinge empfangen und sie prüfen sollte, ob sie würdig seyen, eines Nationalgutes, auf welches Athen stolz war, theilhaftig zu werden. Sie wollten nemlich ihr Bestes nicht an Ungeweihte hintangeben und dadurch vielleicht in Gefahr gerathen, daß der Schatz ihrer Geseze, durch ungeschickte Hände entstelle und um seine wohlthätige Wirksamkeit gebracht, den athenischen Namen in Italien zum Gespötte mache. Die Sendung traf einen Weltweisen, welcher eines anerkannten, unverdächtigen Rufes genoß.

Aber auch den Römern blieb der Empfang, den man ihnen bereitete, nicht unbekannt. Dieses Mißtrauen verdroß sie, und sie versuchten, es durch eine List zu erwidern. Sie kleideten nemlich einen bloßen Menschen, den sie auf ihrer Reise zufällig fanden, in Purpur, gaben ihm ein stattliches Gefolge bey, und schickten ihn dem Philosophen entgegen, nachdem sie ihm unter strengen Drohungen aufgetragen hatten, ja kein Wort zu sprechen, sondern,

was auch gefragt oder gethan werden sollte, nur mit Zeichen zu antworten. Ihre Absicht war, falls der Blöde über den Philosophen den Sieg davon trüge, ohne weitere Hindernisse den Zweck ihrer Sendung zu erreichen; sollte jedoch, was vorauszusehen war, das Gegentheil geschehen, so würde, dachten sie, das unverbrüchliche, räthselhafte Schweigen des Gesandten den Athener irre leiten und ihm von der Klugheit der Ubrigen einen höheren Begriff beybringen.

Als der Blöde des Philosophen ansichtig wurde, blieb er wie eine Statue stehen und entgegnete ihm auf seine Anrede — nichts. Der Philosoph stuzte und dachte sich, er habe einen Anhänger der pythagoräischen Secte vor sich, zu deren Grundgesetzen die Kunst zu schweigen gehört. Er bequeme sich daher, ihn auch als solchen zu behandeln, und streckte ihm, schweigend, den Zeigefinger entgegen, indem er damit sagen wollte: „Eins ist der Anfang aller Dinge!“ — Der Blöde, für welchen Pythagoras und seine Lehre Dinge waren, von denen er keine Ahnung hatte, nahm das ganz anders und glaubte, der Philosoph wolle ihm damit sagen, er besitze so viel Kraft in seiner Hand, daß er ihm mit Einem Finger ein Auge ausstechen könnte. — Um ihm daher zu zeigen, daß er nöthigenfalls den Kampf nicht scheue, wollte er Zeig- und Mittelfinger ausstrecken, hob aber, unwillkürlich, auch den Daumen mit empor, daß er nun dem Philosophen drey Finger entgegenhielt. — „Drey ist das Sinnbild der Vollkommenheit,“ dachte der Philosoph, und freute sich, die Schule richtig erkannt zu haben, welcher sein Gegner angehören müsse. — Im Geiste dieser Schule fortfahrend, streckte er nun das Innere der Hand flach aus, um damit anzuzeigen: „daß die dreieinige Gottheit der weithinausgestreckten Fläche des Universums Schöpfer und Erhalter ist.“ — Der Blöde fuhr rascher auf, indem er die Bewegung für nichts anderes als die Zurüstung zu einem Angriffe auf seine Wangen hielt; ballte die Faust und meinte ihm damit zu beweisen, daß er sich nicht fürchte, sondern bereit sey, eine Beleidigung durch ausgestreckte Finger mit eingezogenen zu erwidern. — Da beugte sich der Philosoph tief vor seines Gegners Weisheit, in dessen Faust er die Idee ausgesprochen sah: „daß die Gottheit, die ihre Macht ins Unendliche ausdehnt, auch wieder, wenn es ihr beliebt, sie eben so schnell in einen Punct vereinigen kann.“ — Ohne eine weitere Probe von dem vermeintlichen Pythagoräer zu fordern, ging er, und meldete denen, die ihn gesendet hatten, daß man den Römern unbedingt ihren Wunsch gewähren könne, denn sie erschienen mit einem Manne an der Spitze, welcher in drey Bewegungen des Pythagoras tiefste Weisheitslehren klar und anschaulich entwickelt habe.

Joh. Gab. Seidl.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Anfangs November 1835.

Das neueste Theaterproduct von Bedeutung ist „Don Juan d'Autriche“ von H. Delavigne. Delavigne's Talent ist correct, fein, elegant, ganz parissisch. Bey mäßiger Wärme und Nahrung gedeiht es ohne Auswüchse, etwas dürftig in fortgesetzter, ruhiger Anstrengung; er hat das Musenpferd trefflich dressirt, er läßt es nach Belieben traben, Schritt gehen, paradiren und caracoliren, und in zahmem Ungeßüm sich aufbäumen. Der Dichter hat gleichviel Geschick zur Tragödie, zum Lustspiel, zum Drama; er schreibt gleich brillante und graziose Verse über einen Fiaker und über eine Staatsumwälzung; er würde den Caspar Larisari und den Pächter Feldkümmel zu tragischen Helden umschaffen, so wie er ein Lustspiel aus Don Juan d'Autriche gemacht; es ist dies wohl die wunderlichste aller Komödien, die Haare stehen Einem dabey zu Berge. Das Komischste im ganzen Lustspiel ist eben, daß es ein Lustspiel ist. Don Juan von Osterreich eine lustige Person! und gerade im Augenblicke, wo das Heldenherz anfängt in Liebe und Schlachten- und Ruhmsucht aufzulodern, in der Morgenröthe der Jugend, durch die schon aus der Ferne der Widerschein der Leichenfackel bricht! Und dann die Tortur und Carl V. der gewaltige Herrscher, der seine eigene Lei-

chenfeyer celebrirte, und Philipp II., durch dessen finstere Majestät nie ein Lächeln leuchtete! Man kann sich übrigens wohl erklären, was De Lavigne gewollt: er hat gesehen, daß die Hug o'schen Dramen Glück machten, daß der Humor oder vielmehr Wig und Pathos neben einander dem jezigen Publicum zusagen, er hat also ein Hug o'sches Drama gemacht, und es eine Komödie genannt, um seine literarische Parthey nicht vor den Kopf zu stoßen.

Gehen wir jezt ins Theater: hier drängt sich die Menge seit vier Uhr, von allen Gallerien laufen die Queues aus, und wogen unter dem kalten Regenwinde auf der Straße. Schon um zwey Uhr hat sich die Municipalgarde eingefunden, die Polizeysergeanten im blauen Fracke, dreyeckigen Hute und dem spanischen Rohre bewachen, so gut sich's thun läßt, die Taschentücher und die Uhren der Harrenden. Blumenmädchen bieten ihre Weilschen und Rosenkränze feil; hier heißt's: „deux sous les honnes oranges,“ dort wird Vert-vert und l'extrait ausgefchrien, an solchen Tagen werden diese Theaterblätter in großen Massen abgesetzt, sie gewähren einige Erholung während der langen Station; es ist wunderbar anzusehen, wie diese ungeduldigen, heftigen Franzosen an den Thüren eines Schauspielhauses zahm sind, mit welchem Heldenmuth sie alles Ungemach aushalten, welche sanfte Resignation auf den fieberbleichen Damengesichtchen ruht; sie ertragen den Nebel, der ihnen die Hüte verdirbt, und das feuchte Steinpflaster, das ihnen die Schuhe und die Füße dazu verdirbt, und das Stoßen der Drängenden, das ihnen die Kleider verdirbt; bieten Sie ihnen einen Platz an, der sie gegen alle diese Unbequemlichkeiten schützt, aber um einige Glieder in der Reihe zurücksetzt, so dankt man Ihnen höflichst, aber man bleibt auf seinem Posten und läßt sich beregnen und stoßen und friert lustig dem schaudervollen Lustspiel entgegen. Bey dem gewaltigen Wogen geschieht selten ein Unfall: mittelst der Barrieren und zweyer Municipalgardisten werden die antobenden Fluten ohne die mindeste Anstrengung in Fesseln gelegt. Ist die Zeit endlich da, so öffnet man die Schranken nur für vier oder fünf auf einmal und die Menge sifert allmählig in den Saal. Auf Musik brauchen wir nicht zu warten, die großen Succès haben keine, das Orchester wird den Zuschauern eingeräumt, es ist ein Genuß mehr.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 25. November zum ersten Male: „Die Mißverständnisse.“ Localposse mit Gesang in drey Aufzügen mit Musik von Hrn. Adolph Müller.

Ein junger Geß von eifersüchtigem Ehemann hat seine Frau im Verdacht einer Liebchaft mit einem anonymen und unsichtbaren Chevalier, dann sogar mit seinem Kammerdiener, ohne daß man wüßte, wodurch er zu so übler Meinung veranlaßt worden. Die hieraus entspringenden Mißgriffe bilden den Inhalt der heutigen Piece, welche zu dem Nichtigsten, Abgeschmacktesten und Lahmsten gehört, was man uns bisher geboten. Anfänglich vermuthet man zwar, der Schloßinspector beabsichtige, seiner Herrschaft, deren Anwesenheit ihn genirt, durch allerley Kniffe den Aufenthalt zu verleiden und sie von dannen zu scheuchen; später erwartet man, die Eifersüchteley des Gatten werde curirt werden; nicht minder dürfte die Unverschämtheit des Kammerdieners gezüchtigt oder doch die Erscheinung des Musicanten gerechtfertigt werden; allein weder von dem Einen noch von dem Andern ist weiter die Rede, es geschieht eben, weil es dem namenlosen Verfasser also beliebte, oder zur Ausfüllung der Zeit nöthig schien; das „Warum“ wird offenbar, wenn alle schlechten Scribenten Rechenschaft über den Galimathias werden legen müssen, mit welchem sie auf der Breterwelt debutirten. — Die Piece wurde verändermaßen ausgezischt. Schade, daß die H. Scholz und Nestron sich mit dem Einstudiren so jämmerlicher Rollen zu plagen hatten.

(Mit Nr. 48 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 3. December 1835.

145

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bilder aus Salzburg.

(F o r t s e t z u n g.)

In dem ehemaligen Universitäts-, dormaligen Lyceumsgebäude (denn dahin haben die früheren trüben Betrachtungen uns geführt), finden wir, außer dem ansehnlichen dreystöckigen alten Baue nur die daselbst aufbewahrte bedeutende Bibliothek von beynähe 36,000 Bänden, zum Theil aus dem in Viertelhaler's „Wanderungen“ geschilderten Bücherschatz der ehemaligen Hofbibliothek und mehreren andern Sammlungen bestehend, dann die, an mehreren Punkten der Umgebung von Salzburg aufgefundenen römischen Meilensäulen, der Besichtigung anzuempfehlen.

Nebst diesen, ebenfalls von Viertelhaler ausführlich besprochenen Resten aus römischer Vorzeit, findet man in und um Salzburg noch vielfache andere Spuren des classischen Bodens des — gegründeten Vermuthungen gemäß — etwa eine Stunde von dem dormaligen Salzburg gegen den Untersberg zu einst bestandenen alten „Juvavium“ und zwar vornehmlich auf den sogenannten Voiger- oder Wallerfeldern, welche auch in den mittelalterlichen romantischen Sagen vom Untersberge eine große Rolle spielen. Hier wurden im J. 1815 unter Leitung des berühmten Alterthumskenner's Thiersch die Grundlagen und Mosaikböden eines römischen Gebäudes, deren Spuren zufällig beim Umpflügen in einer Tiefe von kaum einem halben Schuh entdeckt worden waren, ausgegraben. Dieses Mosaikgemälde, dessen genaue Beschreibung und Abbildung diese Zeitschrift im Jahrg. 1817 Nr. 74 enthielt, befindet sich dormalen in dem brasilianischen Museum in Wien. Da bey Ausgrabung dieses Mosaiks noch viele und ausgedehnte Grundmauern von alten Bauwerken zum Vorschein kamen, und auch römische Geschirre, Münzen und dergleichen Gegenstände sich vorfanden, so würde die Ausgrabung gegen die Einwirkung des Winters durch Stroh, Flechtenbedeckung und darüber gebaute Baracken geschützt und ordentlich fortgesetzt. Nicht minder anziehend sind die römischen Alterthümer in den Gartenanlagen des Herrn Rosenegger, am Bürgelstein außerhalb Salzburg gegen Aigen, wo die Römer einst ein Bu-

stum hatten, und ihre Ossilegia feyerten. Die unter Leitung des Herrn Rosenegger daselbst ausgegrabenen, und in einigen Zimmern zur Besichtigung ausgestellten Urnen, Büsten, Thränengläser u. s. w. sind äußerst sehenswerth, insbesondere ihrer Menge und Mannigfaltigkeit wegen.

Endlich ist auch das im Hofe des Johannesspitals in der Vorstadt Mülten befindliche wohlerhaltene römische Bad nicht zu übersehen, wovon Hebenstreit im „Wiener Conversationsblatte v. J. 1819 Nr. 22“ eine interessante Beschreibung geliefert hat. — Besonders aber berücksichtige man die unweit des Universitätsgebäudes am Fuße des Mönchsberges befindliche Sommerreiterschule und den Marstall. — Erstere, ein in den Felsen gehauenes Amphitheater mit drey Gallerien, ein wahres Römerwerk; letzterer im wahren Sinne ein Pferdepallaß, dessen Bewohner mit ihrem Gestampfe das Echo prachtvoller Gewölbe wecken, und aus marmornen Krippen schmausen. — Dabey ist auch die prachtvolle marmorne Pferdeschwemme zu besehen. Wir wandeln nun dem nahen berühmten Felsenthore zu, welches Erzbischof Sigismund zwischen den Jahren 1769 und 1774 durch den Mönchsberg sprengen ließ. Wie sehr verdient es die einfach imposante Überschrift: „*Tesaxa loquuntur!*“ Dieses Thor ist 424 Schuh lang, auf der Stadtseite 21 Schuh, auf der Landseite aber 22 Schuh breit, und von einer entsprechenden imposanten Höhe mit gothischem Spitzbogen. Dasselbe ist auf der äußeren Seite über seiner Wölbung mit einer 15 Schuh hohen, meisterhaft gearbeiteten Bildsäule des heiligen Sigismund aus weißem Marmor geschmückt, und überhaupt von so würdevoller Anlage und großartiger Ausführung, daß es gewiß in jedem Beschauenden einen unvergilgbaren Eindruck zurückläßt.

Um die wunderbare Lage Salzburgs, die innere seltsame Gestaltung der Stadt und die großartige Mannigfaltigkeit derselben und ihrer Umgebung in einem vollen Gesamtbilde aufzufassen, ist es erforderlich, zuerst den Mönchsberg, dann den Capuziner- oder Imberg zu besteigen. Erstere, obgleich viel niedriger, und eigentlich ein Hügel im Vergleiche mit so vielen großartigen Nachbarn, behauptet dennoch durch seine glückliche Lage den Vorzug vor seinem Nebenbuhler. Welch erhebendes Schauspiel für den, rings von den abwechselndsten und geschmackvollsten englischen Anlagen umgebenen Naturfreund, wenn er mit einem Blicke nach Innen die alte malerisch herrliche Stadt mit ihren Kirchen, Marmorpallästen und Ruinen, und wenn er dann mit einem zweyten Blicke nach Außen die großartige Gebirgslandschaft auf drey Seiten, und auf der vierten, so weit sie nicht durch Vorhügel bedeckt ist, die unbegrenzte und mannigfaltig belebte Ebene, als das großartigste Naturpanorama in deutschen Gauen, vor sich aufgehen sieht! — Aber der längere und wärmere Blick des Beschauenden ist gewiß jener nach Außen in die Natur, und besonders auf die majestätischen Berge; denn was immer Menschenhände in und um Salzburg geschaffen haben und noch schaffen können: nie werden ihre Werke sich hier mit der unendlichen Natur in einen glücklichen Wettstreit einlassen können. — Vor allem fesselt unsern Blick der Untersberg mit seinem umfangreichen Rücken, seiner scharfgezeichneten Felsenfirne und seiner großartigen Form — Eigenschaften, die ihn, wenn auch nicht an Höhe, doch gewiß an Bedeutsamkeit zum Könige der benachbarten Berge erheben. Ungern trennt sich das Auge von diesem großarti-

gen Gebirgsstöcke, an dessen südlicher Seite sich noch gewaltigere Häupter, worunter der *Wahmann*, *Göhl* und die *Teufelshörner*, erheben, die jedoch wegen größerer Entfernung und geringeren Umfanges neben dem gewaltigen *Untersberge* nicht sonderlich in die Augen fallen. Aufmerksam verweilt wohl der Blick auf der wahrhaft majestätischen Pyramidengestalt des nördlich vom *Untersberge* gelegenen weit höheren *Staufen*, und schweift sodann wieder, am *Untersberge* und seinen Nachbarn gegen Süden sich wendend, vom hohen *Göhl* über das weite Thal hinüber nach den dämmernden Formen des *Tännengebirges* und nach der in Dampf gehüllten alten Stadt *Hallein*, und ihrem *Dürrenberge*, von welchem die sogenannte gläserne Kirche, aus stolzen Marmor Massen erbaut, hell herüberglänzt.

Aber nicht minder herzerhebend, als der erhabene *Berggraben*, ist das von demselben umschlossene innere Gemälde; denn einem englischen Garten gleich breitet die weite Thalsohle sich von einer herrlichen Bergreihe zur andern, durchschnitten von dem anmuthigen *Flusse* und unzähligen, weißen *Lilien* vergleichbaren, und mitunter mit schönen *Alleen* eingefassten Straßen und *Reiterwegen*, sorgfältig bebaut, und mit *Äckern*, *Gärten* und *Wiesen*, systematisch durch einander wechselnd, geschmückt, und belebt endlich durch eine große Zahl von *Ortschaften*, und beynah unzähligen *Höfen*, *Villen* und *Schlössern*, unter welchen *Hellbrunn* und *Leopoldskron* besonders hervorleuchten. Ungern trennt sich der Blick von dieser zauberischen Landschaft, um nun auch in der nächsten Nähe den *Berggraben* selbst, worauf wir verweilen, aufmerksam zu betrachten. Schon durch die Hand der Natur senkrecht scarpirt, und den benachbarten Theil der Stadt unheimlich überragend, erweckt derselbe durch die Kühnheit, womit *Thore*, *Kirchen* und eine lange Reihe von *Häusern* angebaut, und *Gewölbe* und *Keller* in denselben hineingebrochen sind, auf den ersten Anblick bange Besorgnisse, welche durch die natürliche Beschaffenheit dieses wunderlichen *Riesenwalles* — eines zusammengeschwemmten, auf einer mürben Grundlage von *Kalksteinen* ruhenden *Conglomerates* — noch erhöht und endlich durch wiederholte *Unglücksfälle* aus früherer Zeit zur vollen Gewißheit immerwährender großer Gefahr erhoben werden. Die erschütterndste Scene dieser Art ereignete sich am 16. July 1669 um Mitternacht, indem ein beträchtlicher Theil des Berges in zwey *Eruptionen* einstürzte, ein *Kloster*, eine *Kirche* und eine *Capelle* mit ihren sorglos schlummernden *Bewohnern* zermalmend und begrabend, — und während die *Bewohner* der Umgegend, durch das *Donnern* der Zerstörung und das *Jammerschrey* der *Verunglückten* herbeygerufen, zur *Rettung* hinzueilten, ein neuer noch schrecklicherer *Einsturz* einer *Felsenmasse* von 2000 *Etn.* neuen *Zerstörungsgräuel* verursachte, und die zur *Rettung* herbeygeeilte Menge mit den früheren *Opfern* in *Gemeinschaftliches Grab* bettete. Die ausführliche bald darauf erschienene Beschreibung dieses schrecklichen Ereignisses verdient im zehnten Bande des „*Theatrum Europaeum*“ nachgelesen zu werden. In neuerer Zeit ist die genaueste *Sorgfalt* angewendet worden, ähnlichen *Unglücksfällen* durch zweckmäßige *Schutzbauten* und *Vorsichtsmaßregeln* aller Art, so wie durch wiederholte *Bestätigung* aller gefährlichen Stellen, nach Möglichkeit vorzubeugen. Einen besonders *malerischen Anblick*, so wie eine *Erklärung* des Namens *Mönchsberg* gewähren daselbst auch die angeblichen *Felsenbe-*

hausungen frommer Einsiedler und Mönche, namentlich des heiligen Maximus und Ruprecht, dann die St. Gertraudencapelle.

Der Mönchsberg erhebt sich auf seinem Rücken an der niedersten Stelle nur um 150 Fuß über den Wasserspiegel der Salza, welchen er jedoch in seiner höchsten Elevation, dem Schloßberge, um 600 Fuß überragt. Liebhaber alter Festungswerke und schauerlicher Benennungen mögen gegen anzuschauende Genehmigung das vom Erzbischofe Gerhard erbaute und gegenwärtig als Zuchthaus benützte Castell besuchen, und sich an dem Anblicke des Trompeterthurmes, des Schlangenrunds, des Gifthurmes, der Torturkammern, des Burg- und heimlichen Gerichtsverlieses, des Feuerthurmes, der Casematten u. s. w. erfreuen. Der Capuzinerberg läßt sich auf einem allmählig durch dichtes Tannengehölz hinanschlingelnden Pfade bis zu seiner höchsten Elevation, dem bey 820 Fuß über den Salzspiegel erhobenen Francisci Schlüssel, sehr bequem ersteigen. Das Tannengehölz, welches man durchwandelt, ist sammt dem am Ausgange desselben sehr romantisch gelegenen Capuzinerkloster ringsum eingefriedet, und von den fleißigen und geschmackvollen Klosterbewohnern in den anmuthigsten englischen Garten umgestaltet. Einen freundlichen Anblick gewährt das Gotteshaus mit seinem Wohngebäude am Saume des einsamen Bergwaldes; besonders malerisch liegt der herrliche Klosterbrunnen mit seinem heiligen Bilde unter uralten Bäumen. Die äußerste Höhe gewährt eine herrliche Aussicht in die schwindelnde Tiefe der jenseits steil abstürzenden Bergwand, und weiter hinaus auf die östlichen Umgebungen der Stadt, besonders den Park Aigen, den Gaisberg, das Dorf Gnigel, die östliche Vorstadt, und die in der Richtung gegen Ischl berganziehende Straße, dann westlich an dem Maria Plainerberge vorüber, in die weiten Ebenen Bayerns.

Hier würde der bewaffnete Blick eine zahllose Menge von Ortschaften und in dämmernder Entfernung über den Tachensee hinaus mehrere andere größere und kleinere Seen erspähen, wenn nicht eben diese vielen Wasserbehälter, namentlich der große Chiemsee oder das bayrische Meer, diese Seite beynabe immer mit Nebel trübten. — Landkartenähnlich, und mit den abwechselndsten Nuancen liegt die wohlcultivirte, belebte und freundliche Landschaft vor dem entzückten Blicke.

(Die Fortsetzung folgt.)

V i t t e .

Wenn in der Stille verschwieg'ner Nacht
In vollem Drange dein Herz noch wacht;
Wenn deiner Sehnsucht heiß Gebeth
Zum Thron der ew'gen Liebe steht —
Erinn're dann des Freundes dich,
Sprich auch ein leises Wort für mich! —

Ein leises Wort! — Ach, die Welt ist schön,
Wenn die Geliebten sich nahe seh'n;
Wenn Hand in Hand, wenn Aug' und Mund
Das Glück des Andern thut uns kund.
O sprich ein leises Wort für mich —
Ich bin ja fern und liebe dich!

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Anfangs November 1835.

(S c h l u ß.)

Das Théâtre italien wurde unter traurigen Auspicien eröffnet. Kurz vorher war Bellini beerdigt worden, die ganze Hauptstadt trauerte um den Künstler; der Leichenzug ging über die Boulevards, es war eine Menschenmasse zugegen wie bey Lafayette's und Casimir Perrier's Leichenfener; im Dome der Invaliden wurde ein Requiem gesungen. Rubini's Gesang brachte hier eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Viele hörten seine Stimme zum ersten Male; die sie schon kannten, hatten sie nie so gehört. Bellini war kaum ein Dreißiger, seine hohe Gestalt, die blonden Locken und das tiefe blaue Auge des schönen Sicilianers hatten ihn zum Lieblinge der Damen gemacht. Sein früher Tod wird einer falschen ärztlichen Behandlung zugeschrieben; er litt an einem Durchfalle, den man durch Auflegen des Eises auf den Kopf bekämpfte. Ich habe das übrigens nur vom Hörensagen und verbürge das Gerücht keineswegs. Bellini war zu Catania (1805) geboren, im Jahre 1825 schrieb er bereits seine erste Oper „Bianca e Fernando,“ sodann kam „Il Pirata“ und nach einander „I Capuleti“ u. s. w. Sie wissen das wohl besser als wir, so wie auch die Bemerkung überflüssig seyn dürfte, daß seine Instrumentation um so nackter erscheint, da uns Rossini durch das Rollen und Dröhnen seiner gewaltigen Tonströme verwöhnt hat; daß seine Melodien oft den Tiefen eines deutschen Herzens zu entwallen scheinen, daß sie aber fast alle in Eine Form gegossen sind.

Neuigkeiten sind für diese Saison nicht angekündigt. Norma wird einstudiert. In der komischen Oper ist unlängst „Cosimo,“ eine unbedeutende Opera buffa, gegeben worden. Um dieses Theater ist es schlecht bestellt, es herrscht da eine wahre musicalische Anarchie. Das Orchester geht seinen Gang und kümmert sich wenig um die Sänger, die es mit gleicher Verachtung behandeln; die Chöre ihrerseits treiben es, wie es ihnen gefällt. Ob Mad. Damoreau, welche die große Oper mit dem Theater auf dem Börsenplatze (nämlich die komische Oper) vertauscht, die streitenden Parteyen versöhnen könne, wird sich bald zeigen. Was die große Virtuossin zu diesem Schritte bewogen hat, wissen wir nicht, indeß thut sie Unrecht, sie hat eine volle, starke Stimme, die sie mit der sichersten Meisterschaft handhabt, aber es fehlt der Gott im Busen; ihre Stimme träufelt in feinen Perlen, aber sie läßt kalt und die vornehme feyerliche Pracht der Académie royale de musique vertritt sich eher mit dem frostigen Pompe ihrer Manier; die komische Oper erfordert Leben im Spiel und Gesang, und so könnte die große Opernsängerinn leicht durch Mad. Casimir verdunkelt werden, die darauf lossingt, wie es ihr durch den Kopf fährt, aber ein frisches, melodisch vibrirendes Organ mit einem einnehmenden Äußern und geistreichen Spiele verbindet. Beide Damen sind nebst Cholelet und Dlle. Prevot die ausgezeichnetsten Mitglieder der Gesellschaft. Pouchard und seine Frau, so wie auch der treffliche Komiker Ferreol sind ausgetreten. Alles Unglück kommt über den armen Director des großen Operntheaters Hrn. Duponchel, seine beste Sängerinn sagt ihm auf, und seine beste Tänzerinn wird ihm krank; die Taglionni ist lahm, und nicht etwa, daß sie sich verwundet, das Übel ist weit gefährlicher, die Heilung nicht abzusehen: es ist eine völlige Abspannung in dem Nerven- und Muskelsystem der Beine und Füße eingetreten.

Nächst „Don Juan d'Autriche“ macht „Pauvre Jacques“ am Gymnase dramatique das meiste Aufsehen; auch eine Komödie, aber es wird darin geweint, daß die Polizey sich neulich ins Mittel legen mußte, und die gerührten Seelen aufforderte, dem Nasepuhen ein Ende zu machen und die Schauspieler weiter spielen zu lassen. „Pauvre Jacques“ ist eine dramatisirte Elegie mit Couplets, die ich hier recht passend finde, da sie Einen von Zeit zu Zeit aus der Wirklichkeit, in die man sich versezt glaubt, wieder aufs Theater führen und so den Eindruck mildern. Wie Pauvre Jacques sonst heißt, das haben wir nicht erfahren; in seiner Jugend beging er den dummen Streich nach Sicilien zu gehen und daselbst Unterricht in der Musik zu geben; dafür mußte er büßen mit Fasten und andern Unannehmlichkeiten, die ein leerer Geldbeutel nach sich zieht. In dieser Unglücksnacht geht ihm der Stern der Liebe auf, der ihn anfangs in die Arme der schönen Tochter eines Herzogs führt, welcher er Unterricht in der Musik gab, und der ihm später zur Kerkerthüre leuchtete; der Herzog ließ den Verführer seiner Tochter einsperren, die Tochter half ihm aus dem Gefängniß und ließ ihm ein Billet zustellen, in welchem sie versprach, ihm nach Marseille zu folgen. Es sind aber schon zwanzig Jahre, daß ihm Marie dieß geschrieben hat, und noch ist sie nicht gekommen.

Pauvre Jacques hat indessen graue Haare bekommen, seine Wange hat sich gehohlet und seine Stirne gerunzelt; er wohnt in einem Dachstübchen in Marseille, dicht am Hafen, jeden Tag läuft er ans Meer, viele Schiffe segeln herbei aus Frankreich und Italien, aus Afrika und Asien, aber Marie ist auf keinem. Diese Situation ist rührend, und wenn Pauvre Jacques das Fenster aufmacht und hinaus aufs Meer sieht, ob die Geliebte nicht endlich erscheine, und so eine Weile daseth im stummen Schauen, so fühlt man die Wimpern naß werden, ehe noch der arme Jacques ein Wort gesprochen. Dabei ist er verarmt, sein Hauswirth quält ihn, man fängt schon an gegen den Dichter unwillig zu werden, der den armen Teufel so unerbittlich peiniget: da geht der Stern der Liebe zum zweyten Male auf, nicht feurig und verzehrend, wie er durch den ersten Jugendtraum fuhr, sondern milde und tröstend, es ist die väterliche Liebe; seine Tochter findet ihn zu Marseille; Marie ist todt, sie starb, indem sie dem Kinde, das jetzt in blühender Schönheit vor ihm steht, das Leben gab. Ich habe mich bey diesem Stücke sehr geärgert, warum mußte die Idee dazu in den Kopf der H. Cogniard Frères sich verirren, konnte kein Dichter darauf verfallen? Aber so platt und unpoetisch das Ganze aufgefaßt ist, Pauvre Jacques erschüttert gewaltig; der Dichter im Stücke ist bloß Vouffé, der den Pauvre Jacques gibt, sein Spiel verbreitet etwas poetischen Schein darüber; diese Rolle erhebt ihn mit einem Ruck in die Reihe großer Bühnenkünstler. Wir kommen wohl noch darauf zurück*).

Auf den übrigen Boulevardstheatern wird nach wie vor Mord und Unmoralität getrieben. Franconi hat ein Stück auf die Breter gebracht, das heißt: „Le Coupe-gorge;“ man sollte glauben, Franconi speculire auf die Galeerenflüchtlinge, auf Straßenräuber und Mordbrenner. Dieses Coupe-gorge ist ein einsames Wirthshaus, wo schon seit zwanzig Jahren die einkehrenden Reisenden ermordet werden. Es ist eben ein Fremder angekommen, faum liegt er zu Bette, so lauscht der Wirth und die Wirthinn an der Thüre, ob er schläft, dann wird ein Messer geschärft, dann schleichen die Mörder ins Schlafgemach des Opfers; man hört kläglich schreien und stöhnen, unterdessen dreht die Wirthstochter, wo wir nicht irren, oder die Magd, die Leber, damit man das Köcheln des Sterbenden nicht höre. — Auch im Ambigu-comique wird gemordet, das letzte Melodram in diesem Theater heißt: „Un fils.“ Der Sohn bringt zwar den Vater nicht geradezu um, allein dieser schießt sich aus Verzweiflung über seinen Sohn eine Kugel vor den Kopf. Vorher sind bereits schon einige Duelle vorgefallen, die alle ein schreckliches Ende genommen. — Ich habe vergessen im Gymnase eine andere Neuigkeit anzuführen: „Le Mari charmant.“ Eine blinde Frau läßt sich den Haar sechen. Durch eine Reihe von Zufällen, die ich nicht aufzählen kann, wird sie veranlaßt, ihren schönen, jungen Cousin für ihren Mann zu halten, das ist der Mari charmant; indeß betrügt sich der Mari charmant so sonderbar, daß Ernestine zuletzt mit Freuden entdeckt, daß sie keinen Mari charmant, sondern einen häßlichen, aber biedern und zärtlichen Gatten hat. Für ein Vaudeville ist die Geschichte sehr erbaulich, aber auch sehr unwahrscheinlich.

* Unser Correspondent scheint, nicht wie der Verfasser des französischen Stückes, Kogebue's „armen Poeten“ ganz vergessen zu haben. Anm. der Red.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 28. November zum Benefice des Hrn. Kunst und zum ersten Male: „Die Geopfertten oder die Ruinen von Anzur.“ Drama in vier Aufzügen vom Ritter Braun von Braunthal. Vom Verfasser für diese Bühne eingerichtet.

Federigo Maraviglia, ein junger Edelmann von Terracina, ist mit Bettina, Tochter des Marchese Altamonte, erzogen worden: sie lernten sich lieben und auf eine vereinsfuge Verbindung hoffen. Doch der Vater, wiewohl dem Jünglinge persönlich zugethan, findet dessen geringes Vermögen nicht nach seinem Sinne und verlobt seine Tochter dem durch Glücksgüter und Adel der Gesinnung hochstehenden Grafen Castelmare. Am Abend, wo die Trauung vor sich gehen soll, nehmen die Liebenden von einander Abschied, allein sie wollen sich noch einmal sehen und Federigo erwartet in seinem Zimmer den Bescheid über die Stunde der letzten Zusammenkunft. Da erscheint ihm ein theurer längst todtegeglaubter Freund, welchen ungünstige Sterne unter die Banditen warfen, und bietet ihm deren Hülfe, damit er sich durch Gewalt in den Besitz seines Lebensglückes setze; dieser Gedanke übermannt ihn, er sagt zu und folgt freudig der eintretenden Jofe, die ihn zu Bettina führt. — Im zweyten Acte finden wir unseren

Helden bereits in die Fallstricke der Hölle verflochten, er hat einen Diener des Fräuleins gemordet, und einen Entführungsversuch gemacht, welcher nicht gelang; der Verdacht fällt auf die in den nahen Ruinen von Anzur hausenden Räuber, die Gerechtigkeit wird rege und trifft Maßregeln zur Vernichtung der Bande; zunächst erscheint Federigo und sein Freund Carlo gefährdet, weil sie unvorsichtigerweise sich in einer einsamen Felscapelle bemerken ließen. Der Plan ist reif zur Ausführung; da gewinnt Bettina den Muth, ihren noch immer Geliebten zu retten; allein, den einbrechenden Abend nicht beachtend, eilt sie nach der Capelle und läßt ein warnendes Schreiben für den Unglücklichen zurück, auf geflügelten Füßen dann wieder zum väterlichen Schlosse heimkehrend. Maraviglia findet das Villet, es klingt ihm wie ein versöhnender Zuruf von oben, und mit einem hoffenden Hinblick auf den Pfad der Tugend fühlt er die Kraft zum Bessern erneuert in sich aufzuwachen. Dieser Actschluss ist schön gedacht und bereitet eine günstige Spannung für den witeren Verlauf der Begebenheit vor. — Bettina's ruhelose Wanderung, die Aufregung ihres Gemüthes auf jenem Gange, hat die traurigsten Folgen gehabt; sie war sinnlos auf dem Wege gefunden worden, erkrankte schwer und, während nun die Banditen im tosenden Ungewitter das Schloß umlauern, sieht man einen Leichenzug vorüberwallen: Bettina ist es, die zur Gruft gebracht wird. Verzweiflung erfasst Maraviglia's Seele, er bricht in das Todtengewölbe ein, um sich an dem Bilde der Entschlafenen Kraft zur Rückkehr auf den Weg der Läuterung zu holen; sinnlos stürzt er auf die Leiche hin — sie erwacht von seinem Kusse — sie lebt, Federigo hat seinen früheren Frevel gefühnt, indem er eine Dahingegangene wieder dem Lichte gab — hiermit ist seiner Wiedergeburt zur Tugend der Stempel aufgedrückt. — Im letzten Acte sehen wir ihn fest entschlossen, die Gattinn dem trauernden Grafen wieder zu übergeben und mit Carlo in ferne Lande zu fliehen; zum letzten Male übt er das Geschäft des Räuberhauptmanns, indem er einen Zug auf Beute gestattet; er weiß nicht, daß seine Genossen, mit ihm und Carlo unzufrieden, über verderblichen Anschlägen gegen sie beyde brüten. Während er gegen Bettina seine Entwürfe für das künftige Leben ausspricht, bringen die Banditen den Grafen als Gefangenen; Federigo vereinigt ihn mit der Gattinn und fordert von den Räubern, daß sie das Paar ungefährdet ziehen lassen. Anfänglich verlangen sie zwar ein Opfer für einen Cameraden, den der Graf bey der Vertheidigung erlegte; doch bald sind sie entschlossen: die beyden Gefangenen scheiden frey hinweg, dagegen fallen zwey Schüsse — Federigo und Carlo sind „die Geopferten.“

Wir haben den Inhalt erzählt, wie er sich in uns nach Durchlesung des, in sehr schöner Auflage von R o h r m a n n und S c h w e i g e r d vor uns liegenden Buches abspiegelt; die Veränderungen für das Theater bestehen in Hinweglassung einiger Scenen der Dienerschaft, Kürzung des Dialogs, Umwandlung des Namens Maraviglia in Maravelli, Hinzufügung eines Räuberchors und in dem Erscheinen von bewaffneter Mannschaft am Schlusse, wodurch die Bande, nachdem ihre Häupter erstochen worden, der Gerechtigkeit überliefert wird.

An und für sich zeichnet sich der dramatische Vorwurf weder durch Neuheit noch durch innere Wirksamkeit aus. Daß Hr. v. B r a u n t h a l in der That zu den begabteren Literatoren des Vaterlandes gehöre, ist durch seine anderweitigen Leistungen außer Zweifel gesetzt, sonach war mit allem Grunde zu erwarten, daß sein Beruf über den kahlen Stoff siegreich aufzutreten und ihm eine neue, scenisch-dankbare, poetische Gestalt zu entlocken werde. — Diese Hoffnung ist nur zum Theil erfüllt worden, und wenn wir das Geleistete mit der Leistungsfähigkeit des Verfassers vergleichen, so erscheint es uns fast gewiß, daß wir es mit einem seiner jugendlichen Versuche, vielleicht mit dem Erstlinge seiner dramatischen Arbeiten zu thun haben: anders vermöchten wir uns sonst nicht den Mangel an Handlung, an durchgeführten Charakteren, an dramatischen Situationen zu erklären, der in den „Geopferten“ auffallend hervortritt. Es stellt sich in dieser Tragödie nicht, wie es die dramatische Form bedingt, eine fortschreitende Reihe von Kraftäußerungen zur Erreichung eines bestimmten Zweckes dar; es geschieht zu wenig, und auch die inneren Zustände der Personen sprechen sich minder in Motiven und Entschlüssen als in Klagen oder Redensarten aus, die, wie schön sie immerhin seyn mögen, den Abgang von Ereignissen nicht ersehen können. Zudem wird den Zuschauern die Verwicklung, wie wir sie oben aus einander setzten, keineswegs so klar, daß sie das volle Verständniß auffasten: größtentheils ist dieselbe nur angedeutet. Manches sogar dürfte unwahrscheinlich vorkommen, wie z. B. der Verdacht des Grafen und des Marchese gegen Federigo, welcher zu wenig gerechtfertigt erscheint, dann die Vermuthung Bettina's, daß Jener bereits dem Räuberbunde angehöre, wofür der bloße

Entführungsversuch kaum als genügender Beleg gelten möchte. Mit sich völlig uneins zeigen sich Maraviglia und das Fräulein; ihre gegenseitige Liebe ist zwar unverkennbar, doch schwanken Beide so haltlos zwischen Pflicht und Leidenschaft, daß die Entscheidung zu Gunsten der ersteren sich mehr, als Eingebung des Momentes denn als Frucht einer besseren Überzeugung, offenbart. Der Scheintod Bettina's und ihr Wiedererwachen könnte von Wirkung seyn. wäre Beydes nicht zu nahe an einander gerückt, so daß es ohne wesentlichen Einfluß auf die Begebenheit bleibt und fast nur wie ein Theatercoup aussieht, der den Wendepunct abgibt, ohne mehr als nothdürftig motivirt zu seyn. Alles dieses und noch mehreres Andere dient uns zur Bestätigung, daß die „Geopferten“ einer früheren Schöpfungsperiode des Hrn. von Braunthal angehören, der mit den Anforderungen der dramatischen Dichtung zu sehr vertraut ist, als daß er in solche Gebrechen jezt noch verfallen würde. Die verflungene Mode der Schicksalstragödien mag ihn damals influencirt haben, wenn schon die Idee eines waltenden Fatums nur verwischt zu erkennen ist, und so entstand vermuthlich dieses Stück, das übrigens in Einzelheiten der Anordnung, besonders in der Diction, sehr Schönes und Werthvolles bietet, und in keinem Falle dem Talente des schätzbaren Dichters zur Unehre gereicht. Wir rechnen es der Direction zum Ruhme, daß sie die dramatischen Arbeiten Braunthal's an's Licht hervorjag und wünschen nur, daß sie uns durch seine späteren, sicher gelungeneren Leistungen Gelegenheit gebe, ihn mit jener Würdigung zu erfreuen, die dem begabten Schriftsteller in anderen Fächern bereits vielfältig zu Theile geworden. — Wir kommen nun auf die Darstellung, von der wenig zu sagen ist; die Hauptrollen waren in den Händen der Mad. Fischer, der H. Spielberger, Gämmerler, Kunst und Vosard; letzterer spielte am besten, einige Uebertreibung in Declamation und Geberdenspiel abgerechnet; der Leichenzug war sehr gut arrangirt und überhaupt die Ausstattung recht angemessen.

Concertanzeige.

Sonntag den 6. December werden die H. H. Joseph und Anton Rhayll im Saale des Musikvereins ein Concert folgenden Inhaltes geben. 1. Ouverture. 2. Concertino von Mayseder, vorgetragen von Hrn. Joseph Rhayll. 3. Declamation der Dlle. Wildauer, k. k. Hofschauspielerinn. 4. Grand Rondo brillant von Hummel, vorgetragen von Hrn. A. Rhayll. 5. Arie mit Chor aus Kreuzer's „Falschmünzer.“ 6. Trio für Fortepiano, Violine und Violoncell von Mayseder, vorgetragen von den Concertgebern und Hrn. Hartinger, Mitgliede des Opernorchesters. — Sperrsitze zu 1 fl. 20 kr. C. M. und Eintrittskarten zu 1 fl. C. M. sind bey den H. H. Haslinger und Diabelli, so wie an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb ein Uhr.

Modembild XLIX.

Ein Wickler von Satingreen mit rosa Atlas gefüttert und mit Sammt ausgeschlagen. — Eine Tunica von kirschrothem Sammt mit Schwanendaun besetzt; ein Kleid von rosa Musselin de Laine. Nach Originalen von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Ein schwarzer Sammthut mit Blumen. Eine Tülle-Application-Haube mit Blumen. Nach Originalen von Josephine Niederreiter (vormals Langer), Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 5. December 1835.

146

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bilder aus Salzburg.

(Fortsetzung.)

Unter den näheren Umgebungen der Stadt nimmt der Park Aigen den vorzüglichsten Rang ein. Eine Stunde südöstlich von Salzburg, von dem Capuzinerberge fuhsaufwärts gegen den Gaisberg, beginnen die paradiesischen Parkanlagen, mit welchen der im J. 1821 verstorbene Raaber Bischof, Fürst Ernst Schwarzenberg, das Fußgestelle des Gaisberges geschmückt hat. Eine gelungene prosaische Schilderung dieser Anlagen enthält Emils „Reisehandbuch nach Gastein;“ für den poetischen Genuß derselben bleibt aber immer — nach der großartigen Natur selbst — Aloys Weisenbach's beschreibende Dichtung „Aigen“ die schönste Begleiterin. Es liegen in diesem Parke zwey Vorzüge vor den meisten andern Werken der schönen Gartenkunst. Der erste besteht darin, daß der mit besonderer Umsicht ausgewählte Standpunct mit wunderbarem Zauber alle meilenweit aus einander gerückten Naturwunder dieses unvergleichlichen Thales, ja die Stadt selbst mit ihrer malerischen Lage, als dienende Glieder in sein Ganzes mit einschließt, wie dies auch die Benennungen: Wasmannplatz, Untersbergplatz u. s. w. beweisen. So wird dem entzückten Blicke des Beschauers der weit entfernte, ja in einem andern Staate gelegene Bergries ein werther Bestandtheil, ja im eigentlichsten Sinne ein unschätzbare Solitär des schönen Aigen.

Ja, das ganze Ländchen Salzburg scheint, so weit der Blick reicht, zu einer einzigen großen Gartenanlage geworden zu seyn. Die zweyte schöne Eigenheit Aigens erscheint nicht minder in der Eigenthümlichkeit der Salzburger Landschaft begründet, und sie ist trefflich benützt. Salzburgs Landschaft unterscheidet sich nemlich von den eigentlichen Hochgebirgslanden, namentlich von Tyrol dadurch, daß letztere überall in der Höhe wie in der Tiefe den Charakter entschiedener Erhabenheit an sich tragen, welcher sich nur in Salzburgs Hochgebirgen vorfindet, während die Thalgegenden daselbst durch den, dem Übergange aus der Ebene in das Hochgebirge eigenen, sanften und anmuthigen Grundzug characterisirt sind. Hierin liegt die wahre Schönheit von

Salzburgs Landschaft. Diese Eigenschaft ist nun im Aigner Parke mit äußerst richtigem Tacte aufgefaßt und benützt. Die einleitenden Parthien, von dem fürstlichen Wohnhause und der großen majestätischen Linde beginnend, und über die Springquellflur nach dem Freundschaftstempel hinanführend, sind von dem anmuthigsten idyllischen Charakter. Am Badquellplatze, Felspfadwege und Bierschlösserplatze bis hinan zum Annasitze beginnt schon die Region des Erhabenen, welches, gegen die obere Grotte hinan, immer gewaltiger hervortritt, und endlich auf den großartigen Standpuncten der Kanzel, des Belvedere-, Wazmann- und Untersbergplatzes seinen Culminationspunct erreicht. Hier zeigen sich die Riesen um Salzburg — der Staufeu, Untersberg, hohe Göhl und hohe Thron, vor allen aber der gigantische Wazmann — in ihrer ganzen Großartigkeit. Die übrigen Glanzpuncte des Parkes, namentlich der Gaisbergplatz, Baumsaal und das holländische Häuschen, sind wieder mehr idyllischer Art, und bringen das aufgeregte Gemüth allmählig zu stillem Frieden zurück. Mancher Natur- und Kunstfreund hat mit Weisenbach's Büchlein in selbigem Genuße Aigen durchwandert; höheres Glück ist aber mir zu Theil geworden, der im J. 1820 an des Dichters Seite diese von ihm so schön besungenen Gesilde durchwandeln und von seinem hier so einheimischen Blicke in dieses Paradies eingeführt werden durfte. Ich vernahm damals, im Kreise einer ansehnlichen Gesellschaft, die auf dem Wazmannplatze gedichtete Ballade vom „König Wazmann,“ auf dem Platze selbst aus seinem begeisterten Munde, und unvergänglich blieb mir der Eindruck. Denn ein Begeisterter, ein wahrer Poet erschien er auch dem oberflächlichsten Blicke. Als mich mein günstiges Geschick, wenige Jahre vor seinem Hinscheiden, auf einen halben Tag mit ihm zusammenführte, war er über, oder wenigstens nahe an sechzig, jedenfalls ein ziemlich abgelebter Greis, vorschnell gealtert durch Anstrengungen aller Art. Dennoch glänzte aber in seinem unbeschreiblich schönen hellblauen und himmellaren, obgleich etwas kurz-sichtigen Auge die ewige Jugend der Begeisterung, und in seiner merkwürdig gewölbten runzellosen Stirne malte sich der lebhafteste seltene Dichtergeist. Sein Gang war schleppend, seine ansehnliche Gestalt gebeugt, seine von Natur tiefgewaltige Aussprache durch Alter und mangelnde Zähne halb gebrochen; aber in seinem Wesen lag dennoch ein unverkennbarer Rest ehemaliger Majestät. Besonders übte sein Organ, den treuherzigen Dialekt des Kern-tyrolers nicht verläugnend, im Vortrage seiner Poesien einen ganz eigenen Zauber aus, welcher sich nur auf die Begeisterung und Treuherzigkeit seiner Persönlichkeit zurückführen läßt. Auch sprach die schöne Würde seines Benehmens, gleich entfernt von Anmaßung und Selbstwegwerfung, von dem edelsten Selbstgeföhle und haar-scharfer Auffassung eigenen Werthes. Weisenbach in seiner ursprünglichen Anlage dürfte den kräftigsten und lebenswürdigsten Dichternaturen beygezählt werden: eine seltene Persönlichkeit unter den Alpensöhnen Tyrols, bey welchen die Anlagen für plastische Künste und Musik eben so häufig vorkommen, als die Muse der Dichtung ihnen in der Regel entfernt steht! Weßhalb aber hat Weisenbach, ungeachtet seiner ausgezeichneten Anlage, dennoch im Ganzen nicht mehr geleistet, und sich kaum einen Platz unter den deutschen Dichtern des zweyten Ranges gesichert? Die Antwort lautet gewöhnlich und trübselig genug. Schon manches Genie

verkümmerte, wo nicht ganz, doch größtentheils, wenn seiner Begeisterung die verständige Leitung, wenn seinem Feuer die Beharrlichkeit, wenn seiner Empfänglichkeit die seine Erziehung vollendende Umgebung fehlte.

Des Dichters etwas vorschnelle Lebensweise, sein für praktische Ausübung mehr als für poetische Vollendung günstiger Standpunct, als Militärarzt, Chirurg und medicinischer Professor, endlich der, dem Tyroler einmal eigene und in späteren Jahren immer mehr vorschlagende Realismus: alle diese Umstände zusammen mögen veranlaßt haben, daß Weisenbach mehr Proben dessen, was er seiner Anlage nach hätte leisten können, als wirkliche, seines Genies vollkommen würdige Leistungen hinterlassen hat. Wo es nicht die vollendete Ausführung eines tief durchdachten Planes, wo es kein Kunstwerk im eigentlichsten und höchsten Sinne, sondern einen lyrischen Erguß des Augenblicks gilt, da steht Weisenbach keinem Anderen nach. Jene Dichtungen, zu denen der heilige Augenblick der im J. 1813 den befreiten Völkern neu anbrechenden Morgenröthe ihn begeisterte, und welche er auch mit der dem Tyroler eigenen höchsten Begeisterung und tiefsten Innigkeit ausstattete, beynahe alle damals erschienenen Gelegenheitsgedichte bey weitem überflügelnd, — sie sind das Schönste und Herrlichste, das er je zur Welt förderte, und diese Dichtungen werden auch so lange fortleben, als noch ein Funke der, damals allverbreiteten, heiligen Glut durch die Welt sprühen wird. — Lange grünt schon der Hügel über der Asche des Hochbegeisterten, und noch ist sein gesammelter Nachlaß nicht der Welt übergeben worden. Dieß ist eine schwere Schuld, welche die Gegenwart an die Zukunft ausstehen hat, und an welche sie, so wie an die Herausgabe des Gesamtnachlasses des noch höher stehenden Greises, Zacharias Werner, und der, freylich in bescheidener Entfernung stehenden Jünglinge, des Steyrers Schröckinger und des Mährers Wessely, nicht ernstlich genug gemahnt werden kann.

Wer Muße und rüstige Beine zum Wandern besitzt, verabsäume ja nicht von Rigen aus den Gaisberg zu besteigen, dessen Kuppe, dem Vesuv an Gestalt ähnlich, und demselben auch in einer Höhe von 3950 Fuß über dem Meere so ziemlich gleich, bequem in dritthalb Stunden erreicht werden kann. Das reizende Panorama um Salzburg, die Riesen des Hochgebirges nach drey Weltgegenden, und die Ebene nach Nordwesten zeigen sich von oben in einem großartigen Gemälde, durch sieben Seen verherrlicht, deren größter, der Chiemsee oder das bayrische Meer, von der scheidenden Sonne beleuchtet — in welcher Beleuchtung überhaupt diese Aussicht am herrlichsten ist — wie ein langgedehntes Feuerfeld zu brennen scheint.

Wir kehren nun zur näheren Umgebung unserer traulichen Stadt zurück, und begeben uns zunächst nach dem eine kleine Stunde von Salzburg entfernten Lustschlosse Helbrunn. Nie wurde ein Name glücklicher gewählt, denn wenige Schlösser auf Erden dürften sich wohl eines solchen Reichthums des krystallreinsten Gewässers erfreuen, welches sowohl nutzbringend, zur Bewässerung der schönen Gartenanlagen, als auch, auf die bizarreste Weise Vergnügen schaffend, zur Belebung der mannigfaltigsten Wasserkünste verwendet worden ist. Der mit großem Fleiße erhaltene Garten enthält sehr schöne Baumparthien, und die herrlichsten Rasenplätze, auf deren üppigem Grün der freundliche Sonnenglanz mit den ehrwürdigen Schatten auf das anmuthigste wechselt. Ferners ist hier das steinerne Theater im Freyen,

und der Fürstenberg mit seiner Aussicht auf die Gartenanlagen und gegen Salzburg sehenswerth.

Die originellste Merkwürdigkeit Heilbrunn's sind aber seine Wasserkünste, obgleich meistens Spielereyen, Producte eines barocken Geistes, der, wahrscheinlich im Gefühle seiner Ohnmacht, sich durch Schönes zu verewigen, sich wenigstens nach Möglichkeit durch Seltsames verewigen wollte. Es wurde hier einer Menge spielender Vorstellungen durch die verborgene Wasserkraft Leben und Ton verliehen — Gegenständen, welche dem Beschauenden mitunter wenigstens durch den zu Grunde liegenden Kleinlichen Witz das Interesse des Lächelns abnöthigen. Unter diesen Wasserkünsten hat mich eine einzige angesprochen, und ist mir daher noch in Erinnerung geblieben. Durch ein Meer schwimmt rundum ein delphinartiges Ungeheuer, und ein tapferer Ritter, auf einem Felsenvorsprunge stehend, führt jedesmal, so oft es an ihm vorüberzieht, mit seinem Schwerte einen grimmigen Hieb darauf, immer jedoch es verfehrend, weil er immer zu spät kommt. Ein eulenartiges Ungeheuer melancholisirt im Hintergrunde, und stößt bey jedem Luftstreiche einen jämmerlichen Klageeufzer aus. Es ist unter meinen Grillen eine Lieblingschwachheit, über Geringsfügigkeiten zu philosophiren und in Kinderpossen Allegorien ernstlicher Wahrheiten zu suchen. So ging es mir auch hier. Sollte mit dem Seeungeheuer nicht der leidige Unhold „Irrthum“ gemeint seyn, welchem noch jeder Philosoph — hier der Ritter — seit dem Anbeginne des Philosophirens das Garau gegeben, und dadurch die Göttinn Wahrheit — hier die Gule — für immer auf ihren ursprünglichen Thron eingesezt zu haben wähnte? — Aber, leider! ist's Jenem bisher noch schlecht gelungen; darum lamentirt auch die Gule Minerva gar so erbärmlich in ihrem Studier- und Schmollwinkel. — Hier läßt sich also doch ein Gedanke — denken; das Springen, Wimmern und Gesichterschneiden der übrigen Fragen gewährt aber kein erfreuliches Schauspiel.

Ein größeres und ernsteres Kunstwerk ist aber eine große Wasserorgel, welche sich jedoch, so wie das künstliche Glockenspiel auf dem Domplate, in gräulich verstimmtem Zustande befindet, da die Kunst der hiesigen Organisten für derley Extraordinaria nicht eingeübt scheint. Nicht zu läugnen ist indessen, daß gerade in diesen wunderbarlich verstimmten unerhörten Tönen ein eigenes Interesse liegt. Manchen Kleinen Schreck verursachten schon die, im Schlosse selbst und weit hinaus in den Garten, aller Orten wo man sie oft am allerwenigsten suchen würde, angebrachten Verirwässerkünste. Aus der Erde herauf, an den Wänden entlang, von den Bäumen hernieder, ja, man möchte beynahe glauben, vom blauen Himmel herab, spielen Wasserstrahlen und regnen Wassergüsse auf den überraschten Fremden. Stühle verwandeln sich in Wasserlufen, wenn er sich darauf sezt, und Statuen in Wasser sprühende, ihn mit Überschwemmung bedrohende Bassinfiguren, wenn er sie in der Nähe bewundern will — und Alles dieß bewirkt ein heimlicher Tritt oder Druck des Führers auf eine verborgene Feder. Alle Radien dieses Zauberspiels vereinigen sich aber zu dem glänzendsten und sprühendsten Totaleffecte in der sogenannten Neptungrotte beym Schlosse. In diesem Heiligthume des Wassergottes ist, wenn Letzterer es durch den Brunnenmeister gebietet, gar keine Rettung für das Opfer vor dem auf allen Seiten auf dasselbe tropfenden, rieselnden, spritzenden, strömenden und stürmenden Elemente. Nicht etwa nur aus dem

Bassln und aus der darauf thronenden Neptunstatue; nein, auch aus den Wänden, aus dem Marmorboden, selbst aus jedem Pfeiler und jeder Säule, hinter welche der Verfolgte sich zu flüchten sucht, kommt das unerbittliche Element wie mit einer Sündflut über ihn losgezogen. Es ist mehr als Scherz, wenn man behauptet, daß die vorigen souverainen Herrn Erzbischöfe hier leicht eine neue nicht uninteressante Todesstrafe hätten realisiren können, indem sie die Missethäter durch die Wasserkünste allmählig ertränken ließen. Gewöhnlich muß irgend ein Anwesender aus Salzburgs geringerer Volksclasse, aus welcher es Nachmittags nie an Besuchenden fehlt, zur Belustigung vornehmerer Fremden im eigentlichen Sinne das Bad über sich ausgießen lassen, wofür man, wie billig, honorirt. Zum Besuche *Hellbrunn*s ist ein Sonn- oder Feiertags-Nachmittag zu empfehlen, weil die Gartenanlagen, besonders aber die Wasserparthien, sich mit der Staffage der zahlreichen Volkshaufen aus Salzburg am besten ausnehmen, und auch das zunächst am Garten befindliche Ausschanklocale das Schauspiel eines fröhlichen Volkslebens darbietet. Auch das vorher erzbischöfliche, nunmehr kaiserliche Schloß enthält manches Sehenswerthe, insbesondere aber Raritäten aus der Zeit der alten Erzbischöfe. Der Rückweg nach Salzburg führt durch eine schöne Kastanienallee, und durch die ihrer angenehmen Lage und reizenden Willen wegen sehr passend benannten *elisäischen Felder*.

Einen höheren Genuß, als dormalen, gewährte früher das gräflich Firmian'sche Fideicommissloß *Leopoldskron*, eine halbe Stunde von Salzburg entfernt, wo außer den noch immer sehenswerthen Gartenanlagen mit einem großen Teiche, eine vorzügliche Gemäldefammlung, worunter sich 288 Portraits berühmter Maler befanden, besondere Aufmerksamkeit verdiente. Diese Sammlung ist leider vereinzelt an verschiedene Kunstfreunde veräußert worden. — Im Norden von Salzburg sind zwey Ausflüge empfehlenswerth, nemlich nach *Maria-Plain*, eine Stunde von Salzburg, wo man eine herrliche Aussicht genießt, und die Kirche mit einem schönen Altarblatte, so wie das alte Ritterloß *Radeck* besucht, — dann das Jagdsloß *Elsheim*, ebenfalls eine Stunde entfernt, ein wahrhaft fürstliches Gebäude im italienischen Geschmacke mit schönen Gartenanlagen.

Mehr Aufmerksamkeit, als ihm wegen seines nahen mächtigen Rivalen, des *Untersberges*, gewöhnlich zu Theil wird, verdient der hohe *Staufenberg* im Westen der Stadt, etwa zwey Stunden entfernt gelegen, — ein mächtig-hoher, den Untersberg mit herrlicher Pyramidenform beträchtlich überragender Kolosß, in dessen Schooße sich reiche Mineralschätze, und auf dessen Rücken sich eben so reiche Ausbeuten für den Botaniker befinden, und dessen Spitze, bey seiner isolirten Lage, eine unvergleichliche Aussicht, besonders über die Ebenen Bayerns und des Innviertels, darbieten muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

G e n e s u n g.

Wie flattert aus der Krankheit Puppe

Das neue Leben frisch heraus!

Es löset aus der rauhen Schuppe

Ein neuer, glatter Kern sich aus.

Es braust in mir verjüngtes Leben,
Ich schlürfe wieder Knabenluft,
Den Leib durchrieselt wonnig Beben
Und Alles athmet Frühlingsduft.

In Träume will der Geist versinken,
Halb des Gedankens noch entwöhnt,
Will gierig von dem Balsam trinken,
Der mit der Welt ihn neu verfühnt.

Und all' die eingefrorenen Träume,
Sie thauen auf im Sonnenschein,
Lebendig werden alle Räume
Bis tief in's wunde Herz hinein.

Da ist's denn wohl nicht zu vermeiden,
Dass alte Wehmuth, längst versteint,
Mitaufgethaut zu neuem Leiden,
Erweicht die neue Thräne weint;

Das' auch die Lieb' aus ihrem Grabe
Noch einmal flüchtig wiederklingt,
Bis sie als ernste Todtengabe,
Als Thräne wieder niedersinkt.

Dr. G. Ritter von Grant.

Mittheilungen aus London.

Es gab eine Zeit, wo England das lustige Land hieß, und wenn die Engländer den Ruhm der Lustigkeit verloren haben, so sollte man während eines Season-Aufenthalts in London der Meinung werden, daß sie sich gelobt hätten, ihn zurückzugewinnen. Gesingt es ihnen nicht, so haben sie keine Schuld, denn sie ließen es sich wahrhaftig angelegen seyn. Früh- und Abendconcerte, Lust- und Trauerspiele, englische und italienische Opern, Frühstücke und Diner's, öffentliche und Privatbälle, Stadt- und Landfeten, Vortrefungen und Ausstellungen aller Art, und diese Kette von Lustbarkeiten, täglich dreys- und vierfach geschlungen, — welche Stadt Europa's kann sich eines reichern Wechsels, eines bewegtern Lebens in einer heissern Jahreszeit rühmen? Dieß letztere ist es vorzüglich, was die Londoner Season charakterisirt. Während der Sommermonate veröden die deutschen Residenzen, die Theater schließen sich, die Künstler gehen auf Reisen, die Saisonsmusik verstummt, und wer es einigermaßen möglich machen kann, reist in die Schweiz, oder miethet einen Wagen und fährt in eins der tausend Bäder. Wenn in England der Frühling erwacht und sein Grün und seine Blüten über Wald und Furen streut, — und wie schön ist da England! — rüstet sich die vornehme Welt zur Fahrt nach London. Wenn die Sonne das Pflaster zu verbrennen droht, durchzieht die vornehme Welt die glühenden Straßen und die trotz allen Bewässerns staubigen Parks. Wenn die Kühle des Abends zum Lustwandeln einladet, drängt sich die vornehme Welt in heißen Assembles, langweilt sich in zum Ersticken angefüllten Sälen. Das ist aber fashionable und folglich nicht zu ändern. In der reichen Gallerie ist es die Masse der Schausstellungen, was dem Berichterstatter die Auswahl erschwert, und ich würde in Verlegenheit seyn, nach welchem der angedeuteten heiteren Räume der Kunst ich den Leser um seine Begleitung bitten sollte, wenn ich nicht vermuthete, daß Hr. Sudre als eine Neuigkeit ihm eine der willkommensten Bekanntschaften seyn dürfte. Auch bildet, was Hr. Sudre dem Londoner Publicum gab, einen Übergang vom Nachdenken zum Genuß, mischt mit dem Nützlichen das Angenehme und kann gleichzeitig als Beweis gelten, daß es nicht immer rauschende Freuden sind, welche die Seasonwelt loden. Die Versammlung, die er um sich sah, war eben so zahlreich als glänzend und vornehm.

Hr. Sudre ist ein französischer Gelehrter, und der Zweck, zu welchem er in den Concertsaal des italienischen Opernhauses eingeladen hatte, war eine, ich muß sagen,

musicalische Vorlesung über „die universelle Sprache der Musik.“ Es handelte sich um nichts Geringeres als die Anwendbarkeit seines neu erfundenen Systems telegraphischer Mittheilung oder Telephony, wie er es nennt, durch Experimente darzutun. Er trennte deshalb seine Vorlesung in zwey Theile. Im ersten wollte er die Möglichkeit nachweisen, das Alphabet in musicalischen Tönen zu geben und daher jede Wortstellung auf einem musicalischen Instrumente zu spielen, oder, wie er sich ausdrückte, in der Sprache des Gamut zu reden. Der zweyte Theil sollte den praktischen Nutzen seiner Erfindung durch das Blasen telegraphischer Nachrichten auf einer Trompete oder einem sogenannten französischen Horne veranschaulichen. Um die Aufgabe des ersten Theiles zu lösen, ersuchte er die Gesellschaft, beliebige Worte oder Redensarten aufzuzeichnen und die damit beschriebenen Papiere ihm zu behändigen, worauf er es unternehmen wollte, den Inhalt derselben mittelst einzelner Violinstriche einem seiner, in ziemlicher Entfernung von ihm stehenden Schüler bekannt zu machen. Und er that das auf eine Art, die sein Versprechen vollkommen rechtfertigte. Der Schüler nannte genau die durch das Instrument ihm angezeigten Worte. Nun ging Hr. S u d r e zum zweyten Theile seiner Vorlesung, zu seiner eigentlichen telegraphischen Erfindung über. Er bemerkte, daß seine Art der Mittheilung vor der jetzt üblichen Methode schon um deswillen den Vorzug verdiene, weil die seinige frey wäre von dem Einflusse, welchen atmosphärische Zufälligkeiten oder locale Ursachen, indem sie das Sehen verhinderten, auf den Gebrauch der jetzigen Telegraphen ausübten; bewies sodann, daß die Trompete zu Bezeichnung von Worten und Phrasen eben so geeignet sey wie die Violine, versicherte auf den Grund angestellter Versuche, daß der Schall einer starken Trompete in unverringelter Deutlichkeit über drey englische Meilen weit trage, berechnete demnach, daß eine Benachrichtigung mittelst Trompeten für eine Entfernung von tausend Meilen nicht mehr als zehn Minuten erbeische, und machte daraus anschaulich, daß durch diese Art der Mittheilung auch zwey Drittel der von den jetzigen Telegraphen erfordernten Zeit erspart würden. Zu wünschen wäre freylich gewesen, daß Hr. S u d r e, als er von den atmosphärischen Hindernissen sprach, welche den Gebrauch der derzeitigen Telegraphen mangelt machen, diejenigen nicht übergangen hätte, die unstreitig seiner Trompetenmethode ebenfalls entgegenstehen. Vielleicht hat er die Beseitigung derselben seinem Scharfsinne noch vorbehalten und achtet es bis dahin am gerathensten, sie mit französischer Gewandtheit zu verschweigen. Denn das wird er so gut wissen wie jeder andere, daß der geringste, dem Trompetenschalle entgegenwirkende Luftzug ihn, anstatt drey Meilen, kaum eine halbe Meile weit hören lassen würde. Hievon abgesehen, ist gegen die S u d r e'sche Berechnung nichts einzuwenden. Die Leser erinnern sich vielleicht eines merkwürdigen Beweises, welchen ein des Schlafens auf seinem Wachposten im königlichen Schlosse zu Windsor beschuldigter Soldat für seine Unschuld beybrachte. „Er könne,“ sagte er, „um die angegebene Mitternachtstunde nicht geschlafen haben, weil er die Uhr auf St. Paul nicht zwölf, sondern dreizehn habe schlagen hören,“ eine Angabe, die bey näherer Erkundigung sich als wahr bestätigte. Weiß man nun, daß Windsor von St. Paul fünfundzwanzig und selbst in der Luftlinie gewiß acht Meilen entfernt ist, so wird fogar der Einwand, daß der Soldat mit einem ungemein leisen Gehöre ausgestattet und die Luft ungewöhnlich still gewesen seyn müsse, es wohl auch in Jahren kaum einmal geschehe, daß man in Windsor die Uhr von St. Paul schlagen höre, hier schon um deswillen keine Beachtung finden können, weil ein Trompetenstoß sich unstreitig weiter fortpflanzt als der Schlag einer Uhr und Hr. S u d r e für erstern nur eine Landentfernung von drey Meilen in Anspruch nahm. Hiernächst erinnere ich mich von Seefahrern gehört zu haben, daß sie bisweilen in stillen Nächten die Laute menschlicher Stimmen vernahmen, wo hundert und mehrere Meilen zwischen ihnen und dem Lande lagen. Ein anderes Beyspiel, das um so passender ist, weil es die Fortpflanzung musicalischer Töne, zugleich aber auch die Unsicherheit einer darauf gegründeten Berechnung beweist, wurde mir von einem Freunde mitgetheilt. Eines Abends am offenen Fenster seines Hauses in C u r o p a sitzend, lauschte er über eine Stunde lang den lieblichen Tönen einer in A s i e n gespielten Violine. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß es nur einen Punct auf der Erde gibt, wo dies möglich, und daß dieser Punct am Gestade des Bosporus ist. Die Entfernung, welche der Ton der Violine zu durchlaufen hatte, betrug keine drey Meilen. Dennoch vernahm mein Freund nie wieder die asiatische Violine, obgleich er noch zwölf Monate jenes Haus bewohnte, die Violine jeden Abend gespielt wurde, und er oder eins der Seinigen jeden Abend hörte.

Sollte in Folge dieser Bemerkungen irgend wer, sey es an der Ausführbarkeit oder an dem wahrhaft praktischen Nutzen der Erfindung zweifeln, so muß ich den Ungläubi-

gen auf die das Gegentheil versichernden Attestate verweisen, welche Hr. S u r v o — vielleicht in leiser Besorgniß, daß ähnliche Gedanken seine Zuhörer beschleichen möchten — in den Zwischenpausen von Hand zu Hand geben ließ, und welche mit Unterschrift und Siegel von der königl. Akademie der schönen Künste in Paris, vom französischen Kriegsminister, vom dito Marineminister und, ich weiß nicht, von wie viel anderen Ministern und Instituten ausgestellt waren. Ich bin außer Stand, den wörtlichen Inhalt der Zeugnisse anzugeben, denn — um der Wahrheit die Ehre zu gönnen — anstatt die Papiere zu lesen und wohl gar zu copiren, hörte ich auf die Vocal- und Instrumentalmusik, welche die Zwischenpausen füllte. Und wie konnte das anders seyn, da I v a n o f f und B a l f é ein allerliebtestes duetto di camera, „La moda“ von G a b u s s i, L a b l a c h e und sein Sohn — des Vaters Stimme, Manier und Person en miniature — C i m a r o s a's unvergleichliches „Se liato“, M o s c h e l é's ein „ex tempore à la Moscheles“ und G h y s und S e r v a i s ein großes Duett für Violine und Violoncell gaben! Die beyden letzteren habe ich in deutschen Blättern noch nicht erwähnt gefunden, daher ein Wort oder zwey von diesen Künstlern. Das Duett war neu und eigene Composition. Eingelegt war „God save the King“ mit Variationen. „God save the King“ ist in England weder neu, noch — sollte man glauben — eines neuen Reizes fähig. Dieses Unglaubliche fand sich im Duett verwirklicht. Das ganze Lied erschien neu, eine zauberreiche Neuigkeit. Und eben so wunderbar neu war der Styl des Vortrags. Bende Künstler lösten die verwickeltsten Schwierigkeiten mit einer Präcision und einem Glanze, daß man nicht wußte, ob man mehr hierüber oder mehr über die Ruhe erstaunen sollte, mit welcher sie die verwickelten Fäden entwirren. Vortrefflich ist S e r v a i s auf seinem Violoncell in den Stellen Meister, die eine rastlose Geschwindigkeit erfordern. Diese durchläuft er mit einer Staunen erregenden Genauigkeit und Nettigkeit, doch nicht minder trefflich ist er in Staccato-Passagen. Hier scheint seine Beherrschung des Instruments eine grenzenlose zu seyn. Aber — daß es doch immer ein Aber geben muß! — etwas sollten bende Künstler sich abgewöhnen, was keines wahren Künstlers würdig und nur einem Charlatan zu verzeihen ist, — gewisse affectirte Stellungen während der ganzen Dauer ihres Vortrags, ein Schwanken des Bogens, das man ohne Lachen nicht ansehen konnte, und höchst ausdrucksvolle Gesten der Selbstzufriedenheit bey jedem errungenen Siege. Ich weiß nicht, welches Benehmen jetzt in Deutschland unter den Künstlern Mode ist. Möglich auch, daß in Frankreich, dem Lande des Komödiantenwesens, jene Bravomanieren Glück machen, aber in England — und möge das jeder Künstler beherzigen, der die meerumgürtete Insel besucht — in England verliert das Verdienst die Hälfte seines Werthes, wenn es ohne Bescheidenheit auftritt.

Concertanzeige.

Dienstag den 8. December wird der dreyzehnjährige Heinrich Ehrlich, Schüler des Hrn. C. M. v. B o c h l e t, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert folgenden Inhaltes geben: 1. Ouverture, ausgeführt von dem Orchester des Hofoperntheaters. 2. Drittes Concert in Cis-moll von R i e s, vorgetragen von dem Concertgeber mit Begleitung des Orchesters. 3. Declamation des Hrn. W o t h e, k. k. Hofschauspielers. 4. Arie, gesungen von Dlle. D i e n e k t. 5. Rondeau brillant in D-dur von H. H e r z, vorgetragen von dem Concertgeber, mit Begleitung des Orchesters. — Sperrsitze zu 1 fl. 36 kr. C. M. und Eintrittskarten zu 1 fl. C. M. sind in den Kunsthandlungen der Hh. H a s l i n g e r und V e r m a n n, so wie an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb ein Uhr.

Berichtigung.

In Nro. 122 dieser Blätter ist in der beurtheilenden Anzeige des Hrn. C. Gerold in Wien erschienenen Wortes „für Kalobiotik“ u. s. w. der Name des Verfassers irrig angegeben und statt: „Braun“ B r o n n zu lesen.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 8. December 1835.

147

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbekohlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bilder aus Salzburg.

(Fortsetzung.)

Einer der interessantesten Ausflüge um Salzburg ist die Besteigung des Untersberges, welcher, in seiner größten Annäherung, etwa eine Stunde von der Stadt entlegen, seinen Riesentrücken von dem Dorfe Glanegg bis nach Berchtesgaden hinüber, also über drey Stunden weit ausdehnt, einen Umfang von wenigstens drey Meilen ausfüllt, und auf seiner höchsten, gegen Berchtesgaden gerichteten, von dortaus aber beynahe unersteiglichen Spitze bey 5500 Fuß über der Meeressfläche misst. Eine Wanderung über diesen langgedehnten Bergrücken gewährt die abwechselndsten Ansichten, sowohl in die Thalgegend und in die Ebene, als auch auf die höchsten Spitzen Salzburgs, Oberösterreichs, des benachbarten Berchtesgaden und Tyrols vom Sonntagshorn bis zum Großglockner hinüber. Aber auch ein kleiner Theil des auf den Berg hinaufführenden, höchst romantischen und abwechselnden Weges, nemlich bis zum Fürstnbrunnen, ist vom höchsten Interesse, und kann auch von den im Bergklettern minder ausdauernden, so wie auch von weiblichen Reisenden leicht besucht werden. Ich spreche mich hierüber um so lieber und inniger aus, als dieser romantische Glanzpunct Salzburgs im Vergleiche zu anderen, die es bey weitem weniger verdienen, nicht hinreichend herausgehoben und bekannt ist. Man fährt, um dahin zu gelangen, auf der Straße nach Berchtesgaden bis gegen das Dorf Gröding, bekannt durch die daselbst im J. 1800 stattgefundene Schlacht zwischen den kaiserlichen Truppen und Moreau's Heere. Hier ist einer der günstigsten Übersichtspuncte auf Salzburg und seine Umgebung. Rechts abseits von der Berchtesgadner Straße führt, allmählig aufwärts, der nach und nach immer holperiger werdende Seitenweg gegen Glanegg, durch einzelne melancholische Fichtengruppen und an einsamen Höfen und Hütten vorüber, nach dem Marmorbruche auf der nördlichen Seite des Untersberges, welcher mit seinem weitgedehnten Felsenrücken immer majestätischer hervortritt.

Schön und treffend hat *Wierthaler* in seinem überhaupt trefflichen Werke über Salzburg, den Ursprung der meisten in dieser Gegend einheimischen Wundersagen und Volksmärchen aus dem Untersberge hergeleitet. Der ungeheure Umfang, die bedeutende Höhe, die abenteuerliche Gestaltung, und vor Allem die seltsame innere Zerklüftung dieses wahren Wunderberges (dies war, nach *Wierthaler*, seine ursprüngliche Benennung) — alles dieses zog unter den Naturbildern ringsum zunächst den Blick des gemeinen Mannes auf sich. Gewitter rauschten von seinem Rücken herab in die Ebenen, und Nebel zogen hernieder von seinem Scheitel und umhüllten die Wohnungen der Thalbewohner, denen es in ihrer Einfalt beynahе vorkam, als legten sich Riesengeister von ihrer Höhe herab über ihre Hüttendächer und lugten ihnen, wie *Freund Kühleborn*, romantischen Andenkens, in die Fenster. Im Gegensatz zu diesen Ungeheuern bevölkerten sie diesen geheimnißvollen Berg und seine Umgebung auch mit zwergartigen Gnomen, wie sich dieselben überhaupt beynahе überall einsinden, wo Berg- und Grubenbau betrieben wird, und wo die Natur bedeutende Höhlen geschaffen hat.

Allgemein bestand in früherer Zeit der Glaube — und noch jetzt ist er nicht ganz ausgestorben, — daß der Untersberg in seinem Inneren ganz ausgehöhlt sey, und daß in demselben gespenstige Palläste, Kirchen und Klöster sich befinden, so wie auch anmuthige Gärten, krystallhelle Quellen, Hügel von Gold und Silber und andere Herrlichkeiten. Jene kleinen Gnomen bewachen diese Schätze. Oft sah man — so spricht die alte Sage — in früherer Zeit diese Männchen in feyerlichem Zuge der Stadt zuwandeln. Dann sah man die Domkirche erleuchtet; die Orgel ertönte von selbst; eine ernste Kirchenmusik erscholl in gedämpften Geisterlauten und seine Stimmchen begleiteten sie mit Chorgesänge. Dabey blieb aber die Kirchenthür fest verschlossen, und sich bekreuzend bethete Jeder, der aus seinem Bette die erleuchteten Kirchenfenster drüben wahrte, ein frommes Stoßgebeth. Aber nicht allein Riesen und Gnomen bevölkern den Untersberg, mitten im Berge thront Kaiser *Carl der Große*, oder, wie Andere meinen, Kaiser *Friedrich Barbarossa*, als Beherrscher der Bewohner dieser Unterwelt. Er sitzt an einer großen Steintafel, welche sein langer Bart schon mehr als zweymal umwachsen hat; wenn er zum dritten Male ganz herumgewachsen ist, so erscheint der Antichrist und mit ihm der jüngste Tag, die Engel stoßen in die Posaunen, eine fürchterliche Schlacht erhebt sich auf den *Walsersfeldern*, und eine neue Ordnung der Dinge tritt ins Leben. In dieses innerste Heiligthum des Berges und zu den darin verborgenen großen Schätzen führt ein Thor mit goldener Inschrift, welches jedoch nur ein tief geheimer Zauber zu öffnen vermag. Diese und noch andere Wunder will *Lazarus Gayer*, Stadtschreibersgehülfe zu *Reichenhall*, mit noch vielen anderen ehrenwerthen und glaubwürdigen Männern, in deren Gesellschaft er im Jahre 1522 auf dem Untersberge spazieren ging, geschaut und erlebt haben, wie seine, in demselben Jahre verfaßte, jedoch leider nur als Manuscript in der *Salzburger Universitätsbibliothek* vorhandene Beschreibung des „berühmten Wunderberges“ bezeugt. Besungen wurde derselbe in neuerer Zeit von *Weissenbach* im Gedichte „*Algen*“; auch hatte offenbar *Görrer* in seiner höchst phantastereichen Einleitung zu dem Werke über die deutschen Volksbücher, bey der darin enthaltenen mystischen Dichtung, diesen *Wunderberg* im Auge.

Bey Glanegg steigt man auf einem sehr steilen Fußwege durch Waldgesträuche nach den Marmorbrüchen des Untersberges hinan; doch unterlasse man ja nicht, besonders wenn man Kinder zu bedenken hat, bey den sogenannten Kugelmühlen zu verweilen, und von jenen kleinen Marmorkugeln zu laufen, welche, hier zu Millionen von der verschiedensten Größe verfertigt, und nach ihrer eigentlichen Bestimmung auch „Schiefer“ genannt, nebenbey als Kinderspielwerk beliebt sind. Es muß, auf dem Marmorbruche angelangt, sowohl den Natur- als auch den Kunstfreund in gleichem Maße ergreifen, wenn er sich auf drey Seiten von senkrecht herabragenden Wänden, und auf der vierten, so wie auf dem Grunde zu seinen Füßen, von gewaltigen Schichten jenes kostbaren Gesteines in seinem Urzustande umgeben sieht, aus welchem der kunstsinrige König Ludwig seine Glyptothek, und so manches andere unvergängliche Denkmal seines, auf classischem Boden gereiften Geschmacks geschaffen hat. Der Transport dieser Riesenmassen nach München mag keine geringe Aufgabe seyn!

Weiter oben, hoch über dem Steinbruche, befindet sich ein herrlicher freyer Nasenplatz, von ehrwürdigen Tannen gegen die Bergseite zu umschirmt, auf allen andern Seiten den erhebensten Anblick über das Salzburger Paradies und die schönen Ebenen Bayerns darbietend. Hier hat König Ludwig seinem erhabenen Schwager Kaiser Franz, von welchem er diesen, zu Osterreich gehörigen Theil des Untersberges, wo der schönste Marmor am reichlichsten bricht, als persönliches Geschenk erhielt, ein schönes Denkmal der beyde erhabenen Häupter umschlingenden Verbrüderung in einem mit sinnigen Inschriften geschmückten Obelisk errichtet. Von hier aus führt der Weg, abwechselnd auf- und abwärts, auf schmalen Steigen und stellenweise auf Leitern, und querüber gelegten Stämmen und wohl auch durch mühsam ausgemeißelte Rinnen längs des Marmorgesteins, in dem dichtesten Schatten uralter ehrwürdiger Tannenwälder auf die weitere Höhe des Untersberges und zunächst nach dem romantischen Fürstenbrunnen. So heißt, nach uralter Benennung, der aus einer unergründeten, weit gespaltenen Zerklüftung des Untersberges mit gewaltiger Strömung hervorbrechende Ursprung des Glanbaches. Der Weg dahin, auf welchem man fortwährend auf der einen Seite den aus grüner Waldesnacht empordämmernden Abgrund, auf der anderen die ungeheure Felswand des Untersberges neben sich schaut, läßt an zauberischem Reize tiefster Abgeschlossenheit wohl die meisten Naturscenen ähnlicher Art weit hinter sich. Die entflammteste Phantastie eines Salvator Rosa könnte die Natur wohl nicht wilder und abenteuerlicher bilden, als die Wirklichkeit sie hier geschaffen. Aus der Kluft des Fürstenbrunnens, durch übergestürzte, gigantisch auf einander gethürmte Felsenmassen gebildet, schießt die Glan — schon im Entstehen ein Wildbach, jedoch mit der Krystallreine und Eiskälte eines Bergquells begabt, brausend und schäumend aus dem schwarzen unbetretbaren Innern des Berges und rauscht sodann durch eine wildverwachsene enge Schlucht, die sie durch graue Jahrhunderte sich selbst ausgehöhlt, in einer langgedehnten Cascade der tiefheraufdämmernden Ebene entgegen. Ein dumpfes Getöse dröhnt aus den innersten Eingeweiden des gesprengten Berges hervor, und scheint mit überirdischer Macht seinen ganzen Riesenbau zu erschüttern. Hieher mußte die früher erwähnte Volksfage ohne Zweifel den Eingang in jene wundervolle Unterwelt

des geheimnißvollen Berges versehen. Tief durchwehten uns romantische Schauer, als wir, an der feuchten Wand zwischen der Waldung uns vordrängend, in diese schwarze unerforschte Höhle des Avernus schauten, und in dem, ihrem Innersten enttrauschenden Wogenschwall das Donnergetöse vernahmen, das uns eine verworrene Wundermähre aus einer anderen Welt herüber zu verkünden schien. Leider verwehrte uns die Erhizung die eiskalte Krystallflut zu Kosten, deren Köstlichkeit durch folgenden Brauch der alten Erzbischöfe verbürgt wird.

Zur Zeit, da früh'stes Morgengrauen
Noch mit der Nacht im Thale ringt —
Die Nebel ziehen durch die Auen,
Und kaum die früh'ste Lerche singt —
Wird Einer wach auf Salzburgs Schlosse,
Und eilt, — denn horch! schon kräht der Hahn —
Hurtig hinaus und steigt zu Rosse
Und sprengt dahin auf düst'rer Bahn.

Was treibt ihn fort an jedem Morgen,
Lang' eh' das Licht die Welt begrüßt?
Was hat er draußen zu besorgen,
Das gar so still und eilig ist?
Er trägt — nicht Brief noch Bothentasche,
Er trägt — was will er wohl damit? —
Umgürtet eine Riesenflasche
Und hält mit ihr so scharfen Ritt.

Dem alten Untersberg entgegen
Der kühne frühe Reiter sprengt,
Viel frommen Sinn wohl muß er hegen,
Daß ihn die Angst nicht rückwärts drängt
Vom Berge, wo die Riesen haufen,
Die Gnomenschaar in Klüften wohnt,
Wo stumm, in tiefen Felsenklauen,
Der alte Kaiserschatten thront.

Begegnet nie ihm, sinnverstörend,
Im langen Zuge, Gnom' an Gnom',
Im Morgennebel wiederkehrend
Zum alten Berg' aus Salzburgs Dom?
Flammt es ihm nie mit Feuerzügen
Entgegen von der Marmorwand?
Kann er den Geisterbann besiegen,
Der ernst den Wunderberg umspannt?

Ja, er vermag's! — Im Herrndienst reiten,
Gibt Muth — er sprengt und denkt nicht viel —
G'radaus sprengt er — blickt nicht zur Seiten —
Und bald hat er erreicht sein Ziel.
Ab steigt er, wo die reinen Fluten,
Der Fürstenbrunn dem Berg entrollt,
Die in des Morgenrothes Gluten
Erglänzen, wie ein Strom von Gold.

Und wie die riesenhafte Quelle
 Hell brennt im ersten Sonnenstrahl,
 Da schöpft aus eisig kalter Welle
 Der Bothe schäumenden Krystall,
 Spricht ob der edlen Gottesspende
 Den Morgenegen, wirkt sich dann
 Mit ihr auf's schnelle Ross behende
 Und sprengt zurück, so rasch er kann. —

Wenn man zum Morgenimbis läutet,
 Steht schon der Fesentrunck, ganz frisch,
 Eh' noch der Fürst zur Tafel schreitet,
 Auf seinem reichbesetzten Tisch!
 Da lächeln wohl die feisten Gäste,
 Und staunen, daß so frey und dreist
 Bey eines Fürsten Tafelfeste
 Beym Weine sich das Wasser weist.

Doch horch! Mit lebensfrischen Wangen
 Spricht der Fürsterzbischof: „Ihr Herrn,
 Zu wissen trugt ihr jüngst Verlangen,
 Was mich gesund erhält, — und gern
 Geb' ich Bescheid: Der Fürstenquelle
 Entströmt solch wunderspendend Naß,
 Das Körperkraft und Geistesheile
 Verleiht, — versuch't's und leert ein Glas!“

So viel ist gewiß und kann von jedem Zweifelnden in Bierthaler's „Reisen“ nachgelesen werden, daß Tag für Tag ein reitender Bothe dieses köstliche Getränke gleich nach Sonnenaufgang auf die Tafel der alten Fürsten von Salzburg liefern mußte; woraus erschen werden kann, daß die schon zu Pindar's Zeiten aufgestellte Ansicht von der Vortrefflichkeit des Wassers nicht erst von den Wasserfreunden unter den neueren Ärzten aufgewärmt worden sey, sondern daß Kluge Männer neben dem Weine (welcher, im Vorbeygehen gesagt, vor grauen Zeiten um Salzburg herum in vorzüglichster Qualität erzeugt worden seyn soll) auch das eigentliche Radical- und Urganke zu jeder Zeit, und selbst auf eines Prälaten Tafel, zu schätzen wußten.

(Der Schluß folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

Die Kaufläden, Restaurants und Kaffehäuser.

Der Handel zeigt sich mit jedem Tage mächtiger, reicher und thätiger, nirgends hat er einen prachtvolleren Tempel als die hiesige Börse. Rund um die Börse erheben sich die schönsten Häuser der Stadt, alle sind mit Aushängeschildern, Annoncen und Inschriften bedeckt, sie dienen Gewerbetreibenden oder Handelsleuten zur Wohnung. Auch hier glänzen die Schneider, ihre Schilder hängen an den schönsten Häusern, meist im ersten oder zweyten Stocke. Die Eigenthümer dieser Häuser gehören meist der handelnden oder industriellen Classe, eines der prächtigsten Hotels auf dem Börseplatz wurde von einem deutschen Rutschenfabrikanten gebaut. Die Passage der Panorama's war noch vor Kurzem ein langer, schmaler, finsterner Gang, jetzt ist es ein immenser Bazar, mit unzähligen Gallerien und einer mächtigen Reihe wahrhaft kolossaler Häuser, die sich von der

Straße St. Marc bis zu den Boulevards zieht, und die Passage ist noch nicht zur Hälfte ausgebaut.

Der Luxus an der äußeren Ausstattung der Magazine nimmt natürlich ebenfalls täglich zu. Seitdem ein Schneider im Palais-royal in der sogenannten Devanture seines Ladens eine einzige, riesenhafte Glasscheibe einsetzen lassen, die 1400 Franken gekostet hatte, konnten die anderen bedeutenderen Händler nicht zurückbleiben: so sieht man an allen Boutiquen, die auf einigen Reichthum Anspruch machen, gewaltige Spiegelscheiben. Die Beleuchtung beschränkt sich nicht auf den inneren Raum; von außen werfen zwey bis drey Gaslampen ihre weißen Lichtströme auf die ausgestellten Waaren, dieß macht besonders bey Juwelieren einen herrlichen Effect; die écrins mit großen Colliers von Smaragden oder ostindischen Topasen, die Nadeln und Ohrgehänge von Brillanten, die in großen Massen aufgehäuften, goldenen Ketten, Ringe und Armspangen blitzen weit hin durch die Nacht, daß nicht leicht Jemand vorübergeht, ohne sich an dem scheinhaften Reichthum zu weiden. Auch die Wechselbuden blenden und locken durch ihre ausgefrachten Schätze, fünf bis sechs tausend Franken liegen in Fünffrankthalern aufgeschichtet, in hölzernen Näpfen schimmern große Haufen von Goldmünzen, die bedeutende Summen ausmachen. Dazwischen liegen goldene und silberne Vorten und Geschirre ausgebreitet; der größte Reichthum aber besteht in Banntoten, Tratten, Wechseln und Staatspapieren aus ganz Europa; ein einziger Changeur hat oft in der Montre seines Ladens für hunderttausend Franken Papiere. Auch sind die Läden wohl verwahrt mit eisernen Stangen und Drahtgeflechten. Wir wissen uns nicht zu entsinnen, daß ein Changeur durch Einbruch bestohlen worden; dagegen waren in kurzer Zeit mehrere Uhrmacher und Goldarbeiter das Opfer nächtlicher Diebstähle.

Am elegantesten sind die Magazine der Modistinnen; auch die Coiffeurs wissen den Kleinigkeiten, die sie feil bieten, eine zierliche Anordnung zu geben: transparente Seifenkugeln, Seifentafeln von schöner purpurrother Farbe liegen zwischen den Krystallfacons voll Essenzen und riechenden Wassern in kleinen Pyramiden aufgeschichtet, die Haarbürsten von feinem Palissanderholz, die communsten Pommaderöpfchen erhalten bey der symmetrischen Anordnung eine ästhetische Bedeutung, die Perrücken und Touzets sind von so feiner, graziöser Arbeit, und von den Tours und den Damenlocken so allerliebste umschlungen und bekränzt, das blonde oder schwarze Haar daran scheint so weich, so zart, so glänzend, daß man sich ordentlich ärgert, keine Glaze zu haben und sich mit dem Haarschmucke begnügen zu müssen, den Einem die Natur bescheert. Die Hauptzierde der Coiffeursbuden sind die wächsernen Büsten schöner junger Herren und Damen, und in der Mitte steht gewöhnlich ein prächtiger jungfräulicher Haukenkopf mit tiefgesenkten Augenlidern, im bräutlichen Staate, nemlich mit einem weißen Schleier und einem Zweige Orangeblüthe, vor der Brust duftet ein großer Strauß Orangeblüthe; die übrigen Büsten stellen die neuesten Coiffuren vor. Die Arbeit ist an diesen Wachsöpfen meist vortreflich, das lebendige Incarnat des Feins, der Glanz der Augen, das feine Lächeln der Pariserinnen: alles ist mit großer Kunst wiedergegeben.

In den Modeläden ist eine vollkommene Reform eingetreten, welche sehr für die Sitten und Tugend der Modistinnen spricht. Früher fast das ganze arbeitende Personal, oft zehn bis fünfzehn an der Zahl, vornan im Laden, meist lauter junge lebenslustige Mädchen. Nun war das ein ewiges Zanken um die Plätze, jede wollte zunächst an den Fenstern sitzen, die Arbeit ging langsam vor sich, die Mademoisellen schielten bey jedem Stiche nach der Straße, wo sich die jungen Herren truppweise versammelten und mit großer Aufmerksamkeit die neuen Hüte, Bérêts und Bouquets betrachteten, so daß die Damen nicht herzu konnten. Allem diesen Unfug ist dadurch gesteuert worden, daß die Demoisellen in die arrière-boutique verwiesen worden; das hat freylich große Händel abgeseht, eine Grisettenemeute war auf dem Puncte auszubrechen, viele haben auf der Stelle ihre Dimission eingereicht, andere sind später ausgetreten, indeß haben Zucht und gute Ordnung gesiegt. Die Modenmagazine sind jetzt weiter nichts als Salons, an den Fenstern sieht man höchstens zwey oder drey Hüte, das Ameublement ist reich: ein türkischer Teppich, ein Sofa, und besonders ein kolossaler Spiegel. Das neueste und reichste befindet sich in der Rue Richelieu, wo auch mehrere höchst elegante Magazins de fleuristes sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, November 1835.

Die letzte Novität unserer Bühne war: „Zu ebener Erde und erster Stock, oder: die Launen des Glückes.“ Posse mit Gesang in drey Aufzügen von Joh. Nestroy, Musik von Adolph Müller, und ihr Erfolg war, wenn sie gleich nicht wie „Lumpaci vagabundus, dem sie auch auf jeden Fall an energischer Komik nachsteht, Lorore machte, doch nicht unerfreulich zu nennen. Hr. Nestroy, der mit einer großen Bühnenkenntniß recht viel Witz und Erfindungsgabe, zumal in komischen Charakteren, besitzt, hat diesmal mit anscheinend kleinen und durchaus nicht neuen Mitteln bedeutende Wirksamkeit erreicht, wenn ich gleich nicht läugnen kann, daß ich diese Mischung von Possen und Bühnenspielen nicht für statthaft anzuerkennen vermag. Ein reicher Verschwencker, der von seinen Domestiken geprellt wird, ein intriganter Geck, der überdies unwillkürlich an den Leander der Pantomime erinnert, ein paar zärtliche Liebende und ein attachirtes Stubenmädchen, dann ein ganzes Rudel ehrlicher, Kreuzfidelser und gemeiner Leute, Schuldenmacher und Gerichtsdienner, Schiffbrüche und Lotterieloose, Bankerotte und Erbschaften aus Ostindien, Feuerbrünste und Räusche, sind tausend- und tausendmal in Melodramen, Dramen, Lustspielen und Possen da gewesen, aber der Verfasser hat (abgerechnet, daß die getheilte Bühne nicht allein den Reiz der Neuheit für sich hat, sondern auch zu den interessantesten Antithesen Gelegenheit gibt) diese beiden verschiedenen Wirthschaften und Familienverhältnisse auf eine so geschickte Weise in Conflict zu bringen verstanden, die Situationen sind so wohl berechnet, daß diese Posse, wo der Raum der Bühne ihre Aufführung gestattet, wohl kaum Schiffbruchleiden kann. Höchst drollig und mit einer bewundernswürthen theatralischen Gewandtheit, wenn auch durch ein wahres Possenmotiv, ist sowohl die Verwechslung der beyden Briefe, so wie der Person des Bonbon und Johann in der Prügelscene herbegeführt. Von nicht minder komischer Wirkung ist die Scene des Ausziehens im letzten Acte, und die doppelte Liebeserklärung im ersten Stockwerk und im Erdgeschosse. Die letztere, so wie auch alle ernsthaften Scenen, die in der Posse immer langweilen, würde durch eine bedeutende Abkürzung sehr gewinnen. Nicht sehr glücklich war der Verfasser in Erfindung deusam komischer Namen. Goldfuchs erinnert an den Baron Rosinante und Stallmeister Reitzfuchs in Weidmann's „Schwäher“ und weder Bonbon noch Zins, weder Meridon noch Alpic, weder Zuweg noch Zeih u. s. w. sind eigentlich komische Namen. Das versteht Kamund besser, und der größte Meister darin war Kozebue. Wenn ich von der hiesigen Aufführung dieser dramatischen Novität spreche, so muß ich bey einem Stücke, das seine Wirkung hauptsächlich auf eine scenische Erfindung gründet, bey der Direction und Regie beginnen, denn wo diese etwas versäumt, wird sich diese neueste Arbeit des Bühnengewandten Nestroy doch nur halb behaupten. Die Mise en scène war musterhaft, die Decorationen allerliebste. Insbesondere gab der glänzend erleuchtete Salon des reichen Prassers mit der Aussicht durch die großen Glasfenster in den Tanzsaal ein eben so reiches als glänzendes Bild, zu dem das ärmliche Gemach Schluckers eine höchst lebendige Antithese darstellte. Von den mitwirkenden Mitgliedern waren am wichtigsten die H. H. Feistmantel (Damian Stuzel) und Spiro (Johann) beschäftigt, und zeigten sich auch diesmal wieder der reichen Gunst würdig, die ihnen Prags Publicum schenkt. Auch Hr. Preisinger (Schlucker) war ausgezeichnet gut, und die Freunde des Lachens bedauerten nur, daß seine Rolle nicht einen größern Umfang und Wirkungsbereich hatte. Die Schauspielerinnen Binder (Salert), Utram (Sepherl) und Frey (Emilie), so wie die H. H. Diez (Adolph), Grabinger (Goldfuchs) und Walter (Bonbon) wirkten sorgsam mit. Ein Gleiches gilt von Hrn. Pusch (Zins), der jedoch durchaus nicht an seiner Stelle stand. Ue. Manetinsky (Fanny) spielte mit größerer Moderation als gewöhnlich, und es ist zu wünschen, daß sie dabey bleibe.

Eine Neuigkeit anderer Art war: „Folgen einer Mißheirath,“ nach dem Französischen von Castelli, ein Stück, welches sich eigentlich bloß auf Nuanen basirt, und nicht mehr ansprechen kann, wenn diese auch nur hie und da versäumt werden. Derley Piceen sollten eigentlich bloß auf Hofbühnen gegeben werden, sonst erhalten sie — wie es hier der Fall war — nur getheilten Beyfall.

Eine Ue. Hoffmann, der Angabe nach vom königl. sächsischen Hoftheater, gab die „junge Pathe,“ und „Königin von sechzehn Jahren,“ als Gastrollen, was auf jeden Fall eine sehr gewagte Wahl war, da beyde Rollen nicht allein hier mit Mad. Binder und Ue. Herbst besetzt sind, sondern wir dieselben im Laufe des heurigen Jahres noch von der liebenswürdigen Bauer, der genialen Kettich und der interessanten Hagn

gesehen hatten. — Ute Hoffmann ist ein junges, bildschönes Mädchen, dem ich Talent nicht absprechen will; doch gingen diese beyden Aufgaben über ihre Kräfte, und es wäre zu wünschen, daß sie diese noch an Rollen von geringerer Wichtigkeit und Schwierigkeit üben möge.

Kocher's „Johanna von Montfaucon“ bot Ute Herbst Gelegenheit, ihre tragische Kraft, wenn auch eben in keinem classischen Werke, zu entfalten, und einen ihrer glänzendsten Kunstriumphe zu feiern. Ein Hr. Silbernagel wagte seinen ersten theatralischen Versuch als Philipp, und zeigte gute Anlagen. Ute Wellen, welche die Luitgarde gab, ist großer Fleiß und Studium anzurathen, denn die Entfaltung ihres Talentes scheint bisher nicht genug vorwärts zu gehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß eine unserer erfahrenen Künstlerinnen die artistische Leitung dieses jugendlichen Talentes über sich nehmen wollte.

In wenigen Tagen haben wir zum Benefice des Hrn. Fischer zu erwarten: „Hosrimir,“ romantisches Schauspiel in vier Aufzügen von Uffo Horn. Abermals ein vaterländischer Stoff und ein vaterländischer Dichter, der seit einiger Zeit durch mehrere kleine Arbeiten (vorzüglich durch „das Kaiserwort“ Aufmerksamkeit zu erregen anfangt. Die Erwartung ist von allen Seiten gespannt, zumal, da sich bereits eine Partey gegen ihn gebildet hat, aus einer Zahl von Anbethern eines andern poetischen Talentes bestehend, welche durchaus nicht begreifen, daß eine Stadt wie Prag für mehrere Dichtergeister Raum habe.

K. K. priv. Theater in der Josephystadt.

Am 3. December zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. Gehrig: „Capricciosa.“ Lustspiel in drey Aufzügen nach Federici von Carl Blum.

Capricciosa ist ein Frauenzimmer, das über ihren Anbether bitterböse wird, weil er ihr Alter mit 24 Jahren angibt, während sie nur 21 juließ. Um diese Differenz spinnen sich nun eine Menge Launen, Finten und Neckereyen ab, durch welche Capricciosa ihre Umgebung veranlassen will, sie um drey Jahre zu verjüngen; man wählt das einfachste Mittel, beachtet ihre Grimassen gar nicht mehr, und dieß, so wie ein Dramarbas von Dunkel, bringt sie zur Selbstkenntniß, den Liebhaber jedoch zu der Überzeugung, daß es nicht gut sey, den Damen ihre Jahre nachzurechnen. — Dieses Stück soll anderwärts gefallen haben, Ref. gesteht indessen aufrichtig, daß es auf ihn eine solche Wirkung nicht hervorbrachte, ja daß ihm die unaufhörliche Hindeutung auf das Alter der Hauptperson mit all der Minauderie, Ziererey, den Mystificationen, die im Gefolge derselben erscheinen, läppisch, wo nicht widerlich, vorgekommen seyen; der Charakter Capricciosa's selbst aber für ihn nichts weniger als den Anstrich einer schönen Weiblichkeit gehabt habe: eine Coquette, die sich, um für jünger zu gelten, als sie es in der That ist, zu solchen Mitteln veranlaßt findet, mag wohl für den komischen Schauspieldichter als Vorwurf geeignet seyn, doch dann müßten ihr auch Liebreiz, Grazie und Bildung fehlen; es müßte eine Karikatur seyn; ein weibliches Wesen von 24 Jahren aber, mit anderen Vorzügen ausgestattet, wird durch die Hartnäckigkeit, womit sie drey Jahre von sich ablehnt, unnatürlich und unschön, weil man unwillkürlich zu dem Glauben veranlaßt wird, sie sey sich ihrer Jugend als ihres einzigen Reizes bewußt. Übrigens ist wieder ein völliger Mangel an Handlung, und auch der Dialog keineswegs so witzig oder geistreich, daß man für die Stagnation der Begebenheit entschädigt würde. — Die Aufführung war dessen ungeachtet von einigen Beyfallsäußerungen begleitet, die wohl vorzüglich dem Spiele der Frau von Holtei in der Titelrolle, dann dem Fleiße des Beneficianten, der Ute Reimbeck, der H. Dietrich, Koll, Kindler und Kott galten, welche sämtlich Talent und Fleiß an den Tag legten. Das Haus war ziemlich gut besetzt.

(Mit Nr. 49 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.
Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.
Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 10. December 1835.

148

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Bilder aus Salzburg.

(Schluß.)

Auf Salzburgs entlegnere Umgebungen übergehen, würde heißen, sich in einen beynahe unbegrenzten Stoff einlassen. Die Wunder des Königssees in Berchtesgaden würden allein einen weitläufigen Aufsatz erfordern, da selbst nach Schultes, der in geognostischer, statistischer und beschreibender Beziehung hier Unübertreffliches geleistet hat, in contemplativer und poetischer Hinsicht noch unaussprechlich viel von diesem schönsten See in Süddeutschland zu sagen erübrigt, von der idyllischen Lieblichkeit seines hellgrünen Wasserspiegels und den freundlichen Fischerhüttchen und Schiffernachen in seinen abgelegenen Buchten, von der furchtbaren Erhabenheit seiner Wogenstürze und Wahmannswände, und wie er überhaupt in Wahrheit ein König zu nennen unter den Seen in seiner lieblichen Majestät. Anlockend wäre es auch, das Thal gegen Süden zu durchwandeln und zu verweilen bey der uralten Stadt Hallein, ihrem Salzberge mit all seinen unterirdischen Wundern, dem romantischen Thale bey Golling mit dem malerischsten aller Wasserfälle im Seitenthale der Schwarza, bey dem seltsamsten aller hiesigen Naturwunder, den Salzaöfen, bey dem Engpasse Lueg, und der bis hinter Badgastein immer gigantischer hinanwachsenden Alpennatur. Anziehend wäre wohl auch ein Ausflug nach Osten, auf den Gipfel des als Grenzpfiler zwischen dem Salzburger- und dem Traunkreise aus drey Seen emporsteigenden, und die Aussicht auf eilf Seen beherrschenden majestätischen Schafberges oder Teufelsabfisses, wo der entzückte Blick auf einer Höhe von kaum 5500 Fuß über der Meeresfläche mehr Herrlichkeiten überschaut, als auf den meisten Puncten einer doppelten Höhe. Wo wäre aber hier Grenze und Ziel? Wir haben uns auf die nächsten Umgebungen beschränkt, und hierüber nur wenig mehr zu sagen.

„Wie beneidenswerth,“ so spricht wohl ein leiser Seufzer in uns, wenn wir aus irgend einer freudelosen Haide oder Steppe, oder selbst aus irgend einer fruchtbaren Ebene, wo der Weizen besser gedeiht, als die Natur-

reize, herangepilgert kommen, „wie beneidenswerth sind wohl die Bewohner eines Ländchens, das so viel des Herrlichen in sich schließt! O ihr glücklichen Salzburger, die ihr, im Mittelpuncte alles Schönen, unablässig nach allen Radien zu den höchsten Naturgenüssen hinauszufliegen, und dieselben so ganz durchzugenießen in der Lage seyd.“ Und doch entfällt der Stadt Salzburg, bey näherer Betrachtung, für einen bleibenden Aufenthalt der größte Theil ihrer anziehenden Eigenschaften. Salzburg ist eine Coquette, die den Fremden mit ihren blendenden Gaben fesselt, den nahen Freund aber, den Angehörigen mit ihren Launen und Unliebenswürdigkeiten peinigt. Armer Landjunker, der du dich bis zu dem verdrehten Gedanken verfliegst, deine schöne Weizenebene — freylich wohl nur gegen einen guten Kauf- oder Pacht-schilling — mit dem Aufenthalte in diesem erhabenen Bergpanorama zu vertauschen! Es ginge dir wahrlich eben so, als wolltest du eine gute, schlichte, herzlich dir anhängliche und liebevoll für dich sorgende Hausfrau mit irgend einer berühmten Opernsängerin vertauschen, die wohl zur Zeit der Production dich und alle Welt bis in den dritten Himmel entzückt, aber im alltäglichen Leben auch eben so empfindlich quält, und den Zauberlichter Momente durch die Qual finsterner Tage reichlich zu vergällen weiß. Ohne Metapher gesprochen: wenn man seinen Aufenthalt wählen kann, so wähle man ja nicht Salzburg. Eben die wunderschöne Lage zwischen einer Ebene und dem abwechselndsten Hochgebirge ist der Grund zur größten Veränderlichkeit in der Witterung, gerade so, wie der Verein pikanter Gegensätze die Coquette so wetterwendisch macht; Gicht und Rheumatismus, die sich allmählig zu unheilbaren Übeln gestalten, sind dort die Folge einer zu vertraulichen Bekanntschaft, so wie hier Überdruß und Herzensweh, oft in einen unheilbaren Spleen übergehend, und so ließe sich denn, wenn wir uns länger müßigen Wortspielen hingeben wollten, die Vergleichung zwischen Salzburg und seinem personificirten Ebenbilde treffend fortsetzen, am treffendsten aber im Puncte des Nebels und der üblen Laune, wovon der erste auch bey den glänzendsten Naturscenen alle erfreuliche Aussicht, so wie die zweyte auch bey den glänzendsten Eigenschaften allen Lebensgenuß verdüstert und verschleyert. Nur dürfte die Vergleichung in einer Hinsicht zum Vorthelle Salzburgs ausfallen, indem man daselbst nach sorgfältigen Witterungsbeobachtungen doch im Durchschnitt jährlich gegen 70 heitere Tage zählt, welche Zahl in Bezug auf die Schöne, deren Vor- oder Nachbild Salzburg ist, voraus zu bestimmen immer ein gewagtes Prognostikon wäre. Aber ein noch treffenderer Vergleich ließe sich zwischen dem Schelten und Wüthen der erzürnten Schönen und einem Hochgewitter in Salzburg aufstellen. Ich habe eine solche furchtbare Naturscene auf dem Rückwege von Berchtesgaden nach Salzburg erlebt, und die Erinnerung daran wird nie in mir erlöschen. Drey entseßliche Gewitter rückten zu einer wahren Titanenschlacht gegen einander, das eine von Westen über den hohen Staufen gegen den Untersberg, das zweyte aus dem Zauberkessel des Königssees entgoren, längs des hohen Göhls, und endlich das dritte aus den oberösterreichischen Bergen. Dabey heulte der Sturm, nach allen Richtungen der Windrose launisch wechselnd, in rasenden Wirbelstößen seine gräßlichen Lieder, und die Blitze kreuzten sich nicht mit gewöhnlichem Wetterleuchten, sondern in langgedehnten Zackenstreifen über den durch die Wolkenmassen unförmlich gewordenen Bergkolossen. So kämpf-

ten die drey Wetter ihre furchtbare Schlacht, und hundertfältig dröhnte jeder rollende Schlag von Berg zu Berg nieder, und Regengüsse wechselten mit Hagelschauern. Und solche Hochgewitter, gegen welche die Wetterchen bey uns zu Lande ein Kinderspiel zu nennen, sind dort in den Sommer- und Herbstmonaten an der Tagesordnung.

Die Lage Salzburgs und seine Umgebungen sowohl gegen das Hochgebirge, als auch gegen die wasserreiche Fläche nach Westen, machen die Stadt nothwendiger Weise zu einem Stummelplaz der Hochgewitter. In den langen harten Wintern und den feuchten Frühligen sammelt sich eine ungeheure Masse von Gewitterstoffen, und der rasch eintretende, brennendheiße Sommer zeitigt das unheilgärende Chaos aus. Gewöhnlich steigen die Gewitter von Westen auf, wo der große Chiemssee als eine immerwährend thätige Werkstätte hiezu anzusehen ist. Vor der Stadt theilt sich dann die Wolkenmasse gewöhnlich, und die eine Abtheilung zieht vom Staufen dem Untersberge, und dann weiter hinab den südlichen Bergen zu, während die andere über den Gaisberg den oberösterreichischen Bergen zuwandelt. Die Anziehung der vom Chiemssee bis zum Traunsee, von Westen gegen Osten, von der Fläche gegen die Berge zu, in unzähligen Becken ausgegossenen Wassermassen, wirkt hier entscheidend. Die furchtbarsten Gewitter sind aber jene, die mit vereinter Macht längs der Salza hinanziehen, auf der einen Seite vom Untersberge, auf der andern vom Gaisberge festgehalten, und gerade über der Stadt ihren Ungestüm entladend. Es ist kein seltener Fall, daß ein einziges solches Gewitter fünf- bis sechsmal in der Nacht einschlug und zündete. Überhaupt sind die Gewitter um Salzburg so häufig, daß man in manchen Jahren im August allein deren zehn erlebte. Hieraus wird der häufige Gebrauch der Blitzableiter erklärbar, mit welchen man nicht nur alle öffentlichen Gebäude und ansehnlicheren Wohnhäuser, sondern sogar viele Bauernhöfe außer der Stadt versehen sieht. Diese Witterungsverhältnisse geben jedem Ausfluge um Salzburg eben in der schönsten Zeit etwas Unheimliches, und der Gedanke, daß man am heitersten Tage sich öfters vom furchtbarsten Wetter ganz hüßlos im Freyen oder auf den Bergen überfallen sieht, ja daß man ohne Gefahr, von schnell einfallendem Regen durchnäßt zu werden, kaum den Mönchs- oder Capuzinerberg besteigen kann, lauscht wie ein finsterner Dämon beständig hinter einem entlegenen unbeachteten Wölkchen.

Und so will ich es denn zwar gar nicht tadeln, sondern vielmehr durch eigenes Beyspiel höchst billigen und anempfehlen, wenn Einer oder der Andere von meinen geneigten Lesern während des Winters in seinem Ofenwinkelchen, oder auch bey der wärmenden Frühlingssonne in seinem Gärtchen oder, wenn der Arme, wie ich, keines hätte, wenigstens auf sein Fensterbret gelehnt, allerley schöne Ansichten von Salzburg durchblättert, oder auch nur ein beschreibendes Buch mit Vergleichung der Generalstabskarte durchstudiert, sich dabey herzlich hinaussehnt, und bey heranrückendem Herbst, der beständigsten Jahreszeit für die Hochgebirge, wohl auch sich aufmacht zu einem begeisterten Fluge in das Wunderland seiner Sehnsucht. Aber es gehe ihm mit diesem Lande, wie mit jenem der Poesie: er verlange nicht, darin einheimisch zu seyn, weil dann das goldene Land ihm eben wieder zum gewöhnlichen Aufenthalte, zur Prosa des alltäglichen Lebens herabsinken würde, — sondern er sauge mit kurzem, aber recht selig begeisterten

Blicke alle Strahlen der lieben glänzenden Zauberwelt in sich! In der Erinnerung erst werden sie sich ihm dann sammeln zur nie untergehenden geistigen Sonne, die ihm die minder schönen, aber wohllicheren Gesilde seiner alltäglichen Heimat mit ewig gleichem, ungetrübten Morgenrothe erhellen möge!

D o r o t h e a.

Dorothea, — Gottesgabe, —
Name, der zur Andacht rührt, —
Viele haben's schon getadelt,
Daß mein holdes Kind ihn führt.

Einem scheint er nicht romantisch,
Und dem andern gar zu lang,
Und ein dritter findet wieder
Unharmonisch, fremd den Klang.

Dorothea, — Gottesgabe! —
Ist's sein Sinn, der mich befißt,
Daß aus allen Kindernamen
Keiner so an's Herz mir spricht?

Hast du, Mutter meines Mädchens,
Für den Namen dich bestimmt,
Weil er, — schöner mir's zu bringen,
Dein Geschenk an mich dir nimmt?

Dir auch, du mein liebes Kindlein,
Seh' der Name lieb und werth,
Der dich deinen hohen Ursprung
In vier kurzen Sylben lehrt.

Der ein ew'ger Schwur der hohen
Liebe deiner Eltern ist;
Sagt dir doch dein bloßer Name,
Liebes Kind, was du uns bist!

Zeitbilder aus Paris.

Die Kaufläden, Restaurants und Kaffeehäuser.

(F o r t s e t z u n g.)

Was sehr zur Verschönerung der Läden in Paris beiträgt, ist die stete Anwesenheit von Damen; beim Schuster wie beim Apotheker sitzt eine Dame am Comptoir; überhaupt sind die Franzosen nicht nur galanter gegen ihre Frauen, als die andern Völker, sie räumen ihnen auch größere Rechte ein: die Frauen gehen selten in die Küche, dafür besorgen sie die Buchhaltung, sie cassiren die eingehenden Gelder ein und ziehen monatlich die Bilanz. Wir sprechen hier natürlich nicht von den großen Handels- und Bankierhäusern, sondern bloß von den sogenannten Boutiquiers; das Leben der vornehmeren Classen sieht sich so ziemlich überall gleich. Am meisten befremdet es den Deutschen, eine Frau in einer Apotheke zu sehen; in Deutschland darf es kaum die Frau vom Hause oder die Tochter wagen durch die Officin zu gehen. Der deutsche Apotheker steht übrigens auch auf einer höheren Stufe als der französische, dieser ist häufig weiter nichts als ein Droguist; seine wissenschaftliche Bildung beschränkt sich auf die Kenntniß der Waaren, die er debittirt; ausnahmsweise gibt es jedoch unter den französischen Pharmaceuten große Chemiker. Auch die Apotheker stellen ihre Drogen mit Coquette-rie zur Schau, da sieht man Schlangen und anderes grauseneregende Gethier in einem

großen Pokale voll Spiritus, ferner bunte Krystalle in großen Massen und besonders mächtige gläserne Vasen mit gefärbtem Wasser, meist roth und grün, die dann des Abends bey Licht von fern die Blicke der Vorübergehenden anziehen.

Man schreyt wohl über den Charlatanismus der französischen Boutiquiers, bedenkt aber nicht, daß er ein unausbleibliches Ergebniß der Verhältnisse ist. Die meisten Straßen sind eng, eine ungeheure Menschenflut wogt darin vom frühen Morgen bis Mitternacht, die unzähligen Fuhrwerke der Carossen, der Fiakers, Cabriolets und besonders der Omnibuswagen, die sich in der letzten Zeit ausnehmend vermehrt, treiben die Fußgänger auf die schmalen Trottoirs nach beyden Seiten; hier hat man nun so viel zu thun um sich durchzubringen, daß man sich bloß durch sehr frappante Gegenstände zerstreuen läßt; nehmen Sie noch die große Concurrenz dazu, bedenken Sie, daß Laden sich ununterbrochen an Laden drängt, und so werden Sie sich's erklären, warum selbst der reichste, berühmteste Händler darauf bedacht seyn muß, durch alle möglichen Mittel sich bemerkbar zu machen. Der Name des Kaufmanns befindet sich an drey oder vier Stellen in großen messingenen Buchstaben, an vielen Läden sieht man Schilder, oft sehr schöne Gemälde; der berühmte Restaurant zum boeuf à la mode hat einen fetten Ochsen mit einem Federhute und einem Cashemirshawl: sonst haben die Gasthöfe und Herbergen keine Aushängeschilder; am meisten findet man sie bey Tuchläden, bey den Marchands de nouveautés. Auch Inschriften sind nicht selten: ein Perrückenmachergenie in der Rue des Grés im sogenannten Pays latin hat deren in vier Sprachen, die lateinische lautet folgendermaßen:

Hic singit solers hodierno more capillos

Dextera, naturaeque novos ars addit honores.

Reinlichkeit gehört sonst in manchen Stücken wenigstens nicht zu den Vorzügen der Franzosen, ihre Fleischbuden sind aber in der That sauberer, freundlicher, als wir sie in Deutschland sehen. Der Charcutier (Schweinemegger) stellt seine Schinken und Würste so zierlich auf, wie der Parfümeur seine Flacons, dazwischen duften Blumensträuße; die Buden der eigentlichen Vouchers oder Fleischhauer sind durchaus mit weißen Tüchern ausgeschlagen, kaum ist irgendwo ein Blutstreck zu sehen, auf den Hammelsteulen werden oft allerley Figuren ausgeschnitten, Blumentränze oder sonst etwas. Die Bäcker sind hingegen zurückgeblieben, die Boulangerien tragen noch ganz das mittelalterliche Gepräge, es sind finstere Lächer mit einigen eichenen Brettern, auf denen die Brote gehäuft liegen, eine mürrische, schlecht gekleidete Frau bedient die Kunden, von außen ist alles durch dicke eiserne Stangen verwahrt, als seyen die Leute der Gefahr ausgesetzt, jeden Augenblick durch den hungrigen Plebs überfallen zu werden. Erst seit Kurzem haben einige jüngst etablirte Bäckermeister den Versuch gemacht, sich eleganter einzurichten, am Place des petits pères und am Börseplatz haben wir einige Bäckerläden bemerkt, die recht freundlich aussehen und modern eingerichtet sind mit Tapeten und zierlichem Comptoir. Noch finsterner und abstoßender sind die Marchands de vin; ich setze absichtlich die französische Benennung her, weil unsere Sprache kein gleichbedeutendes Wort dafür hat; unsere Weinschenken, selbst die gemeinsten Kneipen, lassen sich gar nicht damit vergleichen. Gewöhnlich bewohnt der Marchand de vin das Erdgeschos eines Eckhauses, daher sie meist als Schild eine Quittie führen mit der Aufschrift: Au bon coing, ein schlechtes Wortspiel, weil coin die Ecke auf dieselbe Weise ausgesprochen wird. Von außen ist das Haus ziegelroth angestrichen und mit Gittern versehen; man tritt von der Straße ins Comptoir, denn so wird die Trinkstube geheißen; man trinkt einen Canon für 2 Sous. Kutscher, Commissionäre, Decrotteurs u. dgl. sind hier die Habitues; oben sind sogenannte Cabinets particuliers, Lächer mit einem eichenen Tische, worüber ein schmutziges Tuch gebreitet liegt. Die Franzosen haben die Gewohnheit des Morgens weißen Wein zu trinken, Aultern werden von den Gästen den ganzen Tag gegessen, an der Thüre eines jeden Marchand de vin sitzt eine écaillère, welche den ganzen Tag zu thun hat. — Die Marchands de vin werden nur vom gemeinen Manne besucht, sie verdienen indeß viel Geld; einige haben sich in die Reihe der ersten Restaurants der Hauptstadt emporgeschwungen, wie Parly auf dem Place des Palais-royal, und Charlier an den Vendanges de Bourgogne: der letztere ist einer der größten Restaurants von Paris, wo diese Anstalten nicht sehr groß sind, wie denn überhaupt in der großen Hauptstadt alles klein ist, die Läden, die Zimmer, die Caffehäuser. Raum und Zeit sind hier kostbare Dinge! Eine kleine Boutique im Palais-royal kostet 3—5000 Fr. Miethe; das Estaminet hollandais zahlt für fünf, freylich ziemlich geräumige Piegen 15,000 Frs. jährlich; die Miethe der Spielhäuser beläuft sich noch ungleich höher. Kein Restaurant hat einen Saal, der sich mit dem der Ven-

danges de Bourgogne messen kann, daher hier auch alle sogenannten repas de corps gehalten werden; es ist dies in der That ein Ort der Freude und des Genusses: so oft man dort speiset, begegnet man fröhlichen Menschen, bald wird eine Kindstaufe celebrirt, bald eine Hochzeit, bald vertrinken hier lachende Erben ihre Trauer und sie sind nicht die traurigsten unter den Gästen. Diese Gesellschaften sondern sich aber von den übrigen ab, es befinden sich zu diesem Endzwecke mehrere spanische Wände in dem Saale. Dem Deutschen sagen meistens die französischen Speiseanstalten nicht zu; in den unteren und selbst in den Mittelregionen trifft er zu dürftige Kost, in den höheren ist alles zu reich, zu üppig, zu theuer. Bey *Ver y* blinkt alles von Gold und Silber, der ordinäre Wein kostet einen Gulden die Flasche, die Speisekarte gibt Gerichte von 30 Sous bis 6 oder 8 Frs. an. Der Deutsche, auch wenn er die pecuniären Mittel hat, scheut sich, 20 Frs. für ein Mittagessen auszugeben, besonders da man dasselbe anderswo für die Hälfte haben kann, bey *Ver y* muß er die Spiegel, die Vergoldungen, die Pracht des Ameublements bezahlen.

(Der Schluß folgt.)

R. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastspiele der Ulle. Charlotte Hagn, Königl. preussischen Hofschauspielerinn.

Ulle. Hagn eröffnete den diesmaligen Cyclus ihrer Gastspiele mit der Titeltrolle in *Raupach's* Schauspiel: „*Corona von Saluzzo*.“ Wir haben gleich bey der ersten Erscheinung dieses Stückes darauf hingewiesen, auf welche gefährliche Grenzschiede dieser Charakter von dem Dichter hingestellt ist, und wie sorgsam die Darstellerinn desselben das unveräußerliche Kleinod der Weiblichkeit, selbst auf Kosten der theatralischen Wirkung, zu bewahren habe. Die Geberde, der Blick, ja die Betonung eines Wortes oder auch nur einer Sylbe, kann hier alles für oder gegen die ästhetische Rettung des Charakters entscheiden; dieselben Worte, so oder so gesprochen, können ihn uns näher bringen oder entfernen, können ihn um so viel liebenswürdiger oder um so viel hassenswerther erscheinen lassen. Ulle. Hagn schien die Absicht des Dichters vorzugsweise durch die Schärfe der Gegensätze von Haß und Liebe veranschaulichen zu wollen; hält man sich streng und allein an die Vorzeichnung des Dichters, so läßt sich schwerlich etwas dagegen einwenden, denn sein Wille ist geschehen, was dann daraus entsteht, fällt mehr auf ihn als auf die Darstellerinn, die nur seiner Anweisung folgte. Indessen kommt es uns doch vor, als ob etwas weniger treu dem Dichter hier der Natur und der Weiblichkeit treuer gewesen wäre; das Gefühl, das sich sein Vorrecht nicht nehmen lassen will und darf, verschmerzt sehr gern den etwaigen Mangel eines Effectes, durch den (wenn man die Sache etwas tiefer nimmt) weder das Stück noch der Dichter gewonnen hätten. Auch geht bey einer so scharfen Nebeneinanderstellung der Wendepunct, gleichsam die Pointe des Stückes verloren, nemlich die bekannte Scene im 3. Acte, welche nur durch ein allmähliges, stufenweise fortrückendes Übergeben vom Haße zur Liebe die Möglichkeit einer Wendung, wie sie dieses Stück nimmt, darthun kann. — Die zweyte Rolle der Ulle. Hagn war die der Walburgis in *Blum's* Lustspiele: „des Goldschmieds Tochterlein.“ Hr. *Blum* schreibt, wenn man seine neueren dramatischen Erzeugnisse genau untersucht, meistens nur einzelne, am liebsten naive weibliche Rollen, denen er dann nachträglich eine Art von Handlung oder dramatischer Situation als Draperie umwirft und so das Ganze für ein Stück gelten läßt. In diese Kategorie gehört auch das heutige Lustspiel, das jedoch durch seine gelungene Charakteristik und die treue Abspiegelung mittelalterlicher Sitte und Gesinnung, vor den meisten Producten des Verfassers einen rühmenswerthen Vorsprung nimmt. Ulle. Hagn spielte die Rolle der Walburgis mit jener Frische und Munterkeit, auf die es bey dem Zwecke des Stückes zunächst ankommt, und welche, durch die siegreiche Persönlichkeit der Darstellerinn gehoben, ihre Wirkung nicht wohl verfehlen können. — Weniger gelungen und erfolgreich erschien die „*Mirandolina*“ unseres Gastes. Dieser Charakter ist an und für sich schon gleichsam der äußerste, verlorne Posten für das dramatische Interesse; um ihn möglicherweise noch zu retten, müßte, scheint es, die Darstellerinn die Coquetterie der Heldinn wenigstens von aller Böswilligkeit oder entschiedener Herzlosigkeit entfernt halten und so auf eigene Gefahr, aber auch auf eigene Rechnung wieder gut machen, was der Dichter versäumt hat. Ulle. Hagn hielt sich auch hier wieder streng an das Gegebene; wir wollen nicht untersuchen, ob diese Gewissenhaftigkeit gerade nothwendig war, vortheilhaft aber für den Charakter der Heldinn und die Tendenz des Stückes erschien sie nicht. Indessen trifft der Vorwurf, wenn unter solchen Umständen einer gemacht werden muß,

mehr das Unterlassen als das Thun, und darin gestattet ja schon die bürgerliche Gerechtigkeit einen mildernden Unterschied. — Die Julie in Shakespear's „Romeo und Julie“ gehört zu den früheren, bereits besprochenen Leistungen unseres bewunderten Gastes. Eine ganz vollkommene Julie im Sinne des großen Dichters wird bey der Gestalt, in welcher das Stück auf der deutschen Bühne eingebürgert ist, wohl immer ein unerreichter Wunsch bleiben. Unsere „Julien“ sind und geben etwas anderes, als das was Shakespeare gewollt und worauf er das Gebäude seines Stückes gegründet hat. Den Darstellerinnen ist das weniger zuzurechnen, und wenn sie der ausschließlich tragischen Wirkung der Rolle Genüge leisten, so haben sie ihren Theil der Aufgabe gelöst. Auch Dlle. Hagn konnte demnach von ihren deutschen Kunstschwestern keine Ausnahme machen, und ihre Darstellung, bey der sie das Vorbild einer berühmten, auch uns bekannten Berliner Künstlerinn aus ihrer glänzendsten Zeit, im Auge zu haben schien, erfüllte den Zweck der Aufgabe, wie sie nun einmal steht, durchgehends. Unter den Einzelheiten, welche sich des größten Beyfalls erfreuten, wurde besonders der Monolog vor dem Schlaftrunke ausgezeichnet. — Als Guglielma in dem kleinen Lustspiele von Blum „der Hirsch“ lernten wir Dlle. Hagn in einer neuen Rolle, und zugleich ein uns neues Stück kennen. Der Inhalt des letzteren ist in wenigen Worten folgender: Ein junger Bauer hat einen herrschaftlichen Hirsch geschossen und ist dafür nach Brauch und Gesetz eingesperrt worden. Seine Frau und sein Vater gehen an den Hof, um für ihn zu bitten, und finden im Schloßgarten einen Herrn, der sie als Jäger schon öfter in ihrer Hütte besuchte. Dieser nimmt sich ihrer an, bewirbt sie, verspricht seine Verwendung und wird, als der bereits freigelassene Verbrecher erscheint, von dem versammelten Hofe als der Herzog selbst erkannt. — Auch hier scheint, wie wir schon oben bemerkt haben, das ganze Stück nur der einen weiblichen Rolle wegen, und diese Rolle selbst nur wegen der etwas phantastisch aufgeputzten Erzählung von dem nächtlichen Todschießen des Hirsches, gemacht zu seyn. Das Mangelhafte des Ganzen ergibt sich aus dem Gesagten wohl von selbst, und man begreift kaum, wie Jemand es unternehmen konnte, einen so gar dürftigen, aller Handlung, Pointe und Verwicklung entbehrenden Stoff durch zwey ziemlich lange Acte hinauszu dehnen. Dlle. Hagn spielte die Haupt- und Stanzrolle des Stückes mit viel lebendiger Natürlichkeit und in einem gewissen, dem Orte der Handlung angepaßten, ihr sehr gut stehenden südländischen Colorite. Nur scheinen uns die öfter wiederholten einsylbigen Frage- und Ausrufungslaute keine nothwendigen Attribute zarter, weiblicher Naivetät. Die übrigen Rollen des Stückes sind weder an Umfang noch Gehalt bedeutend, doch wurden die am meisten hervortretenden von den H. H. Anschütz, Costenoble und Wilhelm mit Fleiß und der ihrem Verdienste nie fehlenden Wirkung gegeben. — Die „Königin von sechzehn Jahren“ ist eine Pracht- und Paraderolle, deren Lorbeern wohl nicht leicht einer jungen, schönen und gewandten Schauspielerinn entgehen können. Dlle. Hagn besitzt diese Eigenschaften in einem so unwidersprechlichen Grade, daß man sie nur zu sehen braucht, um ihre Siege über den jungen Bury und den Grafen von Ranzau wie über die Zuschauer des Stückes natürlich zu finden. Wohl läßt sich für diesen Charakter eine etwas unbefangene, weniger berechnende Art der Auffassung denken, und es mag Darstellerinnen geben, die eine solche, wäre es auch mit Aufopferung, vorziehen; allein darüber läßt sich weder rechten noch etwas vorschreiben; jede Lesart will nur mit und durch Geschicklichkeit vertreten seyn, und wer das kann, der trägt den Preis des Augenblickes davon. — Mit sehr großem und wahrhaft verdienten Erfolge gab Dlle. Hagn an dem nemlichen Abend mit der vorstehenden, die Parthie der Margarethe in Hoffmann's „Hagestolzen.“ Von allen naiven Landmädchenrollen der deutschen Bühnenliteratur ist diese gleichsam das Ur- und Musterbild, die am häufigsten und zum Theil auch am glücklichsten dargestellte geblieben; eine fast ein halbes Jahrhundert alte Erfahrung, die für den Dichter wie für den von ihm erfundenen Charakter den besten Lobspruch enthält. Die natürliche Einfachheit, die bis zur Derbheit gehende, aber doch stets gefällige Wahrheit der heutigen Darstellung, die wirkliche, ungelünstelte Empfindung, die darin vorwaltete, erheben diese Leistung der reizenden Künstlerinn zu ihrer glänzendsten und wirksamsten, wie wir denn überhaupt ihre Erfolge im naiven Fache die bey weitem entschiedeneren und ihrem Talente natürlicheren nennen müssen. — Die Louise in Schiller's „Kabale und Liebe“ gehört ebenfalls zu den Rollen, in welchen wir Dlle. Hagn bereits in einer früheren Periode auftreten sahen. Herzlichkeit und möglichste Einfachheit, ohne mehr als unvermeidlich ist, an das Weinerliche und Declamatorische zu streifen, sind wohl die ersten Bedingungen, unter denen dieser Charakter jetzt noch die Theilnahme der Zuschauer fesseln

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 12. December 1835.

149

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die f. f. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

D e r B a m p y r.

(Eine Erzählung.)

Eine Gesellschaft von Reisenden durchzog jene einsamen Flächen der Walachey, welche sich zwischen Bukarest und Galatz längs der Donau hin ausbreiten. Zwey Tage hatten sie bereits auf ihrem Marsche zugebracht, und obgleich sie jede Entbehrung duldeten, die den Wanderer in diesen Gegenden erwartet, wo er sein Mittagmahl im glühenden Strahl der Sonne und sein Nachtlager unterm freyen Gezelte des Himmels zu nehmen gezwungen ist, beseele doch ein Geist seltener Heiterkeit diese kleine Karavane. Walache und Italiener, Deutscher und Slave, Grieche und Armenier, alle, wie der Zufall sie bunt zusammenmischte, überboten sich gegenseitig an Wiß und Laune, den munteren Fluß des Gespräches nie versiegen zu lassen; die Luft erschallte von ihrem fröhlichen Gelächter, und selbst die Pferde schienen Theilnahme an der allgemeinen Stimme kund zu geben und trabten wiehernd mit ihrer Bürde des Weges.

Schon neigte sich die Sonne des dritten Tages zum Untergange, ohne daß die Reisenden ein Dorf oder eine gastliche Hütte zu ihrem Nachtlager erspähen konnten. Dunkles Gewölke umzog allmählig das Firmament, und die drückende Schwüle der Luft ließ ein Gewitter befürchten. Diese bedenklichen Anzeichen trübten jedoch keineswegs die Laune der munteren Gefährten, ein Umstand nur schien sie etwas ernstlich zu beschäftigen, und dieser war in der That auch der Beachtung werth. Sie hatten nemlich schon während des Tages für ein ergiebiges Nachtmahl Sorge getragen und sich aus einer ihnen begegnenden Heerde einen wohlgenährten Hammel verschafft. Denselben nun für ihren Gaumen zu bereiten, noch ehe ein neidischer Regen sie daran verhindern möchte, war ihr bescheidener aber sehnlicher Wunsch. An einer Stelle, wo niederes Gesträuch das nöthige Material für ihre Küche bot, wurde daher einstimmig Halt gemacht. Bald knisterte ein hell loderndes Feuer, die geübten Hände der Walachen waren mit Zubereitung des Bratens in volle Thätigkeit gesetzt, und in Kurzem bildete die ganze Gesellschaft einen magischen

Kreis um das leckere Gericht. Der Übergang des Hammels in Nahrungsstoff für die Reisenden hemmte jetzt die Lebhaftigkeit der Unterhaltung, nachdem aber kaum die letzten Schnitten desselben verschwunden waren, ging die Weinflasche von Hand zu Hand, und löste aufs Neue das leichte Band der Zunge.

Indessen hatte die Dunkelheit alle Gegenstände in ungewisse Schatten gekleidet, die große einsame Ebene ruhte wie ein stilles Grab, nur durch das ferne Rollen des Donners, der sich immer näher und näher zog, schauerlich durchhallt. Die jenen Gegenden eigene Kühle der Nacht stellte sich allmählig ein und unsere Reisenden, mit diesen Eigenschaften des Klimas schon vertraut, hatten sich bereits in ihre pelzgefütterten Mäntel gehüllt, und schienen behaglich um ihr Feuer gelagert, das sie sorgfältig zu unterhalten suchten, auf jeden Angriff der launenhaften Elemente gefaßt.

Was bedurfte es mehr als dieser Einsamkeit, der magischen Hülle der Nacht, des schauerlich erhabenen Eindrucks eines nahenden Gewitters, um die Phantasie unserer Reisenden wunderbar anzuregen, und ihr Gespräch auf jene Sagen zu lenken, an denen die Walachey so reich ist wie wohl kein Land in Europa. Von den Felsengruppen des eisernen Thores bis an die Ufer der Sereth, von den Thälern im Sinai bis zu den Inseln der Donau ist kein Flecken und keine Gegend, wovon der Eingeborne nicht seltsame Dinge zu erzählen wüßte. Als daher kaum die Flasche ein paar Mal die Runde gemacht, und der mächtige Zauber des Weins seine Wirkung kund zu geben anfing, konnte ein kleiner Walache, welcher bis dahin gedankenvoll da saß, sich nicht länger erwehren, die Unterhaltung auf jenes Lieblingsthema seiner Landsleute hinzuwenden.

„Das ist eine Nacht!“ hub er an, „wie die Gespenster sie lieben. Heute mag es wieder toll zugehen, wo sie ihre Wanderung vornehmen; fast möchte ich wünschen, es wäre Mitternacht vorüber!“

„Was könntest du dabey befürchten?“ fragte mit ironischem Lächeln sein Nachbar, ein launiger Italiener.

„Nicht mehr als du, und als wir Alle,“ war die Antwort des Walachen. „Solltest du nicht wissen,“ fuhr er fort, „daß in dieser Gegend ein Vampyr sein Wesen treibt?“

„Ein Vampyr?“ wiederholten mehrere der Gesellschaft, und wendeten ihre Blicke neugierig auf denjenigen, der dieses Wort gesprochen hatte.

„Ja, einer der furchtbarsten, der Schrecken aller Mädchen und Stifter alles Unheils,“ versetzte dieser, und zog dabey tiefer seinen Hut in die Stirne.

„So gib uns die Geschichte deines Vampyrs zum Besten,“ rief der launige Italiener, indem er einen munteren Zug aus der Flasche that.

„Sie ist merkwürdig genug, um gehört zu werden,“ sprach der Walache und begann seine Erzählung folgendermaßen:

„Ich werde mich zeitlebens der Reise erinnern, die mich vor mehreren Jahren über diese Haiden führte. Es kann nur wenige Meilen von unserem heutigen Nachtlager entfernt seyn, wo damals der Landsitz eines reichen Wojaren stand, von mehr als vierzig Wohnungen seiner Unterthanen umgeben. Schon mein Vater hatte mehrere Bekannte unter den Letzteren und pflegte nie eine Reise nach Foksan und Galatz zu unternehmen, ohne bey seinen Gastfreunden auf der Besichtigung jenes Wojaren einzusprechen. Mich dessen erinnernd, suchte auch ich dort eine Herberge, als ich in dieser Gegend, von der

Nacht überrascht wurde. Ungeachtet es schon spät war, fand ich dennoch zu meinem Erstaunen das ganze Dorf in Bewegung. Überall zeigten sich Vorbereitungen zu Schmaus und Trinkgelagen, aus dem Schlosse tönte fröhliche Musik und alle Fenster waren festlich beleuchtet. Ein fremder Graf von unermesslichem Reichthum hatte sich um die Hand der einzigen Tochter des Gutsherrn beworben, und diese Verbindung erfüllte das ganze Haus und alle Unterthanen des Bojaren, die an diesem Tage reichlich beschenkt wurden, mit Jubel und Freude. Man bot auch mir an Speisen und Getränken, was nur der Gaumen verlangen mochte, doch ermüdet wie ich war von einer beschwerlichen Tagesreise, nahm ich nur wenig und zog mich zeitig in eine entlegene Kammer zurück, um der ersehnten Ruhe zu genießen. Die Lichter des Schlosses schimmerten durch die schmalen Fensterladen meiner Schlafstube, und schon im Einschlummern hörte ich noch das Lebehoch und das Gläsergeklirre der fröhlichen Zecher. So schlief ich ein, um nach wenigen Stunden mit Schauder zu erwachen. Ein furchtbarer Lärm schreckte mich auf, röthlicher Widerschein erhellte meine Kammer, Tumult und Angstgeschrey erfüllte das Haus. Entschlossen sprang ich nach der Thüre und hatte sie kaum geöffnet, als eine glühende Luft mich zu ersticken drohte. Halbbetäubt drang ich vorwärts, und so ins Freye gelangt, sah ich vor mir das Schloß in vollen Flammen, die ein wüthender Wind über die Strohdächer des Ortes trieb. Schon brannte lichterloh das Dach über meinem Kopfe und nur mit Noth hatte ich mein Leben gerettet. Das nächtliche Freudengelage wurde in eine gräßliche Scene der Noth und des Elends verwandelt, und all' diesen Jammer hatte ein Vampyr gestiftet. „Ein Vampyr?“ riefen wiederholt die Gefährten, die Erzählung des Walachen unterbrechend. Ein lauter Donnerschlag begleitete ihre Frage und fahle Blicke durchkreuzten die dunkle Haide.

„Unsere Lage scheint bedenklich zu werden,“ bemerkte der launige Italiener.

„Wir müssen nehmen, was da kommen mag,“ entgegnete sein Nachbar,

„laß indessen unsern walachischen Freund seine Geschichte vollenden.“ Dieser ergriff eine volle Flasche, um seiner Zunge zur weiteren Erzählung mehr Geläufigkeit zu geben, und nahm hierauf wieder das Wort:

„Der nächste Morgen fand den Bojaren wie seine Unterthanen jeder Habe beraubt. Nichts hatten sie gerettet, als was sie an Kleidungsstücken am Leibe trugen, alles Übrige ward ein Raub der Flammen. Doch schien dieser Verlust noch geringe gegen die Entdeckung, die der neue Tag sie machen ließ. Todt in ihrem Blute schwimmend fand man in einer entlegenen Laube des Gartens die Neuvermählte und von dem fremden Grafen war jede Spur verschwunden. Vergebens rang der trostlose Vater die Hände, vergebens ließ er allenthalben nach seinem Schwiegersohne forschen, es blieb ihm nichts als die schreckliche Vermuthung, die endlich zur Gewißheit wurde, daß unter der Maske jenes vornehmen Brautbewerbers ein neidischer Vampyr verborgen war, der nach dem Blute seiner Tochter lechzte und dem es nun gelungen, das Glück einer friedlichen Familie zu vernichten. Dem Unheil geöffnet, steht das Haus, das einen Vampyr beherbergt, und jede Gabe aus seiner Hand bringt zehnfaches Leid. Von Schaudern ergriffen bey der Betrachtung dieser geheimnißvollen Wendung seines Schicksals verließ der Gutsherr die noch rauchenden Trümmer seines ehedem so freundlichen Aufenthaltes, und gebot seinen Unterthanen ein Gleiches zu thun. Er bezog eine entlegene Besitzung im Gebirge, wo auch

seine Unterthanen sich niederließen, weit entfernt von dem Schauplatz der grauenvollen Hochzeit. Verödet liegt noch die Brandstätte jenes Dorfes, nur der Gule und Fledermaus ein willkommener Aufenthalt. Oft hört man nächtlicher Weile gräßliches Jauchzen und wildes Gelächter aus jenen Ruinen und zu Zeiten röthet sich der Himmel über jener Stätte, wie bey dem Brande der Hochzeitnacht, und im dunkelrothen Schimmer dieser Himmelsglut sieht man Vampyre unter gräßlichen Gestalten wilde Tänze feyern.“

Ein neuer Donnerschlag unterbrach hier die Stimme des Erzählers, fürchtbare Blitze durchleuchteten die rabensfinstere Nacht, und fast schien es unsern Reisenden, als ob durch den heulenden Wind, der sich zu erheben begann, ein klägliches Jammern sich vernehmen ließe.

„Ist dein Märchen zu Ende?“ rief jetzt eine Stimme, und als der kleine Walache dahin den Blick erhob, woher die Frage zu kommen schien, verstummte die Antwort auf seiner Zunge, Todtenblässe bedeckte seine Wangen und die Augen glöhten starr über den Kreis der gelagerten Gefährten hin. Diesen konnte die Veränderung in der Miene des Erzählers nicht entgehen, alle wendeten ihre Aufmerksamkeit nun nach derselben Stelle, und waren nicht minder überrascht, eine lange, hagere Gestalt zu erblicken, die halb von dem Schatten der Nacht und halb von dem schwankenden Scheine des Feuers umflossen, ein unheimliches Gefühl zu erregen nicht verfehlen konnte.

„Dein Märchen ist ergötzlich,“ sprach die Gestalt zu dem Walachen gewendet, indem sie ein paar Schritte näher trat.

Unsere Reisenden glaubten jetzt in dem sonderbaren Gaste einen Landbewohner der Umgegend zu erkennen, den das nahende Ungewitter zu ihrem Feuer gelockt haben mochte, und der launige Italiener zögerte daher nicht ihn anzusprechen. „Woher des Weges, Landsmann?“ fragte er den Fremden.

„Wo die Gule haust und die Fledermaus, — sprach nicht so dieser alte Geselle? ha, ha, ein lustiges Märchen!“ gab der Alte zur Antwort.

„Findest du Gefallen an lustigem Gespräche,“ rief der Italiener, „so sey willkommen, deine Gegenwart soll unsere Kurzweil nicht stören.“

„He, he, nur zu,“ sprach der Fremde, „ihr sollt sehen, daß ich mich auf Späße verstehe!“ und damit trat er ans Feuer, glimmte sein Pfeifchen an, und nahm Platz im Kreise der Gesellschaft.

(Der Schluß folgt.)

G e l i e b t e !

Wie kannst du zweifeln,
Daß ich dich liebe?
Ist nicht mein Auge
So voll von Schmerzen?
Sind nicht die Schmerzen
So voll von Liebe?

Wirf einen leisen Blick
In meine Seele,
Ach, Alles findest du dort,
Was ich verhehle.
Dein Bildniß überall
Und Schmerz und Lieder!
Ach, fand' ich auch dein Herz
In meinem wieder! —

S. 1111.

Zeitbilder aus Paris.

Die Kaufläden, Restaurants und Kaffeehäuser.

(Schluß.)

Die niedrigsten Speiseanstalten sind nach den Marchands de vin die sogenannten Cuisines bourgeoises, hier essen die Handlanger, Tagelöhner, Decrotteurs, Commissiönars, sie bringen meist ihr Brot mit, die Schüssel kostet 3—4 Sous; der Dürftige kann sich hier ohne Ekel satt essen. Dann kommen die kleinen Restaurants zu 18—25 Sous; diese kleben ihre Affichen in allen Straßen an, sie liegen meist in finstern Nebengassen, es sind kleine Salons, deren größte Zierde die Spiegel ausmachen, welche in Paris nirgends fehlen; sie haben den doppelten Zweck: die Zimmer zu decoriren und die Damen am Comptoir in den Stand zu setzen, die Gäste von allen Seiten zu beobachten, und die silbernen Bestecke zu bewachen, die besonders in kleinen Speisehäusern, die meist nur von armen Teufeln besucht werden, die größte Gefahr laufen. Seit der Erfindung oder dem Aufkommen des Métal d'Alger fallen Entwendungen der Art häufig vor. Der Filou steckt den silbernen Löffel des Restaurateurs in die Tasche und läßt dafür einen Löffel von Métal d'Alger zurück, welcher bey Licht so rein und hell wie Silber schimmert. Kürzlich wurden, ich weiß nicht in welchem Restaurant, drey silberne Bestecke gestohlen; die Diebe bedienten sich dazu eines wahrhaft unverschämten Mittels. Der Garçon hatte für drey Personen Messer und Gabeln aufgedeckt, es war in einem Cabinet im ersten Stocke; der eine Monsieur, gar fein und nett gekleidet, wie das Gefindel meist alle ist, geht ganz erboht zum Herrn, und beschwert sich über die Langsamkeit des Garçons, der ihnen noch nicht einmal Couverts gebracht: der Garçon behauptet das Gegentheil, es kommt zum Wortwechsel; die zwey Herren nebst ihren Damen verlangen, daß man sie visitire, es geschieht, man findet nichts; der Wirth überströmt mit Entschuldigungen und Deprecationen, man servirt ihnen ein treffliches Diner, die Carte à payer fällt sehr mäßig aus, um die Gäste für die gehaltenen Unannehmlichkeiten schadlos zu halten. Als die saubere Gesellschaft abgezogen war, schlug der Garçon die Thüre des Cabinets im Zorne heftig hinter sich zu, weil er die feste Überzeugung hatte, das Opfer einer Escroquerie zu seyn; da fiel eine silberne Gabel unter dem Tische zu Boden; so kam man dem Gaunerstücke auf die Spur: die Filous hatten unter dem Speisetische einen mächtigen Klumpen Pech befestigt und das entwendete Silberzeug daran geklebt, die herabgefallene Gabel hatten sie in der Eile vergessen; die Thäter sind nie bekannt geworden. Weit übler kam neulich ein armer Teufel weg, der weiter nichts als ein Mittagessen gestohlen hatte; er konnte nicht bezahlen und lief davon; der Garçon hinter ihm drein, im Passage Colbert erblickte er in der Ferne eine Spiegeltüre, in der Angst hielt er sie für einen Durchgang und fuhr mit der Nase in den Spiegel, der in tausend Stücke zersplitterte; der Flüchtling wurde blutend und halb ohnmächtig an Violon, nemlich auf die Wache geführt.

Die Restaurants zu 40 Sous prix fixe sind die schlechtesten, sie wollen es den vornehmeren Speisehäusern gleich thun und ihre Gäste mit Fischen und Geflügel tractiren, daher sie meist Bewärmtes, Veraltetes geben. Beydes sind theure Artikel, ein gebratenes Huhn kostet im Durchschnitte 5 Franken, eine Schüssel Fische für eine Person 20 bis 50 Sous. Beefsteaks und Coteletten sind die Speisen, die am meisten verlangt werden; übrigens ist man in den Restaurants alles durch einander, manche fangen mit Mettwurst an und hören mit der Suppe auf. An den Tables d'hôte wird dagegen mit der pünctlichsten Etikette servirt; Butter steht während des Essens auf dem Tisch, wird aber beym Dessert weggenommen. Die Preise der Tables d'hôte sind verschieden, sie steigen von 30 Sous bis 5 und auch wohl 10 Franken. An den glänzendsten Tables d'hôte muß man sich am meisten vor der Gesellschaft in Acht nehmen, besonders da, wo nach dem Essen gespielt wird. Es gibt auch englische, italienische und deutsche Restaurationen. Bey Biffy in der Rue Richelieu delectiren sich die patriotischen Leckermäuler aus Florenz und Neapel. Die deutschen Restaurationen sind ziemlich bescheiden eingerichtet, es gibt da reinliche und gesunde, derbe Kost; bey Bussy am Palais-royal vergessen die Vertriebenen und Ausgewanderten vom Rhein, aus Schwaben und Bayern die Leiden des Heimwehs bey großen Schüsseln voll Nudeln und Klößen; beyde Wörter haben sich im Französischen bereits eingebürgert, der Franzose speiset sehr gern unsere Noules und unsere Knell (Knödel), sie finden sie schmackhafter und fastlicher als unsere Metaphysik.

Wir dürfen hier die Marchands de comestibles nicht übergehen, welche mit culinischen Leckerbissen handeln. Die Hauptniedertage derselben ist bey Madame Chevet

im Palais-royal; hier sehen den ganzen Tag hindurch die Neugierigen und Hungrigen und ergötzen sich am Anblicke der See- und Flußungeheuer, welche aus Norden und Süden kommen, Störe, Salmen und Rougets aus dem Mittelmeere und riesenhafte Lachsforellen aus dem Genfersee, Schildkröten schwimmen in großen Behältern herum, in denen das Wasser mittelst eines Springbrunnens frisch erhalten wird. Den ganzen Winter aber findet man hier Trauben und Ananas; Winter und Sommer, Herbst und Frühling entfalten vereint hier ihre Fruchtschätze, nur fehlt es an den Wohlgerüchen des Frühlings; die Seefische, die Hummern, die zu Hunderten herumliegen, duften nicht zum lieblichsten. C h e v e t und der Grand Vatel und der Gargotier waren lange die einzigen Etablissements dieser Art, in der letzten Zeit sind aber viele neue gegründet worden, die meist alle gute Geschäfte machen.

Die Kaffeehäuser spielen bekanntlich eine wichtige Rolle im geselligen Leben der Pariser, sie sind besonders dem Fremden, der wenig Connertionen hat, unentbehrlich. Hier findet man die wichtigsten Tagesblätter; ein Frühstück aus Kaffee oder Chocolate bestehend, nebst Brot und Butter ist ziemlich billig, man zahlt dafür im Palais-royal 21 Sous, in den übrigen Kaffeehäusern 18; dagegen ist der Thee übertrieben theuer; un thé complet kommt auf 32 Sous, und der Franzose zeigt sich hier, wie überall, äußerst genügsam, er trinkt des Abends seine halbe Tasse, höchstens ein petit-verre dazu, das heißt un régal, damit wird der ganze Abend verplaudert. Die Lieblingsunterhaltung ist aber das Domino, man kann kaum begreifen, wie ein so bewegliches, geistreiches Volk drey, vier Stunden lang damit zubringen kann. Politische Discussionen hörte man wohl unter der Restauration, wo man in einem stäten politischen Fieber lebte, gegenwärtig hat sich diese Eraltation gelegt, die unglücklichen Versuche der Republicaner, die Flucht der Hauptführer dieser Partey, und besonders das Attentat gegen die Person des Königs, all das hat beschwichtigend gewirkt. Weder der Bürgerstand noch das Volk, das von ihm abhängt, weil es von ihm lebt, will die Republik, noch überhaupt Emeuten und blutiges Zusammentreffen der Parteyen. — Die besuchtesten Kaffeehäuser sind das Café de Foy, das Café de la Rotonde, das Café Lemblin, alle drey im Palais-royal; letzteres soll den besten Kaffee schenken, es ist der Sammelplatz der Mitglieder der Opposition; die Carlisten, d. h. die Anhänger der älteren Linie, besuchen vorzugsweise das Café Valois. Das ehemalige Café de Chartres ist jetzt ein Restaurant, es ist besonders dadurch merkwürdig, daß die Girondisten und Jacobiner hier zusammenkamen; hier begannen unter ihnen jene großen politischen Streitigkeiten, welche zuletzt der Henker schlichtete. Die eben genannten Kaffeehäuser gehören sämtlich zu den älteren, die neueren sind meist geschmackvoller und reicher decorirt; besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht das Café Véron auf dem Boulevard Montmartre und das Café de la renaissance auf dem Börseplatze aus; letzteres ist im Style der Renaissance decorirt, und wohl das prächtigste, was gegenwärtig Paris aufzuweisen hat. Die Kaffeehäuser, wo geraucht wird, heißen Estaminets, man kann sich keinen widerwärtigeren, schmutzigeren und in mancher Hinsicht gefährlicheren Aufenthalt denken; man trifft wohl mitunter ganz honette Leute an, im Durchschnitte aber besteht die Gesellschaft aus verdächtigen Menschen. Überdies gehört es nicht zum guten Tone in Paris, die Estaminets zu besuchen; der Fremde thut jedenfalls am sichersten diese Örter zu meiden, höchstens kann er zu Zeiten das Estaminet hollandais besuchen, wo er ganz gute Gesellschaft treffen wird.

Mittheilungen aus London.

Die Engländer sind curiose Menschen. Nicht genug, daß die unteren Stände, vom Kohlen- und Rebrichtfärner bis hinauf zum Baronet, der, so zu sagen, die Brücke aus dem Bürgerstande zum Adel bildet, sich insgesammt für freye, unabhängige Menschen halten, die auch ein Wort mitreden dürfen, wenn es sich um welthistorische Staatsangelegenheiten handelt, obgleich in der Wahrheit das Wort, das sie sprechen, oft nicht mehr wiegt als die Luft, die sie damit bewegen, — vom Baronet bis hinauf zum Herzog, beyde Endpuncte des Adels einschließlic, bilden die vornehmen Engländer sich ein, daß es während der Sommermonate, April, May, Juny, July und August, nirgends so schön sey als in dem häßlichen London, und nirgends so häßlich als auf ihren schönen Landsitzen. Da drängt es sich also von Mittag bis Morgen durch Gassen und Gäßchen von einem sogenannten Vergnügen zum andern, und wer nicht in diesem Strudel schwimmt, sondern dem Tage gibt, was des Tages, der Nacht, was der Nacht, und der Arbeit, was des Menschen verschiedenes Erbtheil ist, der weiß kaum, ob er lä-

cheln oder weinen, sich freuen oder trauern soll, wenn er die Leidensgeschichte der Vergnügungen eines fashionablen jungen oder alten, männlichen oder weiblichen Wesens vernimmt. Ein ewiges Treiben und nimmer Ruhem, ein wißter Kopf und ein müder Körper, Klatsch und Zank, Liebe und Haß, und Streit mit dem Schneider, weil er keine Mode zu erfinden weiß, und Streit mit dem Schuhmacher, weil er die Kunst nicht versteht, einen großen Fuß gemächlich zu verkleinern. — Das sind die Lebensingredienzen jener unglücklichen Glückskinder. Und was ist das Resultat ihrer Mühen, ihrer monatlangen Anstrengungen? Das Hauptergebnis — denn Körper- und Vermögenszerrüttung ist Nebenache — läßt sich mit wenigen Worten sagen. Der Marquis von Douro wird nächstens die schöne Miss Stuart, eine Tochter von Lord und Lady Stuart von Rothelay, zum hochzeitlichen Altar führen; Lord Viscount Porthersieht im Begriffe, sich mit Miss Strachan zu vermählen, und läßt von seinem Entschlusse sich nicht einmal dadurch abschrecken, daß der Marquis von Hertfort darauf besteht, die junge Dame mit einer Million Gulden Conv. Msc. auszustatten, und Miss Hughes, Tochter des Lord Dinorben, will die Güte haben, dem Lord Gardner — ob ihr Herz ist ungewis, — aber ganz gewis die Hand zu reichen. Dieses diesjährige Resultat ist ein merkwürdig armes, so arm und gering, daß, wenn es sich im nächsten Jahre wiederholen sollte, die englische Nation das Beywort der match-making — der Heirathstiftenden — verlieren wird und verlieren muß. Was aber ist die Ursache so schmähtlichen Abfalls männlicher Huldigung, so beklagenswerther Verminderung weiblicher Triumphe, in den höheren Zirkeln, versteht sich? Hat man weniger getanzt, weniger colettirt, sich weniger gezeigt? Nichts davon; es gibt Dinge, die weder Reformbill noch Ministerwechsel, noch selbst eine Revolution aus dem gewohnten Geleise rückt. Ist man weniger schön gewesen? Wer das behauptet, hat entweder das italienische Opernhaus nicht besucht oder nur Augen für die Bühne gehabt. War man minder reich? Es dürfte keine Unwahrheit seyn, von vielen der unverheiratheten Fashionables zu sagen, seit Jahren haben sie ihre Neze aufgestellt und ausgeschaut, männiglich nach einem schönen und vornehmen Weibchen, dessen nahe Verbindung mit Ackerland, Wiesenwachs oder Holzboden — mit Kohl-, Zinn- oder Bleigruben — mit Canals und Eisenbahnactien — mit grönländischen oder Südsee-Walfischfahrern — mit Lachsfishereyen — mit abgetösten Zehnten — mit vier- oder dreyprocentigen Consols — mit langen oder kurzen Leibrenten — oder mit Pacht-, Grund- und Erbzinsen einen Heirathsantrag gerechtfertigt hätte; manigfach und wiederholt sind ihre Versuche gewesen, das schöne Ziel zu erreichen: die Erfahrung hat den ausschweifenden Übermuth ihrer Pläne nüchtern gemacht; sie sind bescheiden in ihren Wünschen, anspruchlos in ihren Forderungen geworden; jede erfolglose Season hat zehntausend Pfund subtrahirt, und wer beym diesjährigen Seasonschlusse die Erwartung von zwanzigtausend Pfund unerfüllt sah, will nächstes Jahr die Hälfte seines Namens um die Hälfte wohlfeiler verkaufen. Von vielen läßt sich so sagen, nicht von allen. Erschöpfender daher und zu besserem Ruhme des Männergeschlechtes würde sich die Frage erledigen, wenn es wahr wäre, wahr seyn könnte, was der zu seinem Glück ungenannte Verfasser des jüngst in zwey Bänden erschienenen: „das Weib, wie es ist und wie es seyn soll,“ als den Charakter des Weibes angibt, von den Tagen Evas und des Apfels bis auf die neueste Zeit (ich hebe nur die hellsten Schattenseiten aus): betrügerisch, eigensinnig, jähzornig, moralisch dumm, unerfättlich in der Sucht nach Veränderung, neidisch, neugierig, haßstarrig, geizert, herzlos, satyrisch, spröde, geschwätzig, der Ehränen Meister und ausschweifend. Man sieht, der Verfasser hat, obgleich er sie nicht genannt, sich die vier Zeilen des alten Owen Feltham zum Texte gewählt:

Mein Glaube ist entschieden,
Das Weib hat keine Seele;
Es kann nur täuschen, täuschen,
Was immer es erzähle.

Er verdient daher das Schicksal des Prahlers in einer der neuesten französischen Folies dramatiques, der für die Verleumdung einer eben so geistreichen als keuschen Dame mit Gefängniß und Anstrengung zur Arbeit bestraft wird und endlich, erniedrigt und zerknirschten Herzens, ausruft: „Je file, comtesse, je file, faites-moi donner à souper!“ Bis aber dieses Schicksal ihn erreicht, treffe ihn Walter Scott's scheidende Bemerkung: „Like all rogues, he was a calumniator of the fair sex“ — gleich allen Nichtswürdigen war er ein Verleumder des schönen Geschlechtes.

Hiemit eingestehend, daß, wenn nicht in der durch alle cultivirte Staaten sich zeigenden Heirathsscheu, ich durchaus nicht weiß, worin ich die wahre Ursache des

betrübenden und vielfach beklagten, armseligen Erfolges der dießjährigen Londoner Season suchen soll, wage ich hier wenigstens zu behaupten, daß es weder an Privat-, noch an öffentlichen Gelegenheiten gefehlt hat, sich zu sehen, sich zu sprechen, sich kennen zu lernen. Es kann mir natürlich nicht einfallen, die Leser dieser Blätter in die Kreise der vornehmen englischen Welt einzuführen. Ehe noch *Mistress Jameson*, ich erinnere mich nicht, wo, die Wahrnehmung niederschrieb, daß die Kreise der gebildeten vornehmen Welt sich überall gleichmäßig bewegen, und daß die gesandtschaftlichen Soireen in Petersburg dieselben sind wie in London, in Paris dieselben wie in Wien, war das schon oft, wenn auch nicht geschrieben, doch gesagt und bemerkt worden, und folglich könnte ich den Lesern und Leserinnen dieser Blätter in Londons vornehmsten Gesellschaften nichts Neues zeigen. Vielleicht aber findet sich so etwas, wenn sie mich auf einer, vom Zufall zu leitenden Wanderung an solche öffentliche Versammlungsorte begleiten wollen, zu denen zwar jeder die Erlaubniß, doch nicht jeder die Befähigung des Eintritts — den hohen Einlaßpreis besitzt, eine Schranke, die nirgends abwehrender, ausschließender und von gediegenem Golde gebaut wird als in dem aristokratisch-reichen England. Plätze dieser Gattung sind natürlich vorzugsweise die Theater, unter denen jedoch die Damen des hohen Fluges — die Herren verschmähen bisweilen nicht, bedeutend tiefer zu fliegen — kaum andere besuchen als das sogenannte Königstheater, Drury-Lane und Covent-Garden.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 5. December zum Benefice des Regisseurs Hrn. Spielberger, zum ersten Male: „Gottlieb Koke in Plymouth, oder: das Herz von Rubinen.“ Schauspiel in fünf Aufzügen, für diese Bühne bearbeitet vom Beneficianten.

Das, der Bearbeitung des Hrn. Spielberger zum Grunde liegende Original soll, dem Vernehmen nach, ein älteres Stück der Frau von Weiffenthurn „Agnes von Eilen“ seyn, welches Ref. nicht kennt, das aber ohne Zweifel wirksamer und dramatischer seyn mag, als es hier erscheint. Der erste Act ist sehr gut gehalten, auch der zweyte recht ansprechend; doch von dem dritten an wimmelt es an Fehlern, Effecthaskerey, Längen und Unwahrscheinlichkeiten, die in dem Zuschauer allmählig mehr und mehr Unbehagen erwecken. Der gute, alte Gottlieb Koke ist vermuthlich eine Lieblingsrolle des Hrn. Spielberger, dieß mag wohl der einzige Grund seyn, warum er den Schauplatz des Stückes nach England verlegte; doch die Benützung historischer Personen ist damit nicht gerechtfertigt, so wenig als der Titel des Schauspiels, nachdem Koke nur als eine episodische Person auftritt und der Ring mit dem Herzen von Rubinen ebenfalls ganz unbedeutend für den Verlauf der Handlung ist. Wir wissen nicht, welches eigene Verdienst Hrn. Spielberger bey der Umarbeitung zukomme, allein die Art, wie er den Koke spielt, hätte ihn eben nicht zu der Gewalt am Originale veranlassen dürfen; ein gewöhnlicherer Theaterböfewicht ist uns kaum noch vorgekommen. Übrigens ist das Stück in schöner Diction abgefaßt und würde sicher und mit Recht gefallen haben, wäre der in den ersten Acten eingeschlagene Weg nicht auf eine so unzulässige Weise verlassen worden. So fiel die Piece zu einer ganz gewöhnlichen, alles höheren Werthes entbehrenden Komödie herab und die Theilnahme des Publicums verringerte sich von Act zu Act. Unter den Darstellenden sind die Frauen *Kalis* und *Fischer*, nur daß sie in ein paar Momenten gar zu ungebührlich loslegten, dann die *H. Kunst*, *Stampfer* und *Stahl* zu nennen. Hr. *Kalis* trug eine Erzählung von „heiser Schlacht“ und „grosem“ Getümmel vor.

Wiener Meubelformen IV.

Männerschreibtisch und Actenstulle, nach Angabe des Hrn. Grafen von Sander ausgeführt von der k. k. landespriv. Meubelfabrik der Joh. Danhäuser sel. Witwe, auf der alten Wieden, Meyerhofgasse Nr. 203.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 15. December 1835.

150

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

D e r B a m p y r.

(S c h l u ß.)

Wie man forschend nach der Adresse eines Briefes blickt, um die Hand zu erkennen, die uns die noch unbekanntes Bottschaft geben soll, so sahen jetzt die Gefährten unverwandt in die Züge ihres Gastes, dessen seltsame Art etwas Geheimnißvolles an sich trug. Gab ihn auch seine Kleidung für einen Landmann und schlichten Walachen zu erkennen, so waren doch seine Reden und die spitze Betonung seiner Worte damit in keinem Einklang. Und welcher Räthsel erst in seinen Mienen! — Die Form der Nase und die hochgespannten Augenbraunen gaben seinem Gesichte etwas Eulenhaftes, alle Lineamente schienen unbeweglich, selbst der Blick war starr und gläsern und um den Mund lag ein höhnedes Lächeln. Er führte wohl die Pfeife zu den Lippen, doch diese bewegten sich nicht, sondern schienen steif, gleich wie aus Wachs geformt. Keiner vermochte lange diese Züge zu betrachten, ohne ein heimliches Grauen zu empfinden, und wohl mehr als sechs Minuten mochten so vorüberstreichen, ohne daß ein weiteres Wort gewechselt wurde. Besonders heftete der Walache, dessen Erzählung so sonderbar unterbrochen wurde, höchst mißtrauische Blicke auf seinen zweydeutigen Landsmann.

„Gute Kurzweil will in Langweil enden,“ unterbrach der Fremde jetzt das tiefe Schweigen. „Kollte der Donner nicht über euren Köpfen, ich glaube gar, ihr hättet Lust zum Schlafen. Lustig, Brüderchen! will euch die Zeit vertreiben, will euch ein Geschichtchen erzählen, wenn ihr mich hören wollt.“

„Erzähle,“ riefen mehrere der Gesellschaft; „erzähle,“ rief der Italiener, „ich sehe, daß du ein launiger Bursche bist.“

„So hört,“ sprach der Fremde, „zum Concert der Winde und des Wetters will ich euch ein Ständchen bringen.“

Schaurig piff der Wind, wild krachte der Donner, doch gelassen, als wäre die freundlichste Mondnacht, begann der Unbekannte seine Erzählung:

„Verseht euch im Geiste,“ sprach er, „um ein paar Jahrhunderte zurück, in die Zeit, als die Walachey noch der Schauplatz glänzender Kriegsthaten und

denkwürdiger Menschen war. Damals wurde in diesen Ebenen oft das Loos der Nationen geworfen. Kampfgerüstet strömten aus allen Schlünden der Karpathen Menschenbäche nieder, die nicht selten von den Fluten asiatischer Völkerschaften verschlungen wurden, welche der Halbmond hieher zur Schlachtbank führte. Die Donau faßt nicht so viel Wasser in ihrem tiefsten Bette, als damals Menschenblut in die Adern der Erde floß, und diese Felder, über denen jetzt Nacht und Schweigen ruht, waren oft mit Sterbenden so dicht besäet, daß das ferne Gebirge ihr Ächzen und Stöhnen wiederhallte. Der Tod fand hier so reiche Ernte, daß man die Walachey den Leichenacker der Völker benennen konnte. Kein größeres Übel kannte da der Mensch, als den Menschen; ihn zu verfolgen und zu vernichten war sein Geschäft, ihn unter tausend Martern zu tödten oft seine Lust. Blut war die Lieblingsfarbe der Zeit, doch konnte schwerlich jemand mehr Leidenschaft dafür nähren, als jener Woiwode, den seine Mitwelt Wlad den Teufel nannte. Ja, Wlad den Teufel, habt ihr gehört? — Ein Windstoß vibrirte die letzten Worte des Erzählers nach und den Zuhörern schien es nicht anders, als ob ein Schwarm krächzender Raben über ihren Köpfen schwirrte.

Unwillkürlich krümmten sie sich nieder, um nicht mit den gesiederten Bewohnern der Lüfte in Berührung zu kommen.

Der Erzähler brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches der Donner schmetternd einstimmte, dem Pelotonfeuer ähnlich, wenn sich die Schlacht eröffnet.

„Glaubt mir,“ fuhr der Fremde nach kurzer Pause wieder ruhig fort, „wenn jener Woiwode noch lebte, ihr sähet nicht so ruhig um dieses Feuer, denn Wlad der Teufel war ein spafthafter Kauz, und liebte es sehr die Menschen zu necken. Türkischen Gesandten ließ er einst den Turban an die Köpfe nageln, damit er desto fester sitze, weil sie sich geweigert hatten, vor ihm ihr Haupt zu entblößen. Nach langen Versuchen erfand er sogar die eigene Kunst, Menschen zu Kraut zu zerhacken, und diese Entdeckung war der Stolz seines Lebens.“

Wieder unterbrach das Geheul des Windes die Erzählung und ein klägliches Wimmern und Wehrufen schien die Luft zu erfüllen. Alle blickten mit Grauen auf den geheimnißvollen Fremden, der mit seinem grinsenden Lächeln unbeweglich dasaß.

„Doch war er auch wohlthätig jener Woiwode“ fuhr er fort „und in einer Aufwallung von Nächstenliebe ließ er einst alle Bettler des Landes zusammenerufen, um ihnen ein festliches Mahl zu geben. Wie freuten sich die hungrigen Gesellen, als ihr Magen durch die Großmuth des Woiwoden mit Speisen und Wein überreichlich gefüllt wurde! Um ihre Freude zu verewigen, und sie mit Einem Male von allen irdischen Leiden zu befreien, ließ der gute Woiwode, den man Wlad den Teufel nannte, Feuer in den Speisesaal werfen und die ganze Bettlersippe verbrennen.“

Ein wildes Gelächter schien hier dem Erzähler aus der Ferne Beyfall zu geben und zweifelhaft horchend saßen die Gefährten.

„Und ihr lacht nicht?“ fragte der Fremde. „Freylieh waren es nur Bettler, mit denen der Woiwode sich herabließ damals zu scherzen, und weit glänzender zeigte sich sein Wig in den gewöhnlichen Zirkeln seiner Umgebung. Bey seinen eigenen Gastmahlen liebte Wlad der Teufel stets große Gesellschaft,

ja am liebsten speiste er in einem künstlich errichteten Wäldchen von drey- bis vierhundert Pfählen, an denen gefangene Türken lebendig gespiest waren. Das Röcheln der Sterbenden war seine Tafelmusik.“

„Zu gräßlich!“ rief hier der Italiener.

„Wahrheit, Brüderchen, Wahrheit, was ich sage,“ kreischte der Erzähler.

„Wenn die alten Chroniken nicht irren, so war es in dieser Gegend, hier ganz in der Nähe, ja vielleicht auf der Stelle, wo wir sitzen, daß einst Wlad der Teufel ein solches Gastmahl gab.“

Bey diesen Worten ergoß sich ein Feuermeer vom Himmel und mit einem furchtbaren Zischen schlug hart an der Stelle, wo unsere Reisenden saßen, ein Blitz in die Erde. In tiefen Schlägen rollte der Donner, und zugleich fiel ein Regenstrom, der augenblicklich das Feuer erlöschte, um welches die Gesellschaft gelagert war. Wild auf lachte der Fremde und ein schallendes Gelächter schien rings aus den Lüften mit einzustimmen. „Ein Vampyr! ein Vampyr!“ schrie eine Stimme, es war jene des kleinen Walachen, dessen Erzählung von dem sonderbaren Gaste unterbrochen wurde. Mechanisch haschte nun ein jeder nach seinem Nachbar, um in der Finsterniß nicht von der Gesellschaft getrennt zu werden, und ein jeder glaubte sich schon von einem Vampyr ergriffen. So kam es, daß bald eine allgemeine Verwirrung entstand und sich unter dem Mantel der Nacht ein Kampf entspann, der sich bey Tage höchst komisch hätte darstellen mögen. Jeder Ergriffene suchte sich los zu machen und dennoch wieder seinen Nachbar zu ergreifen; Flüche und Drohungen und Rippenstöße folgten bald dichter als Regentropfen, und besonders furchtbar wehrte sich der kleine Walache, der durch seinen Ausruf die Lösung zu diesem Kampfe gegeben hatte. Mehr als einmal kam der launige Italiener gar jämmerlich ins Gedränge und verwünschte aus ganzer Seele die Vampyrsgeschichte, zu deren Erzählung er den Walachen aufgefordert hatte. Der Regen strömte in Bächen, unaufhörlich rollte der Donner und ungestüm brauste der Wind dazwischen. „Wlad der Teufel hat sein Spiel mit euch,“ rief jetzt die Stimme des räthselhaften Unbekannten, und da sich die streitenden Parteyen bereits gegenseitig zu Boden gearbeitet hatten, brach sich bey diesem Ausruf die Hitze des Kampfes und alle lagen in einer allgemeinen großen Umarmung am Boden. Ein ungeheurer Blitz beleuchtete diese seltsame Scene und zwar anhaltend genug, um einen jeden zu überzeugen, daß nicht ein Vampyr, sondern ein trauer Freund und Gefährte ihn umfassen halte. In dieser Beruhigung und um nicht einer neuen Gefahr sich bloß zu stellen, beschloßen die Gefährten in jener obwohl sehr unbequemen Lage den nächsten Morgen abzuwarten.

Das Gewitter ließ endlich nach, der Regen hörte auf, die Gewalt des Windes legte sich und der Morgen fand das Firmament so rein und heiter, daß die Sonne in voller Pracht ihren Tageslauf begann, als die Reisenden, die trotz ihrer unbequemen Lage doch endlich der Schlaf übermannt hatte, noch in einem dichten Knäuel beysammen lagen. Der kleine Walache war der erste, der erwachte; gleich einer Schildkröte steckte er seinen Kopf zwischen den Gefährten hervor, und als er sich überzeugte, daß er noch lebe und daß es noch dieselbe große Haide sey und dieselben Gefährten, die er den Abend vorher um sich gesehen hatte, suchte er mit forschenden Blicken die Gestalt des räthselhaften Unbekannten, doch dieser war verschwunden.

„Hab' ich geträumt?“ rief er jetzt, indem er sich emporzurichten suchte, „ach nein,“ schrie er, seine Rippen befühlend, „nein, es war kein Traum!“

Sein Selbstgespräch erweckte die übrigen Genossen des seltsamen Abenteurers. Auch ihre Bewegungen schienen auf die Besorgniß hinzudeuten, ob noch alle Glieder ganz an ihrem Leibe wären.

Der kleine Walache war inzwischen aufgestanden und einige hundert Schritte tiefer ins Gebüsch gedrungen. Doch wer malt seinen Schrecken, als er sich jetzt überzeugte, daß der Ort, den hier sein Fuß betrat, die Brandstätte jenes Dorfes war, wo er schon einmal eine schaudervolle Nacht erlebte. Staunend vernahmen es die Gefährten und wiederholten sich noch einmal das Erscheinen des räthselhaften Fremden, seine Erzählung, sein Verschwinden, und alle Umstände des sonderbaren Spukes, von dem ein jeder das unzweideutige Gefühl am Leibe trug. Natürlich mußte die ganze Begebenheit zu den verschiedenartigsten Vermuthungen Anlaß geben, doch ließ der kleine Walache es sich nicht nehmen, daß der räthselhafte Fremde Wlad der Teufel war, der zur Strafe seiner ungeheuren Frevelthaten noch als Vampyr auf Erden wandle, da die Hölle selbst sich weigern mußte, den Wütherich aufzunehmen.

F. S. Chrismar.

U n m e i n e L i e d e r .

Der Dichter singt seine Lieder
Hinaus in den Sonnenschein,
Damit sie mit ihren Klängen
Die Herzen der Menschen erfreu'n.

Doch meine leisen Gesänge,
Die haben ein hart Geschick,
Aus keinem geliebten Auge
Belohnt sie ein Dankesblick!

Das Mädchen meines Herzens
Bekümmert mein Singen nicht;
Den Freund in der weiten Ferne
Erreicht von mir kein Gedicht.

Und ach! — der theuere Vater,
Der schlummert im kühlen Grab',
Und in das schaurige Dunkel
Da dringet kein Sang hinab.

So zieht denn hinaus meine Lieder
Und suchet euch selber ein Herz:
Und könnt' ihr Freude nicht geben,
Gesellt euch lindernd dem Schmerz!

F. F. Luman.

Franz Ferg.

Ein Beytrag zu Osterreichs Kunstgeschichte *).

Franz Ferg wurde zu Wien i. J. 1689 geboren. Schon in den ersten lateinischen Schulen erwachte die Liebe zur Malerey mit so gewaltiger Macht in ihm, daß er die Bahn der humanistischen Studien zu verlassen beschloß, um sich dem Berufe seiner vorherrschenden Neigung mit ungetheilten Kräften widmen zu können. Große, in der That abschreckende Hindernisse stellten sich seiner ersten Ausbildung entgegen, die er aber alle standhaft besiegte. Sein Vater, ein höchst mittelmäßiger Maler, schickte ihn nach Wiener-Neustadt zu einem Kunstverwandten, mit Namen *Vaschueber*, von dem er eine gute Meinung hatte. Eine unglücklichere Wahl konnte er nicht leicht treffen. *Vaschueber* selbst war ein geistloser Schmierer, dessen Kunstwerke mehr geeignet waren, Talente abzuschrecken als zu begeistern. Dennoch brachte Ferg mehrere Jahre in dieser elenden Schule zu, bis er endlich auf wiederholte Vorstellungen von seinem Vater nach Wien zurückberufen wurde. Dieser wünschte nun, daß sein Sohn seine Kräfte im Gebiete der historischen Malerey versuche, allein seine Neigung hatte sich bereits für die Studien eines *Callot* und *Seb. Le-Clerc* entschieden.

Ein günstiger Zufall führte ihn in das Haus des zu Wien geschätzten Malers, *Johann Graf*, und bald darauf wurde er auch mit dem berühmten Landschaftsmaler *Drient* bekannt. Letzterer achtete das aufstrebende Talent des Jünglings in so hohem Grade, daß er ihm eine Wohnung in seinem Hause antrug, und ihn selbst mit dem nöthigen Gelde unterstützte. In solchen sorglosen Verhältnissen, unter der Leitung eines ausgezeichneten Künstlers, entwickelten sich schnell und glänzend seine Fähigkeiten, und er suchte mit allen Kräften sich dieser Unterstützung würdig zu beweisen.

Er hatte nun in seiner Ausbildung so große Fortschritte gemacht, daß er von dem damals allgemein geachteten Maler *Alexander Thiele* eine Einladung erhielt, zu ihm nach Dresden zu kommen. Er säumte nicht, seine Kunstreise anzutreten. Die reichen Kunstschätze dieser Stadt waren für das schnell empfängliche Gemüth des Künstlers eben das, was die Trophäen des *Miltiades* für *Themistokles* waren — auch sein Name sollte in der Reihe dieser bewunderten Meister glänzen. Schon erfüllte ihn die Vorahnung seines künftigen Nachruhms, denn er hörte sein Lob aus dem Munde aller Kunstrichter tönen.

Mehrere Jahre hatte Ferg in Sachsen verlebt, als er eine Wanderung nach London zu machen beschloß. Ihm träumte von einem großen Glücke, das er in der reichsten Stadt der Welt machen würde, aber

Fallitur augurio spes bona saepe suo.

Indessen hatte er es nur sich selbst zuzuschreiben, daß er mit widrigen Verhältnissen, und nicht selten mit schwer drückenden Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Er verliebte sich in die Tochter eines armen Porträtmalers, und diese Liebe war die Quelle aller seiner künftigen Leiden. Kaum ward die von ihm Angebethete seine Gattinn, als sie ihm durch ihre Ränkesucht und unerträgliche Launen nicht nur die bittersten Stunden bereitete, sondern auch durch ihren Hang zur Verschwendung ihn dem Bettelstabe nahe brachte. Ferg verlor durch diese Verbindung das dem Künstler so nöthige Gut einer kummerlosen Lage. Er mußte nun schnell arbeiten, und seine Arbeiten tief unter ihrem Werthe verkaufen, um Geld zu gewinnen. Dieser nagende Kummer, der mit ihm zu Bette ging und mit ihm erwachte, untergrub seine Gesundheit und führte seinen Tod herbey, den er sich, wie er an seinen Freund *Thiele* schrieb, sehnlichst gewünscht hatte.

*) Da diese Biographie eines in der Kunstgeschichte merkwürdigen Mannes in der österr. National-Encyclopädie vergebens gesucht wird, so dürfte ihre nachträgliche Viefierung nicht unwillkommen seyn.

Sein vorzüglichstes Werk, mit dem er die Kunstwelt bereichert hatte, erschien zu London mit der Aufschrift: *Capricci di Fr. Perg.*

Nach dem Urtheile der Kunstkenner verdient *Perg* unter den Künstlern einen ehrenvollen Rang. Seine Zeichnung ist richtig, die Stellung gefällig, der Ausdruck stark, und die Ausführung von der Leichtigkeit einer Meisterhand. Besonderen Ruhm hat er sich durch die Zeichnung kleiner Figuren erworben.

Budf.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs December 1835.

Ein sehr schmerzlicher Verlust hat unsere Stadt getroffen durch den Tod unsers ehrwürdigen Hofrath *Böttiger*! Dieser wohlwollende freundliche Greis war nicht allein ein Centralpunct deutscher Literatur und Kunst, der, mit den Gelehrten der fernsten Länder in Verbindung stehend, vertraut mit Sinn und Form des Alterthumes und zugleich mit Jugendwärme theilnehmend an allen Forschungen, Entdeckungen und Unternehmungen der gegenwärtigen Zeit, jedem Wissbegierigen williger Führer war, zu den Myserien der Alten sowohl als durch die Labyrinth der neuesten Zeit, sondern er stand mit seiner heitern Milde, die wohl zu belehren, aber nicht zu geißeln verstand, mit seiner ächt attischen Urbanität, seiner Frömmigkeit und kindlichen Gutmüthigkeit, als Priester wahrer Humanität unter uns, fast ein Fremdling in der jetzigen Welt, oft verkannt, oft mißverstanden, doch nie erbittert, immer wohlwollend, immer heiter durch das reine Bewußtseyn, nie Andern weh zu thun, sondern rastlos zu streben, mit den vielfachen Schätzen seines seltenen Wissens so nützlich als nur möglich zu wirken.

Sehr selten wird ein Mann, der sich durch so ernstes Forschen und so gründliche Gelehrsamkeit von Jugend an auszeichnete, wie unser *Böttiger*, welcher sich seine Bahn und seinen Ruhm ganz durch eignen Fleiß bildete und erwarb, zugleich bis in das Greisenalter so fröhlicher Gesellschafter seyn, beliebt und geschätzt in den Pallästen der Großen, verstanden und zu Rathe gezogen in den Werkstätten der Künstler, heimlich in den Vereinen der Gelehrten, nirgends fehlend, wo es die Beförderung des Guten galt, treu und theilnehmend im Kreise vertrauter Freunde, anspruchslos und bescheiden überall!

Selbst der Tod hatte keine Macht über diesen milden Sinn, dieß edle reine Herz! heiter und mit klarem Bewußtseyn sah er ihm entgegen, sich zum Voraus der höhern Erkenntniß, des hellern Lichtes freuend, all seinen Freunden ein herzlich „Lebt wohl“ zurufend, und als seine Augen längst geschlossen waren, als der reiche Geist längst entschwebt war in ein besseres Jenseits, da spielte doch noch jenes sanfte freundliche Lächeln um seinen Mund, mit welchem er so Viele belehrt und getröstet hatte!

Seine Bestattung war eine der feyerlichsten, die wir je hier sahen. Am 21. November Früh um 8 Uhr wurde seine sterbliche Hülle zu ihrer Ruhestätte auf den Eliasfirchhof gebracht. Unaufgefordert hatten sich auf dreihundert Verehrer und Freunde des Verklärten aus allen Ständen dem Zuge angeschlossen und folgten dem Sarge je drey und drey; es war rührend hier die höchsten Staatsbeamten, Militärpersonen, die ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler, Kaufleute, schlichte Bürger und Handwerker, von gleichem Gefühl befeelt, neben einander gehen zu sehen! Mehr als 30 Wagen, worunter die Equipagen Ihrer königl. Hoheiten des Prinzen Mitregenten und des Prinzen *Johann*, so wie die aller hiesigen Gesandten und Minister u. s. w. folgten. Die verschiedenen Orden, welche den Berechtigten zierten, wurden auf einem Altlastissen vorausgetragen. Glockengeläute ertönte von allen Thürmen und hallte wehmüthig in den Herzen von Tausenden wieder. Da, wo seine geliebte Gattinn bereits seit einigen Jahren ruhte, wurde der Sarg versenkt in die bergende Erde. Da sprach zuerst der Hr. Vicepräsident und Oberhofprediger von *Ammon*, ein vielsähriger Freund des Verstorbenen die Empfindungen tiefer Wehmuth und richtiger Anerkennung aus. Ein inniger Freund desselben, der Hr. geheime Regierungsrath *Scharfsmidt*, hatte liebevolle Abschiedsworte sprechen wollen, ward aber durch plöthliche Krankheit gehindert; da trat unvorbereitet der Hr. Staatsminister von *Lindemann* an seine Stelle und sprach aus der Fülle des Herzens Worte des Dankes und der Liebe, die von einem Geiste

zeugten, der allem Edlen, Schönen und Classischen eben so verwandt ist, wie der Berewigte; Hofrath Hafe, Böttiger's College und Freund, rief ihm noch Worte der Hochschätzung nach; diese vier Reden wurden gedruckt und der Abendzeitung beygelegt, in welcher auch unser Winkler (Theodor Hell) in einem tiefempfundenen, wunderschönen Gedicht das theuere Andenken dessen feyerte, dem er stets ein so wahrer Freund gewesen.

Den Abend vor der Beerdigung hatten die Rectoren der hiesigen Gymnasien einen feyerlichen Fackelzug sämtlicher Schüler mit frommen Gesängen angestellt vor der Wohnung Böttiger's, dessen nutzenbringende Lebensbahn damit begann, daß er Rector und Schullehrer war. Sein Verlust wird allgemein um so schmerzlicher gefühlt werden, da man sich für die Fächer, worin er so besonders ausgezeichnet war, in Deutschland und in Europa vergebens nach jemand umsieht, der ihn ersetzen könnte! Mit ihm ist einer der letzten noch übrigen entschlummert, die das goldne Zeitalter unserer Literatur bilden hatten und Weimar-Nien so berühmt machten.

Prag, November 1835.

Zum Vortheile des Schauspielers Hrn. Fischer sahen wir „Horimir,“ romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Uffo Horn. Uebermals die Heroenzeit der böhmischen Vorwelt, welche jenseits der Grenze des Vaterlandes wenig Interesse erregt, abermals der alte köhlergläubige Hagel von Liboczan, ganz geeignet, ein Dichtergemüth, welches nicht aus seinem Innern heraus zur dramatischen Kunst berufen ist, auf Irrwege zu führen, und wir können dem jungen Dichter nur Glück wünschen, daß eben seine innere Stimme ihm die Kraft gab, selbst wo er dem Versucher mehr als Noth war nachfolgte, das wahre Ziel seiner Aufgabe nie ganz aus den Augen zu verlieren und manche Schwierigkeit zu besiegen, die dem minder Begabten als unüberwindlich entgegengetreten seyn würde. Es dürfte wohl kaum einen Leser dieser Blätter geben, welchem der Held dieses Schauspiels, der kühne Flußspringer Horimir, nicht aus den Märchen der geistreichen Pichler und Woltmann, Herder und Griesel, aus unzähligen andern Bearbeitungen in Prosa und Versen, wo nicht aus der Urquelle der böhmischen Chroniken bekannt wäre. Jedermann sieht leicht ein, daß dieser Stoff wohl nicht allein dürftig, sondern auch in jeder Hinsicht spröde zu nennen ist, und es gehört vielleicht mehr Einbildungskraft dazu, demselben eine dramatische Gestalt zu geben, als einen neuen; auszufinnen. Daß ich diese Bekanntschaft mit dem Stoffe bey dem Leser dieser Zeilen voraussetzen darf, erleichtert meine Arbeit in so weit, als ich mir eine weitläufige Erzählung der Fabel, wie sie die Chronik liefert, ersparen, und mich auf die Ausführung des Stoffes beschränken kann, wie sie uns der Dichter darbot. Wir sehen in der ersten Scene den freyen Landmann Dawor im Schatten einer mächtigen Eiche in Gesellschaft des finstern Aufsehers der Bergwerke von Przibram, Pomiet, und seiner Bergleute, die sich eben der Eröffnung eines neuen Silberganges von ungewöhnlicher Mächtigkeit erfreuen; nur Dawor theilt das allgemeine Vergnügen nicht, weil die Bergwerke dem Ackerbau die rüstigen Arme entführen, und die Blüthe des Landes in eben dem Maße abnimmt, als sich der Schatz des geizigen Herzogs mit Gold und Silber füllt. Radok, ein Bauer aus Neumietel (dem Gute Horimir's, welcher auf seinen Besitztungen bereits verboten hat, vom Pfluge zum Bergbau überzutreten), läßt sich dieses Gebotes unerachtet, bey Pomiet anwerben, und ist eben angenommen worden, als sein Gutsherr erscheint. Horimir wird aufgefordert, auf das Gedeihen des Bergbaues mitzutrinken, und schleudert, entrüstet, den Becher zur Erde, ob schon Dawor's Tochter, die schöne Mila, ihm denselben credenzt, deren Reiz den tapfern Rittersmann mit Liebe erfüllt. Er erblickt Radok, und wie er erfährt, daß er sein Gebot übertreten, befehlt er ihn zu binden, und droht ihm mit dem Tode. Pomiet will seinen neuen Untergebenen befreyen, doch scheitert dieß Unternehmen an der Furcht, die alle Bergleute vor Horimir's Kraft und Tapferkeit haben. Radok wird fortgeschleppt. Horimir begibt sich an das Hoflager des Herzogs auf dem Wissehrad, und der reiche Pomiet wirbt bey Dawor um seine Tochter Mila, die jedoch gleichfalls bereits für den tapfern Horimir in geheimer Liebesglut entzündet ist, und dankbar des Vaters liebevolle Gunst annimmt, den unwillkommenen Freyer abweisen zu dürfen, der schon in Eifersucht entbrannt, in dem Feinde des Bergbaues nun auch den glücklichen Nebenbuhler mit verdoppeltem Hasse verfolgt. Der zweyte Act führt uns an Krefomisl's Hoflager auf dem Wissehrad, der eben erfahren, daß einer der Werschowetze eine seiner Burgen verbrannt,

und das Gesetz ausspricht, wer das Eigenthum eines Andern mit Feuer verlegt, solle mit Feuer bestraft werden. Horimir und die versammelten Wladiken benützen diesen Augenblick, um dem Herzog den Zustand des Landes, und zumal des Ackerbaues vorzustellen, der bereits Noth zu erzeugen beginnt, und bitten ihn, den Bergbau in seine Grenzen zu beschränken. Da kommen die Boten von Przibram, dem Herzog einen ungeheuern Block gediegenen Silbers zu überbringen, mit dem Beyfügten, sie könnten noch viel größere Massen des edlen Metalles liefern, wenn es nicht an Händen zur Ausbeutung desselben fehle, und, ohne der Klagen seiner Wladiken mehr zu gedenken, besieht der Herzog, aufs Neue, Boten in alle Theile des Herzogthums auszusenden, um Bergleute anzutreiben. Horimir ermuntert die Wladiken, ihren Unterthanen den Uebertritt unter die Bergknappen ernstlich zu untersagen, und kehrt nach seiner Burg zurück; auf dem Wege trifft er die schöne Mila, der er sein Herz eröffnet, und von dem Geständniß reiner und unschuldiger Liebe beseligt, ihr seine Hand anträgt. Auf einem Felsen hinter dem Liebespaar erscheint die Wahrsagerinn Dogka, segnet ihren Bund und prophezeit ihnen Glück und Ruhm nach vorhergegangenen Prüfungen. Mit dieser höchst poetischen Scene schließt der zweyte Act. Im dritten berathschlagten die Bergleute von Przibram, wie sie sich an Horimir rächen wollen, und fassen den Beschluß, seine Burg noch diesen Abend zu überfallen. Mila erfährt von ihrem Vater, der sich nach Przibram begeben, um Pomiet's Antrag zu beantworten und ihn auf die Zukunft zu verströhen, die Gefahr, und eilt auf den Flügeln der Zärtlichkeit, den Geliebten zu warnen. Schon nahen die Feinde, mit welchen selbst die meisten Knechte Horimir's einverstanden sind, auf Mila's Rath entschloß sich Horimir der Übermacht zu weichen, und bringt, auf die Bitte der Geliebten, diese in die Höhle der Dogka, welche ihm nach Przibram folgt, um, wie sie sagt, als ein Werkzeug der Götter, welche mit Zorn auf die dunklen Arbeiten der Bergleute herabsehen, ihm in seiner Rache beizustehen. Sie beschwört den schwarzen Gott, den reichhaltigen Schacht zu verschütten, der die Quelle so vielen Zwistes geworden; Horimir steckt in wildem Ingrimm die Hütten der Bergleute in Brand, tödtet den Pomiet, und sprengt nach dem Hoflager zurück, wo er sich bereits befindet, als die Bergleute mit der Klage gegen ihn erscheinen. Der Herzog, durch die Vernichtung seiner glänzenden Hoffnungen in blinder Wuth entbrannt, verurtheilt ihn, trotz aller Bitten der Wladiken, zum Tode, als aber letztere den Horimir mit gewaffneter Hand befreien wollen, untersagt er ihnen dies nicht bloß, sondern be- theuert ihnen, er wolle die Freiheit, die sie ihm durch Widersetzlichkeit gegen den Willen ihres Fürsten verschafften, nicht annehmen; doch begründet er auf die Wunderkraft seines Rosses die Hoffnung auf Rettung, tröstet seine Geliebte, die in Knaben- tracht den Eingang in seinen Kerker findet, mit einem frohen Wiedersehen, und ver- langt, nachdem ihn der Herzog vom Feuertode zum Henkerschwert begnadigt, als letzte Günst, sein Ross noch einmal tummeln zu dürfen. Dieser Wunsch wird ihm erfüllt, die Thore geschlossen, damit er nicht entfliehen könne, und sein Schweiß vorgeführt, den er besteigt und mit ihm den ungeheuern Sprung vom hohen Bergesrüden in die Moldau herab vollbringt, diese durchschwimmt, und am jenseitigen Ufer glücklich lan- det. Auf dieses Wunder, ein offenes Zeugniß, daß Horimir unter dem unmittelbaren Schutz der Götter stehe, dringen die Wladiken aufs Neue in den Herzog, seine Begnadigung zu gewähren, mit welcher das Drama schließt.

Dieser flüchtige Überblick des übrigens wohlorganisirten Drama's zeigt hinlänglich, daß es denjenigen Fehler in seinem Schooße trägt, der in unserer Zeit am schwersten verziehen wird: Mangel an reicher und interessanter Handlung, und ich möchte das- selbe nur als einen Vorboten der tragischen Arbeiten betrachten, die wir von einem großen dramatischen Talent, das sich bey Behandlung dieses schwierigen Gegen- standes offenbart, dereinst zu hoffen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

(Mit Nr. 50 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 17. December 1835.

151

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Mobebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den H. Strank's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

D e r P u d e l.

(Novelle.)

Liebtlich duftete das Geißblatt, das sich hereinbog in die Jalousten des netten Erdgeschosses eines nicht ansehnlichen aber reinlichen Gartenhauses der freundlichen Stadt Baden. Durch die Spalten der grün umrankten Fenster schossen in das dunkle Gemach lange Lichtkegel, von Staubtheilschen und Mücken zahllos durchweht; doch von dem würzigen Duft, von dem ernster gebietenden Dunkel, bemerkte der Bewohner des Gartenhauses, der Hauptmann von Weyer, nur wenig. Er kniete vor seinem geöffneten Reisekoffer, ächtoldatisch Bücher, Pläne, Wäsche und Waffen mit der allein brauchbaren Linken durch einander werfend, und jedes Briefchen, jede Skizze, nachdem er sie geprüft, verdrießlich zurücklegend, oder aber zu dem ansehnlichen Häuflein von Billeten verweisend, das auf dem herbeygerückten Stuhle der Neugierde mancherley artige Säckelchen hätte zeigen können. Endlich schien er gefunden zu haben, was er wünschte, denn lärmend warf er den Koffer zu, stand auf, raffte die Lese vom Stuhle auf und streckte sich gemächlich auf das strohdurchflochtene, hölzerne Sofa, das mit drey gleichen Sesseln, und dem eben so harten Feldbette, all sein Geräth ausmachte. Es mußte ihn viel Kummer drücken; auf dem blassen, schön benarbtten, jugendlichen Marsgesichte dehnte nur bisweilen sparsames Lächeln die feinen Mundwinkel, wenn er in der aufgeregten Erinnerung an etwaige komische Situationen seines früheren Lebens die durchgelesenen Liebesbriefe in Stücke zerriß, und sie samt dazu gehörigen Haaren und Bergißmeinnicht dem treuen Pudel auf den Krauskopf streute, der, behaglich auf den Boden hingestreckt, mit verwunderten Augen zu ihm hinaufblickte, die Schriftflocken wie Fliegen wegschnappend, oder mit beyden Pfoten sich über den Kopf fuhr, um die hängengebliebenen wegzudrücken. — So tänzelten Herr und Pudel eine geraume Weile, bis Caro Besuch ankündigte.

„Willkommen, ehrlicher Schelm!“ rief Weyer dem eintretenden Juden Samsen entgegen, „willkommen, du weißer Nabe! Was führt dich wieder einmal in meine nackte Behausung? — Ja, ja, sieh dich nur um und staune,

wie sie gewirthschaftet haben die Habichte, die meiner guten Tante Sterbezimmer ausräumten. Junggesellenwirthschaft! — Doch lassen wir's gut seyn.“ fuhr er unmutig fort und rückte den Sessel näher, vor dem der Jude noch immer schauend stand, während die schwarzglänzenden Ringellocken an den Wangen herabhingen.

„Ja freylich,“ entgegnete der Jude, „wer gesehen den Glanz Eures väterlichen Schlosses, die Pracht des funkelnden Goldes, und das Blitzen der Luster, der wird sagen: Ihr wohnet jetzt ärmlich. — Doch habt Ihr ja da drüben das schöne Gebäude, und den Garten, und den. . .“ — „Aber wann, Alter? wann?“ eiferte Weyer, „mein Kopf dürfte leicht grau werden, bis die Einsprüche des ganzen hungrigen Häufleins geschlichtet sind, das nichts so sehr bedauert, als daß meine Tante an Einem Orte nur Einmal zu wenig ihren Namen unterzeichnete; ja, ja“ lachte er dann grimmig, „bis dahin kann meine liebe gute Schwester samt mir verhungert seyn.“ — „Nun Herr,“ unterbrach ihn der Hebräer, „so sagt mir, was Ihr braucht; nehmt aus meinem Säckel ohne Scheu, ich gebe mit tausend Freuden was ich habe; denn der mir Haus, Hof und Leben gerettet. . .“ — „Still Jude,“ drohte ernst der Hauptmann, „ich mag und will von keines andern Menschen, als von meines Kaisers Gnade leben, um so weniger von der eines Juden — selbst wenn es ein seltener, braver wäre,“ setzte er schnell hinzu. „Rußland hat den gesunden Arm in seiner Kraft benützt, den Kranken — erhält sein Kaiser.“ — „So hört doch nur, lieber Herr.“ — „Alles, doch nichts dem Ähnliches — denn sieh, als ich, vom glühenden Hasse gegen die Welteroberer erfüllt, die Universität verlassen hatte, um als Freywilliger mitkämpfen zu können, da kam ich mit zerhauener Kopfe, mit zwanzig Andern auf einem elenden Leiterwagen, der die Gleise mit Blut tränkte, vom rauchenden Schlachtfelde, und Niemand kümmerte sich um den frischangeworbenen halbtothen Fremdling; nur du, du, ein Jude — hast mich aufgespürt, mich pflegen lassen, gabst mir sogar Geld auf die Unsicherheit, zur schweren Kriegszeit meinen Vater zu treffen. Ja, höre nur weiter, Jude mit dem Christenherzen: als das Franzoseameer auch mein Vaterland überflutete, das Schloß mir niederbrannte, die Bauern verzagte, den greisen Vater erschlug, he Jude, wer rettete damals meine Schwester, wer grub für meines Vaters Leiche ein Grab, wer that, was die nicht wagten, die von seiner Gnade gelebt hatten? wer anders als du, und immer du; — und glaubst du, ich würde auf das große Schuldpergament, das ich von dir im Herzen trage, einen Klecks machen, und mich erinnern: ja, er hat mir unter anderm fünfzig oder hundert Ducaten gegeben? Nein, nein, wärst du ein Hund wie manche Andere, die Unsicherheit der Erbschaft müßte dir aus Respect vor meinen Pistolen Sicherheit seyn, und dein Beutel schwiken; aber dir, Samson, dir will ich weder eine Lüge aufbürden, noch will ich deine edlen Thaten mit Geldmäkeleyen vermengen.“ — „Nun, wie Ihr wollt, lieber Herr,“ sprach Samson und strich sich freundlich den Bart, „doch vielleicht kann ich Euch sonst nützen? Was wollt Ihr denn nun beginnen?“ — „Leben, guter Alter, leben wie jetzt,“ war die Antwort, „will mein geringes Einkommen mit meiner Schwester theilen, den Arm pflegen, die Erbschaft abwarten und sobald mein Körper es zuläßt, wieder zur Armee einrücken.“

„Habt Ihr denn noch nicht genug gebüßt den leidigen Drang zum Fechten und zum Todtschießen?“ demonstirte Samson. „Das verstehst du nicht,

Jude,“ lächelte Weyer den Kopf schüttelnd, „es ist ritterliches Blut, was mich hineintreibt in den Kampf, wo ich am Ende auch nichts einsehe, als das elende Leben.“ — „Und Eure liebe Schwester, Herr?“ bemerkte Samson. — „Nicht wahr, Samson,“ fiel der Hauptmann ihm ein, „wenn mir eine Kugel, oder ein herzhafter Hieb den letzten Gefallen erweist, nicht wahr, ehrlicher Jude, dann sorgst du für sie? Schau, für sie kann ich betteln, unbesorgt um die Meinung der Welt. Samson schwöre mir, daß du das willst!“ — „Herr, so wahr ich Mensch bin!“ sprach ernst der Jude, indem er aufstand und ihm feyerlich in die Augen sah; „habt Ihr aber nicht vielleicht sonst etwas Liebes? Gy, seht, da vertändeln Euch ja Liebesbriefe die Zeit,“ setzte er lächelnd hinzu, und griff nach einem nett überdeckten Bilde, das aus einem Bilette hervorsah. „Halt, Samson,“ rief Weyer, seine Hand fassend, „nimm alle, wie sie hier liegen, es sind Tändeleien aus der Jugendzeit, und wie werth sie mir seyen, kannst du auf dem Boden hier sehen, noch spielt Caro mit der blonden Locke dort; aber dieß, mein guter Alter, soll nicht verspottet, nicht belächelt werden, das bekommst du nicht zu sehen.“ Er nahm bey diesen Worten das Kleinod und barg es glühend in die Weste. „Ich weiß auch gar nicht,“ fuhr er dann fort, „warum ich dir Rechenschaft von Allem gebe? Ist's doch, als wärest du mein Hofmeister.“ Samson hielt den Zeigefinger schlau an die Nase und fixirte ihn mit freundlich festem Blicke. „Nun wie Ihr wollt, lieber Herr,“ und somit wandte er sich zur Thüre. — „Kennt Ihr die Gräfinn Samiersky?“ fragte er dann plötzlich stillestehend. — „Nein,“ war die kalte Antwort. — „Je, das wundert mich, ist es doch die schönste Dame hier im Baderort, und gibt Gesellschaften und Unterhaltungen die Menge.“ — „Wenn gleich, ich kenne sie doch nicht,“ spottete Weyer, „soll ich in meiner groben Uniform den Courmacher spielen?“ — „Nun daß ich sage,“ fing blinzelnnd der Jude wieder an, „ich zahle ihre Gelder — nun wünscht sie — doch kurz — sie will Euren Pudel kaufen. Fordert jeden Preis, sie ist capricirt auf den Hund, und ich versichere Euch, sie kann zahlen und wird zahlen. Fordert, spricht — was nützt Euch der Fresser, gebt ihn weg, nehmt ein blankes Röllchen dafür. Bedenkt Euch, ich will später nachfragen.“ Schon war die Thüre hinter dem Juden zugefallen, als der verdugte Hauptmann ihn zornig zurückerief. „Jude,“ sprach er finster, „glaubst du wohl, der Hund tauschte mich um einen andern Herrn? Nein,“ fuhr er sanfter fort, „sieh, wie klug er mich anblickt,“ und er strich ihm mit freundlicher Hand durch die krause Kopfwohle, „von dir ist die Rede. Caro! einen Kuß will ich haben“ — und hoch an ihm in die Höhe fuhr der Pudel, des Herrn Gebot mit Freuden erfüllend. „Weißt du noch, Alter,“ fuhr er, den Hund lieblosend, gegen den Juden gewandt fort, „den Hund gab mir die liebliche Rebekka, deine schöne schwarzlockige Tochter an jenem Morgen, wo ich dein Hab' und Gut errettet. Du kamst mit der Hand voll Geld, und deine Tochter mit dem Pudel auf dem Arme — ich nahm den Hund, und noch immer klingen mir die artigen Worte in der Seele wieder: „Herr, wenn er groß wird, und Euch Freude macht, so denket an ein dankbares Geschöpf.“ — Drum schau, Jude, es kommt mir beynaher niederträchtig vor, wenn du mir den Hund abschachern wolltest; darum nie mehr ein solches Wort.“ Mit wunderlicher Herzlichkeit drückte ihm der Jude die Hand und entfernte sich, kaum die Worte stammelnd: „Vergeßt, was ich gesagt, lieber Herr, und behaltet den Pudel.“ — „Komischer Kerl!“ brummte

der Hauptmann, „war mir's doch, als liefen ihm Thränen in den Bart.“ Bald darauf legte er sich zur Ruhe und Caro nahm zu seinen Füßen Platz.

In ihrem Garten saß die holde Gräfinn Samierſky, das Ziel aller männlichen Blicke und Wünsche in Baden. Der große Platanus warf Blätter und Schatten über den Theetiſch, und ein bunter Zirkel von Damen, wie ſie auf dem Lande das Stadtleben zur Schau tragen, und von Herren, wie ſie, aus der Verpuppung des Geſchäftskreises entflohen, ſich freuen, ungenirt Schmetterlinge ſeyn zu können, ſaß fragend, bewundernd, ſcherzend um die reiche Geſeyerte, die an der Seite ihrer Geſellſchafterinn, dem Sticdrahmen zugebückt, ihren Wig trotz Racketen in den Kreis hinauſchleuderte. Doch wer wird ſich wundern, daß das heiſſende Salz nie zur Galle, ja ſtets zum Beyfalle reizte; war's doch eine Salzſtolle mit ungeheuren Goldadern durchzogen, die ein wahrer Engel bewachte. Sie war ein lieblicher Zuſammenklang von Kindesunſchuld, Mannesfriſche, Knabenmuthwillen und ſanfter Wehmuth. Braunes Haar, dunkle blaue Augen, ſanfte kleine Purpurlippen, griechiſche Naſe, und ein Wuchs zum Malen, — kurz der ſchönen Pohlinnen ſchönſtes Muſterbild.

Vom Wetter, Bade, Brunnen war Alles ſchon abgeſprochen, und der eiſgraue Major hatte der Unterhaltung mit dem Gerüchte einer großen Oper, die die kleine Geſellſchaft in dem noch kleineren Theater des Badeortes zu geben Willens ſeyn ſollte, wieder einigen Reiz gegeben, als ein plögliches Geräuſch an der Stacketenwand Aller Blicke und Aufmerkſamkeit an ſich riß.

Ein Knabe klammerte ſich mit einer Hand an die Stacketen feſt und mit der andern ſuchte er einen großen ſchwarzen Pudel abzuwehren, der es ganz vorzüglich auf des Knaben Jäckchen abgeſehen zu haben ſchien. — Des Thieres Augen leuchteten; es ſprang von allen Seiten um den ängſtlichen, mit dem Rücken angelehnten Knaben, und ohne ihm vom Leibe zu gehen, bedrängte es ihn lebhaft, doch mit ſorgſamer Schonung; es war faſt, als begehrte es von dem Kinde Etwas. Der Knabe verlor allmählig den Muth; er ſchrie und rief nach Hülfe. Der Hund aber ſuchte ſtets emſiger ſeinen Kopf zwiſchen die Stacketen und des Knaben Rücken durchzubringen. — Die Geſellſchaft war mittlerweile aufgesprungen und der Thüre zugeeilt, in der feſten Meinung, das Thier ſey böſartig und verfolge zwecklos den artigen Knaben. — „Caro, Caro!“ rief plöglich die Gräfinn, die eine der erſten herbegeeilt war; „laß los, Caro, laß los!“ Horchend ſchaute der Pudel ſie an, forſchend, als vernähme er eine bekannte Stimme, und nochmal rief ſie mit freudiger Nührung: „Caro!“ — und da gab es für den Hund kein Atlaskleid, keine Nankeiſchuhe, keinen Pug mehr, er ſetzte über Alles weg wie toll, und geberdete ſich ganz närrisch, ſo viel hatte er an ſeiner hohen Bekanntschaft zu ſchmeicheln, zu wedeln, zu ſpringen. — Die Geladenen ſchauten und warfen ſich Blicke zu. Indeffen tändelte die Gräfinn mit dem Hunde faſt zärtlich und der Knabe wollte hurtig ſich von daunen machen, — aber Caro erſah es noch bey Zeiten, faſte ihn im Sprunge ernſthafter, und zog und zerrte und rüttelte an der Jacke, daß des Knaben ängſtliches Weinen endlich in lärmendes Schreyen überging. Und wieder beſänftigte die Gräfinn den Hund, und fragte den Kleinen, ob er ihm vielleicht Etwas genommen, oder ihn gereizt? „Nein — nein — nichts,“ erwiederte der Knabe. „Von der Brücke dort verfolgt er mich, dort lief er herum und ſchnupperte im Staube. — „Dreh einmal die Taſche um,“ fiel plög-

lich der Major ein. Es geschah, ein Handschuh fiel heraus. — Zu Aller Staunen fuhr Caro mit Windesschnelle darnach, trug ihn zu der freundlichen Dame, dann wieder zu dem Knaben, umwedelte den letzteren und that mit ihm so freundlich, als wollte er ihm alle Angst und alles Ungemach abbitten. Dann streckte er sich zu der Gräfinn Füßen, ruhte ein paar Minuten, und lief dann mit stolz erhobenem Kopfe davon, wahrscheinlich um seinem Herrn das Verlorne zurückzubringen. — Alles hatte dem Intermezzo zugesehen, aber mit einer Aufmerksamkeit, als wäre es für jeden Einzelnen von der größten Wichtigkeit. Lachend und scherzend über Hunde und ihre Tugenden, zog sich der Firkel nun durch die Alleen, die schon Dämmerung zu umhüllen begann, zurück in die prächtigen Spielzimmer. Doch die schöne Gräfinn war verschwunden, und die Gesellschaftsdame kam, im Namen der Herrinn zu ungehemmter Freude auffordernd. — Die Parthien arrangirten sich nun, und mit dem ersten Schlemm, mit dem ersten va banque, war Hund und Handschuh, wenigstens für heute, vergessen. —

Von der Hintertreppe herab schlich bald darauf Samson leise, wohlgemuth Papiere in sein Portefeuille schiebend. Er rieb sich unter dem erleuchteten Hausthor die Hände, und spähte gar flug und bedächtig nach allen Seiten. In der Mitternachtsstunde aber trabten Postpferde mit ihm von dannen.

(Die Fortsetzung folgt.)

In die Ferne.

Siehst du im Abend die Wolken zieh'n?
Siehst du die Spitzen der Berge glüh'n?
Mit ewigem Schnee die Gipfel umglänzt,
Mit grünenden Wäldern die Thäler umfrängt?
Ach, in die Ferne
Sehnt sich mein Herz!

Ach, in den Wäldern so ewig grün
Kann still und heimlich die Liebe glüh'n!
Nur der Morgen sieht sie, der Abendschein,
Und Lieb' ist mit Liebe so selig allein.
Ach, in die Ferne
Sehnt sich mein Herz!

Am starren Felsen bricht sich der Nord,
Sanft wehen Lüftchen im Thale fort;
Durch die Wälder schimmert der Mond einher,
Und ferne da rauschet und brauset das Meer.
Ach, in die Ferne
Sehnt sich mein Herz!

O könnt' ich ziehen im Morgenroth,
O hauchte Abend mir Liebestod!
Es schwindet das Leben, du weißt es kaum,
O ewige Liebe, o ewiger Traum!
Ach, in die Ferne
Sehnt sich mein Herz!

(F o r t s e t z u n g.)

Unter die Vorzüge dieses Schauspiels, womit es für die obenerwähnten Mängel entschädigt, und zugleich die oben ausgesprochene Hoffnung rechtfertigt, zähle ich zuvörderst die ächt nationale Charakteristik, mit der es sich die romantischen Dramatiker gewöhnlich sehr bequem machen, das fest eingebaltene Costume der Zeit und Sitte, welches eigentlich nur derjenige ganz zu beurtheilen vermag, der Gelegenheit hatte, sich mit der Vorzeit unsers Vaterlandes genau bekannt zu machen, das für den Uneingeweihten aber nur etwa das Interesse wie das wohlgetroffene Conterfey einer unbekanntten, interessanten Person hat, das sich gleichwohl durch die tiefe Wahrheit als getroffen verbürgt. Die Sprache ist blühend und kräftig, schroff und liebewarm, wie es der Moment mit sich bringt, aber immer mit dem Geist der Zeit in Einklang, und nie hat der Dichter die innere Wahrheit dem äußern Glanze geopfert. Wenn wir die Charaktere im Einzelnen betrachten, so besigen sie nebst diesem Verdienst auch jenes der Individualisirung, welche bey dramatischen Gestalten so unentbehrlich ist, wenn sie nicht insgesamt in ein undeutliches Gewirre zusammenfallen sollen. Von Herzog Kresomisl erzählt uns die Chronik nur seine Goltzier und Habsucht, der Dichter hat diese mit der Wildheit des Tyrannen vereinigt, um die Gestalt aus den andern hervorzubeben; und daher ist er auch am Schlusse von Hagel abgewichen, der ihn leicht zur Vergebung greifen läßt, die er hier in bitterm Nachgefühl nur ungen und gleichsam gezwungen bewilligt. Eine nicht minder gelungene selbstständige Gestalt ist Pomiet, der Repräsentant des Bergbaues, und besonders charakteristisch seine schmerzliche, an Verzweiflung grenzende Unruhe nach der Verwundung durch Horimir, bis er die Gewisheit der Rache erhält und leicht verscheidet. Was den Helden des Stückes selbst betrifft, so hat ihm die Chronik eine Art von Nimbus durch das gefente Roß — ein Erbstück der Libussa — wie durch übernatürliche Kenntnisse und eine große Gewalt über die Geister ertheilt, die jedoch das Interesse der dramatischen Person nur wenig fördern dürfte, und es ist der erste Beweis, den der Dichter von seinem Verufe zum Drama an den Tag gelegt hat, daß er von diesen Motiven bloß einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht hat. Er behielt nur das Wunderroß bey, und ließ bey der Characterisirung seines Horimir die rein menschlichen Interessen vorwalten; ja er hat überdies verschmäht, seinen Helden in einem überirdischen Tugendglanz schimmern zu lassen, der das Colorit des Ganzen nur beeinträchtigen würde. Hyperfimentale Personen haben ein großes Argerniß an der Grausamkeit genommen, womit er den Übertreter seines Willens Radok bestraft, obshon sie ganz mit dem Volksleben des neunten Jahrhunderts übereinstimmt, und ein Ritter jener Zeit durchaus nicht mit dem Maßstabe eines heutigen Edelmanns gemessen werden darf. Auch Mila ist eine Gestalt der grauen Vorzeit, stark empfindend und rüstig in rascher That, die nur ihrem Herzen folgt, und keines Opfers unfähig ist für den Geliebten, dem sich ihre ganze Seele auf ewig ergeben. Trawian, des Herzogs Rath, und der freye Landmann Dawor sind nur Nebenfiguren in dem dramatischen Gemälde, doch haben beide ihre eigenthümliche Haltung und füllen ihre Stellen genügend aus. Die Schwarzkünstlerin Dogka scheint in der romantisch-dramatischen Kunst der Böhmen eine stehende Figur geworden zu seyn, fast wie der Till in den K a u p a d'schen Lustspielen, doch muß ich gestehen, ich gebe dem letztern den Vorzug. Sie trat mir zuerst störend und retardirend in dem E b e r t'schen „Ozestmir“ entgegen. In die böhmische Bearbeitung desselben Stoffes von Tyl (auf die ich gelegentlich zurückkommen werde) hatte sich die böhmische Sibylle, zwar minder wortreich, auch wieder eingeschlichen, und nun führt sie uns H o r n zum dritten Male vor; doch, wenn ich ihm auch zugestehen will, daß seine Dogka am ehesten zu toleriren sey, bin ich doch so wenig mit dieser Gestalt einverstanden, daß ich sie im Gegentheil für die schwächste des ganzen Drama's halte, und eine solche Wahrsagerinn — ohnedieß eine gefährliche Klippe im Drama — dürfte wohl ein Punct seyn, wo ihn der naive Hagel von Liboczan am weitesten von dem Wege verlockte, den der Dramatiker unserer Zeit zu verfolgen hat. H o r n's Dogka ist ganz eine jener Gestalten, wie sie uns Hagel oder Cosmas darbieten, welche die Zukunft in klaren, dürrn Worten aussprechen, nicht aber wie die Sibyllen oder ein Delphisches Orakel in magische Zweydeutigkeit verhüllen, und doch wäre dieses hier in doppelter Hinsicht zu wünschen, da einerseits ein großer Theil des Publicums — mit ihm, was

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 19. December 1835.

152

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

B e k a n n t m a c h u n g.

Die Unterzeichnete macht den Lesern und Freunden der Wiener Zeitschrift hiemit bekannt, daß sie, in Folge einer von der hohen Behörde erhaltenen Bewilligung, die Herausgabe dieses Blattes dem zeitherigen Redacteur desselben, Hrn. Friedrich Wittbauer, abgetreten habe, welcher die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ vom 1. Jänner 1836 an, als alleiniger Herausgeber und Redacteur, fortsetzen wird. Indem die Unterzeichnete allen bisherigen Abnehmern, so wie allen Mitarbeitern für die ihrem verewigten Gatten und ihr selbst bewiesene Theilnahme und Mitwirkung auf das herzlichste dankt und die Fortsetzung dieser Theilnahme auch für den künftigen Herausgeber erbittet, fordert sie alle diejenigen, welche in Beziehung auf Honorar mit der Wiener Zeitschrift noch in Verrechnung stehen, auf, sich ungesäumt mit ihren etwaigen Forderungen an sie zu wenden, und den Betrag ihrer bis zum 31. December 1835 abgedruckten Beyträge in Empfang zu nehmen. Zugleich ersucht sie die Einsender der bis dahin nicht zum Druck gelangten Manuscripte, sich so bald als thunlich zu erklären, wenn sie etwa die letzteren nicht zum ferneren Behufe der Wiener Zeitschrift verwenden wissen wollten.

Wien, den 19. December 1835.

Anna Schickh.

A n k ü n d i g u n g.

Mit Bezugnahme auf die vorstehende Anzeige macht der Unterzeichnete bekannt, daß er, in Folge einer von der hohen Behörde erlangten Bewilligung, die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ vom 1. Jänner 1836 an, als alleiniger Herausgeber und Redacteur erscheinen lassen wird, und er ladet hiemit zur Pränumeration auf den ein und zwanzigsten Jahrgang derselben ein. Die ehrenvolle Würdigung, welche dieses Institut unter seinem nunmehr verewigten Gründer stets im In- und Aus-

lande gefunden hat, und die wohlwollende Theilnahme, mit welcher die mehrjährige Mitwirkung des Unterzeichneten aufgenommen worden ist, lassen vereint auch für die Zukunft ein ähnliches, ermutzigendes Resultat erwarten. Um sich des letzteren möglichst zu versichern, wird die Wiener Zeitschrift unverändert, sowohl ihrem Inhalte und ihrer Tendenz nach, als auch in ihrer äußern Form und Ausstattung, die Bahn zu verfolgen streben, welche ihr in dem durch eine so lange Reihe von Jahren erprobten Beispiele ihres Gründers vorgezeichnet ist.

Die Wiener Zeitschrift wird demnach im Druck, im Papier und in sämtlichen artistischen Beylagen keine Veränderung und keine Verminderung erleiden, insbesondere wird in Betreff der *Modebilder* die Versicherung gegeben, daß sie in der nemlichen Vollkommenheit wie bisher entworfen und ausgeführt, den Standpunct behaupten werden, der ihnen vom In- und Auslande bereits eingeräumt worden ist.

Was den Text der Zeitschrift anbelangt, so wird der Unterzeichnete unablässig bemüht seyn, in dem prosaischen wie in dem poetischen Theile desselben, durch strenge Sorgfalt in der Auswahl, durch den Gehalt und die Gediegenheit der Mittheilungen, so wie durch eine zweckmäßige, mit der Tendenz des Blattes verträgliche Mannigfaltigkeit, den gerechten Forderungen eines wahrhaft gebildeten Leserkreises zu entsprechen. Die Beurtheilungen der in der Kunst und Literatur erscheinenden, denkwürdigeren Neuigkeiten werden in der möglich kürzesten Zeit und stets in dem Sinne verfaßt erscheinen, der allein einem Blatte Vertrauen, Achtung und dauerndes Gedeihen sichern kann. Die gleiche Sorgfalt wie dem Hauptblatte, wird auch dem wöchentlich einmal beygelegten *Notizenblatte* gewidmet werden.

Unverändert, wie die Gestalt und Tendenz der Zeitschrift selbst, wird auch das Verhältniß der Mitarbeiter zu dem Institute fortbestehen; das stets sicher zu behebende Honorar für aufgenommene und abgedruckte Beyträge bleibt dasselbe wie bisher, und der Unterzeichnete wird mit gewissenhafter Pünctlichkeit dem hierin musterhaften Beispiele seines verewigten Freundes und Vorgängers nachzukommen streben.

Die Zeitschrift erscheint wöchentlich dreymal, nemlich: *Dienstag*, *Donnerstag* (mit dem colorirten *Modebilde*) und *Sonabend* in groß Octav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den *Modebildern* in Wien (in der Verlags-Handlung von A. Strauß's sel. Witwe, in der Dorotheergasse Nr. 1108) vierteljährig 6 fl., halbjährig 12 fl., und jährlich 24 fl. C. M.; ohne *Modebilder* (doch aber mit den außerordentlichen Kupfer- und Musikbeylagen) vierteljährig 4 fl., halbjährig 8 fl., und jährlich 16 fl. C. M.

Eine unbefangene, vergleichende Würdigung der gesammten Leistungen dieser Zeitschrift, zumal der mit großen Opfern verbundenen, neuerdings vermehrten Ausstattung derselben im Fache der bildlichen Darstellungen, so wie der musikalischen und anderen Beylagen, wird den hier angefügten, bisher und seit der Gründung bestandenen Preis ihrem innern wie ihrem äußern Werthe angemessen finden.

Auswärtige belieben sich an die ihnen zunächst gelegenen löbl. Postämter zu wenden; jene aber, welche sich mit ihren Bestellungen *direct* an die k. k.

Obersthofpostamts = Haupt = Zeitungs = Expedition in Wien oder an das P. P. Oberpostamt in Prag wenden, zahlen halbjährig 13 fl. 12 kr., und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. nebst 12 kr. halbjähriger und 24 kr. C. M. ganzjähriger Expeditions = Tare, wofür sie die Zeitschrift, wöchentlich zweymal, mit gedruckten Couverten in die entlegensten Orte der Monarchie, und bis an die äußersten Grenzen des österreichischen Kaiserreiches portofrey erhalten. Auf dem Postwege ist die Zeitschrift jedoch nur ungetrennt, nemlich der Text mit den Modebildern, aber keines von diesen, weder Text noch Modebilder, abgefondert zu bekommen. Pränumeranten, welche ihre Exemplare mit hartem Wachs und dem Amtsiegel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen jährlich 1 fl. 36 kr. C. M. mehr. Den geehrten H. H. Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Obersthofpostamts = Haupt = Zeitungs = Expedition oder bey der k. k. Oberpostamts = Expedition in Prag machen, steht es überdies auch frey, die erscheinenden Blätter der Zeitschrift daselbst zu beziehen, oder sich selbe bey ihrer etwaigen Abreise von diesen Städten allenthalben, innerhalb des Kaiserstaates, nachsenden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig mit den Modebildern um 16 Thlr. und ohne dieselben um 10 Thlr. 16 ggr. sächsisch Courant, Netto, von allen löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes, durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen, und es ist, um den vielfältig geäußerten Wünschen zu begegnen, eine wöchentliche Ablieferung und Postwagen = Versendung der Wiener Zeitschrift nach Leipzig eingeleitet worden, wodurch dem artistischen Theile sein in der Zeit bedingter Einfluß auf schnelle praktische Anwendung und das Interesse des wirklich und verläßlich Neuen gesichert wird.

Einsendungen, von denen alle aufgenommene Originalbeyträge mit fünfzehn, alle Übersetzungen aber und Bearbeitungen aus fremden Sprachen, mit zehn Thylern für unsern Druckbogen honorirt werden, erbittet man unter der Aufschrift:

An die Redaction der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Wien, den 19. December 1835.

Friedrich Wittbauer.

D e r P u d e l.

(F o r t s e t z u n g.)

Noch umgaukelten liebliche Traumgestalten das Lager der schönen Gräfinn, als Weyer mit seiner düstern Stimmung schon ausgeflogen war in die lachende Einsamkeit der Umgebung. Wer den anmuthigen Weg kennt, der das Helenenthal durchschlängelt, und sich emporkrümmt durch jungen und alten Wald zur Beste Rauhenstein, die so voll von Mahnung an die Vergangenheit, so voll von Überraschung für die Gegenwart dasteht, der wird zu ermessen im Stande seyn, ob bey einem Manne von Herz und Gemüth Sorgen der freudi-

gen Wehmuth dem stillen Ergriffenwerden an dieser Fernsicht lange Stuch zu halten vermögen. Er schaut, genießt und erheitert sich. — An die Mauer gelehnt, saß Weyer auf dem Vorsprung des Thores, die Zeichenmappe auf dem Knie haltend. Es war sein Wille gewesen, der schwachen Rechten den ersten Versuch abzuwingen; allein der Stifz zitterte in seiner Hand, und so sehr es den edlen Krieger auch drängte, der schönen Natur wenigstens eine kleine Baumgruppe abzustehlen, er mußte der Unmöglichkeit weichen, und ärgerlich seufzend, die Mappe zusammenwerfen. Der treue Caro lag vor ihm mit zurückgeschlagenen Ohren, aufmerksam seines Herrn Treiben beobachtend; und wenn der Fink durch das Geäst schwirrte, die Ratter über trockenes Laub rasfelte, spitzte er wachsam die Ohren. Weyer bog sich zurück, und schaute immer ruhigeren Blickes hinaus in die blaue Decke des Himmels, in die duftige Landschaft. Der Groll verflog, den er gegen die Menschen eingesogen, stiller Friede zog wieder ein in seine Seele, und als er wieder getrunken aus dem herzerquickenden Luftstrom, da ward er ganz heiter, und legte die spielende Hand auf Caro's Haupt. — „Sieh Caro,“ sprach er zu dem Aufhorchenden, als verstände er ihn, „du bist mein Freund. Ich weiß zwar, Tausende meinen gar gelehrt dasselbe; wie würden sie aber spötteln, wenn sie mich mit dir laut sprechen hörten! Und dennoch hab' ich dich so gern um mich, liebe dich aufrichtig, weil du mir ein Andenken bist an das liebenswertigste Geschöpf der Erde.“ Der Hund schmiegte sich kosend an ihn, entwand sich aber nun seinen Händen und sah in die Gegend hinaus, aus der jetzt auch Weyer Tritte heranrauschen hörte.

Ein elegant gekleideter Mann von hohem Wuchs mit sparsamen Haaren kam den Berg herauf, seinen Rock zierte ein Ordensband, an der Hand, welche eine dampfende Pfeife hielt, spielten Brillanten. — Dem Alter, dem Orden, und der unverkennbaren militärischen Haltung zu Ehren stand Weyer höflich grüßend auf. Mit stolzer Erwiederung zog der Fremde vorüber. — „Ha, heißt der Hund nicht Caro,“ fragte er dann plötzlich stillstehend. „Ja, mein Herr,“ erwiderte Weyer trocken. „Und er ist Ihr Eigenthum?“ fragte der Fremde weiter. — „Unbestritten. Doch wie kommen Sie zu der Frage, mein Herr?“ — „Hm,“ äußerte der Fremde, Weyer'n vom Kopf bis zum Fuße prüfend, „das Thier gefällt mir, und da er der Gräfinn Samiersky, die Sie ohne Zweifel sehr genau kennen oder gekannt haben, weil der Hund so zutraulich mit ihr ist, lieb scheint. . .“ „Ich muß Sie bitten, mein Herr, sich kurz zu fassen,“ unterbrach ihn der Hauptmann, „mein Kopf verträgt nicht viel Reden und meine Zeit ist gemessen. Was soll's mit dem Hunde?“ — „Thun Sie doch,“ lächelte der Fremde, „als wüßten Sie gar nicht, wovon die Rede ist. Sie schweigen, Sie scheinen piquirt, wenn man Sie an die reizende Gräfinn erinnert, was ein Anderer, par exemple — ich, mit stolzem, geschmeicheltem Herzen hinnehmen würde. Oder sollte den melancholischen Zug auf Ihrem Gesichte vielleicht Amor in einer fatalen Stunde verliebten Zwiespaltes veranlaßt haben? — Aha — jetzt versteh' ich — drey Wochen ist die Gräfinn hier — Sie sah ich noch in keiner ihrer Gesellschaften, weder in vertrauten Kleinen, noch in großen geladenen Zirkeln; und dem artigen Caro ist sie doch so unaussprechlich gut. O mein Herr! vertrauen Sie sich mir, solche Intriguen zu leiten erheitert mein Alter. Sie müssen sich versöhnen, lassen Sie mich nur machen; denken Sie stets an das Sprichwort: was sich liebt, das

neckt sich. — Und nun Gott befohlen, ich sehe schon, Sie wollen mit Ihrem Vertrauen nicht herausrücken.“ — „Noch ein Wort, mein Herr,“ rief Weyer dem Abgehenden zu, „ich muß glauben, Sie lieben das Ungemeine, denn es beliebt Ihnen mich eben so ungemeyn zu necken, als ungemeyne Seltsamkeiten zu Märkte zu bringen. Wäre es übrigens etwas Anderes als weibliche Ehre, von der hier die Rede ist, so ließe ich Ihrem Alter gern die Freude; in diesem Puncte aber muß ich Sie bitten, Ernst für Scherz eintreten zu lassen, und mir mit der gleichen Willigkeit, wie ich vorhin gethan, einige Fragen zu beantworten. Für's erste bitte ich um den Namen der Gräfinn, die Sie meinen, ich hörte ihn zuvor nur halb.“ — „Hm,“ war die Antwort, „so inquisitorisch behandelt, freut's mich kaum, zu antworten. Indes der Portier im Durlach'schen Hause wird Ihnen darüber genügend zur Rede stehen; fernere ... doch genug für heute, mein werther Herr, denn meine Promenade ist durch Sie ohnehin schon zu lang geworden, und — voilà,“ er wies ihm die Uhr, „es ist Zeit zu meinen Bistten. Jedoch im obern Kaffehause, des Morgens um 8 Uhr, stehe ich Ihnen täglich zu Gebote.“ — Schon bargen die zusammenrauschenden Zweige den Fremden, und noch stand Weyer ihm immer finsterner nachschauend. Im mißtrauischen Gemüthe zog Groll auf; von einem gewandten Spötter wählte er sich geneckt, nahm sich aber vor ihn zur Rede zu zwingen. „Und die fatalen Gräfinnen,“ murmelte er vor sich hin, „der Einen will man meinen Hund, der Andern gar mich zuwerfen; — wahrlich es ist zum Lachen, und doch ärgerlich. — Caro! wir wollen gehen.“ — Er wiederholte den Ruf, kein Caro kam; jedoch unbesorgt um den Treuen schritt er den Pfad rascher hinab, um auf ebenem Wege in dem Buche blättern zu können, das die Hand schon aufgeschlagen hielt. Es war Lessing's „Nathan der Weise.“ Rothe Striche, eingebogene Ecken zeigten das besondere Interesse des Lesers für Stellen, die zu seiner Stimmung paßten.

Er war schon eine bedeutende Strecke gegangen, da kam mit freudigen Sprüngen Caro heran, und that ungewöhnlich wichtig und zärtlich. Weyer, in Gedanken vertieft, streichelte ihn; aber der Hund kratzte und zupfte den Herrn ohne abzulassen, und da er immer noch keines Blickes gewürdigt wurde, trat er vor seines Gebieters Füße, legte ein Portefeuille nieder, und bellte aus Leibeskräften. „Was hast du denn schon wieder?“ herrschte ihn der Hauptmann unwillig an, doch den Fund gewahrend, hob er ihn auf, und ließ sich dann auf dem nächsten, halb im Laube verborgenen Ruhebänkchen nieder, den Inhalt musternd. Neben Adressen, einer unbedeutenden Geldsumme, und einem mit Goldschlägerpapier umwundenen Bilde lagen Briefe. Das gelöste Siegel und eine Ähnlichkeit der Handschrift mit den Zügen seiner Schwester entschuldigten seine Neugierde, die lange mit dem Gedanken, es sey fremdes Eigenthum, gekämpft hatte, endlich aber unterlag. Er entfaltete den ersten Brief, adressirt an den „Herrn Major von Saltern,“ und las. Mit welchen wechselnden Gefühlen er die folgenden Zeilen überflog, läßt sich besser fühlen als beschreiben.

W e l n i n, in der Woywodschafft Krakowsk 7. März 1815.

Mein Herr!

„Sie haben durch Ihr Schreiben in einem Herzen, das seit Jahren nur Schmerz und Trauer kannte, wieder einmal Freude geweckt, eine Freude,

die durch Neuheit und wirkliche Grundhätigkeit um so herzlicher ist. — Mein Bruder war mit des Schicksals Fügungen und mit der Menschen Willkür so sehr im Hader, daß ich an der Wiedertekehr seines Frohsinns, ja an aller fernern Empfänglichkeit für Freude und Freundschaft bereits verzweifelte. Und nun erfahre ich, daß er heiterer geworden, reicher an Hoffnungen, reicher durch Sie, seinen innigsten Freund. O, wie sehr bedaure ich, daß ihn der kranke Arm noch lange verhindern wird, mir, seiner ihn herzlich liebenden Schwester, zu schreiben, da ich weiß, wie offen er vor mir sein Gemüth auszubreiten pflegt, und wie edel, wie liebenswürdig seine Empfindung, die Blut seiner Sprache ist. — Sie sagen, Ihre innigste Sorgfalt werde ihm meine Pflege ersetzen. — Haben Sie Dank dafür, biederer Mann, herzlichen Dank, doch seyn Sie auch überzeugt, daß ich kein Opfer scheuen würde, wenn ein Wink von Ihnen mich an sein Lager rief. Ich schreibe meinem Carl nicht besonders, da ich weiß, ein Freund von ihm müsse auch gleich mit ihm denken, und darum gilt mein Schreiben beyden und jedem einzeln. Empfangen Sie beyliegend die Bestätigung der durch Samson erhaltenen Summe; dafür danke ich meinem guten Carl nicht! Ich sage ihm nur, daß sie meine Lage so sehr verändert, daß ich nichts entbehre als seine Nähe, um glücklich zu seyn.
Friederike von Weyer.“

Die herzlichste Rührung, die gespannteste Neugier wechselten in Weyer's Gemüthe, als er gelesen; die ruhige Vernunft aber stellte eine Prüfung des Mißverständnisses, oder des angelegten Betruges als dringend nothwendig dar, und sein angeborener Stolz begann sich zu empören, der Willkür Anderer, Unberufener, sich in einer so delicaten Angelegenheit preisgegeben zu wissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Weilchenleiche.

Wir saßen in der Laube
So selig Hand in Hand,
Da lag zu unsren Füßen
Ein Weilchen in dem Sand.

Wir sah'n es, sinnend, liegen,
Da sagtest du zu mir:
„Komm, laß' es uns begraben,
Das arme Weilchen hier!“

Und in dem Sande gruben
Wir ihm ein kleines Grab,
Und legten mit einander
Die Weilchenleich' hinab,

Und deckten sie mit Rosen
Und frischen Blättern zu,
Und sprachen, ernst und innig:
„Da, Weilchen, lieg' und ruh'!“

Nun hab' ich ihn begriffen
Den ersten Leichenschertz,
Er ward zur Vorbedeutung
Für unser eig'nes Herz.

Denn so, wie wir das Weisheit
 Verscharrt am stillen Ort,
 Begraben wir, nach Monden,
 Auch unfre Liebe dort.

Joh. Gahr. Seidl.

A p h o r i s m e n.

Von Zauper.

Jene Gelegenheiten sind hochzuachten, die dem Menschen erlauben, ein Inneres hervorzukehren, das edel, gut, fromm, schön-menschlich, natürlich, — verborgen bliebe, ja unentwickelt und unausgebildet, wenn er es nur in sich vergraben ruhen ließe. Es würde verstocken, wie das Samenkorn, dem die warme Feuchte fehlt, zu keimen und ins Leben zu treten.

Breche nicht sogleich den Stab über den Dichter, wenn er dir Personen vorführt, und Scenen, die dein sittliches Gefühl, deinen Zartfönn beleidigen; greife lieber in deinen eigenen Busen, und siehe nach, du Übermenschlicher, ob es nicht Augenblicke in deinem Leben gegeben, in denen du ein Edward, ein Faust u. s. w. gewesen. Jedes Menschenherz ist in so viele Seiten geschliffen und gebrochen, daß fast alle Sinnesarten, gute und schlimme, ich will nicht sagen, böse und häßliche, darin sich gemischt finden. So wolle dich nur immer in Demuth an Anderen erkennen und prüfen, und selbst an den Unsitlichen sittlich werden.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, November 1835.

(Schluß.)

Ich komme nun auf eine Person, die nicht auf dem Bettel steht, und doch gehört sie leider! unter die Hauptpersonen, oder wenigstens unter die Hauptmotive des Schauspiels. Es ist dies — Schemid, Horimir's Kofs^{*)}, welches mich noch vor dem Beginn des Stückes in große Angst versetzte, da dieses merkwürdige Thier einerseits dem Drama den Eingang auf die meisten deutschen Bühnen zu verschließen droht, andertheits ich damals eben so fest überzeugt war, ich sage: war, daß es ein unentbehrliches Übel in diesem Drama sey, dem ich mich nur ungern ergeben wollte, da mir überhaupt graut, wenn ich ein Kofs auf der Bühne sehen muß. Was nun diesen Schemid anlangt, so muß ich abermals dem jungen Dichter zugestehen, er hat ihn mit so vielem Geschick eingeführt, daß er — zumal im letzten Acte — (im vierten könnte sich ein tapferer Held wie Horimir, schon ohne Kofs durchschlagen) gleichsam als notwendig zum Ganzen erscheint. Gleichwohl beschäftigte mich während der zwey letzten Acte und lange nachher die Überlegung, wie das Kofs dennoch ganz erspart werden könnte, und ich glaube noch immer, da der eigentliche Sprung doch hinter der Bühne gedacht wird und werden muß, daß mit einer kleinen Umänderung auch das Ende also zu gestalten wäre, daß Horimir voll guter Hoffnung sich vom Theater entfernte, um sein Kofs zu besteigen, und Radotin an die Brustwehr träte und uns den Sprung — nur etwas

*) Als doppelt wichtig und verhängnißvoll für diese dramatische Dichtung erkenne ich dieses Kofs, seit mir die Entstehung dieses Horimir von zuverlässiger Hand mitgetheilt worden ist. Es war nemlich einmal in Gesellschaft einiger Jünglinge bedauert worden, daß der tapfere Horimir, dieses Kosses wegen, durchaus keine dramatische Gestalt abgeben könne, da vermaß sich Uffo Horn den Beweis zu liefern, daß der dramatische Dichter über diese Schwierigkeit Herr werden könnte. Die Frucht einer so Kühnen Behauptung war dieses Drama, welches freylich also seine Entstehung nur dem jugendlichen Einfall eines kräftigen Geistes verdankt, und doch von der Direction und dem Beneficianten Hrn. Fischer zur Aufführung ganz geeignet gefunden wurde.

deutlicher und materischer, als es hier geschieht — beschrieb. Für jede Stadt, wo die Sage und die physische Gestaltung des Wissebrads nicht so bekannt sind wie hier, ist es überhaupt unerlässlich, die Tiefe des Sprunges zu schildern, um den ganzen Umfang des Wunders deutlich zu machen. — Was die Aufführung betrifft, so hob Hr. Fischer die beyden Extreme: wilde Tapferkeit und leidenschaftliche Vaterlandsliebe im Gegensatz zu süßen Zärtlichkeit für seine Mila, lebhaft hervor, doch gebrach es an den verbindenden Mittelstinten, welche jene in Ein Bild verschmelzen sollten. Dlle. Herbst (Mila), ausgezeichnet wie immer in romantischen Charakteren, stellte mit bewundernswerther Wahrheit und Lebendigkeit das erste Erwachen der Liebe in einem kräftigen weiblichen Gemüthe, wie die volle Energie desselben im Moment der Gefahr dar, und ich sehe nicht an, ihr den ersten Platz unter den beschäftigten Mitgliedern einzuräumen. Mit Würde und ausgezeichnete Wirksamkeit sprach Hr. Bayer (Dawor) seine schöne Erzählung von Horimir's Heldenkraft und auch Hr. Pusch (Pomiet) gab uns diese wilde Gestalt mit Kraft und Wahrheit, wie mit Natur. Mad. Sonntag hatte die Dogfa richtig aufgefasst, doch blieb mitunter die physische Kraft hinter der Intention zurück. Hr. Grabiner (Herzog) trug, wie gewöhnlich, die Farben grell auf, doch verträgt diese Gestalt ein starkes Colorit. Die übrigen sind unbedeutend und wirkten meist nach Kräften mit, wenn sich gleich Prolog häufig versprach, und Rad etwas stark mit seinem Gedächtniß zerfallen schien.

Nachdem ich mich lange genug mit der Dichtung und der Production beschäftigt habe, muß ich zum Schlusse noch einige Worte über die Zuschauer beysügen, welche diesmal ihre Rolle auf ganz eigene Weise mitspielten. Bey Stücken, deren Stoff aus der böhmischen Geschichte genommen, pflegt sich gewöhnlich der patriotische Beyfall etwas vorlaut, manchmal selbst bey Momenten auszusprechen, die ihrer Natur nach gar nicht dazu geeignet sind. Hier trat ein ganz anderer Fall ein. Der Verfasser hat sich bisher nur durch wenige Gedichte bekannt gemacht, es schien, als traue man seiner Jugend noch kein dramatisches Werk zu, und ein strenger, ja man möchte sagen, sinnerer Ernst waltete in dem mäßig gefüllten Hause. Im ersten Act wurde nur Hrn. Bayer's Erzählung lebhaft beklatscht, einzelne Beyfallsbezeugungen, die bey kleinen schönen Stellen laut werden wollten, wurden unterdrückt, bis eine Kraftstelle des zweyten Actes einen stürmischen Applaus und das Hervorrufen des Hrn. Fischer zur Folge hatte. Nachdem auch noch der schöne zweyte Actschluß spurlos vorübergegangen war, schien das Publicum in den energischen Scenen des dritten Actes gleichsam aufzuthauen. Dlle. Herbst und nach ihr der Dichter wurden gerufen, dessen jugendliche Ingenuité (auch hat seine ziemlich nachlässige Toilette bewiesen, daß er auf diese Ehre nicht gerechnet) dem Publicum aber so wohl zu gefallen schien, daß er nun bey jedem Actschluß verlangt wurde. Er führte nach dem vierten Hrn. Fischer mit hervor, und schien ihm den Preis zuwenden zu wollen; am Schlusse erschien er an der Hand der Dlle. Herbst und eilte mit ihr dem von der andern Seite erscheinenden Hrn. Fischer zu, um in der Mitte der beyden Hauptpersonen seines Schauspiels dem Publicum seine Achtung und den Dank für die freundliche Anerkennung seines Kunststrebens darzubieten.

Ein hiesiger Referent, den in der Regel mehr die Namen als die Werke der hiesigen Dichter in üble Laune zu bringen scheinen, so daß er diese nur lobt, wenn sie nicht genannt sind, der schon zwey Tage nach der Aufführung einen Bericht über „Horimir“ erstattete, worin er „mehr im Tone eines guten Rathes als einer scharfen Kritik“ sprechen wollte, fand gleichwohl an dem ganzen Schauspiel nichts zu loben, als „viel Feuer der Empfindung und eine beachtenswerthe dialogische Gewandtheit,“ dagegen handelt er die oben berührten Mängel des Stoffes und der Bearbeitung auf fünf bis sechs Spalten mit einer Genauigkeit ab, aus der, in der Zeit der dramatischen Dürre und Unfruchtbarkeit, in der wir leben, ich mir bey einem ersten Versuche ein Gewissen machen würde. Zum Glück ist Uffo Horn ein Talent, das ohne Dünkel, doch von Correggio's Furchtsamkeit so weit entfernt ist, als sein Kritikus von der siegenden Gewalt eines Michel Angelo.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 22. December 1835.

153

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Mobebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

D e r P u d e l.

(F o r t s e t z u n g.)

Nasch griff Weyer nach dem zweyten Briefe unter derselben Adresse:

Sobkow am 29. May 1815.

Herr Major!

„Sie empfangen beyliegend die Bestätigung der von mir durch Samson, richtig wie immer, empfangenen Summe, und die Versicherung, ich sey gegenwärtig vollkommen mit meinem Lose zufrieden, nebst der Bitte, die beygeschlossenen Zeilen meinem guten Carl zu übergeben.“

Auch das Schreiben an Weyer war entsegelt, es lautete, wie folgt:

Mein theurer Bruder!

„Wie meine letzten Zeilen dir versprochen, so geschah es. Ich zog, von all den Verhältnissen, auf denen wenigstens der Schein von Dienstbarkeit lastete, mich nach deinem Wunsche freymachend, von Welnin nach Sobkow in das Haus des braven Samson. Er hat, wie du ohnehin wissen mußt, sich hier bedeutend angekauft, ja, ich versichere dich, sich mit einer Pracht eingerichtet, die mich oft schon auf den Gedanken brachte, er leihe nur seine Schlaueheit und seinen Namen für einen Dritten, Höheren her. Seine Familie wohnt in dem Wirthschaftsgebäude, und läßt mich in dem großen schönen Hause gänzlich ungestört, ohne daß ich dabey die Aufmerksamkeit einer treuen Dienerschaft vermissen. — Aber wo hat mein Bruder die vielerfahrenen Augen gehabt, wenn er in dieser Familie eine engelschöne Tochter, eine entusiasmirende Amazonengestalt gesehen? — Ja, es ist allerdings nur eine Tochter da, im Alter von etwa neunzehn Jahren, schwarzlockig wie hier alle Mädchen sind; aber dennoch diese kannst du unmöglich gemeint haben. — Die Kleinen geschliffnen dunklen Augen sind schelmisch genug — o ja — auch der Bau der Glieder sehr regelmäßig; aber außer vieler Gemüthlichkeit, die bey Ihres-

gleichen selten genug ist, herrscht in dem ganz gewöhnlichen Gesichte nicht Ein geistreicher, interessanter — geschweige denn ein begeisternder Zug.

Doch ich selbst — siehst du, wie ich stets an dich denke — zweifle, daß du diese, daß du überhaupt Samsons Tochter meinst. Die Zeiten waren so verhängniß-, so gefahrvoll, daß es gar kein Wunder wäre, wenn irgend Jemand, dem Rang oder Reichthum gefahrbringend dünkte, den Gewinnstrieb des Juden zur Verborgenheit benutzte hätte. Bedenke dieß wohl, lieber Carl! mir wenigstens ward dieß schon mehr als wahrscheinlich, ja gewiß. Oft ließ ich mich mit den alten Dienerinnen des Hauses in Gespräche ein, um auf jenes Ereigniß zu kommen, das deine Ruhe stahl. O Gott, wie voll deines Lobes sind diese Menschen! Mit den lebendigsten Geberden begleiten sie die oft wiederholte Erzählung: wie die verrirrten Franzosen hereinstürzten, die Diener tödteten, den armen Samsen banden und stießen und herumschleppten, im Hause Schätze suchend, und wie Einer der Getäuschten jetzt mit dem Holzbraude hereinraste, den Unglücklichen das Haus über dem Kopf anzuzünden und den alten Samsen mit dem Bayonete niederzustecken, und wie jetzt Schüsse fielen und Säbel klirrten, und du wie eine Windsbraut hereinsprangst, und mit den Wenigen, die dir folgten, Löwenthaten übtest. O! da sind sie in deinem Lobe unerschöpflich. Doch von einer heldenmüthigen Frau, oder einem solchen Mädchen wollen sie durchaus nichts wissen. Bloß die Mutter der Familie meint stets, es sey eine Magd gewesen, der du den Hund abnahmst, weil er dir gar so gefallen hatte; diese sey aber schon Tags darauf aus dem Dienste gegangen. Darum beherzige den Wink, den ich dir gab, ich ahne ein Geheimniß in dieser Sache. Von den bedeutenden Summen, die du mir alle Monate gesendet, wird treulich unsern armen, zum Theil noch dachlosen Unterthanen die Hälfte zugewendet, und ich glaube, es ist sehr gut angelegt und wird sich reichlich verzinsen. — Dein edler Freund schreibt mir, du würdest binnen zwey Monaten deine Erbschaftsangelegenheiten beendet haben. O beschleunige sie ja recht sehr, damit bald, bald dich in ihre Arme schließen könne

Deine Friederike.“

In den Zimmern der Gräfinn herrschte seltene Stille. Die Dienerschaft war ausgeschiedt worden, um Besuche mit der Entschuldigung einer Unpäßlichkeit abzusagen. — Im großen Vorzimmer aber standen vor den Spiegeln mehr brennende Wachskerzen als gewöhnlich, seitwärts auf einem Tische lag ein unscheinbarer weiblicher Mantel neben dem eben so dunkeln Schleyer in Bereitschaft, und in der Nähe des Kamins saß Samsen mit dem breitgeränderten Hute spielend, und gleichgültig hinstarrend, wie der Kerzen Glanz sich in den Ochsenaugen der Goldrahmen abspiegelte, manchmal aber aus den kleinen Augen Blicke der Ungeduld nach der Seitenthüre werfend. Jetzt bekam die Bronzefigur der Uhr Leben und hämmerte, ein tüchtiger Schmied, mit neun in dem leeren Zimmer lang nachhallenden Schlägen. Da ging die Thüre des Seitengemachs auf, und heraus flog eine bildschöne Jüdin. „Ah Samsen,“ sprach sie im reinsten Deutsch, „du schon zurück?“ doch ohne die Antwort des Erstaunten abzuwarten, sprang sie vor den Spiegel, mit der schneeweißen Hand die dunklen Ringellocken aus dem schwarzen Sammhäubchen hervorziehend. Aber Samsen stand sprachlos, seine Augen ruhten wohl-

gefällig auf der orientalischen Gestalt, die bey aller Einfachheit die bezaubernde Lebendigkeit ihres Wesens erst recht zu entfalten schien. „Ja, Herrinn,“ begann er, „so wart Ihr, so standet Ihr vor mir und ihm in jener Nacht des Trübsals, ein stiller, trauriger Mond — heut eine lachende Sonne!“ — „Also meinst du, Alter, daß es so recht ist?“ triumphirte die Engelsgestalt, auf deren Antlitz die freudigste Erwartung und selbstgefälliges Bewußtseyn strahlten. „Ob es so recht ist, Herrinn, so wahr ich lebe, Ihr wäret unseres Volkes glänzendstes Edelgestein.“ — „Schmeichler! Doch jetzt berichte schnell, was hast du gethan? hast du auch Alles vollbracht, was ich dir aufgetragen?“ — „Ja, gnädigste Gräfinn,“ antwortete der demüthige Jude. „In Krakau traf ich das edle Fräulein, übergab ihren Händen die Briefe und mündlichen Wünsche des Herrn Majors, und überreiche hier die Empfangsbestätigung.“ — „Schon gut, braver S a m s o n,“ sagte die Gräfinn, indem sie die überreichten Papiere bey Seite legte, „schon gut — aber Jude,“ — hier trat sie ihm ängstlich näher, die sehnigen Hände ergreifend, „bist du auch dessen gewiß, was ich wünsche wie nichts auf der Welt? — meinst du, daß er eben so heiß noch jener Jüdin gedenkt, wie sie seiner? — O S a m s o n! wenn du zweifelst, wenn du meiner Phantasie nur schmeicheln wolltest; sprich — noch ist es Zeit, laß fahren Geld und Gold, ich bin noch immer reich genug — aber — wenn der Schritt geschehen ist, und er findet nicht, wie ich, das größte Lebensglück — Jude, dann bin ich arm an Ruhe, arm an gerechtem Stolge, und du,“ hier flammten plötzlich ihre Augen, „du hast die Schmach deiner Herrinn, die Marter ihres Lebens auf der Seele.“

„Sachte, L u d m i l l a! sachte, mein Feuergeist!“ unterbrach sie plötzlich der Major, der die letzten Worte unter der Thüre angehört hatte. „Du machst ja dem armen S a m s o n die Hölle schrecklich heiß!“ — „Des alten Mannes Ruhe und zweifelnde Kälte muß mich ja aus der Fassung bringen,“ schmolte die Gräfinn, „es zittert mir ohnehin jede Faser in ungewohnter Spannung.“ — „Um desto lieber ist es mir,“ wendete der Onkel ein, „daß aus unserm heutigen Plane nichts werden kann, denn du mußt mit kalter Ruhe dem Manne entgegentreten können, dessen Eitelkeit deine Bewegung erregen würde.“ — „Also Sie zweifeln auch, lieber Oheim?“ sprach kleinlaut die Gräfinn. — „Nicht daß ich an ihm so geradezu zweifelte,“ erwiderte der Major, ihr die Hand streichelnd, „aber erinnere dich, meine holde Nichte, wie schnell, wie thätig ich Theil nahm an der edlen menschenfreundlichen Seite deines Planes; — so lang das Ungewöhnliche, Romantische noch weit hinausgeschoben blieb, war mein Einspruch schwach, meine Hoffnung darauf gegründet, daß es dir einst selbst zu unpassend, zu gewagt vorkommen dürfte; jetzt, wo meiner L u d m i l l a männlicher Geist den angelegten Plan festhält, muß ich mich ja selbst zu doppelter Umsicht anspornen, um der Ausführung das Gelingen zu sichern.“ — „Und warum soll ich's heute nicht wagen?“ fragte die Gräfinn, noch immer die Augen niedergeschlagen. „Das wird meine L u d m i l l a also gleich vernehmen, nur mag sie mir einige Worte zu unserm braven Juden erlauben. — Ich verlor heute früh mein Portefeuille, — aha, du stuzest schon, das bringt allerdings einige Verwirrung. — W e y e r war drey mal in meiner Behausung, stürmisch, ja wüthend, erzählt mir mein Jäger; er überschickte mir den Hund, der, weiß Gott wie, in seine Hände kam, und bestellt mich bey Cavaliersparole für morgen früh auf den Weg hinter Weilsburg. In

dem Portefeuille fehlen die Briefe, die du kennst, nebst dem Bilde meiner schönen Nichte; es kann daher nichts anders seyn, als daß er uns auf der Spur ist, er wird poltern, von Galle und Neugierde geplagt werden; eile also, suche ihn in seiner Wohnung oder wo immer auf und handle, so klug als du dich immer zeigtest.“ — „Ja, guter Samson,“ bat einfallend die Gräfinn, „geh, eile, und befänstige den raschen Mann.“ Der Jude hatte bereits die Thüre geöffnet. „Aber Herrinn!“ sprach er, „wenn's Noth thut, darf Samson doch sagen, daß er seine Tochter mitgebracht hat? nicht wahr?“ — „Ja ja — thu das,“ rief ihm schnell die Gräfinn zu, „gib aber wohl Acht, was er zu dieser Kunde spricht, hörst du? ich fordere jedes Wort.“ — Samson ging. — „Und nun, lieber Onkel, erzählen Sie mir, seyn Sie recht ausführlich,“ rief Ludmilla, zum Spiegel zurückspringend, indem sie das nun doch nicht mehr nöthige Sammttäubchen herunterriß, „haben Sie ihn gesprochen?“ — „Ja, meine schöne Ludmilla, ich nahm alle Theateroutine zusammen, um so recht ein ganz Anderer zu scheinen, als ich bin — ich klopfte leise wegen des Hundes an, aber, wenn er dir solche Blicke zugeworfen hätte, Gott Amor wäre fein weggeblieben.“ — „Das freut mich innig,“ unterbrach ihn Ludmilla, „schon Samson legte ihm diese Schlinge, und zwar als ihn beynähe Noth drückte — doch nicht wahr? jezt hat die fatale Erbschaftsgeschichte ein Ende genommen?“ — „Ja, das dankt er auch wieder nur deiner Güte, die in die rechten Hände Geld warf. Doch höre weiter. Ein gewöhnter Mann unserer Zeit hätte gelächelt, gefragt, sich halb verwundert gestellt, mit einer Dame von Reichthum und bekannter Schönheit in Verdacht gehalten zu werden, und beynähe hatte ich es auch von ihm erwartet; er lächelte, aber über die Albernheit der Vermuthung; er fragte, aber ernst und streng, — kurz er wollte von dir ein für allemal nichts wissen, und das hat mich recht herzlich gefreut. Ja um nicht aus der Rolle zu fallen, ging ich rasch davon, und muß wohl auf dem Wege die Brieftasche verloren haben.“ — „Mein Portrait hat er Ihnen nicht zurückgeschickt?“ — „Nein, mein Kind.“ — „Oheim! aber lachen Sie mich nicht aus, — ist er nicht recht blaß, der Arme? als ich ihn zulezt sah, war er's noch recht sehr.“ — „Bläß? — das ist er, sein stilles Wesen, das Auffuchen der einsamsten menschenleeren Orte überhaupt beweist, daß er nicht lebensfroh, daß er krank ist.“ — „Mein Gott! krank?“ fuhr Ludmilla auf. — „Gemüthskrank, wollt' ich sagen,“ sprach lächelnd der Oheim, „indeß vermehrt dieß nur meine Achtung für ihn, denn so genau ich mich erkundigt habe, eben so gewiß weiß ich, daß er, was ihn drückt, männlich erträgt, Niemand hat ihn noch Klagen gehört. Nun, und was seine Krankheit betrifft,“ fuhr er lächelnd fort, „so hoffe ich zu Gott, daß es eine solche ist, die dir nur lieb seyn kann.“ — „Es ist doch Schade,“ sprach die Gräfinn mit abgewandtem Gesichte, „daß wir unser Vorhaben heute nicht ausführen konnten. Meine Gesellschafterinn liegt unpäßlich, und die Leute glauben, ich sey es — dort liegt ihr Mantel und Schleyer — Niemand hätte die Täuschung bemerkt.“ — „Aber der tolle Brausekopf,“ sagte der Major, indem er aufstand, „hätte mich um so weniger ruhig ziehen lassen, wenn ich, wie wir es wollten, seinen täglichen Abendspaziergang, mit dir am Arme, durchkreuzt hätte. Er muß erst beruhiget werden, das wi e aber weiß ich wirklich noch nicht. — Doch Basta für heute, liebes Kind, morgen erhältst du Nachricht, so bald ich dir Gutes zu sagen habe.“ Er küßte die Schwei-

gende auf die Stirn und entfernte sich. Ludmilla aber, der die Kriege Vater und Mutter genommen, die im Blüthenalter, bey ungeheurem Reichthum allein da stand, sah der einzigen Stütze ihrer Jugend, dem biedern Dunkel, traurig nach. Mit hängendem Köpfchen schlich sie ihrem Gemache zu und Seufzer auf Seufzer entwandten sich dem unruhigen Busen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus meiner Reisemappe.

Höhe von Fannó, Jänner 1830.

Du lagst zu meinen Füßen
Gleich wie des Morgens Licht;
Es kam der Tod dich zu küssen,
Doch er verkehr' dich nicht.

Es war am Morgen der Tage,
Am Morgen von Lust und Lieb,
Am Morgen, aus dessen Blume
Kein Tag, kein Abend trieb.

Wie ich dich damals getragen
In Kraft und Liebe so reich —
Da hät' ich sollen versinken
Und du mit mir zugleich. —

Protesch.

D e n k s p r ü c h e.

Die Welt ist ein Lustspiel für die, welche denken; ein Trauerspiel für die, welche fühlen.

Die Geschichte ist ein Roman, an den man glaubt; der Roman eine Geschichte, an die man nicht glaubt.

Es gibt Spielzeuge für jedes Alter; das Spielzeug der Greise ist, von den Spielzeugen ihrer Jugend zu leben.

Ein gothischer Dom ergreift wie die Begeisterung der Poesie, eine im italienischen Styl erbaute Kirche wie gesunde Prosa.

Die Freyheitsmacher sind alberner, mitunter auch schlechter als die Goldmacher.

Die Erkenntniß ist nur gering, wenn sie Zerstreuung sucht.

Gott hat uns keine Brücken gebaut, aber Hände gegeben.

Drey viel, und drey wenig sind den Menschen höchst schädlich. Viel reden und wenig wissen; viel verthun und wenig haben; viel sich dünken und wenig gelten.

Wer alles verspricht, schlägt alles ab.

Die Biene verwandelt alles in Honig, die Spinne alles in Gift.

Dresden, December 1835.

Erst mit Ende Octobers fingen dieß Jahr die Concerte an, da alle Säte zuvor nicht bereit waren. Am 22. October gab Professor Viris, der als Pianist und Compositeur berühmt ist, und dessen Pfliegerochter, Francilla Viris, das erste große Concert im Saale des Hôtel de Pologne. Eine Ouverture von Viris zu der Oper: „der Zauberspruch,“ war eben so originell als poetisch und schön. Dieser große Künstler spielte den ersten Satz seines Concertes in C-dur und zum Schlusse seine große Fantaisie Militaire. Der ächte Werth seiner Compositionen ist überall anerkannt, als Virtuose scheint leidenschaftliche Glut des Vortrags und die glänzende, feurigste Bravour des Spiels ihm besonders eigen. Die holde Francilla, deren Darstellung der „Sonnambula“ uns unvergesslich bleiben wird, sang eine große Arie von Mercadante, ein Duett von Rossini, einen französischen Bolero und einpreizend naives badisches Volkslied mit Variationen von Viris; ihr Vortrag hat so viel dramatisches Leben, daß ihr dieß Lied, welches Charakter und Colorit hat, am vortheilhaftesten war. Unser Violinist Franz Schubertrug ein Divertimento über Thema's aus der Oper: „l'Estocq,“ von ihm selbst componirt, überaus schön vor, die höchste Zartheit des Gefühles mit der seltensten Bravour vereinend. Das Publicum war sehr zahlreich aber ungemein kalt und unempfindlich bey einem so ausgezeichneten Genuß.

In der Oper gibt Ute. Sabine Heinemann jetzt hier eine Reihenfolge von Gastrollen. Im Anfange waren die Meinungen über diese große Gesangkünstlerin hier sehr getheilt; als Rosina im „Barbier von Sevilla“ gefiel sie eben so sehr, als sie in der „Norma“ mißfiel; als Desdemona sprach sie wenig an, als Semiramis entzückte sie, und seitdem steigt der Beyfall, den sie erwirbt, mit jeder Rolle; in „Zampa“ gefiel sie sehr, als Sertus in der „Clemenza di Tito“ war ihr Triumph ganz entschieden. Jetzt versteht unser Publicum ihr Verdienst als große treffliche Sängerin, und sie gibt sich in ihrer Eigenthümlichkeit, die so reich begabt ist, ohne Andere nachahmen zu wollen, die ganz verschiedene Talente haben; dieß hatte sie früher zu Fehlgriffen im Spiel verleitet, wo durch Übertreibungen selbst der reine Glockenton ihrer schönen Stimme litt; sie unterläßt dieß jetzt und gewinnt immer mehr Bewunderung. Francilla Viris hatte den Urfach zur „Semiramis“ einstudiert, und gefiel sehr darin, verließ uns aber leider so unerwartet plötzlich, daß diese Oper nicht einmal wiederholt werden konnte.

Der berühmte Tenorist Wild trat hier auf, aber nur in vier Gastrollen, wo wir gewünscht hätten, ihn in weit mehr Opern zu hören.

„Das eberne Pferd“ war neu einstudiert, der drollige Unsinn unterhielt, ohne eigentl. zu gefallen. Desto mehr sprach das Schauspiel „Johannes Guttenberg“ von Mad. Virch-Pfeiffer an; es wird aber auch ganz vorzüglich schön gegeben; Hr. Weymar als Guttenberg ist vortreflich, und unsere holde Bauer ist als Katharina Just wahrhaft herrlich; sie faßt diesen idealen Charakter so treu, so warm und wahr auf, wie nur die schönste, ächt weibliche Seele ihn zu fühlen vermag! Unsere liebliche Berg gab die beschränkte, aber innigliebende fromme Bertha auch sehr brav; das Ganze wird mit wahrer Liebe ausgeführt und macht große Wirkung. Der „Kohlhaas“ des Baron von Maltitz ist auch neu, scheint aber noch nicht so sehr zu gefallen, als dessen kleinere Stücke.

Am 7. November gab Mad. Friedrichs, geb. Miß Holt aus London, hier ein Concert. Sie ist eine sehr brave Harfenspielerin, und es gewährte allgemeine Freude dieß herrliche seltene Instrument auch einmal öffentlich zu hören. Diese Künstlerin spielt mit großer Fertigkeit, Feuer und Sicherheit, sie trug die zwey neuesten reizenden und effectvollen Concertines von Bochsa vor: „Erinnerung an England“ und „Erinnerung an Schottland“ und ein liebliches Notturmo für Harfe, Clarinette und Waldhorn von Bochsa, woben die trefflichen Künstler Kotte und Haase sie sehr schön begleiteten. Kotte spielte noch ein Adagio und Polacca für Clarinette von F. A. Kummer ganz herrlich. Die Concertgeberin begleitete das schöne Quartett aus der Oper „Moses.“ Wir hoffen diese brave Künstlerin noch in einem zweyten Concert zu hören, da die Pedalharfe ein so reiches und vielseitiges Instrument ist, daß man es öfter hören muß, um es wirklich kennen zu lernen.

Unser berühmter Flötenspieler Fürstenaу war der erste, der am 23. November im neubauten Saale des Hôtel de Saxe ein Concert gab. Von diesem Saale wurden seit Monaten solche Wunderdinge erzählt, seine Größe und Schönheit betreffend, daß der An-

geht daher nach Italien und wird für todt oder treulos ausgegeben, um das Fräulein zu einer andern Parthie zu bewegen: doch sein Wiedererscheinen und die Großmuth eines Gönners, der ihn als Inspector seiner Bildergalerie anstellt, bringt alles wieder in das rechte Geleise. — Dieß ist der eigentliche Grundstoff der Piece und nur durch eine höchst läppische Intrigue kömmt Hans Hasenkopf, der Farbenreiber des Künstlers, zu der Ehre, den Titel und die Hauptperson abzugeben. — Das Stück ist schlecht, ganz so schlecht, wie beynabe alle Scholz'schen Beneficen; daran wäre nun nichts Merkwürdiges, und nachgerade dürfte es kaum mehr der Mühe werth seyn, sich in Erörterungen der unverbesserlichen Novitäten dieser Bühne einzulassen; allein es ereigneten sich an dem heutigen Abende Dinge, welche denn doch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden können. — Schon im Verlaufe der Darstellung erlaubte sich Hr. Scholz einige Ausfälle auf Kritik und Recensenten, auf den Verfasser und den Unstern seiner Einnahme; zum Schlusse, ganz aus seiner Rolle heraustretend, haranguirte er förmlich das Publicum und meinte ungefähr: es sey recht hübsch, daß man das heutige Stück nicht complett ausgepiffen habe; er würde gern etwas Besseres bringen, allein es sey für schweres Geld nicht zu haben: man möge nur seinen Fleiß anerkennen — es sey nicht seine Schuld, wenn das Publicum schlechte Stücke zu sehen bekomme u. s. w. — Empfindlichkeit gegen die ernste Stimme der Kritik ist so alt als diese und als die Eitelkeit mancher Schauspielers; dießfalls ist nichts weiter mehr zu erinnern: ein gebildetes Publicum und der wahre Künstler wissen recht gut, daß die Kritik, vorausgesetzt, sie sey nicht feilen Sudlern und unmündigen Knabenhänden anvertraut, nothwendig und nützlich ist; allein das Betragen des Hrn. Scholz, gegenüber des Verfassers, muß mindestens als undankbar bezeichnet werden, weil eine solche Äußerung eben so viel gilt als ein Faustschlag in das Gesicht dessen, der Hrn. Scholz seine Arbeit harmlos anvertraute und ihm durch dieselbe ein gedrängvolles Haus verschaffte. — Die Invectiven gegen Kritiker sind hier an der Tagesordnung und es ist nichts Neues, allenfalls die Bemerkung zu hören: die Recensenten sind die dümmsten Menschen von der Welt; — die Fabel vom Hunde, der den Mond anbittet, gewährt hierüber vollkommene Beruhigung; allein, daß Hr. Scholz zu verstehen gab: „die Kritiker möchten nur selber bessere Stücke schreiben,“ das erfordert einige Beleuchtung. — Wer es sich nur halbweges angelegen seyn ließ, sich für den gewählten Stand, wo man ästhetische Bildung voraussetzt, einigermaßen vorzubereiten, weiß, daß, eben so wie die Gabe der Darstellung und der Dichtung, auch das Talent des Schaffens und jenes der Beurtheilung zwey ganz verschiedene Potenzen seyen, daß Beides aber wirklichen Beruf voraussetze, und daß die besten Schriftsteller oft am wenigsten gelten als Kritiker, die letzteren aber nicht immer Autoren in anderen Fächern seyen. Dieß ist auch gar nicht nothwendig, denn ein gediegenes, nutzbringendes Referat schreiben, wo es die Mühe verlohnt, Ansichten, reife Kunstprincipien entwickeln, den artistischen Vorwurf in sich wiedergebären, erscheint an und für sich schon als eine anerkennungswürdige Leistung, als eine wirkliche Production, deren Gehalt und Bedeutung nur Verblendung in Abrede stellen kann. Eben so gut könnte man sagen: „Mein Herr, warum schreiben Sie nicht selbst ein Stück, ein besseres Stück? Sie haben sich selbst zum Kritiker! aufgeworfen, indem Sie der heutigen Darstellung ein ungünstiges Prognosticon stellten; eh, so geben Sie doch hin und machen Sie's besser!“ — Daß nichts Besseres zu haben sey, ist allerdings nicht die Schuld der Darsteller, allein gewiß auch nicht jene der Dichter. Es gab eine Zeit, wo drey Talente die komische Bühne in Beschlag genommen hatten. Was daran Schuld trägt, wollen wir heute nicht wiederholen. — Die Erfahrung hat bewiesen, daß dergleichen Mahnrufe leider an taube Ohren dringen. Darum genug mit dieser Jeremiade, die keinen andern Zweck hat, als Hrn. Scholz, dessen Fleiß wir übrigens mit Vergnügen würdigen, auf das Unziemliche seiner obigen Äußerungen aufmerksam zu machen.

Io scrivo per ver dire,
Non per odio d'altrui nè per disprezzo.

(Mit Nr. 51 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 24. December 1835.

154

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

D e r P u d e l.

(F o r t s e t z u n g.)

Indeß hatte Samson bey Weyer einen gar harten Stand. Kaum trat er ein, so schloß der Düstere die Thüre, und ließ seinem Grolle die Zügel schießen. Da half kein Klügeln, keine Ausflucht, er rückte dem Mitwiffer der Täuschung hart auf den Leib; der Jude warf ihm ein, es könnten ja mehrere Damen desselben Namens existiren, so wie es hundert Samson's gebe, allein das hielt nicht Stich. Weyer behauptete, die Schrift der eigenen Schwester vollkommen zu kennen, stellte vor, wie es ans Wunderbare grenze, wenn man sich den ganz gleichen Fall in allen Kleinigkeiten übereintreffend dächte, Kurz er beharrte fest darauf, sich nicht nochmals täuschen zu lassen, und bot nun alle Mittel der Klugheit und der Beredsamkeit auf, um aus dem Juden die Wahrheit herauszubringen. Endlich von täuschenden Widersprüchen ermüdet, legte ihm Samson die Frage vor, was er zu thun gesonnen sey, wenn es gewiß wäre, daß der Major sich seinen Freund gelogen, daß seine Schwester bedeutende Summen durch ihn erhalten hätte? — „Das kann dir gleichgültig seyn,“ antwortete ihm Weyer hierauf, „du wirst allem Anscheine nach nicht ohne reichlichen Gewinn gehandelt und die Gelder schwerlich aus eigenem Sacke gezahlt haben — dir also werfe ich nur vor, mein Vertrauen in dem eiglichsten Puncte getäuscht zu haben; daran wird dir nichts gelegen seyn, und sonst hast du nichts zu befürchten.“ — „Nun ja, lieber Herr, ich habe wohl eigentlich nie zur Furcht Grund, so lange mir mein Gedächtniß nichts als vielleicht zu große Rechtlichkeit vorwirft; aber, wenn Ihr in einem Puncte, der mir, das seht Ihr an dem langen Sträuben, nahe am Herzen liegt, Licht verlanget, so habe ich doch das Recht, mir auch eine genügende Antwort zu versprechen.“ — „Meinetwegen bleibe verstockt, Halsstarriger,“ polterte Weyer, „aber sieh zu, wie Ihr, du und der Major, wieder zu dem Gelde gelanget, das ohne meine Einwilligung, wiewohl zum Besten meiner Friederike und meiner Unterthanen, ausgegeben ward.“ Lächelnd sprach der Jude: „Glaubt Ihr denn wirklich, lieber Herr, daß bey

diesem Geschäfte Sicherheit und Unsicherheit, Gewinn und möglicher Verlust abgewogen wurden? Denkt nur nach, ob da eine andere Triebfeder walten konnte, als reine Menschenfreundlichkeit. Empfangsbestätigungen sind keine Schuldscheine, die in Euren Händen ruhenden Briefe werden schwerlich die einzigen seyn, und Geld, in Eurem Namen den Surigen gegeben, kann nicht in seinen Zinsen berechnet seyn.“ — „Ja, ja, mein lieber S a m s o n,“ bemerkte der Hauptmann, „wie du jetzt sprichst, so habe ich, gerade so überlegt, aber um desto größer wird das dunkle Labyrinth, in dem ich mich gefangen sehe, um so drückender der Gedanke, gegen meinen Willen verschuldet zu seyn, und das an einen Mann, der mir jetzt doppelt und dreyfach verhaßt ist.“ — „Darf ich fragen, warum Ihr ihn haßt?“ schaltete S a m s o n ein. — „O S a m s o n! deine Ruhe kann nicht unerschüttert bleiben, wenn ich dein Gewissen mit der Frage aufrüttle: was hat der Mann mit deiner Tochter zu thun? sieh her und läugne, wenn du kannst, daß sie es sey.“ — „Meine Tochter?“ fragte S a m s o n plötzlich, doch als er das Bild sah, das ihm W e y e r, glühend vor Unmuth, vorhielt, da lächelte er still vor sich hin. „Hätt' ich doch nicht geglaubt,“ war seine Antwort, „daß sie anders als in der Boreltern Sitte gekleidet, auch schön seyn könne.“ — „Also ist sie übergetreten zu unserer Religion?“ fragte W e y e r schnell. — „Nein, Herr, sie wechselt ihre Religion nicht, sie braucht es nicht, sondern — doch hört mich an: es wird an die fünf Monate seyn, daß meine Herrinn, die Gräfinn S a m i e r s k y, aus Warschau auf ihre Güter kam. Der Major, ihr Oheim, begleitete sie — und da fand denn die gnädige Herrschaft in R e b e k k a eine seltene Schönheit, die sie des Conterfeyens überaus würdig erklärte. Die Gräfinn ist so gut, der Major ein alter, grauer, ehrwürdiger Mann — darum gönnte ich denn meiner R e b e k k a die kleine Eitelkeit. So kam's, daß die Gräfinn sie malte, aber sie verließ uns, ehe das Bildchen beendigt war, und noch bey ihrer Abreise sprach sie zu meiner R e b e k k a: ich werde dir schöne Christengewänder an die Stelle der häßlichen Judentracht geben und schenke dich dann dem alten Herrn. — Dieß ist der Zusammenhang, und nun zeigt Ihr mir mit so argen Gedanken das unschuldige Bildlein.“ — „Wenn du wahr gesprochen, Jude,“ rief der Hauptmann vor ihn hin tretend, „und doch, wenn es nicht so wäre? O S a m s o n! wenn deine R e b e k k a so recht von ganzer Seele nach dem Christenthum verlangte, könntest du's verwehren?“ — „Können, lieber Herr, nein — aber wollen — ja, und das wollte ich; bey dem Gott Juda, das würde ich!“ — „Mensch, Vater!“ fiel W e y e r feurig ein, „übereile dich nicht, gib mir den Engel, deine Tochter, sie wird sich taufen lassen und meine geliebte Gattinn werden; ehren wollen wir deine alten Tage, — alles, alles wird gut werden, aber gib sie mir zum Weibe!“ und er schlug die Hände vor das blasse Antlig, mit keinem Laute mehr die Stille unterbrechend, die im Gemache herrschte.

Endlich weckte ihn der Jude. „Herr! es thut mir leid, aber laßt den Gedanken fahren.“ — „Mensch! ich habe dir Sab' und Gut, dein und ihr Leben gerettet,“ klagte W e y e r. — „Um es im Alter mir grausam wieder zu nehmen?“ — „Weißt du auch, daß, wenn R e b e k k a will, wenn sie übertritt zu meinem Glauben, daß die Befehle dich zwingen können?“ — „O Herr, das weiß ich, doch seyd gewiß, die R e b e k k a, die Ihr liebt, ändert nimmer ihren Glauben.“ — „Und wenn sie es könnte?“ — „Dann — dann habt Ihr

gewonnen, ich verloren; doch bedenkt Ihr nicht, daß sie dann dieselbe Neigung zu Euch haben müßte, wie Ihr zu ihr? Und darin, scheint mir, kann ich sicher seyn. Ruhig, verlangenlos kam sie heute mit mir an, und ich danke der Vorsicht, sie nicht mitgenommen zu haben, um dem nochmals zu danken, der sie mit Atna's Blut zu verderben droht.“ — „Sie ist da? — hier im Orte? deine Rebekka ist da?“ rief Weyer im freudigsten Staunen. „Seit wenig Stunden bey meiner Herrinn, der Gräfinn.“ — „O die verwünschte Gräfinn! überall hemmend und hindernd!“ In düsteres Brüten schien er versunken zu seyn, kaum den Juden anhörend, der ihm die Gräfinn anpries und schilderte wie irgend ein überirdisches Geschöpf; doch als er keine Antwort erhielt, schlich er sich unbemerkt aus dem Gemache, dorthin eilend, wo er wußte, daß seinen Lippen jedes Wort abgelauscht würde.

Wo heute die Krainerhütte den Freunden der Natur mit Erquickungen, zu allen Stunden Angenehmes versprechend, winkt, da stand damals nur ein Hüttchen, weit mit lebendigem Zaun umkränzt, einfach und dennoch willkommen. Das heitere Morgenblau war rings von der Berge Waldespitzen eingefast; die feyerliche Stille unterbrach nur dann und wann das Glockengeläute der im jungen Nadelholz grasenden Kühe, oder das wie Grillengesurre von der fernen Wiese herübertönende Wehen der fleißigen Sensen; denn für plaudernde Städter und muthwillige Badebesucher schien das Erwachen der Natur zu ehrwürdig, als daß sie anders als in vollem Prunke, wie zum späten Leber einer hohen Dame, erschienen wären. Auch heute war es sehr still. Nur zwey Männergestalten schritten den Pfad heran, Arm in Arm in tiefem Gespräche. Übernützig schien des Jüngern Gesicht, oder von heftigen Affecten zum kennbaren Tummelplaz erkoren. Auf der schmalen Wange hob sich mattes Roth, im Auge dürftiger Glanz, und die übrigens stolze, hohe Figur stand mit dem gesenkten Kopfe im Widerspruch. Dicht an der Ferse folgte ihm Caro.

„Ja sehen Sie, mein junger Freund,“ sprach, als sie näher kamen, der Major, „so hat uns das Schicksal geleitet. Ihr Vater trat in russische, ich in österreichische Dienste. In uns beyden rollte kriegerisches Feuer, ihn trieben Hoffnungen dorthin, mich hieher; er ist ruhig geworden und hat geheirathet, glücklich, sehr glücklich, wie er mir immer schrieb, und lebte und starb auf väterlichem Boden; ich blieb Hagesstolz. Jetzt, wo das fatale Grau auf allen Seiten hervorschießt, jetzt schmerzt es mich allerdings, für mein Alter keine pflegenden Angehörigen, kein festes Winterquartier zu haben, und im Vaterlande möchte ich doch gar zu gerne meine Tage enden. Da haben Sie nun die Beweggründe klar und deutlich, die mich trieben so zu handeln. Meine schöne Nichte und respective Mündel (daß Sie sich kaum an ihren Namen erinnern, wundert mich wirklich) schildert mir mit den gräßlichsten Farben die Verheerungen, das Unglück Ihrer und aller benachbarten Güter, sie ist mit kleinem Schaden davongekommen, aber Ihre Eltern, lieber Weyer — todt — das Schloß niedergebrannt, die Bauern verjagt, die Schwester nicht viel besser als unterstandlos, und Sie ein blessirter Starckopf, der eher verhungert, als fremde Hülfe annimmt. Das letzte erfuhr ich durch meiner Nichte treuen Diener Samson, der Sie eben so kennt als schätzt. Von Ihrer wackeren That hat er unendlich oft erzählt, und verlassen Sie sich darauf, lieber Sohn meines herrlichen Jugendfreundes, diese That trägt Ihnen noch reichliche Zin-

sen. Sie seufzen?“ fragte ihn fixirt der Major, „doch ich habe mich selbst unterbrochen, auf Ihre Halsstarrigkeit und falsche Delicateffe baute ich meinen Plan. Es war bestimmt vorauszusehen, daß Sie die Erbschaft Ihrer Tante zu keinem andern Zwecke, als zu der Herstellung Ihres väterlichen Gutes verwenden würden; bis dahin aber war der dringende Zeitpunkt der Noth verfloßen, darum habe ich schon jetzt gehandelt und gethan, was in meinen Kräften stand, und daß ich es ohne Ihr Wissen that, daran ist bloß Ihr Eigensinn Schuld, den ich zu fürchten wahrlich Grund hatte. Glauben Sie ja nicht, daß ich nicht hinlänglich gedeckt war, für Ihre Ehrlichkeit hatte ich meine richtigen Bürgen, und ein auf Ihr Gut angelegtes Capital — die Aussicht, für die paar Jahre meines noch übrigen Lebens die Zinsen auf demselben Gute verzehren zu können. — Doch genug von diesen Lapalien, nehmen wir das Frühstück, das uns die artige Wirthinn bereits hergestellt hat.“

„Ich zweifle noch immer,“ begann Weyer, als sie saßen, „ob Sie von heute, und Sie von gestern eine und dieselbe Person sind? Wie war ich aufgebracht über den Spötter, den unberufenen Eindringling in meine, wie ich glaubte, nur mir bekannten Verhältnisse, und wie, wie sehr habe ich mich geirrt! wie wichtig, ja wie lächerlich kommt mir mein Vorhaben gegen Sie vor!“

„Also nehmen Sie mein Alter auf in Ihre Wohnung?“ fiel ihm herzlich der Major ein.

„Mit tausend Freuden! pflegen will ich Sie, wie der eigene Sohr.“ — „Nun, und werden Sie nicht wählen unter den Schönheiten Ihres Vaterlandes?“ fragte scheinbar verwundert der Major. „Wählen? — nimmer,“ sprach langsam und traurig der Hauptmann. — „Wenn ich Sie so ansehe, lieber Weyer, so thut es mir doch leid, daß mir die Freude nicht wird, die ich mir eben so heimlich als herzlich gewünscht. Wie schön wäre das, meine Nichte, ein Engel an Geist und Gestalt, reich, gut, herzlich, o mein Gott! was soll ich erst reden?“ — „Was meinen Sie?“ stuzte Weyer. — „Nun mein Gott, wovon ich gestern auf den Strauch geschlagen, dort möchte ich wissen, wie ich daran bin. Hören Sie, Weyer, ich führe Sie ein in der Gräfinn Haus, Sie werden sie kennen lernen; sie ist frey, Sie, glaube ich, auch — Herr, das wäre ein Leben wie im Himmel, wenn ich so bey meiner Nichte, die noch dazu meine Erbin ist, und bey Ihnen meine alten Tage verleben könnte. Herr! ich würde närrisch vor Freude, meiner Treu! bey der ersten besten Kindsfrau nähm' ich Lection im Kinderwiegen.“ — „Würdiger, edler Mann!“ rief Weyer seine Hände ergreifend, „es schmerzt mich, Ihnen diese Freude bestimmt versagen zu müssen, wenn schon aus keinem andern Grunde, als — weil Ihre Nichte — zu — reich ist. Doch lassen wir das, ich bin schon, oder halte mich vielmehr für gebunden, und nicht wahr? was man sich so recht von ganzer Seele vorgenommen, das soll man halten und ausführen.“ — „Wenn es kein dummer Streich ist“ meinte der Major verdrießlich. Anstatt aller weitem Antwort ließ Weyer Feder, Tinte und Papier bringen, und schrieb trotz alles Einredens mühsam den Schuldschein über die aus der Empfangsbestätigung der Schwester ersichtliche Summe in aller Form Rechtsens. Der Major ging inzwischen auf und nieder, doch plötzlich trat er hinzu, ehe Weyer noch geendet, „Lupus in fabula, Weyerchen! dort kommt meine Nichte, habt Acht!“ und um die Waldecke herum bog ein zierlicher Phaëton mit feurigen Rappen bespannt, hintendrein galoppirte ein

Reitknecht mit zwey Handpferden. Der Major näherte sich dem stillhaltenden Wagen; Weyer stand und staunte. „Lieber Onkel, Sie werden doch meinen Ausflug begleiten? ich ließ Ihre Pferde satteln, nicht wahr, Sie reiten mit?“ mit diesen Worten bog sich die reizende Gräfinn etwas heraus, den Schleyer über dem Florentinerhütchen zusammennehmend. „Sie entschuldigen mich wohl,“ sagte der Major, Weyer'n die Hand reichend, in die jener den Schuldschein legte; schnell schob ihn der Major in die Tasche, sprang auf das bereit stehende Pferd, und bald verhüllten Staubwolken Wagen und Reiter.

„Wie ist mir denn?“ murmelte Weyer, gleichsam an den Platz gebannt, „welche Stimme? lebhaftig als hätte ich meine Rebecka gehört!“ Damit hatte er sich selbst das Schlagwort gegeben, das ihn zur Thätigkeit anspornte und von weiteren Träumereyen abhielt. Nachdenklich lenkte er seine Schritte zum Städtchen zurück, wo ihn heute die ersehnte Erbschaftsausgleichung erwartete.

(Der Schluß folgt.)

Der Weihnachtsmorgen.

Im Bette lag ich früh und schlief,
Da weckte mich ein Knistern;
Die Fensterscheiben klirrten sehr,
Und leise hört' ich's flüstern.

Und wie ich nun nach außen seh',
Steht auf der Fensterschwelle
Der alte Winter grau und weiß,
Der grämliche Gefelle;

Und puht sich seinen rauhen Bart
An meinen blanken Scheiben:
„He, he! Patron! ist das Manier?
Was ist das für ein Treiben?“

Doch freundlich sprach der Winter drauf:
„Fein stille, nur fein stille!
In guter Absicht kam ich her,
Du kleiner Eigenwille.“

Denn ob ich gleich, ein armer Mann,
Nur wenig hab' zu schenken;
So wollt' ich doch am heut'gen Tag
Auch deiner gern gedenken.

Und noch am Morgen macht' ich mich
Ganz leise auf die Socken,
Und malt' an's Fenster emsig dir
Viel lichte Blumenglocken.

Was ich nur hatte, gab ich 'raus,
Gab's gern und ohne Säumen;
Da kannst du nun, so oft du willst,
Von deinem Frühling träumen.

D. Kette.

(S k l u ß.)

Der wunderbare Künstler auf dem von ihm erfundenen Holz- und Strobinstrumente, Joseph Gufikow, erregte auch hier die höchste Theilnahme; er gab drey Concerte und spielte auch bey Hofe. Dieser Sohn der Natur macht einen wunderbar tiefen Eindruck durch die ächte Genialität, womit er alles vorträgt und den reizenden Ton, den er den einfachen Holzklöppeln entlockt, und der vom reinsten Glockenklang bis in das Säuseln der Holzharfe verschwebt. Die Sicherheit, womit er die schwersten Passagen ausführt, und die innere Glut wahrer Begeisterung, die jeden Ton beseelt, sind so auffallend, daß man unwillkürlich bey seinem Spiel an Paganini erinnert wird; die fremde Tracht, die edlen orientalischen Züge, aus denen Ernst und Schwermuth sprechen, nur erheitert durch das Feuer für seine Kunst, alles trägt bey, den poetischen Eindruck des Ganzen zu erhöhen. Enthusiastischer Beyfall lohnte bey jeder Leistung den seltenen Künstler, welchen aber leider sein Spiel so angreift, daß man fürchtet für seine Gesundheit.

Für die Freunde bildender Kunst war es sehr interessant einige Tage lang das kostbare Modell zu sehen, welches Professor Rietchel nun beendet hat, zur Hauptfigur des Monumentes unseres höchstseligen Königs. Allgemeiner Beyfall pries den wackern Künstler; es ist ein sehr gelungenes Werk! Die sprechendste Ähnlichkeit ruft jedem die geliebten Züge des allverehrten Monarchen vor die Seele; die Weisheit, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Milde, welche in vier holden Jungfrauengestalten um dieß Denkmal her stehen werden, sprechen vereint aus diesem ehrwürdigen Haupte. Auf sehr schöne Weise wußte der Künstler durch die sitzende Stellung und den Fürstenmantel die großartige Ruhe der Antike zu gewinnen, ohne im mindesten zu gräcifiren oder von der individuellen Wahrheit etwas aufzuopfern. Es ist sehr schade, daß unser Klima sowohl als andere Rücksichten es unmöglich machen, dieß schöne Werk in Marmor auszuführen! Jetzt wird es zum Gusse bereitet. — Einen wahren Kunstgenuß gewähren die herrlichen Dioramen von Otto Wagner und Ernst Dehme, welche alle Abende bey wirklich magischer Beleuchtung zu sehen sind. Hier ist man bald nach Rom veretzt, und glaubt in den prachtvollen Logen des Vaticans hinzuwandeln, oder die Kreuzbeleuchtung in der Peterkirche und die äußere Kuppelbeleuchtung derselben zu sehen, bald nach Verona, wo wir das Grabmal des Francesco della Scala erblicken, erleuchtet durch die Fackeln einer in die sehr alte Kirche eingiehbenden Bruderschaft, während oben der Mond einen blaffen Schimmer ergießt; hier zieht uns Venedig mit seinem lebenvollen Glanze an, dort erglüht die einsame Wengernalm im Purpursichte des Abends; wir sonnen uns im Capuzinergarten zu Sorrent, über die ruhige Meeresfläche nach dem Vesuv hinblickend, und wir folgen in dunkler Nacht dem Trauerzug im Grossmünster zu Zürich. Zwölf solche Darstellungen wetteifern an Wahrheit und Schönheit; die sehr braven Künstler verdienten mehr Aufmunterung, als sie hier finden!

Am 3. December gab Mad. Friedrichs-Holst ihr zweytes Concert im schönen noch vergrößerten Saale der Harmonie. Sie spielte zwey Solos auf der Harfe, nemlich Phantasie und Variationen von Bocksa über das irländische Lied: „the last rose of summer“ und „Erinnerungen an die Schweiz“ von Gustav v. Holst componirt; zum Schlusse trug sie ein schönes Concertino von Bocksa auf irländische Volkslieder vor. Die liebenswürdige Künstlerinn erhielt lauten und verdienten Beyfall und ist jeder Empfehlung würdig, da sie bald auch Ihre Kaiserstadt zu besuchen denkt. Ein noch sehr junger Künstler, Friedrich Schuber (Bruder des berühmten Violinisten), entzückte durch sein herrliches Violoncellspiel; er trug eine Phantasie seines Lehrers, unsers trefflichen Kummer, ganz wunderschön vor, mit edler Ruhe, sicherer Überwindung der größten Schwierigkeiten und so tiefem, zarten Gefühl, so glockenreinem Ton, daß wir mit wahrer Freude in dem bescheidenen Jüngling ein Talent erster Größe erblicken sehen. Dlle. Beltheim sang recht brav in diesem interessanten Concerte.

C o n c e r t

der Brüder Joseph und Anton Hayll.

Nachdem Hr. Carl von Bocklet (über dessen treffliche Leistungen wir uns nach seinem jetzt en Concerte auszusprechen gedenken) den Reigen der dießjährigen

Winterconcerte auf die würdigste Weise eröffnet hatte, traten die Brüder Joseph und Anton K h a y l l, jener als Violinist, dieser als Pianist, in einem recht zahlreich besuchten Concerte auf. Die beyden jungen Leute sind Mitglieder einer Familie, in der das musicalische Talent einheimisch zu seyn scheint und die schon manches Ruhmenswerthe in der Kunst geliefert hat. Die heutigen Leistungen und der sie begleitende Erfolg lassen für die Zukunft viel Erfreuliches, der wahren Kunst Förderliches hoffen, denn beyde Brüder scheinen es mit der Sache recht ernstlich zu meinen und auf sehr gutem Wege zu seyn. Der Violinist Joseph K h a y l l spielte das zwar schon oft, aber immer gern gehörte, sehr schöne Concertino in A-Dur von M a y s e d e r, ein eigentliches Probekstück für den Vortrag, mit so viel Geist, Gefühl und Ausdruck, zugleich mit einer so gediegenen Behandlung des Instrumentes, daß wir seinen Fleiß nicht minder als sein Talent rühmen müssen. Ein so tüchtiger Wille wird gewiß in sehr kurzer Zeit das noch Fehlende in der Reinheit und Präcision des Spieles einholen; dann braucht dem jungen Manne für seine Zukunft nicht bange zu seyn. Ein Ähnliches gilt auch von dem Pianisten, Anton K h a y l l, der ein H u m m e l'sches Rondeau mit recht vielem Geschmac, großer Fertigkeit und richtigem Ausdruck vortrug; daß der junge Virtuose eine gute Schule gut benützt habe, ging aus seinem ganzen Spieles hervor, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß auch er sich künftig seines in der musicalischen Welt bereits accreditirten Namens würdig zeigen werde. Nachdem ein dem Namen nach uns unbekannt gebliebener Dilettant die K r e u z e r'sche Arie aus der Oper: „der Falschmünzer“ mit recht hübscher, wenn auch noch nicht ausgebildeter Stimme gesungen hatte, beschloßen die Concertgeber die heutige Production mit einem M a y s e d e r'schen Trio in B-Dur, in welchem sie ihr beyderseitiges Talent glücklich geltend machten und von Hrn. H a r t i n g e r, Mitglied des Hofopernorchesters, einem überaus tüchtigen Violoncellisten, dessen wir schon öfter mit verdienter Auszeichnung gedacht haben, auf das trefflichste unterstützt wurden.

C o n c e r t

des dreyzehnjährigen Heinrich Ehrlich.

Hr. Carl von B o c k l e t hat sich in diesem talentvollen Knaben einen Schüler gebildet, der ihm alle Ehre macht. Eine so frühzeitige Entwicklung ist zwar heutzutage nichts Seltenes mehr, und es scheint beynabe, als ob das Kindesalter gegenwärtig eine notwendige Bedingung sey, um in der Virtuosität Aufsehen zu machen, oder gar nur Anerkennung zu finden. Indessen, dem sey wie ihm wolle, der junge Heinrich Ehrlich ist ein entschiedenes Talent, das gewiß einmal seinem trefflichen Lehrer „die Schule bezahlen“ wird. Sein Anschlag ist, in Berücksichtigung seines Alters, besonders kräftig und rein, der Ausdruck richtig und verständig und seine Fingerfertigkeit wirklich bewunderungswürdig; in letzterer Beziehung sehen die beyden Stücke, die er spielte, ein Concert von K i e s s und ein Rondeau von H e r z, schon eine bedeutende Gewandtheit und Gesläufigkeit voraus. Es wäre unbillig, in allem übrigen, namentlich in der Festigkeit des Tactes, das ganz Vollendete zu erwarten; allein, wo so Vieles und so Tüchtiges vorgearbeitet ist, wird auch das Fehlende sich bald finden. Wir glauben mit gutem Grunde auf den jungen Heinrich Ehrlich, als auf eine recht interessante, viel versprechende Erscheinung aufmerksam machen zu dürfen. Im Verlaufe des Concertes sang Ull. D i e n e k t, die unserm Publicum noch von dem Oratorium „David“ her in gutem Andenken steht, eine italienische Arie mit Geschmac, Gesläufigkeit und gutem Vortrage.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Zum ersten Male: „Das Doppelduell.“ Komische Operette in einem Acte nach dem Französischen.

In Ermanglung größerer musicalischer Neuigkeiten haben wir der vorstehenden Operette oder eigentlich des kleinen Lustspieles mit hin und wieder eingelegten Musikstücken im Vorübergehen zu gedenken. Die Pointe des Ganzen, nemlich: Zwey lächerliche alte Hagestolze, die um ein junges Mädchen freyen, so an einander zu hehen, daß sie sich in der Hitze gegenseitig herausfordern, die aber, wie es zum Schlagen kommt, sich

beiderseits von dem Anbeher vertreten und so gleichsam durch die dritte Hand umbringen lassen, — diese Pointe oder Grundidee, wenn man will, wäre eigentlich so übel nicht, und könnte, brav gespielt, zu allerley ergötzlichen Situationen Anlaß geben. Allein dann müßte die Hauptrolle des Stückes, der verschmitzte Bediente, der die ganze Intrigue einfädelt, einem sehr gewandten Schauspieler anvertraut seyn, einem solchen, der, wie man gewöhnlich sagt, ein ganzes Stück zu halten und zu heben vermag. Das war nun hier nicht der Fall, und so ging denn das Ganze spurlos hinüber in das Magazin der ein paar Mal gebrauchten, dann vergessenen Lückenbüßer. — Von den beyden komischen Akten, dargestellt durch die H. *Detroit* und *Gott dant*, wirkte wenigstens der letztere durch die groteske Unbeholfenheit seiner Erscheinung. Von den übrigen Mitwirkenden machte sich Hr. *Weinlopf Sohn*, als Uhlans-Rittmeister, durch die von ihm vorgetragenen Musikstücke bemerkbar; der *Olle Bruäner* gelang dieß weniger. — Die Musik dürfte wohl auf eine besondere und weitläufigere Erwähnung keinen Anspruch machen.

Concert

des Hrn. *Heinrich Brod*, ersten Oboisten des italienischen Theaters in Paris und der königl. Akademie der Musik.

Die Vollkommenheit, welche der so eben genannte Virtuose auf einem so überaus schwierigen, für den Concertvortrag wenig dankbaren Instrumente, wie die Oboe, erlangt hat, verdient ohne Zweifel die unbeschränkste Anerkennung, und wir freuen uns, daß diese dem wackeren deutschen Künstler von unserm Publicum zu Theil geworden ist. Unter den vorgetragenen Stücken sprach besonders das erste, theils durch den wirklich meisterhaften Vortrag, theils auch wegen der köstlichen Melodie aus *Winters „Opferfest“* am entschiedensten an; das zweyte, eine eigene Composition des Virtuosen, ermüdete ein wenig durch die etwas monotone Länge des Ganzen, obwohl in Beziehung auf Vortrag und Behandlung des Instrumentes auch hier nur das Rühmendste gesagt werden kann; die Weichheit und der Wohlklang des Tones sind eben so bewunderungswürdig als die Fertigkeit und die Reinheit, mit der Hr. *Brod* die kunstvollsten Schwierigkeiten überwindet. — Zwischen den Productionen des fremden Künstlers spielte Hr. *Notés*, Mitglied des Hofopernorchesters, die schönen, uns nun schon gefäufigen Variationen von *Beriot*, mit einer solchen Virtuosität, daß wir diesen Künstler neuerdings mit zu den ausgezeichneten Violinisten unserer Hauptstadt zählen dürfen.

Concertanzeige.

Sonntag den 27. December wird Mad. *Anna Milder*, königl. preussische Hof-
sängerinn, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert folgenden Inhaltes
geben: 1. Ouverture zu *Samson*, von *Beethoven*. 2. Recitativ und Arie (*Tröstet Zion*)
aus *Händl's „Messias“*, gesungen von der Concertgeberinn. 3. Trio von *Franz Schubert*
für Pianoforte, Violine und Violoncell, vorgetragen von *Olle Nina Sedlaf*, den
H. *Durst* und *Hartinger*. 4. „*Herrmann und Thusnelde*“ von *Riopstod*, in
Musik gesetzt von *Franz Schubert*, und „*das Mädchen am Ufer*“, in Musik gesetzt von
Sophie Reichardt, gesungen von der Concertgeberinn. 5. Orchesterstück. 6. Tempel-
scene aus *Glück's „Alceste“*, gesungen von der Concertgeberinn. — Sperrsitze zu 2 fl.
G. M. und Eintrittskarten zu 1 fl. 12 kr. G. M. sind in den Kunsthandlungen der
H. *Hastinger* und *Diabelli* und an der Cassé zu haben. Der Anfang ist um
halb ein Uhr.

Modebild LII.

Oberkleid von Atlas mit gleichfarbigem Sammt aufgepußt, nach einem Original
von Hrn. *Lh. Petko*, bürgl. Damenkleidmacher, Spengergasse Nr. 426.
Rosa Atlashut mit braunem Sammt gefüttert und mit Federn geziert, nach einem
Original von *Josephine Niederreiter* (vormals *Langer*), Annagasse Nr. 986
im ersten Stock.

Herausgegeben von *Johann Schick's* sel. Wittve.

Verantwortlicher Redacteur: *Friedrich Witthauer*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Wittve.

Wiener Beitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 26. December 1835.

155

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strank's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Pudel.

(Schluß.)

Vor dem Portale des Durlach'schen Hauses führten geschäftige Diener zwey starkgerittene Pferde herum; im Hofe stand der staubweiße Wagen. Die Gräfinn war zurückgekommen, das Kerzenlicht, durch die grünen Vorhänge schimmernd, erstarrt farblos gegen den Mondenglanz, der über Haus und Garten sich freundlich breitete. In der Schattendämmerung der Bäume verhüllt, umschlich Weyer den Gartenzaun, um zum Hinterepförtchen zu gelangen, wohl hundertmal die Worte wiederholend, die auf einem Zettelchen flüchtig geschrieben, in seiner Hand ruhten: „Nach elf Uhr in der großen Laube. Rebecka.“ — Feuriger rollte das Blut ihm in den Adern, daß er sie sehen sollte, sie, die das treue Gedächtniß noch nach vollen drey Jahren so lebendig ihm vorzauberte, als stände sie vor ihm im ganzen Zauber ihrer Goldseligkeit. Liebe, Pflichtgefühl, Verlangen, Furcht und wehmüthiger Schmerz wogten durch sein Herz immer heftiger, je näher das Pfortchen, je näher der Augenblick des Wiedersehens war. Den Ungeduldigen riß jetzt das Rascheln von Gewändern, das Knarren der aufgeschlossenen Thüre aus der Brandung seiner Gefühle, und mit dem Ausrufe: „meine Rebecka!“ blieb er auf der Schwelle stehen, staunend über das Meistergebilde der Schöpfung, das ihm gegenüber stand. „Denkt nichts Arges,“ sprach sie, die Augen zu Boden schlagend, „weil ich selbst Euch zu kommen bat, aber, was Ihr mit meinem Vater hart gesprochen, das zu entkräften, dachte ich, wird mir leichter gelingen.“ — „O Rebecka!“ rief Weyer, indem er sie umschlang, „wie bist du schön im lang ersehnten Augenblicke des Wiedersehens! O werde mein, mein liebliches, angebethetes Weib! Laß deinem Vater seine Reichthümer, seinen Glauben, werde mein. Sieh, ich bin sorgenfrey, habe Länder durchzogen, Völker kennen gelernt, Ruhm erworben, und bin dir treu geblieben, dir, der einfachen Jüdin; dir, der ich es nicht versprochen, nicht zugeschworen hatte; dir, die mich im Augenblicke gräßlicher Noth ein Engel retten, eine innere Stimme mein nennen hieß.“ — „Herr! guter, edler Herr! wollet nicht die

Schwäche eines armen Mädchens benützen, sey edelmüthig!“ bat Rebecka mit aufgehobenen Händen, „seht, so heiß wie Ihr, ach leider wohl noch heißer gedenke ich Eurer seit jener verhängnißvollen Stunde, aber ach!“ Thränen stahlen sich hier aus ihrem Blicke vom Monde überglänzt, „wozu kann es führen?“ — „Rebecka! geliebte Rebecka!“ jubelte freudig der Hauptmann, „nun du mir deine Liebe gestanden, nun soll dich keine Gewalt mehr mir entreißen. Komm, stieh mit mir, laß uns eilen in das nächste, beste Städtchen, wo dich mein Glaube beglücken, meine Liebe dich adeln kann.“ — „Wohl Herr!“ lispelte sie, und legte das Köpfchen an seine Brust, „ich werde die Eure, ich willfahre allen Euren Wünschen, aber gebt mir Euer Ehrenwort, eine Bitte zu erfüllen.“ — „Nenne sie, Theure,“ sagte Weyer die erhobene Hand ihr entgegenstreckend. „Und Ihr gebt Euer Edelmannswort?“ fragte sie, indem sie ihm prüfend in die Augen sah. „Fordere alles, nur nichts Übermenschliches, und sey der Erfüllung gewiß.“ — „So hört,“ sprach feyerlich die Jüdin, „ich werde die Eure, aber nur, wenn Ihr, so lange mein Vater lebt — weder mich zu sehen, noch zu sprechen versucht, sondern wartet, bis er verammelt ist zu seinen Vätern, bis der, wenn auch ungerechte Vorwurf verletzter Kindespflicht dem guten Vater nicht mehr das Alter verbittern kann. Ich weiß, was ich fordere, ich weiß auch, von wem ich dieß erwarte.“ — „Rebecka!“ seufzte aus der Seele tiefsten Tiefen der vernichtete Hauptmann, „du hast mich getäuscht, bitter getäuscht,“ und er mußte sich abwenden, denn das männliche Gesicht erglänzte in Thränen. „Du warst meine Lebenshoffnung, meiner Träume holdwinkendes Ziel, du selbst willst es seyn, und — raubst nun uns Beyden der Jugend Rosenzeit, verträgstest mich auf spätere Tage und ungewisse Schickung; aber so wahr mir Gott gnädig seyn möge in der letzten Stunde, du oder keine wird mein! — Rebecka!“ fuhr er weicher werdend fort, „ich halte das feyerlich gegebene Wort, ich halte es, und sehe dich nie wieder, aber gewähre mir eins — sey es zum Abschied, vielleicht für das Leben —“ und an seinen Hals slog die Jüdin, umschlang ihn fest, als sollte sie ihn auf ewig verlieren, und eine Minute der Seligkeit entschwand in dem Kusse vom Herzen dem Herzen gegeben.

„Jetzt aber, Ludmilla, mach' der harten Prüfung ein Ende,“ mit diesen Worten trat der Major aus der Laube, „es wird ja mir selbst schon ordentlich weinerlich um's Herz, wie denn erst dem Wetterjungen da, der wahrlich deiner werth ist, wie ein Diamant des andern. Ja, schau nur verwundert, mein Weyerchen,“ sprach er, seinen Arm ergreifend, während an den andern die Gräfinn sich anschmiegte, „nicht wahr, jetzt wirst du meine Nichte nicht mehr ausschlagen; und ich muß doch noch Lection bey der Amme nehmen, nicht wahr?“

„Ja, mein Weyer,“ sprach sanft Ludmilla, „du liebst mich um meinetwillen, und hältst doch auch dein Ehrenwort; denn sieh, mit deinem Vater stieg der meinige in's Grab; du rettetest mich als Rebecka, da ich, deine Grenznachbarinn, den Namen und die Kleidung der Jüdin zu meiner Sicherheit angenommen hatte — dieß ist das ganze Geheimniß!“ — Für Weyer's Überraschung und Freude gibt es keine Worte.

Als in später Stunde der Major ihn nach Hause trieb, um Tages darauf abzureisen, sprach er: „Wahrlich du, mein Engel! meine Rebecka! meine Ludmilla! oder wie ich dich sonst nennen soll, du hast mit mir trefflich

Komödie gespielt, du hast mich hart geprüft, aber du bist es werth, daß ein Mann um deinen Besitz kämpfe und dulde!“

In der Saalthüre des väterlichen, unter der Leitung der Schwester neu erbauten Schlosses stand am 7. November des Jahres 1815 festlich gekleidet der glückliche Weyer. Drinnen im Saale strahlten die Luster, im hellsten Glanze den reichen Hausaltar beleuchtend, an dem der ehrwürdige Erzieher unseres Helden kniete, bereit, den Unterthanen eine Herrinn zu geben. Da rollten Wagen donnernd durch die Einfahrt. Hurrah! scholl es in den Hallen und im ganzen Orte, die Glocken läuteten, und herbey flog Weyer, seine edle Braut aus des Oheims Händen zu empfangen. Er trug sie, er stürmte mit der köstlichen Beute die Treppen hinan, und sie hatte kaum freye Bewegung genug, um zu grüßen, zu danken, freundlich zuzuwinken, denn hier warfen sich treue Diener zu ihren Füßen, dort hatte ein Weib, der sie Wohlthäterinn gewesen war, überglücklich den Saum des Kleides angefaßt, um ihn zu küssen, hier jubelten und sangen die erfreuten Unterthanen. Selig hing sie in des Bräutigams Armen, kaum hauchend den Gruß an seine Wange, bis sie dem Priester das „Ja“ geantwortet hatte und sie sein war auf ewig.

Im Winter des Jahres 1820 war ich Zeuge des beneidenswerthen Glückes dieser trefflichen Menschen. Was ist Sprache! was sind Worte! Das muß man sehen, sehen und immer wieder sehen, um es glauben zu können! Es ist eine Seligkeit des Himmels, die den Erdgebornen nur selten vergönnt ist. Im Speisezimmer ruht der treue Caro ausgestopft. Er starb an Alterschwäche, der Entdecker, der Herbeiführer der bedeutendsten Begebenheiten in Weyer's Leben. „So,“ sprach Weyer, „sollen noch meine Kindeskinde dieß treue Thier ehren, und er und mein Glück in meinem Angedenken unzertrennlich fortleben!“

„Ich aber,“ scherzte ich, „will ihm Berühmtheit, will ihm Unsterblichkeit verschaffen; ich schildere deine Liebesgeschichte, und er soll den Titel dazu hergeben.“

Fr. Theodor Christ.

Winterblüthen (1835*).

Von Julius Herboni di Spofetti.

Vom Reif gemordet, raschelnd fallen
Die weißen Blätter von den Bäumen,
Wie graue Todtenschleier wallen
Die Nebel hin an Waldesäumen;
Kein Vogelsang, kein Laut der Grille,
Von fern nur, gleich dem tiefen Ächzen
Des Sterbenden, tönt durch die Stille
So schauerlich des Raben Krächzen.

*) Aus einer mit Nächstem erscheinenden größeren Sammlung von Gedichten des Verfassers.

Entlang die öden Thalesräume
 Wall' einsam ich, das einz'ge Leben,
 Da ist's, als sähe ich die Träume
 Vergang'ner Tage mich umschweben,
 Und ein unnennbar schmerzlich Regen
 Durchzieht die Brust wie Todeswehen,
 Ich möchte gleich mich niederlegen,
 Und mit der Erde schlafen gehen.

Sanft, wie die Mutter ihr entschlafend Kind,
 Umspannt die Nacht mit ihrem Nebelflor
 Die Erde, leise flüsternd summt der Wind
 Ein Wiegenlied im schilfbedeckten Moore.
 Im dunklen-Sammet des nächt'gen Mantels glüh'n
 Die Sternensbilder, schön wie Jugendträume,
 Nur manchmal, wie ein düst'res Ahnen, zieh'n
 Darüber hin der Wolken schwarze Säume.

Gelehnt an einen sturmgebroch'nen Baum,
 Im Busen heil'ger Andacht stilles Leben,
 Durchfliegt mein Blick den ungemess'nen Raum,
 Wo ihre Bahn Myriaden Welken schweben;
 Nun, da er langsam erdenabwärts sinkt,
 O wie so klein erscheint mir da mein Leiden!
 Die Ewigkeit, ein endlos Meer, verschlingt
 Den Tropfen ird'scher Schmerzen, ird'scher Freuden.

Auf steiler Firnen Spitze,
 Hoch über'm Wolfenflor,
 Da steht ein kühner Schütze,
 Lehnt sinnend sich an's Rohr.

Rund um ihn Todeschweigen,
 Kein Baum, kein Strauch zu seh'n,
 Denn selbst die Gensfen steigen
 Nicht auf zu solchen Höh'n.

Wie Riesengeißler schauen,
 Bedeckt vom ew'gen Schnee,
 Die Gletscher zu der blauen
 Lazurnen Himmelsöh'.

Ihr fragt, warum der Schütze
 Zu dieser Höh' geeilt?
 Warum er auf der Spitze
 Des Firnen sinnend weilt?

Wenn tief des Pfeiles Eisen
 Durch's Herz dem Adler dringt,
 Treibt's ihn in kühnen Kreisen
 Zur Höh' — — bevor er sinkt.

Ist dir die alte Sage
 Vom Buhlen nicht bekannt,
 Der einsam in dem Grabe
 Nicht Raß und Ruhe fand;

Bis er heraufgekommen
 In stiller Mitternacht,
 Und sie hinabgenommen,
 Die ihn in's Grab gebracht?

Sprich, kam die alte Sage,
 Dir niemals noch zu Ohr?
 Und graut beim zwölften Schläge
 Dir heimlich nicht davor?

D e n k s p r ü c h e.

Schläft das Unglück, so hüte dich es zu wecken.

Eitler Ruhm hat Blüten, aber keine Früchte.

Der Bösewicht ist wie eine Kohle; wenn er euch nicht brennt, so schwärzt er euch.

Das Rad, welches das meiste Geschrey macht, ist das schlimmste am Wagen.

Oft wird wildes, haltungsloses Bemühen um Wechsel und Veränderung für Beweis innerer Kraft angesehen.

Es ist oft ein größeres Verdienst gut zu hören, als gut zu sprechen. Um die geltend zu machen, mit denen man ist, muß man sie unbemerkt auf das Capitel bringen, das sie am besten verstehen. Beynahe ein jeder, und selbst ein Langweiliger hat einen Gegenstand, durch den er belehren oder unterhalten kann.

K u n s t a n z e i g e.

„Der erschlagene Siegfried inmitten seiner Freunde und Feinde.“ Scene aus dem Nibelungenliede, dargestellt in einem historischen Bilde von Rahl dem Sohn.

Einzelne, noch im Entstehen begriffene oder der Vollendung entgegengehende Kunstwerke, die durch Inhalt, Veranlassung, Absicht ein besonderes Interesse erwecken, im Allgemeinen zu besprechen, um sie vorläufig der öffentlichen Aufmerksamkeit zu empfehlen, scheint ein statthafte Unternehmen zu seyn, vorzüglich in Beziehung auf die Historienmaterie, weil diese überall, wo sie nicht von oben herab außerordentliche Begünstigungen genießt, mit der Laune der Zeitgenossen einen harten Kampf zu bestehen hat. Unser Künstler, noch ein junger Mann, bereits ehrenvoll bekannt durch mehrere historische Arbeiten, insbesondere durch jene, welcher auf Veranlassung eines Concurse von der hiesigen Akademie der erste Preis zuerkannt worden ist, hat den bezeichneten Gegenstand in einem Ölbilde von mäßigem Umfange ausgeführt, für den Zweck, dasselbe der nächsten Wiener Kunstausstellung einzuverleiben. Schon jetzt das Geleistete bestimmt würdigen zu wollen, dürfte sonach voreilig seyn; dieß Geschäft bleibt besser für die Zeit aufgehoben, wo das Werk mit andern Prätendenten auf dem Kampfsplatze des Verdienstes erscheinen, und die Möglichkeit der Vergleichung das Urtheil näher bestimmen wird. Vielleicht hat dem rasch und muthig aufstrebenden Künstler die Anschauung des Nibelungenepos zu München, der vielen andern Schilderungen zur Seite stehend, den neuen Pallast Sr. Majestät des Königs von Bayern schmückt, unvermerkt einen Impuls zu seinem würdigen, in der Auffassung durchaus selbstständigen Entwurfe gegeben, wenigstens ist er noch lebhaft bewegt von den dort empfangenen Eindrücken.

Würdig ist das Unternehmen in jeder Hinsicht zu nennen, auch in nationaler. Die Handlung des Nibelungenliedes spielt in einem sehr beträchtlichen Raume auf dem Boden der österreichischen Monarchie. Rüdiger, Markgraf von Osterreich, steht unter den Hauptfiguren des Gedichtes als eine der edelsten da, ist als solche mit sichtbarer Vorliebe gezeichnet; in Wien wurde die Hochzeit zwischen Chriemhilden und Etel, ihrem zweyten Eheherrn, dem sie bloß die Hand gegeben hatte, um den Tod des ersten, heißgeliebten an seinen Meuchelmördern und Feinden zu rächen, siebzehn Tage hindurch unter fortdauernden Lustbarkeiten gefeyert, was satzsam beweist, wie geschickt die Gesellschaft den Ort ihres Freudenfestes zu wählen wußte; Etelshof, später der Schauplatz einer ungeheuern Schlächterey, ist nach der Angabe des Hrn. van der Hagen in der Gegend des heutigen Ofen zu suchen, wo damals Blut floss, wie in den jüngstvergangenen Octobertagen Wein; endlich hat sogar A. W. v. Schlegel in Heinrich von Osterreich, bekanntlich einem österreichischen Dichter, aus verschiedenen Gründen den Urheber des

Nibelungenliedes erkennen wollen, so daß der vorliegende Gegenstand der nationalen Historienmalerey mit gutem Grunde anheimfällt und auch deshalb eine aufmunternde Beachtung verdient. Freylich liegt er nicht geradezu innerhalb des österrreichischen Horizontes, denn Siegfried wurde jenseits des Rheins erschlagen; schwerlich dürfte aber ein Moment des Nibelungenliedes gefunden werden, der besser zu einem einzelnen, für sich bestehenden Bilde geeignet wäre als der ausgewählte Siegfried's Tod greift in die volle Mitte der Begebenheiten ein, motivirt durch und durch die letzte Hälfte des Gedichtes, nachdem er die erste bis auf einen gewissen Punct abgeschlossen hat. Die Katastrophe seines Todes ist zugleich von der fruchtbarsten und anschaulichsten Seite aufgefaßt worden, indem die vorgestellten Personen durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gemüthsbewegungen die Verhältnisse des Zusammenhanges lebendig entwickeln, theils das Geschehene aufklären, theils das Bevorstehende andeuten, Wendes vom Gipfelpuncte der Thatfache aus, im Lichte ihrer poetischen und materiellen Wirkungen.

Für das Verständniß des Bildes mögen einige historische Andeutungen vorausgehen, da wohl nicht alle Leser mit dem Inhalte des Nibelungenliedes hinlänglich vertraut sind. Dazu kommt, daß ein Bericht, wie ihn ein strengabgegrenztes Kunstblatt verlangt, sich für ein Unterhaltungsblatt nicht schicken will. Mit Hilfe der beygelegten Umrisse wird sonach jeder Kunstfreund, dem es darum zu thun ist, sich ein eigenes Urtheil über den Geist und Werth der Compositionsbilden können.

In einem Augenblicke ängstlicher Uebereilung hatte Chriemhilde Hagen das Geheimniß vertraut, woran Siegfried's Leben hing, und zwar aus zärtlicher Besorgniß für die Erhaltung ihres Gatten. Seitdem hegte sie, aufgeschreckt durch ahnungsvolle Träume, gegen Hagen den peinlichsten Verdacht und dieser steigert sich alsbald zur Überzeugung, als sie auf den Ruf ihrer bekürzten Dienerschaft eines Morgens aus ihrem Gemache tritt und vor dessen Thür ihren gemordeten Helden erblickt, ruhend auf seinem Schilde. Mitten unter den Ausbrüchen erschütternder Klagen durchschießt der Gedanke der Rache ihre Seele, erfüllt, beherrscht dieselbe so gänzlich, daß sie fortan das Werk der Nemesis zu ihrem einzigen höchsten Berufe macht, aber mit großer Besonnenheit, nachdem die ersten Bewegungen der Verzweiflung vorüber sind, ihr Vorhaben schweigend in sich zurückdrängt, während sie, wie im Schooße der Nacht, unausgesetzt die Mittel der Ausführung vorbereitet, zu dem Ende auch ihren Widerwillen gegen eine zweite Heirath überwindet, bis sie zuletzt, unterstützt von den Kampfgenossen und Freunden Hagen's, der als ein blindes Werkzeug ihres Willens die Mörder und Feinde Siegfried's mit ihren Mannen an seinen Hof geladen hatte, in der Vollziehung ihres reifgewordenen Planes, unter den ausgeheulten Streichen eines allgemeinen Verderbens entschlossen zu Grunde geht, glücklich in dem Gefühl, mit eigenen Händen und dem wiedergewonnenen Schwerte ihres ersten Gatten, dessen Neuchelmörder, dem gebundenen Hagen, den Kopf abgeschlagen zu haben. Hagen schilt sie kurz vor seinem Untergange eine Teufelinn; so konnte sie ihm allerdings erscheinen, für Siegfrieden blieb sie dagegen, was sie ihm stets gewesen war, ein Engel des Lichtes und der Liebe. Tiefe Innigkeit, starker Verstand, heroische Willenskraft erheben durch ihre Verbindung Chriemhilden zu einem Wesen, das vielleicht im ganzen Reiche der Dichtung nicht seines Gleichen hat. Ihr steht Brunhilde, die Gemahlinn des Königs Gunther, als unverföhlliche Feindinn gegenüber, ein Gewaltweib, wie jene, aber in verschiedenem Sinne. Durch den Bestand des starken Siegfried's und vermittelst einer listigen Täuschung in den Besitz Gunther's gekommen, wie sie späterhin mit Sareden erfährt, führt sie sich solchergestalt als Jungfrau, Weib und Königin auf tiefste gekränkt, als eine überwundene Amazone, die durch ihre Körperkraft und Gewandtheit allen früheren Liebesrittern in angestellten Kampfspielen den Untergang bereitet hatte, grenzenlos gedemüthigt; dieser drey- oder vierfache Schmerz wird noch vermehrt durch die Erinnerung, daß ihr Siegfried, die Krone der Ritterschaft zu der Zeit, als sie den Zusammenhang des Geschehenen noch nicht kannte, durch seine Schönheit und Tüchtigkeit, in Vergleichung mit Gunther, einst Thränen einer dunkeln Sehnsucht entlockt hat. Und diesen ersten Helden, der ihrer allein würdig gewesen wäre, ihn, den Heimlichgeliebten, muß sie zufolge seiner argen Verkappung als Chriemhildens Gatten erblicken. Letztere hat ebenfalls ganz besondere Gründe, auf Brunhilde eifersüchtig zu seyn, worüber es denn zwischen Beiden zu einem heftigen Wortwechsel kommt, dem wüthende Feindschaft nachfolgt. Der intricate Streitpunct gehört zu den Sachen, die, wie Schiller's Agnes Sorel meint, weiblich erwogen seyn wollen. Die Erfindung dieser Intrigue ist ein Meisterstück und mit bewunderungswürdiger Wahrheit behandelt, mit einer so beredten Verschwiegenheit, daß sie neuern Dichtern als Muster dienen kann. Hagen ist zwar dem

äußern Anstosel nachzuverderst von Brunhilden zur hinterlistigen Ermordung Siegfried's angereizt worden; die letzte und stärkste Triebfeder seiner That liegt jedoch in der Vertheidigung seines ritterlichen Selbstgefühls. Er kann es nicht ertragen, daß er durch Siegfried's hervorragenden Werth unter die Helden des zweiten Ranges zurückgewiesen ist, ihn gelüftet nach dem ersten, erzhört in seiner germanischen Seele etwas von Cäsars Geist in sich. Dabey ist er eine durchaus abgeschlossene, verhärtete Natur, fürchtet das Schlimmste, eben so wenig, als er das Entsetzlichste bereut, poetisch betrachtet, ohne Zweifel eine hochkräftige, originale Erscheinung, von Anfang bis zu Ende vortrefflich durchgeführt. Seine kurzen Stossworte sind voll von Sinn, häufig gewürzt mit dem Gift eines schneidenden Humors. Anbey ein Beleg aus der auf die Ermordung Siegfried's unmittelbar folgenden Zeit.

Da sprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was euch reut?
Nun hat zumal ein Ende all unser Sorgen und Leid,
Nun mag's nicht manchen geben, der uns darf besehen;
Wohl mir, daß seine Herrschaft durch mich zu Ende geht.“

Siegfried war, als er eben tief entkleidet und niedergebeugt aus einem Brunnen Wasser schöpfen wollte, von Hagen meuchlings überfallen und im Rücken an der allein verwundbaren Stelle mit einem Spiesse dergestalt durchbohrt worden, daß er, nachdem er die letzten Kräfte noch einmal auf eine außerordentliche Weise an seinem Mörder erprobt hatte, bald darauf in den Tod sank. Die Mitschuldigen des Verbrechens, unter ihnen auch Gunther, bereden sich unter einander, das Gerücht zu verbreiten, Siegfried sey auf einer einsamen Waldjagd von Räubern umgebracht worden. Hagen hat dafür kaum ein Ohr.

Da sprach von Troneg Hagen: „Ich bring' ihn (Siegfried) in das Land,
Mir ist es gar gleichgültig, ob es ihr wird bekannt,
Die so hat betrübet der Brunchilde Muth;
Ich achte es gar gering, wie sie nun weinen thut.“

Wie der Dichter Siegfrieden an Kraft des Leibes und den Vollkommenheiten des Ritterthums hoch über alle Mithelden gestellt hat, so ist er auch bemüht gewesen, noch zuletzt dessen liebenswürdige Laune von den verschiedensten Seiten zu zeigen und ihn bey seinen Abschiedsworten mit den schönsten Tugenden der Menschlichkeit zu schmücken. Gunther, Chriemhildens Bruder, gehört zu den Leuten, von denen Dante sagt, daß sie für den Himmel und die Hölle zu schlecht sind. Gernot und Giselher, gleichfalls Chriemhildens Brüder, sind als reine gütige Jünglinge der Mordthat völlig fremd geblieben. Die übrigen Personen bedürfen für das Verständniß des Ganzen keiner vorläufigen Bezeichnung. Es kam bey der vorausgeschickten Erzählung hauptsächlich darauf an, den Bestand der Charaktere hervorzuheben, damit auch solche Leser, denen das Gedicht fern liegt, im Stande seyen, den Werth der Nachbildung aus den Zügen des Vorbildes zu ermitteln.

Im poetischen Glauben unserer Alvordern lebte die Vorstellung, daß die Wunden eines Ermordeten, wenn ihm der Mörder möglichst nahe gestellt würde, wieder zu bluten anfangen. Hagen hatte in Chriemhildens Wohnung bey der angestellten Probe durch die Wirkungen seines Herantretens auf Siegfried's Leiche in solcher Art ein öffentliches Zeugniß gegen sich abgelegt, um so mehr, da schon früher der Verdacht des Mordes auf ihm ruhte. Seine Probe hing offenbar mit der Meinung von den Ordalien zusammen, weshalb der Künstler seine Darstellung eben so kurz als passend mit dem Namen des Gottesgerichtes bezeichnet.

Die Bahre Siegfried's steht so, daß der Kopf des Helden gerade die Mitte des Bittes einnimmt. Vor der Bahre kniet Chriemhilde, mit der Linken auf die Wunde zeigend, aus der das Blut der Anklage quillt, die Rechte dagegen zum Himmel emporhebend, als wollte sie die Rache Gottes auf den Mörder ihres Gatten herabziehen. „Nun wolle Gott es rächen durch seiner Freunde Hand.“ Hinter Chriemhilden ist ihre Mutter am untern Ende der Bahre sichtbar, mit gefalteten Händen auf Hagen hinschauend. Hinter der Bahre bemerkt man Gernot und Giselher. Jener wirft auf Hagen Blicke der Verachtung, dieser hat den Arm um den Nacken seines älttern Bruders geschlungen und betrachtet mit Schmerz das fließende Blut. Daneben beugt sich Siegmund, der Vater Siegfried's, über die Leiche seines Sohnes, indem er mit der Rechten, so weit es nöthig ist, die Hülle des Teppichs zurückstreift, um die Versammelten noch aufmerkamer

auf die blutende Wunde zu machen, und die Linke drohend gegen Hagen ausstreckt. Hinter Siegmund regen sich einige seiner Ritter; der eine hat das Schwert gezogen, während er, mit dem Gesichte rückwärts nach seinen Genossen hingewendet, ihnen Hagen handgreiflich als Mörder bezeichnet. Letztere streben mit Bewegungen der Wuth und des Rachedurstes heran. Verglichen mit den Figuren der linken Seite, bildet Hagen, der nächste an der Leiche, die Opposition. Er steht scheinbar ohne allen Affect da, aber eisenfest, die Rechte nachlässig auf seine Seitenwaffe gestützt, die Linke bequem abwärts gesenkt, Chriemhilden gegenüber, die er ruhig fixirt, gleichgültig gegen Alles, was sonst um ihn vorgeht. Gunther, der Nebenmann, legt die eine Hand auf Hagen's Schulter, mit der andern deutet er auf seine eigene Brust, als wollte er durch den doppelten Gestus jenen von der Mordanklage freysprechen.

(Da sprach der König Gunther: Ich will's euch zeigen an,
Ihn erschlugen Räuber, Hagen hat es nicht gethan.)

Nabe der rechten Ecke des Bildes lehnt sich Brunhilde auf eine Dienerin, mit heimlicher Lust in dem Unglücke Chriemhildens schwelgend. Zwischen Brunhilden und Gunther erblickt man zwey Ritter des letztern, Dankwart und Volker. Jener scheint das Verbrechen seines Bruders Hagen zu verabscheuen, dieser hingegen den furchtbaren Sünden anzustarren.

Es ist hier, wie schon gesagt, nicht der Ort, den Werth der wohlgedachten Composition im Einzelnen nachzuweisen, da jedem, der ein Urtheil darüber hat, ihr Verdienst aus der unmittelbaren Anschauung von selbst einleuchten wird. Die Handlung, aufgefaßt im Geiste der Dichtung und zugleich bereichert mit den Beweisen einer sachgemäßen Erfindungsgabe, hat Einheit, Fülle und lebendigen Zusammenhang. Überall blickt mit Erfolg das achtungswerthe Bestreben hindurch, dem Charakter der Personen zum Vortheil der allgemeinen Wirkung eine mimische Bedeutung abzugewinnen. Die Verständlichkeit der durchlaufenden Beziehungen hat der Künstler dabey nirgends aus den Augen gelassen; vielleicht ist er in einer und der andern Andeutung etwas zu weit gegangen. Wo es indessen auf Feinheit der Grenzlinien ankommt, ist Verschiedenheit der Meinungen unvermeidlich. Unter den Hauptpersonen sind besonders Hagen und Chriemhilde gelungen. Jener darf sich getrost mit seinen Brüdern im Auslande messen; er wird selbst bey einer scharfen Vergleichung nicht zu kurz kommen. Das Haupt der Chriemhilde ist eine würdige Erinnerung an den Preis ihrer Schönheit, während es zugleich den leidenschaftlichen Zustand ihrer Seele in ein erwünschtes Licht setzt. Nach Maßgabe der Wichtigkeit treten nicht minder verschiedene Nebenpersonen glücklich hervor. Kein Meister fällt vom Himmel. Zwar gehen seit einiger Zeit in den öffentlichen Blättern häufig Sagen herum, als seyen an vielen Orten Meister, gleich den Meteorsteinen, vom Himmel gefallen. Indessen wollen die Sullen im Lande wissen, daß mancher dieser Meister bey dem plötzlichen Falle Schaden gelitten hat, ungefähr wie Vulkan, als ihn Jupiter vom Olymp in einem Augenblick seiner Ungnade auf Lemnos herabschleuderte. So kann es also nicht befremden, wenn auch gegenwärtige Arbeit, deren Urheber sich selbst und die unendlichen Schwierigkeiten der Kunst zu gut kennt, um vorwitzige Ansprüche zu machen, neben überwiegenden Lichtseiten auch einige Zeichen von Schatten an sich trägt. Jedenfalls verdient sie als die Frucht eines ausgezeichneten Talents die öffentliche Beachtung in vollem Maße, um so gewisser, da die Historienmalerey ein Feld ist, dessen Anbau nur durch sorgföhrte Aufmunterung gedeihen kann.

Fr. Wähler.

Außerordentliche Beylage.

Das der heutigen Nummer unserer Zeitschrift beygelegte Blatt stellt das oben besprochene Bild des Hrn. Kahl im Umrisse dar.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 29. December 1835.

156

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108: für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Tapeten von Westminster.

Unter den Gegenständen, welche bey der letzten Feuersbrunst von Westminster ein Raub der Flammen wurden, muß man vorzüglich die prächtigen Tapeten bedauern, welche die Mauern der Lordskammer schmückten. Die ersten Kunstwerke dieser Art, welche in Europa erschienen, wurden aus dem Orient eingeführt und zwar durch die Kreuzfahrer. Zu jener Zeit hatte die Kunst bey uns noch wenig Fortschritte gemacht, die Damen von Stande allein widmeten ihre müßigen Stunden dieser Art von Arbeiten, wie man jetzt auch in unsern Salons allerley bunte und chinesische Stickereyen verfertigt. Nicht lange Zeit dauerte es, so ergriff der industriöse Geist Europens diesen Gegenstand und machte daraus einen neuen Handlungszweig, worin sich vorzüglich die Flämänder einen großen Ruf verschafften. Die Engländer und Franzosen gründeten ebenfalls ähnliche Unternehmungen, jedoch erst im 16. Jahrhundert unter Heinrich VIII. in England, und unter Heinrich IV. in Frankreich. Schon unter der Regierung Ludwigs XIV. wetteiferten die französischen Tapetenwebereyen mit denen der Flämänder, während in England Jacob I. diesen Gewerbszweig begünstigte und Sir Francis Crane 2000 Pfund Sterling schenkte, um eine Manufactur in Merlake in der Graffschaft Surrey zu gründen. Bis dahin waren die Niederlande die einzige Gegend, welche das übrige Europa mit diesen Tapeten versorgten, und dort wurden auch jene der Lordskammer verfertigt, welche die berühmte Schlacht der „spanischen Armada“ vorstellten. Der Dichter Spenceer wurde dergestalt von der Schönheit dieser Arbeit getroffen, daß er uns eine Beschreibung in Versen davon zurückgelassen hat. Der Künstler hatte jene große Begebenheit unter verschiedenen Gesichtspuncten dargestellt, zuerst eine allgemeine Übersicht der spanischen Flotte, ferner die verschiedenen Angriffsmanöver, bald wieder die imposanten Massen des feindlichen Geschwaders in Gegenwart des kleinen Häufleins der englischen Schiffe, das Feuer der Schlacht, endlich die Niederlage und die Flucht jener stolzen Flotte, welche Europa kurz vorher zittern machte. Im Jahre 1739 gab John Plin e einen Kupferstich darüber heraus,

welchen er mit einer Erklärung begleitete, aus welcher wir folgende Notizen gezogen haben:

Im Monat May 1588 beschloß die spanische Regierung in England einzufallen, vollendete alle ihre Vorbereitungen und gab sodann der Flotte, welche sie ausgerüstet hatte, den prunkenden Namen der „unüberwindlichen Armada!“ Diese Flotte bestand aus 130 Segeln, nemlich aus 65 Gallionen oder Kriegsschiffen, 25 Fluten, 19 Schaluppen, 13 kleinen Fregatten, 4 Galeassen und 4 Galeeren. Am Bord dieser verschiedenen Fahrzeuge befanden sich 19,295 Soldaten und 8050 Matrosen, wovon ein Fünftel ungefähr von Portugal geliefert worden waren. Die 4 Galeassen zählten 1200 Ruderer, die 4 Galeeren 888. Am Bord waren ferner 2431 Geschütze, wovon 347 Portugal angehörten, nebst 4575 Ctrn. Pulver. 2000 Freywillige aus den ersten spanischen Familien traten zu dieser Expedition, während der Herzog von Parma, der spanische Statthalter in den Niederlanden, noch andere Streikräfte versammelte.

Die englische Flotte bestand nur aus 30 Kriegsschiffen, welche größtentheils den spanischen untergeordnet und nur von 17,472 Matrosen bemannt waren. Die Landmacht war in zwey Theile geschieden, einer sollte sich dem Feinde im Fall einer Landung widersetzen, der andere sollte für die persönliche Sicherheit der Königin Elisabeth sorgen. Dieses letzte Corps zählte 45,362 Mann nebst 36 Geschützen, das erste 18,449 Mann.

Im Augenblick der Abfahrt dieser Armada von Lissabon starb der Großadmiral, Marquis von Santa-Cruz, an einem bössartigen Fieber, später starb auch der Viceadmiral, Herzog von Galiano, was natürlich die Abfahrt der Flotte verzögerte. Es war schwierig den Marquis von Santa-Cruz zu ersetzen, aber bald warf man die Augen auf den Herzog von Medina-Sidonia, welchem man den Herzog von Ricado zum Viceadmiral befügte. Der neue Oberbefehlshaber war ein Mann von großem Rufe, kannte aber die Seemacht nicht wie seine Vorgänger. Nichts desto weniger lichtete die Flotte am 19. May die Anker, erfuhr aber bey Corunna, wo sie noch eine Truppenverstärkung aufnehmen sollte, einen lebhaften Sturmwind, welcher sie zerstreute und mancherley Verluste verursachte. Auch mußten alle Schiffe, mit Ausnahme von vieren, in Corunna anlegen, wurden hier ausgebessert oder seemännisch zu sprechen: kalfatert, und gingen einige Wochen später in See. Die Nachricht von diesem Unfall wurde in England sehr vergrößert und der englische Admiral Lord Howard erhielt den Befehl, vier der größten Schiffe abzutakeln. Er gehorchte diesem Befehle jedoch nicht, und entschloß sich auf seine Kosten die Soldaten und Matrosen, die er entlassen sollte, in Sold zu behalten. Er that sogar noch mehr, und um sich mit eigenen Augen von dem Zustande der Armada zu unterrichten, segelte er nach Corunna zu. Als er an den spanischen Küsten angekommen war, überzeugte er sich bald von der Falschheit der am englischen Hofe verbreiteten Gerüchte, denn in der That rückte die Armada gegen England wie gegen eine sichere Eroberung vor. Lord Howard kehrte nun um, und begab sich dem Hafen von Plymouth zu, von wo er dem erstaunten England ankündete, wie die spanische Flotte im Anziehen begriffen sey, und wirklich ward auch schon am nächsten Morgen dieselbe signalisirt. Es war schwer anzugeben, welchen Ort der spanische Admiral angreifen würde, als man ihn aber eine Vereinigung mit den Kräften des Herzogs von Parma bewerkstelligen sah, zweifelte man nicht lange, daß er

beabsichtigte, sich des Canals la Manche zu bemächtigen. Augenblicklich beschließt der englische Admiral eine Recognoscirung zu machen, überzeugt sich von der Unordnung, welche in den feindlichen Reihen herrscht und befiehlt für den nächsten Morgen einen allgemeinen Angriff. Das Treffen begann bey Anbruch des Tages und endete erst gegen sechs Uhr Abends. Von beyden Seiten schlug man sich mit großer Tapferkeit, aber endlich unterlagen die Spanier, die Mehrzahl ihrer Schiffe wurde beschädigt und mehrere zu Grunde gehohrt. Trotz dem verzweifelte der Herzog von Medina-Sidonia nicht, aber er wurde in seinen Bewegungen durch die Schwerfälligkeit seiner Schiffe gehindert, die Manöver wurden langsam ausgeführt, ohne Übereinstimmung und Pünctlichkeit. Da entschied sein Kriegsrath das Gesecht aufzugeben, und da der Durchgang nach Spanien zugeschlössen war, umsegelten die Überreste der Armada die britannischen Inseln, wobey sie aber, bey den Orkneys angelangt, wiederum einen heftigen Sturm erlitten. Die Mehrzahl der Schiffe scheiterte auf den Felsen an der Küste, zertrümmerten gegen die Klippen oder sanken unter. Nur durch den größten Zufall entging der Herzog von Medina-Sidonia dem Schiffbruche und langte endlich im Monat September in der Bucht von Santander im biscayschen Meerbusen an; 5 oder 6 Schaluppen waren alles, was er von der „unüberwindlichen Flotte“ zurückbrachte. Nach einem Bericht, welcher zu jenen Zeiten erschien, wurde der Verlust der Spanier wie folgt angegeben: an den englischen Küsten im Monat July und August 15 Schiffe und 4791 Mann, an den irländischen Küsten 17 Schiffe und 5394 Mann, im Ganzen 32 Schiffe und 10,185 Mann, welche bey dieser Unternehmung verunglückten.

Folgende waren nun die verschiedenen Scenen, welche auf den Tapeten im Oberhause von Westminster dargestellt waren: Erstens: die spanische Flotte im Augenblick ihres Einzuges in den Canal; zweytens: die im Halbkreis geordnete Armada wird von den Engländern bey Fowey verfolgt; drittens: der linke Flügel der Schlachtordnung und die ersten Feindseligkeiten; viertens: die Galeere von Vasquez, als sie den Fokmast verliert und von Sir Francis Drake genommen wird, während der Lord Großadmiral den Feind mit dem „Bear“ und der „Marie-Rose“ verfolgt; fünftens: das spanische Admiralschiff und die Escadrille von Guypuzcoa wird von den Engländern in Brand gesteckt, und die Armada nähert sich der Insel Portland, wo sie einen neuen Unfall erleidet; sechstens: Kampf einzelner englischer und spanischer Schiffe; siebentens: Gesechte am 25. July der Insel Whight gegenüber; achtens: die Armada von den Engländern verfolgt, erwartet Unterstützung von Dünkirchen und Calais; neuntens: die Spanier vor Anker bey Calais werden durch die englischen Brandschiffe aus ihrer Stellung verjagt, in der Ferne sieht man die englische Flotte sich zu einer neuen Schlacht vorbereiten; zehntens: die Spanier suchen in den nördlichen Meeren eine Zuflucht, das Admiralschiff strandet bey Calais. — Was die Ausführung dieser Tapeten anbetrifft, so fand man die Küsten besser gezeichnet als in anderen Werken dieser Art, der Hintergrund war ziemlich wohl beobachtet, nur mitunter, wenn der Künstler beyde Küsten vorstellen wollte und nicht genug Raum hatte, sind diese zu nahe an einander gerathen. Hier und da erscheinen auf der Oberfläche des Wassers Delphine und wallfischartige Meerungeheuer; der Künstler hatte ihnen auf eine höchst possirliche Art ein ganz finsternes Ansehen gegeben, vielleicht um an-

zudeuten, daß selbst die Fische über die Ungerechtigkeit dieser Expedition ent-rüstet waren! Im Allgemeinen glichen sich diese Gemälde sehr unter einander und man sah überall die halbkreisförmige Armada und die englische verfol-gende Flotte. Wie dem auch sey, diese Tapeten waren kunstreiche Denkmale und machten ihrem Schöpfer große Ehre. Heinrich Cornelius Wroom, be-rühmter Seemaler von Harlem, lieferte die Zeichnungen, und Francis Spring führte sie aus.

A. v. Bornstedt.

Das Wunderschiff.

Auf der hohen See, der grenzenlosen,
Schwebt, umschwärmt vom Sonnenstrahl, ein Schiff:
In den Schnee der Segel haucht er Rosen,
Und dem Riele, der getrozt dem Riß,
Zeichnet er den Pfad auf silberhellen,
Lieberregten, lustgehob'nen Wellen
Sanft hinein, voll Himmelsheiterkeit,
In die Welt des Sturm's, so weit, so weit!

Träumt es, in Erinn'ung an Gefahren,
Die's bestand in mancher Wetternacht,
Schwerer denn die Angst von tausend Jahren?
Nein! Es wacht und strebt. Die Sonne lacht,
Munter, rastlos zieh'n die Segel, kräftig
Steh'n die Masten, Wimpel spä'h'n geschäftig
Mit dem Blicke, den Begeist'ung spannt,
Nach dem Puncte hin, wo Land ist, Land!

Aus der Heimat trägt's in reichen Tonnen
Irdisch Gut zu überird'scher Lust;
Bringt, was Glück ist unter allen Sonnen,
Was willkommen jeder Menschenbrust;
Dem entgegenjauchzen alle Hafen,
Hütten und Palläste, Fürsten, Eclaven,
Alles führt es, was die Menschlichkeit
Lehrend heisset für die Erdzeit.

Doch wer nennt mir seiner Heimat Namen?
Wer die Ufer, die's befrachtet? Wer
Kennt den Schacht, aus dem die Schätze kamen?
Wer das Land, d'raus seine Früchte her?
Schön'rer Purpur schmückte keine Krone,
Kein'res Gold floß keinem Erdensohne,
Hell'ren Demant sah kein Sonnenlicht,
Schön're Perlen weinen Engel nicht!

Braun von Braunthal.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, December 1835.

Der Katharinenabend brachte uns schon eine Redoute, welche jedoch nur schwach besucht wurde. Die Parterre- und ersten Ranglogen waren größtentheils gefüllt, da alles, was vom hohen Adel anwesend ist, sich freundlich einfand. Dagegen lieferten die beyden Säle wieder einmal den Beweis, daß es doch einen leeren Raum in der physischen

schen Welt gebe. Ungefähr 100 bis 150 Herren, doch nur wenige noch, wie in den ersten Redouten des vorigen Jahres, in Oberrocken und Pelzen, sondern meist anständig gekleidet, zwischten ihnen etwa ein halbes Hundert Personen des schönen Geschlechtes, warteten sehnlichsvoll und fruchtlos der Redoutenlust, während Ein weiblicher Kaskader und einige Chauve-souris schweigsam wie die Pythagoräer durch den Saal pitzgerten. Ein Arlequin von 6 Fuß Länge und etwa 18 Zoll Breite sprang herum, wie ein munteres Böcklein, und ließ schlagende Witze mit der Pritsche auf die flache Hand ertönen. Ein Pierrot, um im Charakter zu bleiben, stieß sich rücklings mit dem Kopfe an die Logenpfeiler, und ein Figurant als Pulcinello mühte sich recht erbarmungswürdig ab, diesen Maskencharakter durchzuführen. Um 2 Uhr war Alles zu Ende, und Hr. Stöger erhielt diesmal einen schlimmen Lohn für seine Beforgniß um das Vergnügen des Publicums.

Ein Wettrennen im Baumgarten, welches die Kunstreitergesellschaft des Hrn. Alexander Guerra veranstaltete, fand Beyfall, doch war es nur schwach besucht. Auch war die feuchte Spätherbstwitterung zu Schauspielen dieser Art nichts weniger als günstig.

Als Novität der Oper erschien hier zum Vortheile des Hrn. und der Mad. Podhorsky: „Der Vandid“ (Le Bravo). Ernste Oper in drey Aufzügen, aus dem Französischen, frey für die deutsche Bühne bearbeitet von J. D. Anton, Musik von Martiani.

Ein Wigbold meinte, die Oper sollte vielmehr der *Marodeur* heißen, da dieser *Bravo* keinen der frühern Meister tödtet, aber alle plündert. Der Stoff ist dem *Cooper'schen Bravo* entlehnt; aber so mysteriös durchgeführt, daß diejenigen unter den Zuschauern, welche den Roman nicht gelesen, nichts, die ihn kennen aber, weniger als Nichts davon verstanden. Der Hauptgrund dieses Unglücks liegt wohl darin, daß, bevor der Vorhang aufgeht, schon sehr viel geschehen ist, was uns die Sänger und die einzige Sängerin in Recitativen erzählen; wenn man nun bedenkt, wie selten die Recitative ganz verständlich ausgesprochen werden, und wie das Publicum niemals auf selbe hört, so ist es natürlich, daß man im Dunkel tappt. Hier aber reicht keine Deutlichkeit der Sänger, keine Aufmerksamkeit des Zuhörers hin, um das Dunkel zu durchdringen. Ich bin nicht ohne Erfahrung in der Hermeneutik der Opernpoesie, ich habe, bis auf wenige unergründliche Momente, die „Straniera“ und „Robert den Teufel“ verstanden, aber diesmal mußte ich mich auf Gnade und Ungnade ergeben, und geduldig abwarten, bis uns die „Bohemia“ verkünden würde, was wir gesehen und gehört. Mit ihr zugleich kam bey der ersten Reprise ein Programm auf den Zettel; aber auf höchst sonderbare Weise stand in der „Bohemia“ eine ganz andere Geschichte als in dem Programm. Ich will weder untersuchen, wer von beyden Recht hat, noch den Lesern dieser Blätter eine Exposition des Inhaltes vorlegen, da ich doch nur ein Plagiat begehen, und einen oder den andern abschreiben müßte. Was die Musik und deren Aufführung betrifft, so begegneten mir allerdings in der ersten viele schätzbare Bekanntschaften, welche mir aber durch den herrlichen Gesang der Mad. Podhorsky (*Violetta*) und des Hrn. Pöck (der den *Gradenigo* unter seine besten Rollen zählen darf) zu recht erfreulichen Reminiscenzen wurden. Hr. Demmer genügte in den lezten Acten mehr als im ersten. Die übrigen Personen sind kaum mehr als Chori-

sten. Die *Mise en scène* war höchst lobenswerth zu nennen, sowohl die ganze Ausstattung war anständig und zweckmäßig, als insbesondere das Arrangement des kleinen Fischertanzes im ersten Acte sinnig und malerisch angeordnet. Überraschend schön war das Bankett im zweyten Acte mit der Aussicht auf den Garten und den muntern Tanz der Landleute, welcher sich rasch bewegte und einige recht hübsche *Tableaux* bildete. Die Aufnahme war sehr lebhaft, und das in der Oper beschäftigte Trifolium wurde wiederholt gerufen.

Von dem Lustspiel (? — nicht lieber *Posse*?) „Endlich hat er es doch gut gemacht,“ nach einer englischen Idee, bearbeitet von *Albini*, meinte man im Parterre, der Titel ließe sich diesmal nicht auf den Verfasser anwenden, da er es schon öfter viel besser gemacht habe. Was nun die eigentliche Germanisirung dieses englischen Lustspiels betrifft (welches der Hr. Bearbeiter immer hätte angeben können, wenn er wirklich nur die Idee beybehalten hätte), so erschreckt sie sich, wie es scheint, meist nur auf die Namen; Plan und Organisation haben ganz die Zerissenheit und den Mangel an Einheit der Handlung, der in der Regel in den englischen Stoffen bey dem deutschen Publicum dem Erfolge störend entgegentritt. Es ist erst einem einzigen deutschen Bearbeiter —

Kettel in „Richard's Wanderleben“ — gelungen, ein solches Stück genießbar zu machen, ohne den ganzen Bau aufzulösen, wie es Schröder mit Meisterhand that, und darin noch immer ein unerreichtes Muster geblieben ist, da er sich Charaktere und Situationen aus guten englischen Stücken aneignete, sie aber mit einer so gelungenen deutschen Scenerie ausstattete, daß wir bloß durch seine Offenherzigkeit erfahren, das vorliegende Stück sey nur eine Bearbeitung, kein Original. Die Handlung dieses Lustspiels erinnert überdies häufig, wenn auch manchmal nur negativ, an Gortler's „Erbseidher“, Kogebue's: „Bruderzwist“ und Jünger's: „Er mengt sich in Alles,“ dessen Plumper (auch nach einem englischen Urbilde) auf jeden Fall eine viel ergößlichere Gestalt ist, als dieser Mengler. Ja sogar die gestohlenen Briefe aus Schröder's „Porträt der Mutter“ spielen hier wieder ihre Rolle, und so wenig wir es auch im Lustspiel oder gar in der Posse mit der Wahrscheinlichkeit genau nehmen wollen, so ist es doch gar zu ungereimt, daß Mad. Niedlich — die leibhafte Frau Griesgram, nur weniger energisch — ein ganzes Packet zusammengebunden er Briefe ins Wasser werfen werde. Hatte sie denn kein Feuer auf dem Herde? Brand ist so ziemlich wieder der Advocat Eitborn, abgerechnet, daß er sich am Ende sans rime et sans raison befehrt, und ein minder wirksames Sprichwort als das „Puff!“ des Hauptmann von Schögel ist uns noch nicht vorgekommen. — Die Aufführung war in den meisten Theilen gut, und so wohl die H. Polawsky (Schögel), Pusch (Brand) und Feistmantel (Mengler) als Mad. Altram (Mad. Niedlich) wandten alle ihre Kräfte zum Gelingen des Stückes auf, vorzüglich aber stüteten Mad. Binder die ganz gewöhnliche Soulbrettenrolle des Jettchens mit einem überströmenden Humor und Liebreiz aus. Wie Hr. Volze zu der wichtigen Rolle des Herrn von Eckerchen kam, wage ich nicht zu entscheiden. Die Aufnahme von Seiten des Publicums war kalt, es wurde wenig gelacht und noch weniger geklatscht. Am Schlusse wurde jedoch den Bemühungen der beschäftigten Schauspieler einiger Beyfall gezollt.

Alle. Marie Bayer, die hoffnungsvolle Tochter des Veteranen unter den Lieblichen unseres Publicums, betrat in der Rolle der Dorothea in Töpfer's: „Herrmann und Dorothea“ zum ersten Male unsere Bühne mit einem wahrhaft glänzenden Erfolge. Je seltener der Fall eintritt, daß Kunsttalent sich von den Eltern auf die Kinder vererbt, desto erfreulicher berührt es das Gemüth des Kunstfreundes, wo derselbe sich so glänzend und ausgesprochen zeigt, wie es hier der Fall ist. Alle. Bayer ist noch in der ersten Jugendblüthe und von der Natur unstreitig mit einer schönen Darstellungsgabe, Gefühl und Phantasie, dazu mit äußerem Reiz, einer niedlichen Gestalt, edlen ausdrucksvollen Zügen und einem sehr metallreichen Organ ausgestattet, und nach diesem ersten Versuche läßt sich auch mit Gewisheit annehmen, daß sie bereits ernste Vorstudien gemacht. Es ist nur zu wünschen, daß sie viel und anhaltend beschäftigt werde, damit das jugendliche Feuer recht schnell zur weithinleuchtenden Flamme sich erhebe. Alle. Bayer wurde von ihrem Vater (Feldern), der diese Rolle stets unter seine besten zählte, und heute sich im vollen Sinne des Wortes selbst überbot, vortrefflich unterstützt. Vater und Tochter wurden mehrmals gerufen, und am Schlusse empfahl Hr. Bayer seine Tochter der Günst und Nachsicht des Publicums. Mad. Altram (Frau) leistete, was in ihren Kräften steht, doch sagen derley gemüthliche Charaktere ihrer Darstellungsweise durchaus nicht zu. Ausgezeichnet brav mit innigem Gefühl und schlichter Natürlichkeit gab Hr. Diez den Herrmann und auch Hr. Walter wußte der komischen Gestalt des Apothekers das Interesse zu verleihen, welches bisher in einer unzuweckmäßigen Besetzung untergegangen war.

(Der Schluß folgt.)

Literatur der Taschenbücher.

- „Aurora.“ Taschenbuch für das Jahr 1836. Herausgegeben von Joh. Gab. Seidl. Zwölfter Jahrgang. Wien bey H. Buchholz, k. k. Hof-Buchbinder.
 „Das Weisheit.“ Taschenbuch 1c. 1c. Neunzehnter Jahrgang. Ebenda.
 „Der Freund des schönen Geschlechtes.“ Taschenbuch 1c. 1c. Ebenda.

Nette Kupferstiche, hübsche typographische Ausstattung und geschmackvoller Einband sind alljährlich die Vorzüge der drey so eben genannten Büchlein, von welchen freylich

nur das erstere als ein Taschenbuch anerkannt werden darf, die anderen aber bloß die Bezeichnung als niedliche Kalenderchen anzusprechen haben. Für die „Aurora“ haben die H. Joh. Ender, E. Klieber, K. Waldeck und Clementine Rusi die Zeichnungen, die H. Krepp, Kovatsch und Hofmann den Stich besorgt — in dieser Beziehung scheint gegen die früheren Jahrgänge ein Fortschritt geschehen zu seyn, denn ein Paar von den Bildchen sind recht gelungen. — Die Beschaffung des Inhaltes ist Sache unseres liebenswürdigen vaterländischen Dichters J. G. Seidl, eine Garantie, die nicht besser seyn könnte, insoferne man nicht, anstatt eines bescheidenen Neujahrgeschentes, die Morgengabe einer Fürsinn erwartet. Die Prosa besteht aus vier Erzählungen von den H. H. W. Adelmi, Dr. R. Puff, E. Mikolajsch und Dr. J. Jaromir Basodow, dann in einem topographischen Aufsätze von Emil „der Wolfgangsee.“ — Es befindet sich nichts eben Ausgezeichnetes darunter; doch ist in der historischen Novelle des Hrn. Basodow: „Der Alchymist“ einiges Talent nicht zu verkennen. Die, wenn wir nicht irren, der Chronik der Grafen von Cilly angehörige Erzählung: „Veronika von Dessenitz“, hätte wohl eine Behandlung verdient, die mehr Wärme und Phantasie entwickelte; in der vorliegenden läßt der schöne Stoff ziemlich kalt. — Von der im Taschenbuche gegebenen Poesie versteht es sich wohl von selbst, daß des Herausgebers Mittheilungen die meiste Ressource bieten und wahrlich, die Legende Seidls „die Nonnen von Burgo“ würde für sich allein dem Büchlein Werth geben, wären nicht auch sonst noch von dem begabten Verfasser ein paar sinnige und ansprechende Gedichte vorhanden, die als die schönste Zierde betrachtet werden können. Die übrigen poetischen Spenden, tragen die Namen der H. Kattenbrunner, Freyherr von Eyb, Dr. R. Puff, P. Kenn und Meta Communis.

Für die beyden Kalender haben die Künstler Grüne, Krepp und Langer gewirkt, auch finden sich Modenabbildungen darin vor. Prosaische und rhythmische Aufsätze füllen den übrigen Raum in bunter Mischung aus; als Autoren erscheinen die H. F. Föhner, L. Schlect, Kattenbrunner, Hoffmann, Emil, Dr. Puff, Dr. Basodow, Schmidt, Glaser, Willibald, Rizzi, Harnisch, U. Schilling, Kohr von Kohrau, Wenzig, E. Silesius, Aro, Schrank, Meta Communis, Welling und Seidl. Außer den Arbeiten des Herausgebers dürften noch: die Prosa des Hrn. von Kohrau, dann die Gedichte der H. Basodow und Rizzi einige Beachtung, die Verlagsartikel des Hrn. Bucholz aber alle jene Empfehlung verdienen, die ihnen auch vordem schon zu Theil geworden ist.

—pp—

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastspiele der Dlle. Charlotte Hagn, Königl. preussischen Hofschauspielerinn.

Die zweyte Hälfte der Gastspiele der Dlle. Hagn bestand zum Theil aus Wiederholungen der in der ersten Hälfte am beyfälligsten aufgenommenen Rollen, zum Theil aus einigen, wenigstens in dem diesjährigen Cyclus noch nicht gesehenen; letztere wollen wir der Reihenfolge nach in der Kürze erwähnen. „Das Käthchen von Heilbronn“ galt schon bey dem ersten Besuche der Dlle. Hagn in Wien als eine ihrer glücklichsten Leistungen; auch heute blieb der Eindruck, den sie hervorbrachte, der nemliche, günstige und erfreuliche. Es ist wohl wahr, es ließe sich der Rolle ein höherer poetischer Schwung abgewinnen, und die eigenthümlich reizende Dichtung unseres Kleist, den wir in einem ganz besondern Sinne den deutschen Dichter nennen müssen, scheint gleichsam ausdrücklich auf eine solche potenzierte Auffassung hinzudeuten; allein die Gefahr des Abweges liegt nahe daran, und wer sich nicht eines ganz festen, schwindellosen Schrittes bewußt ist, der thut wohl, sich nicht aus seinem Gleise herauszuwagen. So blieb denn das heutige Käthchen, streng und gleichsam bürgerlich bescheiden, des Heilbronner Waffenschmieds einfache Tochter, und als solche eine liebliche, wahre, ihres Zweckes sichere Erscheinung. Der Erfolg bewies, daß auch diese Gestaltung des Charakters ihre Wirkung nicht verfehlen kann. — Weniger sind wir mit der „Donna Diana“ der Dlle. Hagn einverstanden, welche Rolle sie anders als vor drey Jahren und, unserem Gefühle nach, minder glücklich als damals, behandelte. Sie suchte nemlich den Charakter, als ob derselbe an und für sich nicht wahr oder möglich wäre, zu

modernisiren, und ihn unseren Verhältnissen, unserer Denkweise, oder unserer Alltäglichkeit näher zu bringen. So wurde denn freylich aus der Donna Diana, die wir früher gewohnt waren, eine andere, aber auch aus der Dichtung und ihrer inneren Bedeutung wurde eine andere, und bey diesem Tausche, glauben wir, ist nichts gewonnen worden. Es schien, als ob die Darstellerinn, um ihrer einmal gefassten Ansicht nachzukommen, den Begriff des Stolzses in seine einzelnen Bestandtheile zerlegen und zersehen wollte; allein sie bedachte nicht, ob diese einzelnen Schattirungen und Nuancen auch als wirkliche, nothwendige Bestandtheile des hier geschilderten Stolzses gelten können. Wir, unseres Theils, sind anderer Meinung, und glauben, daß Heftigkeit, Empfindlichkeit, Laune, Übelnehmen, Schmolten, kurz alle die einzelnen Ausbrüche gereizter Eitelkeit, mit jenem Stolze, den der spanische und der deutsche Dichter so meisterlich bezeichneten, wenig oder nichts gemein haben. Von dieser modernisirten Donna Diana mag allerdings die Wirklichkeit und Geaenwart mehr Exemplare aufzuweisen haben, als von jener, welche die beyden Dichter sich gedacht; allein es fragt sich, ob die innere ewige Wahrheit des Charakters nicht höher stehe und den Vorzug verdiene vor jener zwar frappanten, aber vorübergehenden Silhouettenähnlichkeit der alltäglichen Erfahrung. Was jedoch die zu dieser Rolle so nothwendige äußere Repräsentation betrifft, so ließ sich von der einnehmenden Persönlichkeit der Darstellerinn und ihrer vollendeten Toilettenkunst wohl kein anderes, als das glänzendste Resultat erwarten. — Der kleinen, meistens für Anfängerinnen dankbaren Rolle der Zuseite in *Rozebue's* „Rosen des Herrn von Malesherbes“ wußte Ute. Hagn eine recht eigenthümliche neue Seite abzugewinnen; ein Verdienst, welches ihr überhaupt nicht streitig gemacht werden kann, und ihrem Talente die beste Lobrede hält. Wir haben schon mehrere Gelegenheiten gehabt, darauf hinzuweisen, und die in Rede stehende Leistung war ein neuer Beweis davon. Wer aus Kleinem etwas Bemerkenswerthes machen kann, der sollte alles daran setzen, aus Großem das Beste zu machen. — Recht verdienstlich, eben weil sie streng und gemäßig im Bereiche ihrer Aufgabe blieb, war Ute. Hagn als Dorothea in dem *Löpyfer'schen* Stücke: „Herrmann und Dorothea.“ Einfachheit, Wahrheit und Herzlichkeit sind die Bedingungen, unter denen eine solche Rolle gewinnen kann, und diese Bedingungen sind ja nicht so schwer zu erfüllen, zumal, wenn man an äußerem Reize so sieggewohnte Hülfsstruppen, als sie unserem Gaste zu Gebote sind, ins Feld stellen kann. — Ute. Hagn schied von dem Wiener Publicum, das ihren sämtlichen Darstellungen mit vielem Interesse gefolgt war, mit einer Wiederholung der „Königin von sechzehn Jahren“ und der *Margarethe* in den „Hagestolzen.“

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 21. December: „Nagerl und Handschuh.“ Hr. *Wallner* vom ständ. Theater zu Laibach gastirte in der Rolle des „Kappenstiefel.“

Die genannte Parthie wurde durch ihren ersten Darsteller, Hrn. Director *Carl*, zu einer Bedeutenheit erhoben, die ihr ein anderer, minder begünstigter Darsteller kaum mehr zu versehen im Stande seyn dürfte, am allerwenigsten aber scheint sie sich zu einem Debut zu eignen, da sie nur wenig Momente darbietet, um eine höhere Wirkksamkeit zu erzielen. — Hr. *Wallner* ist durch seine Mittel, durch Organ, Benehmen u. s. w. auf Bühnen untergeordneten Ranges angewiesen, wo er vielleicht im Fache der *Taddäds* und *Bonvivants* befriedigen mag; allein mit dieser klanglosen Stimme, diesen listischen Manieren, diesem gänzlichen Mangel an Laune, für welchen man höchstens einige Nonchalance gewährt wird, konnte er nicht befriedigen. — Die übrige Darstellung ist bekannt und ward wieder mit vielem Beyfalle aufgenommen, besonders excellirte *Scholz*, dessen Trunkenheitscene wirklich unwiderstehlich komisch wirkt; Ute. *Diele*n, die *H. Nestroy* und *Hopy* verwendeten sich mit Eifer und Erfolg. Die Musik dieser *Piece* gehört offenbar noch — besseren Tagen an.

(Mit Nr. 52 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von *Johann Schick's* sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: *Friedrich Wittbauer*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

M o d e.

Donnerstag, den 31. December 1835.

157

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Mobelbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

D e r W a h n.

(Eine wahre Begebenheit um das Jahr 1770.)

Gebhard Lenger hatte zu P^{***} im salzburgischen Pinzgau eine sehr ansehnliche Wirthschaft, denn er trieb mindestens fünfzig Rinder des besten Alpenschlages, Kleinvieh ungerechnet, auf die Hochweide, und erfreute sich in der Thalebene jährlich einer Ernte, die für diesen Gletschergau höchst beträchtlich zu nennen war. Dabey war er auch, sonder Geiz und Wucher, unermüdlich beschäftigt und darauf bedacht, dieses Besitztum nicht allein in gutem Stande zu erhalten, sondern wo möglich auf rechtliche Weise zu vergrößern, obwohl er dereinst nur von Medarda, seiner einzigen Tochter, beerbt werden sollte. Er liebte sein Kind mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit, doch überließ er die Knospe, die kaum sechzehn Sommer blühte, fast unbewacht sich selbst und ging, in dieser Abgeschiedenheit vom Weltgewühle keine Gefahr ahnend, seinen Geschäften nach, wie ihn Gang und lange Gewohnheit bestimmten. Auch Medarda, die seit lange schon ihre Mutter begraben hatte, ging und that, wie sie eben von der Lust des Augenblickes, oder von dem natürlichen Zuge ihres Herzens bestimmt und geleitet wurde, hüpfte leichten Fußes gar oft den steilen Felsentrüben zu den Weideplätzen der muntern Herden hinan, und freute sich der üppigen Lenzesblüthen, der reinen ambrossischen Luft, unter Spiel und Tand mit Lämmern und Blumen. Wenn sie des Scherzens müde, oder von der stehenden Sommerhize durchglüht war, eilte sie der Sennenhütte zu, um da im kühlen Schatten auszurasen, und ihre trockene Zunge mit dem frischen Bergquell oder mit Mollen zu erquicken. Lebrecht, der junge wackere Senne, bewirthete sie jederzeit mit heiterer gemüthlicher Dienstfertigkeit, und streute dabey auch der weiblichen Eitelkeit den stillen Forderungen des Herzens, den süßesten Opferrauch. Am liebsten mochte es Lebrechten gewesen seyn, wenn sich plötzlich ein Gewittersturm erhob, wie es denn auf den Alpen auch oft zu geschehen pflegt; denn da konnte er mit Sicherheit rechnen, Medarda's Besuch würde länger dauern als gewöhnlich. Es geschah aber nach wenig Monden, daß sich das unbesangene Mädchen öfter dem Jünglinge nä-

herte, und daß es in den Herzen der beyden Naturkinder nicht mehr stiller heiterer Frühling blieb. Medarda's Sinnen und Denken ward ein schweres unruhiges Träumen, ihr sonst liches bewegliches Auge blickte scheu und starr auf alles, was ihr sonst gefiel, und schien nur an ein leeres Luftgebilde geheftet zu seyn. Sie wurde sich in allem selbst ein Räthsel, und erschrak bey diesem Gefühle, ohne daß ihr Herz sie einer Schuld verklagte. Sie ahnte es kaum, daß ihre ausschließende Neigung zu Lebrecht die Ursache dieser Gemüthsstimmung sey, und wurde erst dann auf ihren Zustand und ihr Verhältniß zu ihm aufmerksam, als er von einer nothwendigen Trennung sprach, die er mit einbrechendem Winter, obwohl blutendem Herzen, bewerkstelligen müsse, indem er entschlossen sey, nach dem Beyspiele vieler anderer Landsleute nach der neuen Welt, nemlich nach Amerika, zu wandern. — „Denn ich bin nur Euer Knecht, Medarda!“ fuhr er fort, „bin arm und gemein, und könnte es mir weder versprechen, daß mich Euer Vater zum Eidam anerkennt, noch vermöchte ich es über mein Herz, daß ich Euch, wenn ich in der Nähe bliebe, jede andere Wahl schwer machte, und Eure Ruhe und Euer Glück unnütz zerstörte.“ Diese und ähnliche Worte und Vorstellungen fielen jederzeit wie Centnerlast auf ihr liebendes Herz; sie fühlte wohl, der ehrliche Lebrecht habe in Allem Recht; weil aber dabey der liebe Eigennutz so leer ausging, war sie um so weniger zu beschwichtigen, je inniger die reine Seele liebte, und glücklich zu werden verlangte.

Der Herbst nahte heran und blies seinen rauheren Odem, vor dem alle Blätter sanken, aus den Eishöhlen des Nordens, und wehte seine kalten Schauer auch in die warmen Pulse der Liebenden, denn mit ihm kam der Zeitpunkt, wo das Vieh von den Höhen getrieben wurde, und die entsehlliche Stunde, die sich Lebrecht zur Auswanderung nach Amerika anberaunt hatte. Je kürzer aber die Zahl der Tage bis zu jenem Zeitpunkte wurde, desto öfter fanden sich die beyden, und zwar meistens auf der einsamen Alpenweide zusammen, was ihnen jedoch auf das bitterste vergällt werden sollte.

Als Medarda an einem jener letzten Abende mit beklommener Brust von der Höhe in das heimische Thal herabwankte, und schon einer ewigen Nacht der Trennung und des Schmerzens entgegenzuschreiten wähnte, wurde sie plötzlich durch ein nahes klägliches Gewimmer aus ihren trübseligen Gedanken aufgeschreckt — sie blickte um sich, und gewahrte ein weibliches Wesen, das einen Säugling krampfhaft an den Busen drückte, dann mit ihm bis zum äußersten Felsenrande vorschritt und sich anschickte, in die dunkle bodenlose Bergschlucht hinabzuspringen. „Halt ein!“ rief ihr Medarda zu, sprang wie eine Gemse zu ihr hin, hielt sie am Gewande fest und schalt sie aus ob ihres frevlen Beginnens. Die Unglückliche stierte sie wild und trohig an, rollte die leuchtenden Augen zornentglüht, und sprach endlich aus hohler schwerathmender Brust: „Führt denn nicht da hinab der Weg in die neue Welt?“ — „In die andere Welt,“ fiel Medarda ein, „wo auf Selbstmord und Kindesmord keine Freude harren wird.“ — „Keine Freude?“ stöhnte die Wahnsinnige, „ich weiß es, für mich ist hier und dort keine Freude mehr; aber laß mich doch dieses Kind zu seinem Vater bringen, dem Treulosen, der mich so schändlich verlassen hat, und ehe dieser Wurm noch geboren war, mit jener Schaar in die neue Welt ausgezogen ist.“ Diese inhaltsschweren Worte der Verzweifelnden fielen wie glühende Dolsche auf Medarda's Herz, sie las in den ver-

zerrten Zügen des einst schönen Angesichtes der Seele tiefen Gram, sah in ihrer Blässe, ihrer Schwäche und ihren zerrissenen Gewändern der Armuth drückendes Leid, und blickte mit der innigsten Rührung, und nicht ohne einen besondern Schauer auf dieses erbarmungswürdige Jammerbild. Sie führte die Glende, die sich Clara nannte, in ihre Wohnung, in ihre Kammer, bewirthete sie mit der zartesten Theilnahme, und ließ sich, wie sie eben ihre lichtereren Augenblicke ablauschen konnte, ihr ganzes Schicksal umständlich erzählen. Allein die arme Medarda sollte für ihre Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft einen traurigen Lohn ernten. Clara's Verhältniß zu ihrem, heimlich nach Amerika gewanderten Gatten Oswald, dem Vater dieses Säuglings, war in seinem Entstehen ganz das Vorbild und ein Spiegel der geheimen Liebe zwischen Medarda und Lebrecht, und obschon diese Liebe noch in der reinen Lilienfarbe der Unschuld glänzte, ließ sich doch Medarda's unbefangener Geist von dem bösen Wahne beschleichen, sie theile mit Clara dieselbe Schuld und dasselbe Schicksal, und müsse ehrlos und verstoßen, wie jene, einer ähnlichen Verzeihung entgegenschreiten. Ihre Sinne wurden verstrickt, ihr Verstand ward irre, ihr ganzes Gemüth eingenommen vom Gespenste des Wahnes, der Selbstbeschuldigung und der Verzeihung.

Die alte Haushälterinn Susanna verlebte inmitten dieser zwey Wahnwüthigen eine entsetzliche Nacht, denn Medarda's Vater war, wie es oft zu geschehen pflegte, in einem entfernten Flecken, wo er seine Producte abzugeben beschäftigt war, und obschon sie einen Knecht eilig nach ihm ausschickte, so durfte sie ihn doch vor dem kommenden Abende nicht erwarten. Inzwischen sandte sie eine Magd nach Lebrecht, den sie als den Urheber dieser unseligen Geisteszerrüttung mit den bittersten Vorwürfen empfing. Lebrecht lächelte in einer Unschuld harmlos zu ihren Stachelworten, und eilte dem Gemache Medarda's zu. Als er noch auf der Treppe war, schallte ihm die Stimme der Geliebten kreischend entgegen: „Nahe mir nicht, du Oswald, neuer Verräther der Liebe!“ und mit diesen Worten schlug sie ihre Kammerthüre dröhnend ins Schloß. Lebrecht war im Innersten erschüttert, und wußte sich in dieser bösen Lage nicht zu rathen. Er stand den ganzen Tag über an der verschlossenen Thüre, betheuerte, beschwor die Geliebte, und erschöpfte seine ganze Beredsamkeit, um sie zu vermögen, daß sie ihm öffne und sich ihren Irrwahn ausreden lasse. Er pochte und klopfte umsonst. Als die Sonne über die Alpen hinabtauchte, verließ er die Thüre, stieg schwermuthvoll die Treppe hinab, und lehnte eine Leiter, wie er sie eben fand, an die Wand des Hauses, um zu dem Fenster der schmerzlich Geliebten emporzuklettern, und mit ihr auf's Neue zu unterhandeln. Er hatte dasselbe bereits erreicht, und seine vorigen Beschwörungen wieder begonnen, als eine Sprosse unter seinen Füßen, und von dieser Erschütterung die alte morsche Leiter zersplitterte. Lebrecht wollte in diesem Augenblicke durch eine schnelle kühne Wendung das Fenstergitter erfassen, aber entweder glitt er mit den Fingern ab, oder konnte es wirklich nicht mehr erreichen, kurz! er blieb mit seinem Gewande an dem eisernen Haken hängen, an dem des Winters die Balken eingehenkt und befestigt wurden. Der scharfe Haken griff bis an den Leib, rißte ihn längs dem Rücken hinauf, hielt ihn aber doch endlich fest am Nacken, daß es den Anschein hatte, als wollte sich der Unglückliche erhängen. Die beyden Frauen, die das mit ansahen und hörten, waren im Innersten erschreckt, allein diese

neue gewaltsame Erschütterung ihrer Nerven hatte in ihrem Seelenzustande und in ihrer Gemüthsstimmung eine, wenn auch nur augenblickliche, Veränderung zur Folge. Medarda's Verstand entwirrte sich zuvörderst aus den Nebeln des Wahnes, und gewann es über sich, zu bedenken, daß der Zustand Lebrecht's lebensgefährlich sey. Sie eilte hastig hinab und rief zur Hülfeleistung auf; da aber niemand als das alte Mütterchen Susanna erschien, die dem Unglückseligen, der sich, wie sie meinte, aus Verzweiflung erhängte, weder helfen konnte, noch wollte, so erhob Medarda ein Jammergeschrey, daß es vielfach von den Alpen wieder ertönte.

Mittlerweile war ihr Vater mit dem Knechte zurückgekehrt. Susanna zog ihn bey Seite, klagte Lebrechten als schändlichen Verführer beyder Mädchen, und nun als Selbstmörder an, und rieth ihm, er möchte den Verbrecher, wenn er noch lebte, dem Gerichte überliefern, und Clara aus dem Hause jagen. — Die Sache kam aber anders, als Susanna dachte und wollte. Gebhard Lengler war wohl im tiefsten Herzen entrüstet bey dem möglichen Gedanken, sein Kind sey ein elendes Opfer der Verführung, doch kannte er für's erste zufällig Clara's trauriges Schicksal, und ersah demnach, daß Lebrecht hier völlig unschuldig sey, und für's zweyte war ihm dessen Rechtlichkeit und fester Charakter zu genau bekannt, als daß er ihn so blindlings für den undankbaren Betrieger halten konnte, der er in dem Urtheile jener kurzfristigen Alten war. Er holte selbst eine Leiter herbey, und hob mit Hülfe seines Knechtes den Unglücklichen aus seiner Haft, half ihm theilnahmvoll auf den Boden herab, sprach ihm Trost und Fassung zu, und wartete gelassen ab, welches Bekenntniß er ihm selbst ablegen würde. Nachdem sich Lebrecht erholt hatte, warf er sich seinem Herrn zu Füßen, bekannte ihm seine Liebe zu Medarda, schwor ihm aber, daß diese Liebe so rein sey, wie der junge Schnee auf den Gipfeln der Alpen. „Ich will Euch aber fürder aller Sorge befreyen, und meinem langgefaßten Entschlusse gemäß dahin wandern, wohin so viele unserer Landsleute gezogen sind, nur laßt mir Euren Fluch nicht folgen, wenn ich in Medarda's Herzen eine tiefere Wunde geschlagen habe, als ich wollte.“ — Gebhard verwies ihn auf seine Weide, und untersagte ihm bis zu seiner nahen Auswanderung jede Zusammenkunft mit Medarda. Der getreue Knecht gehorchte. Als ihn Medarda fortgehen sah, kehrte die Erinnerung an Clara's Geschick und der unglückliche Wahn in ihre Seele zurück; sie erhob ein klägliches Gewimmer, warf sich ihrem Vater in die Arme, und beschwor ihn, er möchte Lebrecht zurückhalten, denn sie wüßte es, er gehe zu Oswald nach Amerika. Der Vater suchte sie zu beschwichtigen — es war umsonst, sie verharrte auf ihrer fixen Einbildung und drohte eine erbarmungswürdige Beute ihres Wahnwizes zu werden.

In der achten Nacht, wo sich der Himmel in Regen und Hagel zu ergießen schien, vernahm man plötzlich unweit des Hauses ein fürchterliches Brausen, Dröhnen und Erschüttern. „Ha! eine Lawine rollt los von den Bergen,“ rief der erschreckte Hauswirth, und weckte alle aus dem Schlafe, zündete Windlichter an, und spähte, ob sie sich noch retten könnten. Noch dauerte das Rollen und Brausen fort, aber schwächer ward es und immer schwächer. — „Gottlob!“ rief Gebhard aus, „die Lawine, die Lebrecht vorausgesagt, ist wirklich losgebrochen, und ohne Zweifel jene Riese (Graben) hinabgerollt, die er ihr seit Monden schon vorgegraben hatte!“ Er ließ sich auf die Knie nieder

und bethete, bis der Morgen graute. Dann erhob er sich, und kletterte die Höhen hinan. Die Lawine nahm wirklich den bezeichneten Weg, und anstatt sein Haus zu verschütten, welches ohne jene Riese unfehlbar geschehen wäre, brachte sie ihm noch den Nutzen, daß sie sich mit ihren Sand- und Erdmassen in einen großen Sumpf entleerte, ihn auf diese Art trocken legte, und nachmals der Cultur drey Joch Feldgründe zu bearbeiten gab. Gebhard segnete den Zufall, stieg frohlockend zu Lebrecht empor, faßte ihn an der Rechten, führte ihn holdlächelnd zu seinem Hause herab, und nannte ihn umarmend seinen Schwiegersohn. Wer war glücklicher als Medarda! Die Nebel ihres Geistes zerstreuten sich, und kehrten nicht wieder zurück. Clara, die inzwischen ihre innige Freundin geworden, mußte mit ihrem Kinde im Hause bleiben, und auch an ihr hat sich die Zeit, die alle Wunden zu heilen im Stande ist, als ein wohlthätiger Arzt bewährt.

J. Moshammer.

Am Sylvesterabend.

Geht der zwölfte Mond zu Rüste
In der Zeit gewalt'ge Schichten,
Gibt uns die vermehrte Liste
Manches Ernste zu betrachten:
Einen Blick wirft man hernieder
Zu den Jahren, die vergangen,
Während and're Blicke wieder
Auf der Zukunft Schleiern hangen.

Wie auf der theban'schen Klippe
Jene Sphinx verderblich lauert,
Von der räthfelschweren Lippe
Schrecken auf die Wand'rer schauert:
Also tritt mit dunkler Frage
Auf den Menschen ein das Leben,
Und das Räthsel seiner Tage
Wird ihm Glück, wird Tod ihm geben.

Ward er zum Odis geboren,
Stark an Geist und kühn von Wesen,
Dann ist er vielleicht erkoren,
Jenes Räthsel aufzulösen;
Er zerreißt vielleicht die Binde,
Die es düster hält umschlungen,
Wünscht wohl auch, daß er — erblinde,
Wenn die Lösung ihm gelungen.

Denn nicht Jeder kann ertragen,
Anzuschau'n das frevle Treiben
Von Verbrechen, Lust und Wagen,
Kann es seh'n und — ruhig bleiben.
Manchem wird Entsetzen nahen,
Und der Dolch blinkt in den Händen,
Auf die Augen, so dieß sahen,
Die Vernichtung zu entsenden. —

Außen ist's nun Nacht geworden,
 Es beginnt das inn're Leben,
 Von der Reue grausen Horden,
 Fluch und Schlangenbiß umgeben;
 Ruhelos sucht der Gequälte
 Der Entführung Strahl hiernieden;
 Doch der Weg, den er erwählte,
 Führt zum Hain der — Cumeiden.

Und Harpyenfügel irren
 Über seinem Haupt in Wettren,
 Dumpfe Stimmen hört er schwirren,
 Die die Seele ihm zerschmetterten;
 Angehaucht von leiser Ahnung,
 Sinkt er auf den Boden nieder,
 Fühlt der Gottheit hehre Mahnung —
 Und er weint und bethet wieder.

Weint, daß er mit kühnem Griffe
 Faßte in des Schicksals Speichen,
 Bethet, weil zum steilen Riffe
 Milde Gnadenhände reichen;
 Glaubet an das höchste Wesen,
 Will sich ihm mit Lust ergeben;
 Dieß nur kann harmonisch lösen
 Jenes große Räthsel — Leben. —

Nimmer frommt es, dreist zu schauen
 In der Zukunft düst're Mächte,
 Selbstvertrauen, Gottvertrauen,
 Sind die stärksten aller Mächte.
 Und an diesem heil'gen Schirme
 Mag sich Jeder gläubig stützen,
 Troß der widerhob'nen Stürme,
 Seine Gegenwart benützen.

Denn der Gott, der unsichtbare
 Zählt die Tage, zählt die Stunden,
 Richtet dann, wie er die Jahre
 Und das Leben hat gefunden;
 Kurz nur ist der Monde Währen
 Und ein Jahr geht schnell zu Rüste;
 Möge jedes denn vermehren
 Unsrer guten Thaten Liste!

E. Straube.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, December 1835.

(S c h l u ß.)

Eine Darstellung der Kunststreitergesellschaft des Hrn. Alexander G u e r r a im Theater: „Die Eroberung von Ipsara.“ Große Pantomime in fünf Abtheilungen, war in ihrer Art merkwürdig zu nennen. Das Theater war, wie natürlich, überfüllt, denn dramatische Productionen, welche Pferde versprechen, werden von allen Zuschauerclassen besucht. Erstens kommen diejenigen Leute, welche nichts wollen als schauen, ohne zu denken, zweitens die Gedächtnislosen, welche sich am Spectakel erfreuen, und von einem Jahre zum andern vergessen, wie dertley Kunst-

138

ausstellungen (zumal auf unserer Bühne) meist total verunglücken, dreitens die nachlässigen (insbesondere, wenn der Stoff tragisch ist) und endlich die Freunde des komischen Scandals. Die beyden letzten Classen fanden vollkommen ihre Rechnung bey dieser Eroberung, deren Reiz nur derjenige ermessen kann, welcher mit beobachtenden Blicken das grandiose Schwanken und Schweben der Kunstreiter, sobald ihr Fuß den ihm fremd gewordenen Fußboden betritt, das unendlich komische Pathos und die rastlose Beweglichkeit, womit sie alle Leidenschaften durch dasselbe Stampfen mit dem Fuße, dieselben Schritte, Sprünge, Verrenkungen und Verzerrungen des Körpers und der Gesichtszüge darstellen, betrachtet hat. Die erste Abtheilung führt uns auf die Insel Ipsara in das türkische Lager; Michael Rufaris, ein griechischer Häuptling, ist von den Türken gefangen worden, und hat „die Kleider und Sitten der Türken angenommen,“ sagt das Programm, das heißt, er heirathet eben, obschon er eine Frau, Kleonisa, in der belagerten Stadt hat, dennoch die Tochter des Pascha, Fatime. Zur Hochzeitfeier tanzt Ule. Milig und Hr. Fortner ein Pas de deux mit Begleitung des Figurantenpersonals. Im Hintergrunde stehen sieben Pferde mit sechs Türken auf ihren Rücken, sehen den Tanz von rückwärts umsonst an, wie wir von vorne, und scheinen Betrachtungen zu machen, die nicht ganz zum Vortheile des zahlenden Publicums ausfallen dürften. Es kommt ein kleiner possierlicher Kerl mit der Nachricht, daß die Griechen einen Ausfall gemacht haben, und Alles geht und reitet ab, um sie zu schlagen. In der Festung herrscht indessen ein so gewaltiger Hunger, daß sich das Publicum unwillkürlich an das Geschrey der Kinder in: „Zu ebener Erde“ erinnerte, und daher eben so unwillkürlich bey der „außerordentlichen Verzweiflung“ lachte, was man jedoch, als unwillkürlich, dem Prager Publicum nicht als eine Hartherzigkeit auslegen darf. Endlich bringen die ausgefallenen Griechen einen Sack Brot, und den Michael Rufaris, welche sie beyde den Türken abgenommen haben. Man fällt erst über das Brot — selbst die beleidigte Gattinn, die gleich einer hungrigen Wölfin einhaut, um sich zu dem folgenden Heroismus zu stärken — dann über den Michael her. Ein alter zitternder oder wackelnder griechischer Eremit bewegt ihn, zur griechischen Fahne zurückzukehren, und nachdem dieß geschehen, geht alles wieder ab, um die Türken zu schlagen. Die Türken schießen auf die Festung, die Griechen scheinen anfangs nasses Pulver zu haben, denn ihre Flinten versagen, dann haben sie frische Munition und schießen auf die Türken, die wieder laden und wieder schießen. Die Griechen reiten aus dem Thore heraus, und die Türken wieder mit hinein, was ganz natürlich ist, da das Theater so in Nacht und Rauch gehüllt ist, daß eines das andere auf zwey Schritte nicht sieht. Die Griechen, Kleonisa an der Spitze, steigen nun in ihre Kataomben hinab, in deren Mitte ein schmutziges Pulverfaß steht, Kleonisa nimmt die Lunte und nähert sich dem Faße, aus dem eine mächtige Rakete hervorzielt — es hatte diesen Abend schon manche unsichtbare Rakete gezischt — die Griechen fallen auf den Boden, Coullissen und Courtine sinken herab, statt sich in die Höhe zu schwingen wie sonst, pappendeckelte Steine fallen vom Himmel, man sieht im Hintergrunde eine brennende Stadt, von rothem Lampenschein beleuchtet, der Vorhang fällt, im vierten Stock fühlen sich einige Händepaare magnetisch zu einander gezogen, und ruhen nicht eher, bis einige Griechen erscheinen, dann g

die Zuschauer aus dem Parterre ruhig um drey Viertel auf neun Uhr nach Hause, nur die in den Logen müssen warten, weil ihre Equipagen noch nicht da sind. Diesem Spectakel ging „der Gang ins Irrenhaus,“ Lustspiel in einem Aufzuge nach Scribe von Herzensborn, voran, welches — mit Ausnahme des Hrn. Pusch, der als Crescendo stürmisch gerufen wurde — mit einer wunderbaren Harmonie der Hauptpersonen zusammenging, denn weder der Onkel, noch Amalie, noch Alfred wußten ein Wort ihrer Rollen.

Concerte des Hrn. Carl von Bocklet.

Die Concerte des Hrn. von Bocklet haben auch dieses Jahr ihren Charakter eben so wenig, als die Leistungen des Künstlers ihren hohen und eigenthümlichen Werth verläugnet. Die einfache, kraftbewusste Art, mit welcher er es unternahm, allein und ohne ein pomphaft angekündigtes Geleite fremder, oft übel harmonirender Mitwirker, das muskelliebende und musikkennende Publicum unserer Hauptstadt zu unterhalten, beweist am besten, was er sich und diesem Publicum zutrauen durfte. Sein Vertrauen ist gerechtfertigt worden; er selbst hat sich aufs Neue als großer, in seiner Eigenthümlichkeit als Improvisator unübertroffener Künstler bewährt und das Publicum ist um

188

ein paar höchst genussreiche Abende reicher geworden. Bocklet gehört mit zu denen, die den alten Ruhm des tonreichen Wiens ewig frisch und lebendig erhalten; möge er noch lange in dieser Eigenschaft wirken und wenigstens von seinen Landsleuten, da er es bisher noch immer verschmäht hat, sein Licht im Auslande leuchten zu lassen, nach seinem ganzen Verdienste gewürdigt werden. — Die Musikstücke von fremden Meistern, welche Hr. von Bocklet zu seinen Productionen gewählt hatte, bestanden in dem Clavierconcerte in E-dur von Moscheles, einem aus vielfacher Erinnerung bekannten Concertstücke von C. M. von Weber; dann dem unvergesslichen, vollendet schönen Concerte in As-dur von Hummel, und endlich in einem weniger bekannten, auch im Druck noch nicht erschienenen Concerte fantastique von Moscheles. Die beyden Stücke des letztgenannten Componisten sind brillante und gewiss auch dankbare Aufgaben für den fingergewandten Virtuosen und fanden daher auch an Bocklet den Mann, der damit umzugehen weiß, obwohl das eigentliche, höchste Verdienst seines Spieles in etwas ganz Anderem besteht, als in der bloßen technischen Fertigkeit. Dieses Andere machte sich besonders in dem schon zuvor gerühmten Concerte von Hummel geltend, und wir glauben, daß dieses unvergleichliche Constück in Betreff des Ausdruckes und Vortrages wohl nie schöner gespielt worden ist, als heute. Auf solche Weise, scheint es, müssen die Hummelschen Compositionen behandelt werden, wenn sie ihrem ganzen Gehalte nach genossen werden sollen. Auch Weber's geistreiches Werk gewann unter den Händen unseres Meisters ein neues, vielseitiges, inhaltreiches Leben. Die größte Theilnahme indessen von allen in beyden Concerten gelieferten Leistungen erregten die versprochenen Improvisationen des Hrn. von Bocklet, jene wundergleichen Erzeugnisse des Augenblickes, die, treu bewahrt in langer, erst vor einem Jahre aufgefreschter Erinnerung, eine beynahe schon traditionelle Berühmtheit erworben haben. In diesen Schöpfungen ist Bocklet ganz und eigentlich in seinem Elemente, denn hier ist er Dichter im wahrsten Sinne des Wortes; uns andern, die wir diese reichen Tonbilder flüchtig an uns vorüberflattern sehen müssen, bleibt neben dem Genuße des Augenblickes nur das Bedauern, daß wir sie nicht anders festhalten und dauernd bewahren können, als in einer dankbaren Erinnerung. Die Improvisation im ersten Concerte war über ein, wie es scheint, von dem Concertgeber selbst erfundenes Thema, welches der Künstler mit einer staunenswerthen Gewandtheit durch alle Formen der musicalischen Composition abwandelte. Die Schwierigkeit, ihm überall zu folgen, lag wohl größtentheils in der Neuheit des Motives; das letztere mußte der Zuhörer erst herausfuchen, er entbehrte also das große Erleichterungsmittel, ein ihm schon bekanntes, vertrautes Motiv vor- und überall wiederzufinden. Dieser Umstand that wohl der Wirkung der ersten Improvisation einigen Eintrag, obwohl es ihren Werth, zumal in den Augen des Kenners, vielleicht nur noch erhöhte. Um so dankbarer, fastlicher, und für Alle erfreulicher war die zweyte Improvisation, in der Hr. von Bocklet, offenbar in der glücklichsten, dem Schaffen günstigsten Stimmung, ein Mozartsches und ein Beethovensches Thema zum gemeinsamen Gegenstande seiner musicalischen Seher- und Auslegergabe erwählt hatte. Die laut- und athemlose Stille im Saale, aber die um so innigere Theilnahme der Versammlung, so wie der am Schlusse laut ausbrechende Enthusiasmus werden dem trefflichen Künstler besser, als wir es im Stande sind, berichten haben, mit welcher allgemeinen Herzlichkeit und Bewunderung sein Werk aufgenommen und gewürdigt worden ist, und wie sicher er für alle Zukunft auf eine gleiche Stimmung bey seinen Freunden rechnen dürfe.

Modellbild LIII.

Kleid von Mousselline de Laine mit einem Tuchtragen von Rosa-Atlas mit Schwannkreifen besetzt, nach einem Originale von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse Nr. 426.

Atlascapote mit gleichem Bunde geziert, nach einem Originale von Josephine Niederreiter (vormals Langer), Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgegeben von Johann Schich's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.







